

Hessische Landes- und Volkskunde

von C. Hessler · 2. Bd


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


BÜCHEREI
Carl Theodor
Freudenstein
Hildesheim
Nr. 701



Carl Heßler

Hessische Landes- und Volkskunde

Band II: Volkskunde.



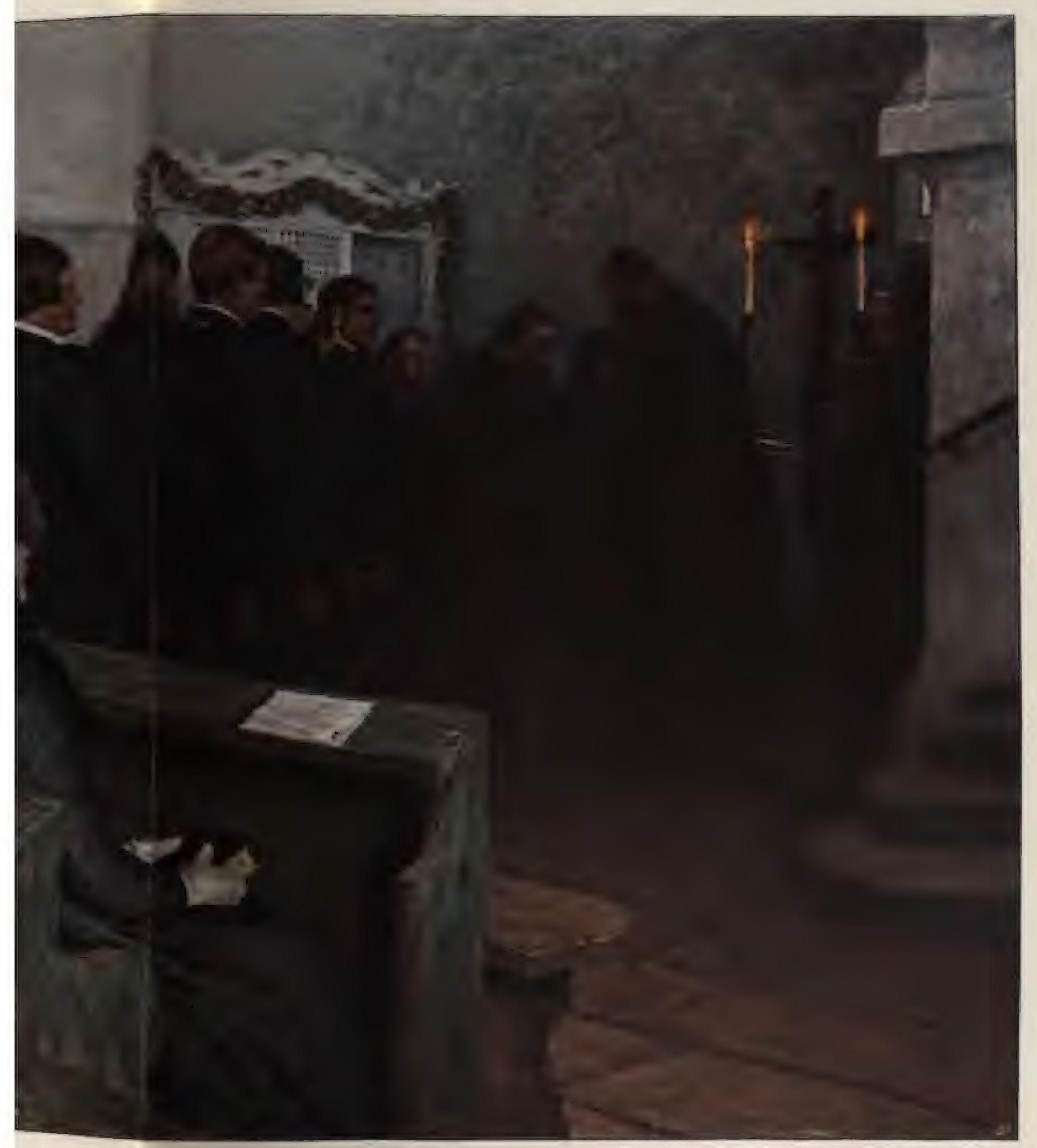


N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Abendmahl

nach dem G

Das Original b



Mit besonderer Erlaubnis.

n einer hessischen Dorfkirche

nälde von Professor Carl Bantzer.

ndet sich in der Königl. National-Galerie, Berlin.

Hessische
Landes- und Volkskunde

Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland
am Ausgange des 19. Jahrhunderts.

In Verbindung
mit dem Verein für Erdkunde und zahlreichen Mitarbeitern

herausgegeben von

Carl Heßler

Band II: **Hessische Volkskunde.**

Mit mehreren Karten und zahlreichen Abbildungen.

Marburg
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung
1904.

Druck von August Pries in Leipzig.

Vorwort.

Liest man heute über irgend ein fremdes Ländergebiet eine Beschreibung, so wird man sicherlich auch eine Schilderung der Bewohner dieses Gebietes nach ihrer äußeren Erscheinung, sowie nach Wohnung, Kleidung, Beschäftigung, Religion und Sitten und Gebräuchen darin finden. Denn „Land und Leute“ heißt seit etlichen Jahrzehnten das Losungswort auf dem Gebiete der Erdkunde, und dieser Grundsatz wird seine Bedeutung auch niemals wieder verlieren. So hat sich denn seit ungefähr einem halben Jahrhundert unsere Kenntnis über die Erde und ihre Bewohner ganz außerordentlich bereichert, ja, es gibt gegenwärtig wohl kaum noch ein fremdländisches Volk oder Völkchen, über dessen Verhältnisse wir nicht schon recht eingehend Bescheid wüßten.

Wie steht es nun in dieser Beziehung mit unserer Heimat? Sind wir über die Sitten und Gebräuche unseres eigenen Stammes und weiter des ganzen deutschen Volkes ebenso genau unterrichtet? Eigentlich dürfte eine solche Frage gar nicht ernstlich gestellt werden; denn wenn wir über die Eigenart der fremden Völker bereits so genau unterrichtet sind, muß doch wohl die Kenntnis über das eigene Volksleben eine noch viel tiefere und gründlichere sein. Ist dem nun aber wirklich so? Leider müssen wir diese Frage tatsächlich mit einem „Nein“ beantworten. Mit Erröten müssen wir bekennen, daß uns das Leben unserer eigenen Stammesgenossen in mancher Hinsicht sogar fremd geworden ist. Viele, namentlich die Bewohner größerer Städte, kennen das Volksleben nicht näher, als diejenigen etwa das Meer, die nur vom hohen Ufer auf dasselbe herabblicken oder höchstens einmal von seinen Wogen sich schaukeln lassen. Und in mancher Beziehung gleicht ja das Volksleben dem Meere. Wie dort die Wellen und Wogen das Gewand bilden, so hier die äußere Erscheinung des Volkes, sein Leben und Treiben, sein Feiern der trüben und fröhlichen Tage. Aber unter diesem Gewande ruhen zahlreiche Schätze und Perlen in mannigfacher Schönheit und Pracht, daneben freilich auch mancherlei Gebilde, die weniger anziehend auf unser Gemüt wirken, dabei aber nicht ohne Interesse für uns sind.

In Beziehung auf die Kenntnis unseres Volkslebens mußte sich also wohl endlich einmal ein Wandel vollziehen. Es ist eine heilige Pflicht

für uns geworden, im Interesse der Geschichte unseres Stammes die Eigenart unseres Volkslebens nach allen Seiten hin endlich einmal festzulegen. Diese bedauerliche Lücke in der Literatur unseres Landes ist bereits seit längerer Zeit erkannt und schmerzlich empfunden worden. Man hat daher auch schon mehrfach dem Wunsche Ausdruck gegeben, das Versäumte auf diesem Gebiete nachzuholen; aber beim Wünschen und Wollen ist es bis dahin geblieben.

In meinem Entschluß, unter Mitwirkung geeigneter Männer ein den Zeitverhältnissen entsprechendes größeres geographisches Werk über Hessen zu bearbeiten, lag nun für uns zugleich die Notwendigkeit, auch das Volksleben unseres Heimatlandes entsprechend zu berücksichtigen. Und so wurde denn auch dieser Angelegenheit alsbald näher getreten.

Auf welche Weise war nun aber das Material zu dieser schwierigen Arbeit zu gewinnen? Etwa selbst von Ort zu Ort, von Landschaft zu Landschaft wandern und dasselbe hier aufzeichnen? Dieser Plan mußte von vornherein als ein vergeblicher erscheinen; denn erstens würde keiner der Mitarbeiter die nötige Zeit dazu gefunden haben, und zweitens bleiben die auf Reisen angestellten Beobachtungen über die Gebräuche eines Volkes auch gewöhnlich mehr an der Oberfläche, so daß damit der Zweck doch nur unvollkommen erreicht worden wäre. Wer das Leben eines Volkes in der rechten Weise schildern will, muß unter dem Volke selbst leben, seine Anschauungen und seine Sprache völlig kennen und muß ferner eine klare Beobachtungs- und Darstellungsweise besitzen. Um also hier zum Ziele zu gelangen, habe ich mich mit einem Aufruf an die hessischen Lehrer gewandt, die ja zumeist das Volksleben von Jugend an aus eigener Anschauung kennen gelernt und bis zu einem gewissen Grade selbst mitgelebt haben; doch wurde selbstverständlich zugleich auch jeder andere, welcher der Sache Liebe und Interesse entgegenbrachte, zur Mitwirkung an dem Werke freundlichst eingeladen, und, wie das Werk zeigt, haben auch Männer aus anderen Ständen sich mit regem Eifer an der Arbeit beteiligt. Meine Bitte wurde in der „Hessischen Schulzeitung" (Nr. 45, 1898) veröffentlicht — doch ist sie später auch in fast sämtliche hessische Tagesblätter übergegangen — und lautete folgendermaßen:

Werte Amtsgenossen!

Das 19. Jahrhundert naht seinem Ende. Ein Zeitraum schließt mit ihm ab, der Deutschlands Schicksal gar herrlich gewendet, der uns aus Schmach, Zerrissenheit und Ohnmacht zu Ruhm, Ehre und unvergleichlicher Macht erhoben hat. Was wird wohl das kommende Jahrhundert für uns in seinem Schoße bergen? Wer aufmerksamen Blickes um sich schaut, dem wird es nicht entgehen, daß sich im Leben unseres Volkes in gar mancher Beziehung ein Wandel vollzieht, ein Wandel, der jedoch nicht in jeder Hinsicht geeignet ist, unsere Herzen mit Freude und froher Hoffnung zu er-

füllen. Wohl tritt mit Recht das Bessere an Stelle des Guten, aber leider wird gar oft das Gute nicht durch Besseres ersetzt. Blicken wir im Geiste 20 bis 50 Jahre zurück, so können wir die Wahrnehmung machen, daß sich in unserem Volksleben gar vieles geändert, daß sich wohl manches zum Besseren gewandt, daß aber auch gar manche schöne Sitte, gar mancher gute Brauch durch eine immer mehr sich ausbreitende verderbenbringende Neuerungssucht verdrängt worden ist. Aber noch ist zum Glück nicht alles Schöne und Poetische aus dem Leben unseres Volkes gewichen. Noch zeigt sich, wenn wir genauer blicken, tiefe, reiche Poesie in manchem Liede, in manchem Brauch, in mancher Tracht und Sitte. Doch wie lange wird man sie noch üben, lieben und beibehalten? Führt nun auch der stete Wechsel der Zeit und der Verhältnisse ganz naturgemäß im äußeren Leben des Volkes Veränderungen herbei, so verharrt doch zu unserem Troste das Innere des Volkes, sein Fühlen und sein Denken, in einer gewissen Stetigkeit und Ruhe. Fest wie der Berge Grund, treu wie das Blau des Himmels, wie die Maienlüfte und Winterstürme sich immer gleich bleiben, so ist auch das Volk in seinem tiefinnersten Sinnen und Denken.

Unsere Pflicht ist es nun, nach gewissen Zeitabschnitten, an den Wendepunkten einer neuen Zeit, die ganze Eigenart eines Volkes, sein Leben und Treiben, seine Sitten und Gebräuche in Wort und Bild treu wiederzugeben und den künftigen Geschlechtern zu überliefern; denn „das Volkstum ist die Urquelle aller Kenntnisse über ein Volk, das Volkstum ist aber auch der Völker Jungbrunnen, der sie jung erhält, der sie, wenn ihnen Untergang droht, verjüngen kann". Ein Werk, das ein Spiegelbild des Volkslebens bietet, bis zum Ende dieses Jahrhunderts über den Regierungsbezirk Cassel, das ehemalige Kurfürstentum Hessen, zu schaffen, hat der **Verein für Erdkunde zu Cassel** sich vorgenommen. Worin wird nun die Haupttätigkeit des **Vereins** bestehen müssen? Dieselbe wird sich namentlich beschränken auf die planmäßige Durchführung des Werkes, sowie auf die Bearbeitung und Anordnung des Stoffes. Nicht kann es die Aufgabe des Vereins sein, die Bausteine überall selbst zu sammeln. Es ist dies gänzlich ausgeschlossen; denn die auf Reisen gesammelten Beobachtungen und Betrachtungen bleiben in den meisten Fällen an der Oberfläche, ohne das Innere des Volkslebens richtig kennen zu lernen. Wir wenden uns daher an die **hessische Lehrerschaft**[1]) in der festen Zuversicht, daß dieselbe zur Erreichung dieses edlen Zweckes uns die Hand bieten werde. **Die hessische Lehrerschaft wird sich in einem solchen Werke ein bleibendes, ehrendes Denkmal setzen.**

(Es folgt hier nun weiter eine Aufzählung derjenigen Punkte, über welche Mitteilungen gewünscht wurden.)

Und wie wurde diese Bitte aufgenommen, und welches war ihr Erfolg? Er war größer, als ich gehofft; er übertraf weit meine Erwartungen. Von der hohen Bedeutung des Vorhabens durchdrungen und das Vertrauen ehrend, hat man sich alsbald in allen Landschaften Hessens eifrig an die Arbeit begeben, und wo es später hier und da noch an den notwendigen Angaben mangelte, hat man auch den nachträglichen Bitten noch unver-

1) Selbstverständlich können auch andere Herren zur Mitwirkung herangezogen werden, ja, es ist sogar **sehr wünschenswert**, namentlich in größeren Städten, **einheimische Bürger** zur Mitarbeit zu Rate zu ziehen, da dieselben über Sitten und Gebräuche ihres Heimatsortes am besten unterrichtet sind.

Inhaltsverzeichnis.

Hessische
Landes- und Volkskunde

Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland

am Ausgange des 19. Jahrhunderts.

In Verbindung
mit dem Verein für Erdkunde und zahlreichen Mitarbeitern

herausgegeben von

Carl Heßler

Band II: **Hessische Volkskunde.**

Mit mehreren Karten und zahlreichen Abbildungen.

Marburg
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung
1904.

Einleitung.

Wer das Leben unseres Volkes während der letzten Jahrzehnte mit Aufmerksamkeit beobachtet hat, der wird die betrübende Wahrnehmung gemacht haben, daß in dieser Zeit nicht nur zwischen den sogenannten niederen und höheren Ständen, sondern auch zwischen der Stadt- und Landbevölkerung die bereits vorhandene Kluft immer größer geworden ist. Schon beginnt bange Sorge um die Zukunft des deutschen Volkes in die Herzen edler Männer einzuziehen, und zwecks Abwendung des drohenden Unheils fängt man bereits an, nach den Ursachen der besorgniserregenden Erscheinung zu fragen und zu forschen. „Soziale Verhältnisse," sagt Professor Dr. Eugen Mogk, „die gewiß eine der Hauptursachen jener Kluft sind, können unmöglich allein diese Scheidewand geschaffen haben und sie vergrößern. Es haben noch ganz andere Umstände hier eingegriffen und überhaupt erst die soziale Unzufriedenheit, Neid und Haß gegen die besser gestellten Mitmenschen wachgerufen: seit mehreren Menschenaltern ist unter den Gebildeten ein fremder Geist eingezogen, der in vielen Stücken dem deutschen Volksgeiste direkt widerspricht, sich lustig macht über das, was der schlichte Mann aus dem Volke liebt und treibt, auf volkstümliche Sitte und volkstümlichen Brauch von oben herabschaut und sogar durch Gesetze und Polizeivorschriften die unschuldige Freude zerstört, die sich Jahrhunderte wie ein roter Faden durch die mühselige Alltagsarbeit der großen Menge gezogen hat." [1]) In diesen Worten hat Professor Mogk die Ursachen der erwähnten traurigen Erscheinung im allgemeinen wohl richtig bezeichnet. Es ist allerdings leider bei vielen Gebildeten ein fremder Geist eingezogen, ein Geist, der das heimische Wesen verachtet und verschmäht, das fremde dagegen bewundert und nachahmt, und bei der Unkenntnis vom Werte des Vaterländischen glaubt man, in der Nachäffung fremden Wesens sich auf die erhabenste Stufe menschlicher Bildung emporgeschwungen zu haben, von welcher man dann wohl mit einer gewissen Art Mitleid auf das Gewimmel der „ungebildeten Masse" herabschaut. Diese Verächter des Vaterländischen sind es, welche geradezu

---

1) Dr. H. Meyer, Das deutsche Volkstum. S. 263. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1899.

im Dienste unserer Feinde arbeiten, denn indem sie das Heimische verschmähen, drücken sie demselben vor anderem den Stempel des Minderwertigen und Unfeinen auf. Dadurch leiten sie gar viele des Volkes irre und rauben denselben das stolze Selbstgefühl, das die Glieder einer emporstrebenden Nation notwendigerweise beseelen muß. Andere sind sogar der Meinung gewesen, dem Staate und dem Volke durch möglichste Ausrottung der Volksfeste und Bräuche einen großen Dienst zu erweisen. So ist denn im Laufe der Zeit durch allerlei Verordnungen ein großer Teil der ländlichen Bräuche und Festlichkeiten beseitigt oder derart verstümmelt worden, daß man ihre ursprüngliche Beschaffenheit in vielen Fällen nicht wieder zu erkennen vermag. Und hatten diese Machthaber ihr Ziel erreicht, so empfanden sie wohl das stolze Gefühl, sich mit der Reinigung der Volkssitten ein würdiges Denkmal gesetzt zu haben.

Aber ein ebenso gefährlicher Feind ist dem Volkstum aus seiner eigenen Mitte erstanden, nämlich in demjenigen Teile der Landbevölkerung, welcher lediglich aus dem Triebe nach reicherem Verdienst und dem Genußleben der Großstadt dem Landleben entsagt hat. Diese Verächter des Landlebens sind es, welche, falls sie das Gewünschte erreichten, den daheimgebliebenen „dummen“ Bauer in seiner Gemeinschaft mit Ochsen, Kühen und Schweinen verspotten, sich selbstverständlich von allen bisherigen Sitten lösen und so in doppeltem Sinne ein wahrhaft „sittenloses“ Leben führen. Ein großer Teil der Bewohner einer Großstadt setzt sich aus einer derartigen Bevölkerung zusammen, aus Leuten, denen Sitte und alter Brauch und somit Heimat und Vaterland völlig gleichgültige Dinge geworden sind, und ein gleicher Geist ist auch bereits in die dichtbevölkerten industriereichen Vororte der Großstädte gezogen, in denen man ländlichen Brauch ebenfalls bereits vergeblich sucht. Und da durch den Bau von Kleinbahnen die Anlage von Fabriken immer weiter auf das Land rückt, so wird auch der Geist der Großstädte weiter und weiter getragen. Zwar ist ja nicht alles, was das Volk liebt und übt, gehaltvoll, poetisch und lobenswert; aber es kleidet doch seinen Jahres- und Lebenslauf in bestimmte Formen, gibt ihm Inhalt und verleiht ihm so eine gewisse Stetigkeit und Festigkeit. Daß anderenteils die Sitten der höheren Stände in allem als nachahmenswert bezeichnet werden könnten, wird wohl auch niemand ernstlich behaupten wollen.

Wie verhält sich nun das Volk diesen Feinden und Verächtern seines Wesens gegenüber? Wohl murrt es über die Verkümmerung seiner geringen Freudentage, doch es muß es dulden. Und was bewirkt die Verhöhnung seines Tuns und Treibens, sowie seiner Eigenart in Kleidung und Brauch? Da es sieht, daß alle diese Dinge der Gegenstand des Spottes geworden sind, so schämt es sich schließlich derselben und ist bemüht, um

das Gepräge des „einfältigen tolpischen Bauern“ zu verlieren, sich möglich davon zu trennen; denn daß es in seiner bis dahin bewahrten Eigena der Träger einer alten Kultur ist, ist ihm ebensowenig bewußt, wie de spottenden „gebildeten“ Städter. So verschwinden denn die schönen m lerischen Trachten, die sowohl ihren Trägern als auch der betreffenden Lan schaft einen so großen Reiz verleihen, immer mehr und mehr. Wohl e scheint der Bursch bei seinem Eintritt zum Militär noch vielfach in sein heimatlichen Tracht, doch bei seiner Rückkehr ins elterliche Haus hat er si von den verspotteten Formen abgewandt. Nur die daheim bleibende Mädchen behalten zumeist ihre Tracht bei und werden somit die Träg und Erhalter der alten Kultur. Aber auch alle übrigen Seiten des Volk tums verkümmern und entarten von Jahr zu Jahr mehr, und was no übrig geblieben ist, meidet meist aus mancherlei Gründen das Licht un gleicht daher den unterirdisch fließenden Wässerlein. Dahin haben es al Unkenntnis, Spott und falsche Scham gebracht. So hat man dem Vol viel genommen, aber nichts Neues an dessen Stelle gesetzt; das Alte i gestürzt, aber neues und schöneres Leben ist aus diesen Ruinen leider nic erblüht. Zwar ist in neuerer Zeit in mancher Hinsicht eine erfreulic Wendung eingetreten, indem nicht nur hochgestellte Persönlichkeiten, sonde auch Vereinigungen bemüht sind, für die Erhaltung gewisser schöner Tracht zu wirken. Diese Bestrebungen sind ja gut und anerkennenswert, do werden sie den Rückgang der Trachten höchstens etwas verzögern, ihn ab leider nicht aufzuhalten vermögen; denn der alles zersetzende und zerfressen Geist der stetig wachsenden Großstädte zieht seine Kreise weiter und weit Die nachfolgenden Betrachtungen verfolgen zwar hauptsächlich den Zwe der Gegenwart und Zukunft ein Bild von dem Volksleben in den Gau Hessens am Ende des 19. Jahrhunderts zu überliefern; doch werden s hoffentlich auch dazu etwas beitragen, irrige Ansichten über Volksgebräuc zu klären, falsche Vorstellungen zu berichtigen und wahrhaft schöne un bedeutsame Sitten und Gebräuche dem Volke zu erhalten helfen.

I. Unsere Altvordern vor 2000 Jahren.

Es ist uns Deutschen vergönnt, die Geschichte unseres Volkes durch zwei Jahrtausende, also etwa bis zur Zeit der Geburt Christi, überblicken zu können. Der Mann, dem wir die älteste Urkunde über Sitten und Gebräuche der Germanen verdanken, ist der römische Geschichtsschreiber Tacitus, der uns in seiner „Germania", die im Jahre 98 unserer Zeitrechnung erschien, ein anziehendes Bild von der Lebensweise unserer Vorfahren entworfen hat. Will man die gegenwärtigen Sitten und Gebräuche eines Volkes recht verstehen lernen, so muß man dieselben, wenn möglich, bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen suchen; denn erst, wenn man den Ausgang derselben erfahren, vermag man, nicht nur diese in ihrer wahren Bedeutung, sondern auch das Volk selbst nach seiner geistigen Beanlagung, nach seinen Anschauungen, seinem Fühlen und Denken in der rechten Weise zu würdigen.

Wie die vergleichende Sprachwissenschaft uns lehrt, stammen unsere Vorfahren, die Germanen, mit den Griechen, Römern, Kelten, Litauern, Slaven, Persern und Indern von einem gemeinsamen Volke ab, das wir heute als das indogermanische Urvolk bezeichnen. Wo die Urheimat dieses Volkes gewesen, wissen wir nicht, und man wird es wohl auch schwerlich ermitteln können, ja, es läßt sich kaum dasjenige Gebiet mit voller Sicherheit bestimmen, in welchem die noch ungetrennten Indogermanen zur Zeit ihrer Auflösung in Zweigvölker ihre Wohnsitze gehabt haben. Während man noch vor etwa einem Jahrzehnt dieses Gebiet in den Landschaften Mittelasiens suchen zu müssen glaubte, hat man nunmehr diese Ansicht völlig aufgegeben und bezeichnet auf Grund der neuesten prähistorisch-archäologischen Forschungen als die Heimat des indogermanischen Volkes vor dessen Trennung das mittlere und untere Donaugebiet mit den nördlichen Grenzländern, wo dasselbe bereits im dritten Jahrtausend v. Chr. angetroffen wird als ein seßhaftes, Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, oder auch, wie in den Steppen im Norden des Schwarzen Meeres, als Wanderhirten,

von welch letzteren die Bevölkerung Irans und Indiens vermutlich ausgegangen ist.[1])

Der Stamm der Germanen begegnet uns bereits bei Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. am Südufer der Ostsee zwischen Elbe und Oder, also im jetzigen Holstein, Mecklenburg und Pommern, von wo aus er sich ostwärts und ferner nach Süd- und Westdeutschland, hier die benachbarten Kelten immer weiter zurückdrängend, im Laufe der Zeit ausgebreitet hat.

Den Zweig der Chatten finden wir etwa seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. in dem heutigen hessischen Berg- und Hügellande, und sie sind, außer den Friesen, der einzige deutsche Stamm, der seine damals eingenommenen Wohnsitze nicht wieder verlassen hat. Die damaligen Sitten und Gebräuche der Germanen haben sich daher wohl auch bei keinem deutschen Stamme reiner erhalten als hier.

„Ich für meine Person," sagt Tacitus in seiner Germania,[2]) „schließe mich der Meinung derer an, welche die Bevölkerung Germaniens als eine nicht durch Eheverbindungen mit fremden Nationen vermischte betrachten, vielmehr als einen eigenen, reinen, nur sich selbst gleichen Volksstamm. Daher auch ein und derselbe Körperbau bei dieser ganzen, doch so zahlreichen Menschenmasse: das trotzige blaue Auge, das rötlich-blonde Haar, der mächtige Wuchs."

Da es nun hier zu weit führen würde, die Lebensweise der alten Germanen auf Grund der Mitteilungen des Tacitus eingehend zu schildern, so beschränken wir uns darauf, nur das hervorzuheben, was Tacitus über die Chatten und die innerhalb der heutigen Grenzen Hessens ihnen benachbarten Stämme, nämlich die Sachsen und Thüringer, noch im besonderen bemerkt.

„Das Gebiet der Chatten," heißt es in der Germania, „beginnt beim hercynischen Walde;[3]) es ist nicht so flach und sumpfig wie die meisten anderen Länder im weiten Germanien, denn die Anhöhen ziehen sich ununterbrochen hindurch und verflachen sich nur allmählich. Der hercynische Wald begleitet seine Chatten und hört mit ihnen auf. Die Chatten sind ein abgehärteter Menschenschlag mit gedrungenem Gliederbau, trotzigem Blick und großer Tatkraft, für Germanen reich an Besonnenheit und Überlegung.

1) Vergl.: „Deutsche Stammeskunde" von Dr. Rudolf Much, S. 17 u. f.

2) „Die Germania" des Cornelius Tacitus. Übersetzt von Dr. M. Oberbreyer. Leipzig (Reclam).

3) Nach Cäsar die zusammenhängenden Urwälder Mitteldeutschlands vom Rhein bis zu den Karpathen. Später wurde der Name auf besondere Teile des Gebietes beschränkt. Das Wort Harz, d. h. Wald, hat sich in verschiedenen Namen erhalten, wie in Hardt, Speßhardt.

Davon zeugt die Wahl von Führern, der Gehorsam gegen die Oberen, die Kenntnis der Schlachtordnung, die richtige Benutzung des günstigen Augenblicks, der Aufschub des Angriffs, die Anordnung von Tageswachen, die Verschanzung zur Nachtzeit und der Grundsatz, nicht auf des Glückes Unbestand, sondern auf den sicheren Wert der Tapferkeit zu bauen; endlich — was das seltenste von allem und sonst nur der römischen Kriegszucht eigen ist — ihnen gilt der Heerführer mehr als das Heer. Ihre ganze Stärke liegt im Fußvolke, das außer der Rüstung noch Schanzzeug und Lebensmittel trägt. Die übrigen Stämme ziehen, kann man sagen, zur Schlacht, die Chatten zum Kriege aus; bloße Streifzüge und zufällige Scharmützel sind seltene Ausnahmen. Und in der Tat kommt es eher einer Reitermacht zu, schnell den Sieg zu erkämpfen oder schnell zu weichen. Hast ist der Furcht verwandt, Bedachtsamkeit dem Mute.

Eine Sitte, die auch bei anderen Völkern Germaniens, doch nur selten und nur als eine Äußerung der Tatenlust Einzelner vorkommt, ist bei den Chatten ganz allgemein geworden. Mit dem Eintritt der Mannbarkeit lassen sie Bart und Haupthaar wachsen und erst, wenn sie einen Feind erschlagen, legen sie diesen der Tapferkeit geweihten Schmuck ihres Antlitzes ab. Über Feindesblut und Kriegsbeute enthüllen sie ihre Stirn, und dann erst glauben sie die Schuld des Daseins abgetragen zu haben, dann erst des Vaterlandes und der Eltern würdig zu sein. Feigen und Unkriegerischen bleibt ihr struppiges Haar. Die Tapfersten tragen außerdem einen eisernen Armring — was sonst bei anderen als eine Schande gilt — gleichsam als eine Fessel, bis sie sich aus dieser durch Erlegung eines Feindes lösen. Vielen gefällt solche Tracht und sie werden grau in diesem Schmucke, auf welchen Freund und Feind mit Fingern weist. Diese sind es, welche jede Schlacht eröffnen und immer in erster Linie stehen — ein wundersamer Anblick! Auch nicht einmal im Frieden mäßigt sich ihr Gesichtsausdruck zu größerer Milde. Keiner hat Haus und Hof, noch sonstiges Geschäft: wo sie hinkommen, werden sie bewirtet; Verschwender fremden Gutes, Verächter des eigenen, bis endlich kraftloses Alter sie zu eherner Tapferkeit unfähig macht." Das sind nach Tacitus die besonderen Eigentümlichkeiten des Chattenvolkes.

Innerhalb der Grenzen unseres Landes finden wir außer den Hessen, den Nachkommen der alten Chatten, im Norden eine Mischbevölkerung von Chatten und Sachsen und in den östlichen Bezirken an der Werra eine solche von Chatten und Thüringern.

Die Grenzlinie zwischen den Chatten, welche dem Frankenstamme zugehörten, und den nördlich wohnenden Sachsen läuft von Münden bis zur Edderquelle etwa derart, daß Immenhausen, Zierenberg, Wolfhagen, Vöhl

und Winterberg schon auf sächsischem Gebiete liegen. Die Orte Frankenberg und Frankenau auf dem rechten Edderufer, sowie Sachsenberg und Sachsenhausen links der Edder deuten schon durch ihre Namen auf die hier vorüberziehende Grenze der beiden Stämme hin. Der Kreis Hofgeismar, der nördliche Teil des Kreises Wolfhagen, sowie der Kreis Rinteln oder die Grafschaft Schaumburg im Norden an der Weser werden also überwiegend von Gliedern des Sachsenstammes bewohnt. Die Sachsen (Saxones) werden von Tacitus nicht erwähnt. Ihre ältesten, uns bekannten Wohnsitze waren im heutigen Holstein zwischen Eider, Elbe und Trave. Sie haben ihren Namen von ihrem kurzen Schwert (sahs) erhalten und lebten ohne Königsherrschaft in altgermanischen Gau- und Gemeindeverbänden. Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts breiteten sie sich erobernd am linken Ufer der Elbe im nordwestlichen Deutschland aus, mit den dort wohnenden Völkerschaften, den Cheruskern vom Harz südwestlich bis zur Grenze der Chatten, den Chauken an der unteren Weser und Elbe, den Angrivariern weiter oberhalb an der Weser und Aller u. a. sich allmählich verschmelzend. Über die Cherusker, die nördlichen Nachbarn der Chatten, berichtet Tacitus folgendes: „Neben den Chauken und Chatten wohnend, haben die Cherusker lange Zeit in allzu tiefem erschlaffenden Friedensschlummer ungestört gelegen, was mehr Bequemlichkeit als Sicherheit gewährt; denn vom Übel ist's, zu schlafen zwischen übermütigen und gewalttätigen Nachbarn; wo das Faustrecht gilt, da sind Mäßigung und Redlichkeit nur Namen des Überlegenen. So hießen die Cherusker ehemals die Braven und Biederen, jetzt Toren und Weichlinge: den Chatten, ihren Überwindern, gilt ihr Glück als Weisheit. Die Cherusker zogen im Fallen auch ihr Nachbarvolk, die Fosen, mit in den Abgrund: im Glück hatten diese zurückgestanden, das Unglück teilen sie beide.“ — Die Sachsen, denen später, wie bekannt, durch Karl den Großen (768—814) das Christentum gebracht wurde, sind mit außerordentlicher Zähigkeit den altgermanischen Sitten und Gewohnheiten treu geblieben.

Die Thüringer sind Nachkommen der Hermunduren, eines vermutlich nicht einheitlichen deutschen Volksstammes. Zur Zeit des Tacitus wohnten dieselben am linken Ufer der Donau von der Altmühl bis zum Böhmerwald, also im nördlichen Teile des Königreichs Bayern. Seit dem Anfang des 5. Jahrhunderts finden wir sie in der Landschaft zwischen der Werra und der Saale, dem Thüringer Walde und dem Harze; doch treffen wir in diesem Gebiete, wie Ortsnamen dies beweisen,[1]) auch vielfach Ansiede-

1) Frankenhausen, Sachsenburg. Die Orte Ruhla, Brotterode und Steinbach werden als wendische Ansiedelungen angesehen.

lungen von Franken, Sachsen und Wenden. An der mittleren Werra, also in den Kreisen Eschwege und Witzenhausen, finden wir die Thüringer mit Hessen vermischt. Über die Hermunduren bemerkt Tacitus: „Uns näher wohnen die Hermunduren, den Römern ergeben und deshalb das einzige germanische Volk, das nicht bloß an dem Grenzflusse, sondern bis ins Innere unseres Reiches hinein und selbst in der glänzendsten Kolonie der Provinz Rhätien seinen Handel treibt. Überall und unbewacht kommen sie herüber, und während wir anderen Völkern nur unsere Waffen und Feldlager zeigen, haben wir diesen ohne ihr Begehr unsere Häuser und Landsitze geöffnet."

II. Kurzer Überblick über die weitere Entwickelung des deutschen Volkstums bis zur Gegenwart.

lich Quinctilius Varus. Dieser, hochfahrend und eitel, glaubte die Deutschen schon als vollständig Unterworfene behandeln zu können, verlegte seinen Sitz in das Innere Germaniens, forderte schwere Abgaben, führte das römische Gerichtswesen ein und strafte freie deutsche Männer mit der Rute und dem Beile. Diese Behandlung führte schließlich im Jahre 9 unserer Zeitrechnung bei Detmold zu dem herrlichen Befreiungskampfe der Germanen, an dem auch die Chatten ruhmvoll teilgenommen und deutsche Freiheit und deutsches Wesen haben retten helfen. Trat nun der politische Einfluß Roms auch mehr und mehr zurück, so wirkte doch derjenige der römischen Kultur stetig weiter, und so sehen wir denn die Germanen aus ihren ursprünglich einfachen und lockeren Verhältnissen nach und nach in festere Staatsformen hineinwachsen. An Stelle der altgermanischen Weidewirtschaft trat allmählich eine bessere Bearbeitung und Bewirtschaftung des Bodens; die alte Handmühle machte der römischen Wassermühle Platz. Die Zahl der Genuß- und Nahrungsmittel mehrte sich, wie durch Erbsen und Kürbisse, Essig und Pfeffer, und die Zubereitung derselben wurde durch die Einführung von Pfannen, Tiegeln und Kesseln mannigfaltiger und besser. Feine Obstsorten, wie Kirschen und Pfirsiche, Äpfel und Pflaumen, brachten die Römer aus dem sonnigen Süden und führten sie ein. Zu den germanischen Getränken gesellten sich der römische Wein und der Most. Bald begann man die Rebe anzubauen und den Wein selbst zu bereiten, und mit ihm zogen neue Trinkgefäße ein, und zu Horn und Schale traten die den Römern entlehnten Flaschen, Humpen und Becher. Dauerhafter, bequemer und freundlicher wurden die Hütten und Häuser, und zu Wohn- und Schlafräumen kamen bald die benötigten Keller und Boden. Schemel, Pfühle und Spiegel hielten als nützliche und zierende Hausgeräte ihren Einzug, und außer vom flackernden Herdfeuer wurden die Räume und Hallen von Fackeln und Kerzen erhellt. Die Zahl der Haustiere mehrte sich durch Aufnahme von Haushuhn,[1] Katze und Esel. Eine notwendige Folge der veränderten Lebensverhältnisse waren neue Beschäftigungen und Erwerbszweige. Der Handel wurde lebhafter und blühte durch die Anlage von Straßen, Gründung von Märkten, sowie durch die Einführung von Münzen und Gewichten mehr und mehr auf. „Es läßt sich nicht leugnen," sagt E. Mogk, „daß die germanische Rasse von Natur eine große Neigung für den Handel hat, und überall, wo zu ihr die Anregung zu diesem gekommen ist, oder wo die Lage des Landes auf ihn hingewiesen hat, finden wir bei einem großen Teile der Bevölkerung den Handel als Mittelpunkt der Lebensinteressen. Aber wo immer wir diese Beschäftigung antreffen mögen, überall zeigt auch bei ihr der Germane

1) Nach dem 5. Jahrhundert.

einen ausgeprägten Sinn für rechtliches Tun und Handeln; er verabscheut Hintergehung und Betrug sowohl bei Freunden wie bei Feinden und wird deshalb nicht selten das Opfer seiner Ehrlichkeit." Eine weitere notwendige Folge der veränderten Lebensverhältnisse war die Einführung der Schriftsprache und der römischen Zeitrechnung; die Nacht, die nach der Auffassung unserer Altvorderen als Gefährtin des Mondes die Zeiten gelenkt, ward vom Tage verdrängt, und an Stelle des Mondjahres trat das römische Sonnenjahr mit seiner noch heute bestehenden Einteilung.[1])

Eine außerordentlich tiefgreifende Wirkung übte alsdann das Christentum auf das Kulturleben der Germanen aus. In der rechten Weise übermittelt, hatte die Einführung des neuen Glaubens im allgemeinen mit keinen so großen Hindernissen zu kämpfen, da derselbe trotz der Fülle von neuen Formen und Bräuchen doch in mancher Hinsicht den bisherigen Einrichtungen entgegenkam und den tief eingewurzelten religiösen Anschauungen innig sich anschmiegte.[2]) So traten an Stelle der drei heidnischen die drei Hauptfeste der christlichen Kirche; wie nach dem neuen Glauben der allliebende, allmächtige und alles erschaffende Vater, sein seligmachender Sohn und seine Engel auf Erden unter den Menschen gewandelt, so ja auch Wuotan und alle übrigen Götter; wie Gott bald im Feuer und Beben, bald in sanftem Säuseln erschien, so fuhren auch die Götter des Germanen in Blitz und Sturmgebraus, wie auch im linden, lebenerweckenden Frühlingshauch strafend und segnend über die blumigen Fluren, und wie Gottes Engel den Menschen schützend und warnend umschweben, so waren auch nach germanischer Auffassung Berg und Wald, Fluß und Haus von guten und helfenden, tückischen und schadenbringenden Geistern belebt.

Das gewaltige römische Weltreich, das sich etwa ein Jahrhundert hindurch vergeblich bemüht, die gefürchteten Germanen unter sein Joch zu zwingen, fiel endlich selbst vor den germanischen Heerscharen in Trümmer. Die Germanen wurden fortan das herrschende Volk Europas, und an Stelle des zerstörten Weltreiches trat das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation". Deutschland wurde ein blühendes Land mit zahlreichen mächtigen Städten, bewohnt von fleißigen, wohlhabenden Bürgern. Und dieser Wohlstand offenbarte sich im Bau von stolzen, malerischen Wohnhäusern, Rathäusern und Domen, in Kleidung, in der Ausstattung der Räume, sowie in der Entfaltung von Glanz und Üppigkeit bei den vorkommenden öffentlichen und Familienfesten. Diese große Ausdehnung der Festlichkeiten, die wohl in dem damals innigeren Zusammenleben der Bewohner einer mauerumschlossenen Stadt begründet war, wurde

---

1) Hans Meyer, Das deutsche Volkstum, S. 269.

2) Näheres darüber siehe Abschnitt: Volksmedizin, Glaube an Hexen &c.

bald allgemein, und vermochten auch die Besitzer großer Güter und Handelshäuser die Kosten für derartige Feste zu bestreiten, so waren doch viele, ja wohl die meisten, für solch ausgedehnte Gastereien und Schmausereien nicht eingerichtet; aber auch sie konnten sich derselben nicht erwehren, und an die vorübergerauschte Freude knüpfte sich in gar vielen Fällen unmittelbar Kummer und Not. Diesem Unwesen suchten die deutschen Landesväter nach Kräften zu steuern, und so begegnen uns in den Verordnungen wohl eines jeden auch solche gegen die Putzsucht, sowie gegen die übermäßige Ausdehnung der Familienfeste. Auch die Landgrafen von Hessen waren eifrig bemüht, den Wohlstand ihrer Untertanen durch Einschränkung der Festlichkeiten zu bewahren. Aber dennoch blieb, wie aus den nachfolgenden Verordnungen hervorgeht, für Putz, Genuß und Freude noch ein recht weiter Spielraum, und von einer Verkümmerung oder gar Unterdrückung der Lebensfreude kann keineswegs geredet werden. Zur Zeit des Landgrafen Heinrich I. (1265—1308) waren zwar in dem kleinen Ackerbaustädtchen Cassel die Verhältnisse noch ziemlich bescheiden. Das bürgerliche Leben war noch einfach, denn die kleinen Häuser in den engen Gassen konnten luxuriöse Möbel nicht aufnehmen, selbst wenn sie vorhanden gewesen wären, und auch in den fürstlichen Wohnzimmern begnügte man sich noch mit starken Tischen und ebenso starken, an der Wand befestigten Bänken, mit einigen Truhen und Schränken. Doch nicht so einfach und bescheiden war man in der Kleidung. Hier liebte man die Pracht und erschien in weiten Kleidern mit grellen Farben und in Schuhen mit ellenlangen Schnäbeln. In der Kost war man an fremde Leckereien noch nicht gewöhnt; was das Land lieferte, erschien bei dem Mittagsmahle um 9 Uhr, und beim Abendessen um 4 Uhr, wie Roggenbrei, Milchspeisen, Fleisch und zwar vorzugsweise gesalzenes, ferner Erbsen, Rüben, Kraut, Hafermus, Fische aller Art, namentlich Stockfische und Heringe. Als Frühstück und Nachtisch diente namentlich Brot mit Butter, Käse und Speck, und so wie jetzt die Russen, so traktierten sich unsere Vorfahren beim Wein am liebsten mit Nüssen, welche der nahe Wald in Menge lieferte. Zu den übermäßigen Gastereien, wozu Weizenbrot, selten Kuchen, verwendet wurde, gaben die kirchlichen Feste, die häuslichen Ereignisse, die Märkte, die Waffenübungen der Bürger in Panzer und Helm vielseitige Gelegenheit.[1]) Landgraf Ludwig I., der Friedfertige (1413—1458), sah sich genötigt, den überhandnehmenden Gastereien gewisse Grenzen zu ziehen, und ordnete im Jahre 1425 u. a. an, daß die Ehen nicht ohne Vorwissen der Eltern und Vormünder und nicht ohne Beisein der Nächsten und Verwandten geschlossen werden sollen. Die bei diesen

1) Nach Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Cassel. 2. Aufl.

Gelegenheiten üblichen Schmausereien mäßigte er am ersten Abend auf fünfzehn, am andern Tage zu der Brautsuppe auch auf fünfzehn, und zu dem ersten Imbiß auf fünfzig Schüsseln, und an dem Abend mag man noch haben fünfzehn Schüsseln, je zwei Menschen für eine Schüssel gerechnet. — Item als man ein Kind taufen läßt, da sollen nicht mehr denn zwölf Frauen zur Kirche gehen und wieder in das Haus. — Item wer Hochzeit oder Wirtschaft (Gasterei) in unserer Stadt Cassel haben oder machen will, er sei Pfaff, Laie oder Hofgesinde, der soll es so halten: Zum ersten sollen die Frauen, die zu der Hochzeit bitten gehen, nicht mehr sein denn sechs und eine Magd, und wenn der Priester oder Bräutigam darnach umgeht und bittet, derer soll nicht mehr sein, denn zwölf, und wenn die Braut in die Kirchen geht, sollen der Jungfrauen und Mägde auch nicht mehr sein als zwölfe! Zu den Schmausereien soll niemand gehen, er werde denn sonderlich dazu geheischen und gebeten. Da das Würfelspiel zuweilen Veranlassung zu Mord und Totschlag gab, so suchte der Landgraf auch diesem Übel zu steuern, indem er das Spiel um Geld und Geldeswert nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Gerichtsbezirk derselben verbannte. Auch das Ausgehen abends ohne Laterne (Lüchte), das Sitzen in den Bier- und Weinhäusern, nachdem die Glocke geläutet hat (abends 9 Uhr), wird, um Mord und Totschlag zu verhindern, unter Strafe verboten.[1]) Noch schärfer als die Verordnungen Ludwigs I. waren diejenigen Wilhelms II. (1471—1509). Wie Ludwig die Zahl der Schüsseln bestimmte, welche bei Hochzeiten und Wirtschaften nicht übersteigen werden sollte, so setzte Wilhelm die Zahl der Gäste fest.

In den Städten werden bei Hochzeiten, Christmessen und Einsegnungen achtzig Gäste, in den Dörfern vierzig gut getan. Die Gevattergeschenke werden festgesetzt, die Kleiderpracht verboten, den Wirten das Ausgeben von Bier und Wein auf Borg über zehn Weißpfennige untersagt. Vor allem suchte der Landgraf seine Untertanen vor den unheilvollen Wirkungen des eben auftretenden Branntweins, damals Lebenswasser genannt, zu bewahren. Er läßt darum dieses Getränk, das man seinerzeit aus Weinhefen bereitete, Zechens halber weder an heiligen, noch an Werktagen verschenken, sondern erlaubt nur den Verkauf aus dem Hause (als Arzneimittel) und verbietet seinen Verkauf namentlich vor den Kirchen, d. h. er soll nicht an die Stelle des Weins oder des Bieres treten und auch nicht als eine Seltenheit von herumziehenden Krämern verkauft werden, denn diese stellten ihre Buden Sonntags an den Kirchtüren auf.[2])

1) Verordnung vom 14. April 1455. Hess. Landesordnungen Bd. 1.

2) Nach Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Cassel. Landesordnungen Bd. 1.

Noch strenger als Wilhelm II. ging später sein Sohn **Philipp der Großmütige** (1509—1567) vor, welcher die Reformation in Hessen einführte und auf ein ernstes, sittenstrenges Leben seiner Untertanen bedacht war. Jedes Übermaß in Essen und Trinken, jede Unsittlichkeit müsse in der erneuerten und gereinigten Kirche als Gräuel betrachtet werden, wodurch der Zorn Gottes hervorgerufen würde. Darum dringt er in einem Ausschreiben vom Jahre 1540 mit großem Ernste darauf, daß die Prediger ihre Pfarrkinder zur Besserung des Lebens, Wandels und Wesens anhalten und fleißig ermahnen sollen, indem er hinzusetzt, daß Gott, der Allmächtige, seinen Zorn seit einigen Jahren durch etzliche viele Kometen, Finsternis an Sonne und Mond, durch mißwachsende Jahre, teure Zeit, Krieg, Hunger und Pestilenz und andere zum Teil unerhörte Krankheiten verkündiget habe. Scharfe Befehle wurden daher gegen das Zutrinken erlassen, und die Gastereien bei Kindtaufen und Hochzeiten so eingeschränkt, daß sogar die Speisen vorgeschrieben werden, über welche niemand hinausgehen solle. Branntwein, der noch nicht aus Getreide gebrannt, sondern vom Rheine bezogen wurde, erlaubte er nur, wenn er als Arznei für einen oder zwei Heller gebraucht wurde. Der Trunkenbold ist ein Gegenstand des Abscheues, weil er sein Angesicht und die Gestalt, so ihm von Gott gegeben, also verderbt, daß er seine natürliche Farbe verliert. Auch der Tanz, besonders das Schwenken bei demselben, das Hüpfen und Springen, findet keine Gnade vor des Landgrafen Augen, und auch die Kirmes, die einzige Freude des Landmannes, soll abgeschafft werden. Nach der Hofordnung von 1522 soll nach alter Sitte des Morgens um 9 Uhr und des Abends um 4 Uhr gespeist werden, zwischen 7 und 8 Uhr morgens und 1 und 2 Uhr nachmittags soll man eine Suppe geben und einen Trunk. Bier ist und bleibt das Hauptgetränk.[1]) Auch die folgenden Landgrafen sahen sich genötigt, ähnliche Verordnungen zu erlassen; aber wie es damals nicht gelang, den Genuß des Branntweins zu unterdrücken, so wurde später unter **Landgraf Friedrich II.** (1760—1785) ein vergeblicher heftiger Kampf gegen den Kaffee geführt. Dies sind einige Züge aus der Geschichte Hessens. Dieselben lassen uns die Sitten und Gebräuche der vergangenen Jahrhunderte schon recht deutlich erkennen; noch näher auf die damaligen Verhältnisse einzugehen, verbietet uns hier leider der Raum.

Wie wir gesehen haben, ist dem deutschen Volke im Laufe der Jahrhunderte manches vom Auslande zugegangen; doch was es auch von fremden Völkern angenommen, das hat es bei seiner eigenartigen Natur seinen Verhältnissen und seinem Wesen so anzupassen vermocht, daß dasselbe ganz

---

1) Nach Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Cassel.

und gar deutsches Gepräge annahm und dem eigenen Volkstum entwachsen zu sein schien. So ist es denn außerordentlich schwer geworden, jetzt festzustellen, was unsere Vorfahren aus ihrer Urheimat mit herübergebracht und was sie später von den Nachbarvölkern übernommen haben. Doch wie das deutsche Volk genommen, so hat es, nachdem es selbst Kulturvolk und die völkerbeherrschende Macht Europas geworden, wiederum selbst gegeben und belebend und reinigend auf die Sitten der Nachbarvölker gewirkt. Zwar hat das deutsche Volk Zeiten erlebt, die es hart an den Rand des Unterganges brachten, wie die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ und vor allem den dreißigjährigen Krieg, der jene barbarischen Mordbrennerhorden erzeugte, die alles Menschlichen bar waren: aber immer wieder hat sich das deutsche Volk infolge der ihm innewohnenden gewaltigen Naturkraft emporgerungen und sein Wesen erhalten: immer wieder ist es emporgeblüht und hat die edelsten, herrlichsten Früchte gezeitigt: emporgestiegen ist es gerade in unseren Tagen zu unvergleichlicher Macht und strahlendem Glanze, zum ersten Kulturvolk der Erde und zu einem Horte des Friedens. Und es wird diesen erhabenen Beruf dank seiner Eigenart auch in alle Zukunft sich bewahren, wenn es seinem Wesen getreu bleibt: einfach und bieder, treu und wahr, gerecht und edel. Wenn das deutsche Volk dieses Banner hoch hält, dann wird es in dem unruhigen, brandenden Völkermeere das unerschütterliche, unzerstörbare Felseneiland sein, das den anstürmenden geifernden Feinden Verderben und Tod, den Schiffbrüchigen Trost und Errettung bringt: dann wird es veredelnd und segenverbreitend auf die andern Völker des Erdenrundes weiter wirken, und es wird dann, wie Emanuel Geibel sagt, an dem deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen. Nicht genug kann darum dem Worte Hamerlings Beachtung geschenkt werden:

In jede Rinde schnitt' ich's gerne ein,
auf jede deutsche Türe möcht' ich's schreiben,
das beste Mittel, deutsch zu bleiben
ist: — **deutsch zu sein!**

III. All-Hessenland, seine Grenzen und einzelnen Teile.

Von Dr. phil. Fritz Seelig.

(Mit Karte.)

Motto: „Die Hessen sind, außer den Friesen, der einzige deutsche Volksstamm, der mit behauptetem alten Namen bis auf heute unverrückt an derselben Stelle haftet, wo seiner in der Geschichte zuerst erwähnt wird."

Jacob Grimm: 1848.

Die Chatten, deren Name, Laut für Laut, in „Hessen" wiederkehrt, wohnten im Osten des Rheins, jenseits des römischen Limes eng zusammengepfercht, weil sie von Cheruskern (den heutigen Niedersachsen Westfalens) im Norden und von Hermunduren (den heutigen Thüringern und Main-Franken) im Osten und Süden bedrängt wurden, auf den Waldhöhen und in den Flußtälern der Fulda, Edder und Schwalm sowie wohl auch westlich der Wasserscheide, weit hinauf in dem oberen Lahntalgebiete.

Diese Dreiecksfläche — begrenzt durch eine Linie von dem heutigen Hannöversch-Münden nach dem Edderkopf [1]) einerseits und durch eine zweite nach dem Hohen Kreuzberg in der Rhön andererseits, beide verbunden als Basis durch eine Linie über den Vogelsberg, quer durch das Limes-Vorland — war zu Tacitus' Zeiten das eigentliche Chattenland, entspricht deutschkundlich so ziemlich dem Gebiete der Niederhessen und ist noch heute der Kern aller hessischen Lande, um den sich Übergangszonen nach Norden und Osten, sowie ein großes hessisches „Neuland" im Süden vorlagern. Zu diesem, zumeist im vollen Lichte der Geschichte gewordenen, geographischen Begriff, den man kurz „All-Hessenland" benennen kann, gehörten aber bis 1866 jedenfalls die drei im deutschen Bunde noch selbständigen hessischen Staatsgebilde des erst 1803 geschaffenen Kurfürstentums, des Großherzogtums (seit 1806) und der seit 1816 wieder souveränen Landgrafschaft mit ihren Hauptstädten Cassel, Darmstadt und Homburg v. d. Höhe.

---

1) Im ganzen oberen Flußgebiete bis etwa vor Fritzlar spricht man lang (= ōder); von da an, jedenfalls überall im eigentlichen Niederhessen lautet der Flußname deutlich **„Edder"**.

Ferner trat dann nach 1866, wie bekannt, in der preußischen Provinz Hessen-Nassau, zu dem im Norden liegenden, vorhinnigen Kur-Hessen, das so ziemlich dem heutigen Regierungsbezirk Cassel gleichkommt, hinzu der südlichere Regierungsbezirk Wiesbaden, in welchem neben dem ehemaligen Herzogtum Nassau und der Freien Stadt Frankfurt a. M. besonders die nur ganz kurze Zeit großherzoglich gewesene Landgrafschaft, die gleichfalls von Hessen-Darmstadt abgetretenen Gebiete des Hinterlandes und Kleineres zusammengeschlagen sind. Zu „Hessen-Nassau" aber tritt für unsere Betrachtung — während die kurhessischen Exklaven, Rinteln (ebenso das Waldeckische Pyrmont) und um Schmalkalden, nach Niedersachsen und nach Thüringen deutschkundlich gehören — noch hinzu an Enklaven: der seit 1816 preußische Kreis Wetzlar (meist ehemals solmsische Gebiete um die freie Reichsstadt Wetzlar, den Sitz des Reichskammergerichts) aus der Rheinprovinz, das Fürstentum Waldeck als eine ehemals hessische Lehnsgrafschaft, und an Grenzstrichen gar Mancherlei aus den angrenzenden, preußischen Provinzen Rheinland, Westfalen, Hannover und Sachsen, aus den thüringischen Staaten, aus dem erst seit 1816 bayerischen Unter-Franken, aus Baden sowie aus der bayerischen Rheinpfalz, von dem wir hier nur Größeres, wie den preußischen Kreis Berleburg (oder Wittgenstein) und die waldreichen Spessart-Gegenden um Aschaffenburg erwähnen können.

All-Hessenland ist also eingebettet zwischen die plattdeutsch redenden Westfalen im Norden, dann die Eichsfelder und Thüringer im Osten, denen sich die Main-Franken unmittelbar anschließen, während überall im Süden die Pfälzer angrenzen und endlich im Westen Mosel- und Mittelrhein-Franken bis weit in die Gegend des Siegerlandes, von wo dann erst wieder althessische Mundarten uns ungemischt gegenüberzutreten beginnen. Ein Grenzbegang würde etwa folgenden Verlauf nehmen: Im Norden von Carlshafen beginnend bis nach Mihla an der Werra, dann weiter bis etwa 5 km westlich von Meiningen, dann bis Kissingen, Hammelburg, Gemünden und ferner über Wertheim und Amorbach bis zum Katzenbuckel im Süden; von da quer durch das Rheintal bis zum Donnersberg, dann von dort über Bingen, Coblenz und Altenkirchen zum Edderkopf, von wo es über Brilon und Warburg, im leichten Bogen dem Diemellauf folgend, nach Carlshafen zurückgeht. Der Flächeninhalt dieser all hessischen Lande beträgt etwa 28—28½ Tausend qkm, auf denen Ende 1900 ungefähr 3½—3⅗ Millionen Bewohner, meist chattisch hessischen Blutes, sich befinden.

Vergleicht man nun mit diesem unsern „All-Hessenland" die nur wenig größere Provinz Posen,[1] in deren Flachland es keine, nur mäßig bewohn-

[1] Ende 1900: 28966 qkm mit 1888000 Einwohnern.

bare Berge und Höhenzüge wie in Hessen-Nassau, Waldeck und im Großherzogtume Hessen gibt, so finden wir dort etwa nur halb so viel Einwohner als bei uns; ein beweisendes Zeichen dafür, daß trotz aller Kargheit allhessischer Erde, doch unser Volksstamm zähe an der Heimat hängt und daß der Hesse sein Land so dicht als nur möglich besiedelt hat, um den alten Spruch wahr zu erhalten, daß, „wo Hessen und Holländer verderben, niemand kann mehr Nahrung erwerben". — Unsere bereits oben gezogene Grenzlinie aber von Carlshafen an der Weser an verläuft ganz natürlich, stets den gegebenen Örtlichkeiten im Gelände, zumeist den Wasserscheiden folgend, in gebogenen Formen westlich bis nach Thüringen hinein, durchschneidet dann das Maintal bis zum Katzenbuckel, sodann aber quer durch das Rheintal südlich von Worms bis zum Donnersberg, verfolgt weiter im allgemeinen den Lauf der Alsenz und Nahe bis Bingen und von da den schönen Mittelrhein mit seinen steilen Berghöhen bis Coblenz, von wo in leichter Bogenlinie wir Sayn- und oberes Siegtal umspannen bis zum Edderkopf, um von da an den Grenzbezirken des Sauerlandes vorbei und durch die Warburger Börde zur Weser bei Carlshafen zurückzukehren.

Der allhessische „Äquator" aber ist eine gedachte Linie vom Edderkopfe aus etwa über Gießen, ferner über den Taufstein im Vogelsberg und über den Kreuzberg in der Hohen Rhön, von wo sie scharf nach Süden umspringt bis gerade zum Einfluß der fränkischen Saale in den Main; dieser Teilungsstrich scheidet so ziemlich Nord-Hessen ab von seiner südlichen Gesamtgebietshälfte.

Was nämlich nördlich davon liegt, war oder wurde im steten Grenzkampfe mit Cheruskern und Hermunduren altchattisches Gebiet, in welches selbst die weitherrschenden Römer nur Streifzüge unternommen haben, während südlich davon, einst geschützt durch den Limes Romanus und sein Vorland, römisches Wesen mehr oder weniger eingedrungen war. Dann aber ließ seit 375 und später die Woge der großen Völkerwanderung die althessische Vollkraft in diese Gebiete gerade hinüberschlagen, wo nun die Chatten ein Süd- oder Neu-Hessen begründeten und der alten Nordhälfte nach Süden hin bis an die heutigen Rhein-Pfälzer einen schönen Abschluß anfügten. Dabei aber wurde der tiefe Stromgraben im rheinischen Schiefergebirge, von Bingen bis Coblenz, nur bei St. Goar bis Pfalzfeld hin, wie ein vorgelagerter Brückenkopf, überschritten. Denn sonst ergoß sich ja die überschäumende „chattische Urkraft" wie ein Gewitterstrom durchbrausend und jeden römischen Widerstand niederwerfend, von Coblenz moselaufwärts bis weit über Metz hinaus, um dort leider in verwälschtem Lothringertum unterzugehen oder sich doch mit moselfränkischem Blute fest zu verschmelzen.

Aber wie die vielen Völkerschaften der Germanen, z. B. die West- und Ostgoten, die Langobarden und Vandalen, einst in Italien, Gallien, Spanien und Nordafrika, bis auf geringe Spuren untergegangen sind, so ist auch diese vorübergehende Wanderstrecke von Coblenz bis Metz unserm chattisch-hessischen Volkstume nie dauernd angegliedert worden; denn dies gelang, wie wir ja bereits wissen, nur in der lieblichen Südhälfte der allhessischen Lande. Dies Süd-Hessen also, das man dem alten Chattenlande im Norden oder den Ur-Hessen gegenüber, nach dem Vorgang von Prof. Dr. Max Rieger (†), auch Neu-Hessenland benennen kann, besteht aus den gesegneten Fluren der Wetterau, dem fruchtbaren Mainzer Becken bis nach Frankfurt a. M. und Wiesbaden, dem weinstrotzenden Rheingau, dem fruchtbaren Kinzigtal und den Südabhängen des Vogelsberges, ferner aus dem wild- und waldreichen Spessart, dem Odenwald samt der großen Rheinebene um Darmstadt und gegenüber von Worms bis Oppenheim, aus dem Donnersberg und seinen Vorhöhen, der herrlichen Rheintalenge von Bingen bis Coblenz, dem romantisch gewundenen Lahntal mit dem gesamten Taunusgebirge links und dem Westerwald und seinen Vorbergen rechts. Ein wonniges Land, das in ganz Mittel-Europa seines gleichen sucht und viel fruchtbarer ist als Nord-Hessen, wo zwischen dem Weißner[1]) Bergland, der Hohen Rhön, dem Vogelsberg, dem Rothaargebirge und dem sogenannten hessischen Berg- und Hügellande nur wenig Platz zu fruchtbaren Ebenen übrig bleibt, wie im Ebsdorfer Grunde, bei Wabern oder um Cassel. Doch muß man lange wandern im deutschen Vaterlande, ehe man gleich herrliche, altgeschonte Waldungen antrifft wie in Alt-Hessen, mit zerfallenen Ritterburgen auf den Höhen und stattlichen Städten oder freundlichen Dörfern in den Tälern, so daß mit Recht niederhessisches Heimweh nur dem der Schweizer in der Fremde gleichkommen soll.

Haben wir nun somit die weiteste Ausdehnung aller hessischen Lande angenommen und umschrieben, so muß demgegenüber nochmals betont werden, daß die ganze Südhälfte ebenso Kolonistenboden ist, wie im deutschen Vaterlande alles Land östlich von Trave, Elbe und Saale. Aber wer war und blieb in jenem Neu-Hessen genannten Gebiete der Herrschende? — Doch, ganz abgesehen von 30—35 Proz. chattischer Blutsmischung, die so ziemlich von Norden nach Süden schrittweise fortgeht, wohl nur altchattische Adels- und Dynastengeschlechter. Ja im Laufe der Zeiten geboten von Rinteln a. d. Weser bis nach Wimpfen am Neckar und von Schmalkalden bis St. Goar seit 1247 und bis 1866 zumeist Mitglieder der brabantischen Sekundogenitur, Abkommen eines Enkels der heiligen Elisabeth von

1) Fälschlich meist mit „M" gedruckt. Alle Anwohner im ehemaligen Kurhessen nennen ihn „Wissener".



Karte zu „All-Hessenland",
seine Grenzen u. einzelnen Teile.
Von Dr. phil. F. Seelig.
1. Kreis Cassel oder Nieder-Hessen.
2. Kreis Marburg oder Waldeck u. Oberhessen.
3. Kreis Fulda oder Buchonien.
4. Kreis Limburg oder Nassau, Frankfurt a/M. u. Wetzlar.
5. Kreis um Orb oder Hanau, Wetterau, Kinzigtal u. Spessart
6. Kreis Darmstadt oder Odenwald, Oberkatzenellnbogener Ebene u. bei Rhein mit Mainz.
Exclaven:
a. Rinteln
b. Pyremont
c. Schmalkalden
d. Wimpfen a. Neckar
Prov. Hannover
Göttingen
Prov. Sachsen
Prov. Westfalen
Waldeck
CASSEL
Mühlhausen
Eisenach
HESSEN
Thüringische Staaten
Marburg
Siegen
Giessen
Fulda
Koblenz
NASSAU
Limburg
FRANKFURT
Hanau
Offenbach
Aschaffenbg
DARMSTADT
MAINZ
WÜRZBURG
Unt. Franken
Mittel-Franken seit 1816 zum Kgr. Bayern.
Prov. Rheinland
Bayr. Pfalz.
Kaiserslautern
Heidelberg
Baden
Württembg
Wimpfen
Süddeutsches Mischgebiet
Thüringisches
Rheinpfälzisches
Limes-Vorland
Chattische u. nordhessische Stammes Grenzen
Desgl. Gau
Politische
Flüsse
Reg. Bez. Wiesbaden.
Grossherzogt. Hessen.
Grenzen u. Einteilung aller hessischen Lande nach Dr. phil. F. Seelig.
Maßstab 1 : 2000000
(20 Kilometer in der Natur 1 cm. auf der Karte)
N. G. Elwert'sche Verlags-Buchhandlung MARBURG i/L. 1903.

Ungarn, Landgräfin von Thüringen. Alt- oder Ur-Hessenland dagegen ist und bleibt nur das Gebiet, welches ziemlich dem Lande der Chatten entsprechen dürfte, der Kern im ehemaligen Kurhessen war, und, abgesehen von Hanau, das in die südliche Hälfte All-Hessens gehört, den heutigen Regierungsbezirk Cassel in Preußen bildet.

Genauer zugesehen aber sind fünf Teile des Chattenlandes im Laufe der Zeiten dem jetzigen Regierungsbezirk Cassel abhanden gekommen, denen ebenso fünf überzählige, weil nichtchattische Gebiete, gegenüberstehen, die heute königlicher Regierung in Cassel unterstehen. Es fehlt vom althessischen oder chattischen Lande jetzt:

1. der größere, südliche Teil des fürstlich Waldeckschen Edderkreises; doch stand derselbe einst im engsten Lehnsverband zu Hessen und gehört heute noch als Ersatzbezirk des 3. Bataillons vom 3. Hessischen Infanterie-Regiment v. Wittich (Nr. 83) zu uns, ebenso wie in Schul- und Justizverwaltung.

2. Die Gegend um Landwehrhagen und gegenüber, von Münden bis zum Hohen Hagen hin, womit ja erst 1252 die braunschweigische Hilfe im hessisch-thüringischen Erbfolgestreit erkauft wurde.

3. Der Nordabhang des Vogelsberges mit Grünberg, Alsfeld und Lauterbach: zwar ist dieses Gebiet seit 1604 bezw. 1647 erst aus der Marburger Erbschaft an Hessen-Darmstadt gekommen, aber seine Söhne stehen Schulter an Schulter im XVIII. Armeekorps mit den „kurhessischen" Regimentern 80 und 81 und unseren hellblauen (13.) Husaren.

4. Das sogenannte Hinterland mit Battenberg, Biedenkopf und Gladenbach, das ebenfalls von 1647—1866 darmstädtisch war, jetzt aber zum Regierungsbezirk Wiesbaden und im Gerichtsstand (seit 1879) nach dem ehemals kurhessischen Marburg a. d. Lahn gehört; dies durch althessische Volkstrachten ausgezeichnete Gebiet soll deshalb auch im vorliegenden Buche zum Regierungsbezirk Cassel, namentlich volkskundlich hinzugenommen werden; und

5. das Gebiet des Edderkopfes, die ehemalige Grafschaft Wittgenstein oder der Kreis Berleburg, der jetzt zum Regierungsbezirk Arnsberg in Westfalen gehört, dessen Söhne aber, wie die des Sieger- und südlichen Sauerlandes, mit den Niederhessen im XI. hessischen Armeekorps dienen.

Gegenüber diesen fünf Verlusten, die vom ehemaligen Chattenlande abbröckelten, natürlich ohne ihre Eigenart aufzugeben, herrscht andererseits im preußischen Regierungsbezirk Cassel in ebensoviel Teilen kein chattisches Volkstum mehr, ja heutzutage wird in fünf Teilen des ehemaligen Kurfürstentums Hessen nicht mehr althessisch gesprochen. Trotzdem aber sollen sie als Übergangsgebiete mitbehandelt werden.

I. Der Kreis Rinteln, dessen Hauptstadt etwa 70 km nördlich von Carlshafen a. d. Weser liegt, ist seit über 250 Jahren politisch mit Hessen-Cassel treu vereinigt, wenn auch im Scherz in der Beamtenschaft als „kurhessisches Sibirien“ bis 1866 bekannt.

Es ist die halbe Grafschaft Schaumburg und liegt völlig auf niedersächsischem Boden, so daß einem dortigen Zweigverein das Volkstum jener Gegend und seine Lokalgeschichte am besten zufallen würden.

II. Die Kreise Hofgeismar und Wolfhagen (außer Naumburg) sind westfälisch; bilden aber seit alter Zeit bis zum Reinhardswalde hin die cheruskisch-chattische Grenzmark, die man bis auf Wenckers Protest in der neuesten Zeitschrift für hessische Geschichte fälschlich sächsischen Hessengau benannt hat; sie tragen mindestens seit 655 Jahren mit Niederhessen Freud und Leid, ganz ebenso wie

III. die Landschaft an der Werra oder die Kreise Witzenhausen und Eschwege nebst Sontra, welche thüringischen Ursprungs sind und höchstenfalls nur eine Grenzmark der Chatten.

IV. Im Kreise Schmalkalden, ebenfalls thüringischer Sprache und Volkstum angehörig, ist deshalb auch Platz für einen Henneberger Zweigverein für Geschichte und Volkskunde, da trotz 300jähriger Beziehungen erst 1583 dort der volle hessische Besitz eintrat.

V. Das Fürstentum Hanau [illegible] die Reichsstadt Gelnhausen hinzutrat, kam erst 1736 durch Erbschaft an Hessen-Cassel, blieb aber bis 1816 völlig [illegible] in der Verwaltung und hatte von 1736 bis 1785 [illegible] als das Haarland. Für den dort blühenden Zweigverein [illegible] in den Resten aus der Römerzeit [illegible] der alten Grafschaft Hanau-Münzenberg [illegible] Heimat [illegible] werden sollte.

[illegible] Schlusse zu unserm Alt [illegible] der Werra und dem [illegible] großen [illegible] fordern auch [illegible] Schmalkalden. [illegible]

[illegible] Alten Zwergen und

Blättern bis zur Spitze seinen Lebenssaft? Warum treibt er, auch noch heute, frische Blätter und Äste in die Weite? — Einzig und allein aus der Nährkraft der Wurzeln und der Gesundheit der großen Hauptäste, die sich mit der Zeit sogar zu Nebenstämmen auswachsen können. Eine solche Wurzel, und wahrlich nicht die letzte unter den weitverzweigten, und ein solcher Hauptast der deutschen Eiche ist unser Alt-Hessenland, die Heimat der Chatten, und ein solcher Nebenast voll schwellender Säfte und blühender Zweige ist daneben Neu-Hessen, südlich des ehemaligen Limes-Vorlandes. Mögen wir Hessen nicht nur die chattische Wurzel, den Hauptast, sondern auch Nebenäste, Zweige, Blätter und Blüten pflegen und hüten, zu unserem Besten und zum Segen des alldeutschen Baumes! Freuen wir uns unserer alten, vielverzweigten und ruhmreichen Geschichte, schauen wir dem trauten Lande der Chatten und dem lieblichen Neu-Hessenland, mit dem Wanderstab in der Hand, fest ins wetterharte Antlitz und verbreiten wir die Kenntnis von ihm sowie die Liebe zu ihm immer mehr, damit dienen wir am besten uns, der allhessischen Heimat, dem Staate Preußen, dem Deutschen Reiche und dem großen alldeutschen Vaterlande in Mittel-Europa und über See.

Wie aber singt der hessische Dichter (Preser) so schön, mit dem Kehrreim: „Herz Deutschlands, mein blühendes Hessen"?

Und das ist es in der Tat! Denn weder Thüringen, das halb, noch Meißen (das heutige, fälschlich Sachsen genannte Königreich), das ganz auf Kolonistenboden gelegen ist, haben vor All-Hessenland darauf Anspruch, weder erdkundlich noch volkstümlich oder geschichtlich; dies zeigt u. a. ein Blick in die Karte des weitverbreiteten Werbe- und Merkbüchleins des Alldeutschen Verbandes (in 1 : 15 Mill.) jedem klar. Denn All-Hessenland liegt eben genau in der Mitte zwischen dem plattdeutsch redenden Norden und dem hochdeutschen Süden, selbst als mittelste mitteldeutsche Mundart und Stamm hindurchgehend von den Niederdeutschen bis zu den Oberdeutschen, dann aber auch genau in der Mitte, wenn man von Westen nach Osten in Mitteldeutschland selbst fortschreitet: denn die nord- und südöstliche Ausbuchtung der Ostelbier bis Königsberg i. Pr. und Breslau wird nicht nur durch Holländer und Vlämen, sondern auch durch die nur verwälschten Wallonen und Lothringer in Süd-Belgien und im Ober-Moseltal als Gegengewicht aufgewogen, die ja noch bis 1766 bezw. 1803 zum Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation gehörten.

Also nicht Thüringen oder das heutige Königreich Sachsen, wie man oft falsch zu hören bekommt, ist das Herz Deutschlands, sondern das ist All-Hessenland mit seinen beiden Herzkammern, im uralten Chattengebiete und in dem schönen Neu-Hessen; beide so recht im Zentrum Mittel-Europas gelegen.

Und wo wir nun auch unser allhessisches Gebiet in ein Kartenbild

einzeichnen mögen, überall ist es in sich abgerundet und homogen; ja überall tritt die innere Zusammengehörigkeit des geographischen Begriffes All-Hessenland, wie uns scheint, zwingend und einleuchtend zu Tage, mag das nun geschichtlich, ethnographisch, sprachlich, konfessionell, allgemein politisch, volkswirtschaftlich, allgemein physikalisch, geologisch oder sonstwie geschehen. So fällt z. B. die neue Rekrutierungslinie zwischen dem XI. und XVIII. Armeekorps, die ja beide zumeist Hessen enthalten, fast genau mit unserem allhessischen Äquator zusammen.

Kurhessen, das Großherzogtum Hessen, das Herzogtum Nassau, das Fürstentum Waldeck, die Landgrafschaft Hessen und die Freie Stadt Frankfurt füllten so ziemlich bis 1866 All-Hessenland aus, zu dem die Kreise Wetzlar und Berleburg durch den hessischen Lehnsverband der Grafen von Solms und Wittgenstein von altersher hinzugehören und ebenso Aschaffenburg, das territorial zu Mainz gerechnet wird, allgemein physikalisch aber zu Hanau einerseits und der bis 1806 souveränen Grafschaft Erbach andererseits, im Odenwald jenseits des Maines. In geschichtlicher Zeit wohnen also in allen hessischen Gebieten nur Hessen oder Hessengenossen. Ethnographisch aber haben wir bereits überall gesehen, daß trotz verschiedenster Grundlagen überall Chattenblut das herrschende wurde, wenn auch nach und nach und ganz verschieden gemischt von der Diemel bis zum Neckar und von der Werra bis Nahe- oder Moselmündung hin.

Ein Blick aber auf die zur Zeit am bequemsten zugängliche, gute Karte der deutschen Mundarten (von Bremer im Verhältnis 1 : 5¼ Mill., gezeichnet für Brockhaus' Konversationslexikon, seit 1896 in 14. Auflage zu Bd. 5 zwischen S. 28 und 29) beweist, daß auch die Umgrenzung als All-Hessen ohne jeden Zwang sich mit den sprachlichen Grenzlinien in schönsten Einklang bringen läßt. Freilich ist der ganze, ja plattdeutsch redende Nordrand Hessens eben nur als Übergangsstufe zur niederdeutschen Sprache, deren Grenze ja seit zwei Jahrtausenden nördlich von Cassel verläuft, anzusehen, und ebenso geht in dem hessischen Unterwerratal allmählich die Mundart in das Thüringische nach und nach über, aber alle anderen allhessischen Dialekte, von Cassel bis Darmstadt und von Vacha bis St. Goar, hingegen müssen von jedem Kundigen der mittelsten Gruppe der mitteldeutschen Mundarten, deren Kern das Niederhessische ist, zugerechnet werden.

Die allhessischen Lande in konfessioneller Beziehung endlich sind vorwiegend vom evangelischen Bekenntnis bewohnt, wie ja das von den Nachkommen und Erben des „hochgemuten" Philipp und den streng unierten Nassauer Grafen sowie der fest reformierten Reichsstadt Frankfurt, bei aller Duldsamkeit gegen Andersgläubige, gar nicht anders zu erwarten ist; denn nur im ehemaligen Fürstbistum Fulda und um Mainz selbst, bei

Amourburg und im Rheingau, sowie im ehemals Kurtrierischen des Westerwaldes und im unteren Lahntal haben sich reinkatholische Gebiete erhalten, nach dem Spruche: „cujus regio, ejus et religio“. Der Prozentsatz der Katholiken in den allhessischen Landen wird aber, trotz dieser urkatholischen Teile, kaum 27 Proz. betragen, ja im Regierungsbezirk Cassel nach der Zählung von 1885 gar nur 16,6 Proz. Daß verhältnismäßig viel Juden, namentlich in einzelnen Teilen Kurhessens, in Oberhessen und zu Frankfurt, gezählt werden, hängt mit den geschichtlichen Verhältnissen zusammen aus den mittelalterlichen Zeiten des Judenschutzes, und gerade vor einem Jahrzehnt schien die Hochburg des Antisemitismus deshalb an der Grenzlinie von Alt- und Neuhessen zu suchen zu sein.

Allgemein politisch nämlich haben sich in den allhessischen Landen, wie meist im mittleren Deutschland, nur Klein-, höchstens Mittelstaaten entwickeln können, da die unselige Teilung Hessens im Jahre 1567 ein Aufkommen eines allhessischen Großstaates im Herzen Mitteleuropas auf reindeutscher Grundlage verhindert hat.

Überall ferner tritt in den allhessischen Landen, bis auf wenige Ausnahmen, die Industrie im großen und ganzen zurück gegen die Landwirtschaft und die Pflege des Waldes; ja, das Eisenbahnnetz dringt erst nach und nach etwas dichtmaschiger in die vielen Täler unserer Heimat ein; die Wasserstraßen endlich sind der Natur nach so ziemlich auf die Weser und Fulda bis Cassel hin, auf den unteren Main sowie den Rhein von Worms bis Coblenz beschränkt; dagegen führen treffliche Kunststraßen, die ja nur in etwas größeren Staaten so zu ermöglichen waren, jetzt auch durch die abgelegensten Teile des Westerwaldes, des hohen Vogelsberges und der nur im Winter unwirtlichen Rhön.

Nahverwandtes zeigt die physikalische Beschaffenheit aller hessischen Länder in schönster Abwechselung von waldigen Berg- und Hügelländern mit wein- und korngesegneten Flußtälern und fruchtbaren Ebenen; ein auch physikalisch gut abgerundetes Gebiet, wald- und wildreich wie keines, so recht ein wonniges Berg- und Hügelland mit seinen intimen Reizen im Herzen Mitteleuropas oder Alldeutschlands, wo durchschnittlich 130 Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen. In der Geologie dann herrscht im Osten die Trias und Dyas, im Westen Devon und Silur vor, beide aber mit großen Basaltmassen durchsetzt, hier in der Rhön und besonders im Vogelsberg, dort im Westerwalde. Klimatisch waltet, abgesehen natürlich von der rauhen Wasserscheide zwischen Kinzig und Fulda, nördlich von Schlüchtern, einerseits und von dem milden Rheintal um das Mainzer Becken andererseits, sowohl in beiden Hessen als auch in Nassau ein gemäßigtes Höhenklima, das durch ausgedehnte Waldungen sehr gesund ist. Auch Fahnen,

[illegible] oder
[illegible] und wei[illegible]
[illegible] selbst sechs
[illegible] Marburg a. L., Fulda
[illegible] geschlossensten grup[illegible]
[illegible] Großstädte Frank[illegible]
[illegible] in die Mitte der Süd[illegible]
[illegible] zwischen Fritzlar[illegible]

Gudensberg und Melsungen zu suchen ist, während Gießen, am Nordwestrande des großherzoglichen Hessens gelegen, etwa den idealen Mittelpunkt aller hessischen Lande samt ihren sechs Unterabteilungen der wieder in sich abgerundeten Kreise bilden würde.

Erstens setzt sich der vornehmste, weil am stärksten chattisch bevölkerte und für uns wichtigste Kreis um die seit 1263 zur Landgrafen-Residenz erhobene Stadt Cassel dreifach zusammen: nämlich aus dem eigentlichsten Chattenlande — mit der Haupt-Kultusstelle bei Mattium (bei Metze oder bei Maden zu suchen) — das ja südlich bis Fritzlar und nach Hersfeld hin sich erstreckte, dann aus einer nach dem sächsischen Westfalen hin vorgelagerten Grenzmark der Chatten, den heutigen Kreisen Wolfhagen und Hofgeismar, die man bisher fälschlich auch pagus Hasso-Saxonicus benannte und endlich aus dem hessisch-thüringischen Tale der unteren Werra, den Kreisen Witzenhausen und Eschwege sowie der Gegend von Berka, früher als Germara-Mark und als Ringgau bezeichnet.

Während jene heute plattdeutsch redenden Grenzgebiete, ebenso wie ganz Nord-Waldeck, das wir aber zu Oberhessen schlagen wollen, ein cheruskisch-chattisches Mischgebiet darstellen, in denen noch später unaufhörliche Grenzkriege zwischen Sachsen und hessischen Franken hin- und herspielten, samt den fernen, ebenfalls niedersächsisch-plattdeutsch redenden Exklaven in Pyrmont und Rinteln, zu denen aber bis 1816 eine Brücke hessen-casselscher Besitzungen über Plesse und Neuen-Gleichen hinführte und wozu in der Grafschaft Hoya einst noch drei hessische Gebiete nördlich zu verzeichnen waren, gehört im Westen das hessische Thüringen im unteren Werratale mit dem ganzen Weißner-Gelände[1]) deutschkundlich zu der Exklave Schmalkalden, der seit 1583 hessen-casselschen halben Herrschaft Henneberg, bei der das kleine Gebiet von Barchfeld eine Brücke durch Thüringen darstellt.

Gegen Oberhessen, wo heute noch ein von uns ganz verschiedener Menschenschlag lebt, aber schied unseren Kreis oder die Niederhessen von altersher der Spieß, ein jetzt verfallender Wartturm im Walde bei Kappel (Justizamtes Ziegenhain); nur scheinen hier und da die nicht nur in ihrer Volkstracht eigenartigen Schwälmer, die wir aber zu Oberhessen hinzuschlagen, noch über die Wasserscheide zwischen Lahn und Schwalm hinübergedrungen zu sein. Im Südosten endlich vermittelt das Gebiet der 1648 ganz an Hessen-Cassel gefallenen ehemaligen Abtei Hersfeld den Übergang von den Niederhessen zu den Fuldern, mit denen es im Mittelalter oftmals unter einem Abte vereint, sonst aber zumeist in feindnachbarlicher Rivalität gestanden hat.

1) So!! und nicht mit M ist zu sprechen; denn im Hessischen heißt der Berg nur „Wiszener".

Zweitens aber gruppiert sich Oberhessen im weitesten Sinne um unsere liebliche, 1527 gegründete Landes-Universität Marburg herum, das einst im Ober-Lahn-Gau gelegen war, und umfaßt nicht nur das ganze Lahnflußgebiet von der Quelle bis etwa vor Lollar hin, sondern auch das ganze schöne Ober-Eddertal bis kurz hinter Wildungen, und, wie schon erwähnt, die reichen, 1450 zu Hessen gekommenen Grafschaften Ziegenhain und Nidda, bis an den Spieß, wo einst gewöhnlich gerade zwischen Nieder- und Oberhessen die althessischen Landtage stattfanden, sowie den ganzen, jetzt zumeist großherzoglich hessischen Nordwestabhang des Vogelsberges, also daß auch das ganze Knüllgebiet am allereinfachsten sich noch an Oberhessen angliedern kann.

Im Süden grenzte dieser unser zweiter Kreis in der chattisch-römischen Zeit an das Limes-Vorland an, wo sich vor allem chattische Adelinge, die Ahnherren der Solms und Isenburg u. v. a., mit ihrer Gefolgschaft schon vor der Völkerwanderung ansiedelten, ehe lahnabwärts, ebenso wie durch die Wetterau und das Kinzigtal, nach Aufgabe der Limes-Grenzlinie, die zurückgestaute, chattische Urkraft sich nach Neu-Hessen bis an den Neckar und im Westen bis über Metz hin ergossen hatte.

Jedenfalls aber sind hier, in den auf der Karte mit Kreuzen verzeichneten Gebieten, die chattischen Besiedelungen am intensivsten vor sich gegangen, sodaß hier fast um 600 altchattische Bevölkerung anzutreffen war, während naturgemäß auf dem Westerwald und Taunus, ferner im Spessart und Odenwald sowie in den Vorbergen des Donnersberges viel nichtchattische Bevölkerung sitzen blieb, ebenso wie in den römischen Städten, besonders in Wiesbaden und Mainz und in sonstigen Standquartieren römisches Blut als starke Beimischung nicht angezweifelt werden kann. Ob und wie weit aber durch das [illegible] chattischen Grenzmarken ein [illegible] Elementes stattfand, muß noch im [illegible] heute zum Zweidrittel des [illegible] im Norden an den [illegible] die Kreise Hof[illegible] [illegible] Zeit.

[illegible] Das jedoch [illegible] das obere Fuldatal [illegible] zwischen Rhein [illegible] Rhön[illegible] Hammel[illegible] bis vor [illegible]

[illegible] noch

eine große Waldwüste vorfand, in der aber doch Chatten vor ihm gesiedelt haben müssen, seit etwa 1600 mit Gewalt wieder gegenreformiert und erst 1802 säkularisiert wurde, hat diesen unsern dritten allhessischen Kreis, der zweifelsohne einst den Chatten zugehörte, sich mehr und mehr von dem durch Hessen reformierten Hersfeld ab- und nach dem ebenfalls katholischen Würzburg sich hinwenden lassen und so dem streng-protestantischen Niederhessentum im Norden und den Untertanen der Grafen von Hanau im Süden allmählich entfremdet. Volkstümlich aber gehört der Fulder zur „allhessischen" Sippe in Sprache und ganzem Gehabe, das im Westen unmerklich übergeht nach Oberhessen und ebenso im Norden bei Hersfeld, der breiten Übergangsgegend nach Niederhessen; im Süden aber beginnt bei Elm, nach Überschreiten des Distelrasens, ein milderes Klima, gegenüber den rauhen Hochflächen des Fulderlandes und den Bergen der Rhön, mit beweglicheren Bewohnern, meist evangelischer Konfession, die aber einst hier ins Limesvorterrain aus fuldischem Hinterlande der Chatten, ursprünglich und nur nach und nach, vordrangen.

Nach Osten hin aber hat bis nach Mellrichstadt im Süden eine chattische Besiedelung der ganzen Rhön stattgefunden, wenn auch thüringische Blutsbeimischung im sog. Weimarer Oberlande, das zumeist altfuldisches Gebiet enthält, vorherrschend geblieben ist. Ebenso lassen sich im südlichen Zipfel des Rhöngebietes bei Kissingen und Hammelburg, ja bis nach Brückenau hin, starke Einflüsse der Main-Franken gar nicht verleugnen in Sprache und Haltung, die man auf Hermundurenspuren, ja sogar burgundische Reste dazwischen, zurückführen zu dürfen geglaubt hat.

Viertens wäre samt dem enklavierten Kreise Wetzlar der ehemalige Nieder-Lahngau, etwa der preußische Regierungsbezirk Wiesbaden (aber ohne das bis 1866 noch großherzoglich-hessische, sogen. Hinterland im Kreise Biedenkopf) mit Limburg an der Lahn, dem heutigen Bischofssitz für den ganzen Regierungsbezirk Wiesbaden, als Mittelpunkt nunmehr zu betrachten. Hier in diesem allhessischen Kreise vermengen sich, abgesehen von dem von uns ja nach Oberhessen gezogenen Hinterlande, mit der Landgrafschaft Hessen-Homburg und dem bis 1806, bezw. 1815 kurhessischen Nieder-Katzenellenbogen und der freien Reichsstadt Frankfurt am Main, die verschiedensten Territorien des gar viel gespaltenen Hauses Nassau, das um 1600 gegen vierzehn regierende Linien zählte, sowie solmsische oder andere standesherrliche oder reichsritterschaftliche und einstmals geistliche Gebiete, zumeist von Kur-Trier im Lahntal, und auf dem Westerwalde und von Mainz im gesegneten Rheingau. Die Bewohner vom heutigen Nassau, vom Kreise Wetzlar und in Frankfurt am Main aber haben alle, auch schon aus urchattischer und römischer Zeit, am stärksten Hessenblut in sich aufgesogen,

also daß selbst der „autochthone“ Niederhesse im Nassauer, bis herab zur Beimischung von nur 45 Proz., doch seinen nächsten Bluts- und Stammes-Vetter sehen muß. Dann aber darf nie vergessen werden, daß quer durch Nassau der römische Limes lief, dessen Spuren jetzt überall bloßgelegt und im Aufbau der Saalburg zentralisiert werden sollen, und daß hier überall, ebenso im Rheintal zu Coblenz, Boppard, Lorch und Bingen römisches Soldatenblut seine heute noch sichtbaren Spuren in der Bevölkerung hinterlassen mußte. Wie weit aber die Chatten in die Kreise Siegen und Altenkirchen über die rauhen Höhen des Westerwaldes bis nach dem Siebengebirge hin vorgedrungen sind, bleibt noch des näheren zu untersuchen; aber eine, wenn auch hie und da geringe chattische Beimischung wird sich, mindestens bis Wissen an der Sieg und am Rhein bis in das Neuwieder Becken hinein nicht ableugnen lassen, wenn auch die Grundlagen von Volkstum und Dialekt dort als mittelrheinfränkisch oder ripuarisch mit moselländischen Anklängen zu bezeichnen sein dürfte.

Fünftens läßt sich ein Bezirk aus „Alt-Hessenland“ aussondern, so um Orb herum, der die Südabhänge des Vogelsberges, die fruchtbare Wetterau, Teile des Frankfurter Stadtgebietes, die Stadt Hanau und das zumeist althanauische Kinzigtal, die ehemals kurmainzische Umgegend von Aschaffenburg und das große, waldreiche Spessartgebiet zu umschließen hätte. Hier bei den „Main-Franzosen“ und ihren nach Süddeutschland neigenden Umwohnern hat ja auch Hessen-Cassel politisch erst 1736 oder, wenn man genauer zusieht, erst 1816 Fuß gefaßt, also daß alle diese, südlich des Vogelsberges gelegenen, ehemals Hanau-Münzenbergischen Gebiete der kurhessischen Provinz Hanau bereits ganz mit Recht zur Südhälfte von Alt-Hessenland geschlagen wurden, wohin sie auch sonst gehören.

Man denke nur an den dort überall bis 1873 herrschenden Guldenfuß und an den übermächtigen Einfluß, den Frankfurt am Main auf alle diese Gebiete stets ausgeübt hat und heute mehr als je nach Aufkommen der Eisenbahnen auf allen Gebieten des Handels und Wandels ausübt. Das 1806 bis 1813 von Napoleons Gnaden [illegible] Großherzogtum Frankfurt unter dem Fürst-Primas von Dalberg [illegible] Frankfurt am Main und [illegible] die Hauptstadt Aschaffenburg aus [illegible] 1810 für [illegible] war. Die [illegible] es in Nassau [illegible] erwähnt. [illegible] Wetter und Kinzig [illegible] im Süden des [illegible] Franken zum

Stehen kam, bedarf gleichfalls noch eingehender Untersuchung, nur darf man als sicher annehmen, daß gerade das Mainviereck niemals stark überschritten worden ist über die Linie Miltenberg-Wertheim hinaus.

Die sechste und letzte Unterabteilung aller hessischen Lande endlich soll sich im Kreise rund um Darmstadt gruppieren; sie würde also umfassen den ganzen Odenwald, wo die Erbacher Grafen seit Urzeiten als Grund- und Standesherren sitzen, die rechtsrheinische Ebene, in der ehemaligen Obergrafschaft Katzenellenbogen, von Lampertheim bis nach Offenbach, das goldene Mainz (noch heute die kirchliche Metropole des Großherzogtums Hessen, und einst, mit Ausschluß des ehemals trierischen Lahntals und Westerwaldes, das geistliche Oberhaupt aller hessischen Lande, wenn auch die Abtei Fulda nullius dioeceseös zu sein vorgab) und die fruchtbaren, weinreichen Fluren des heutigen, 1816 erst aus dem französischen Departement „Mont-Tonnerre" geschaffenen „Rheinhessens", von Bingen an, nach Süden bis zum Donnersberg und von da östlich bis zum Rheinstrom, südlich von Worms. Hier herrschte einst römisches Wesen durchaus, über das dann die Chatten hereinbrachen, bis sie im Süden auf die Vorfahren der heutigen Pfälzer stießen, deren Dialekt man auch als südfränkisch bezeichnet hat. Der südlichste Teil der Neuhessen ist als von Rheinpfälzern dicht umdrängt und stark gemischt anzusehen, namentlich in den oft strittigen Gebieten, von Bingen bis Alzey im Westen und dann auf der ganzen Südlinie im Rheintal. Doch ist das durch Pfeile auf unserer Karte angezeigte Vordringen des pfälzischen Sprachidioms jetzt längst zum Stehen gekommen, sodaß man heute allhessische Laute, freilich mehr oder weniger gemischt, hören kann von der Diemel bis zum unteren Neckar und vom Rhein- und Mosel-Zusammenfluß bis zum oberen Lauf der Werra.

Daß jedoch in der großherzoglich-hessischen, ganz von Nord-Württemberg umschlossenen Exklave Wimpfen am Neckar schon durchweg rheinpfälzische Laute erklingen, wird wohl jedem Kenner der deutsch-sprachlichen Grenzen klar sein. Hierbei aber wollen wir nicht unterlassen, an eine hessische Siegestat zu erinnern, die unweit davon sich ereignete, zu Lauffen am Neckar, wo ja am 13. Mai 1534 Landgraf Philipp der Großmütige den Württembergern ihr Fürstenhaus wieder schenkte und zugleich seine evangelischen Glaubensgenossen vom habsburgischen Drucke befreite, nachdem er in der hessischen Obergrafschaft Katzenellenbogen, um Darmstadt, heimlich und in aller Eile dies Unternehmen durch umfassende Rüstungen vorbereitet hatte.

Wir stehen am Schlusse und was wir im allgemeinen fanden, bestätigt sich in den 6 allhessischen Kreisen vollauf. Denn „Allhessenland" ist harmonisch in sich abgeschlossen und bildet eine Wesenseinheit trotz aller

heute noch trennenden, politischen oder sonstigen Schranken. Wir aber können in vorliegendem Werke im großen und ganzen nur ein von dem trefflichen Georg Landau vor mehr denn zwei Menschenaltern verfaßtes längst vergriffenes Buch über Kurhessen neu herausgeben, zeitgemäß geändert und durch die Volkskunde stark erweitert, freilich unter Zunahme des sogen. Hinterlandes, das ethnographisch mit Marburg in Hessen sehr eng verbunden ist, zu dem es seit 1879, wenigstens im Justizwesen, gehört.

Im wesentlichen jedoch wird nur der preußische Regierungsbezirk Cassel, der sich mit dem ehemaligen Kurhessen ziemlich deckt, abgehandelt werden können, während sowohl das Großherzogtum Hessen, als auch der preußische Regierungsbezirk Wiesbaden, sowie alle die eingeschlossenen oder an den Grenzen hereinbezogenen Gebiete (wie Waldeck, Wetzlar, Wittgenstein, Aschaffenburg u. a. m.), einem anderen Bearbeiter dortiger Gegend im einzelnen aufbehalten bleiben müssen.

Hier aber mußten wir die innere Einheit und Zusammengehörigkeit aller hessischen Lande in kompakter Masse, abgesehen von den fünf hessisch-waldeckschen Exklaven (bei Rinteln, Pyrmont, Barchfeld, Schmalkalden und Wimpfen) betonen: vom Nordrande des Reinhardswaldes bei Carlshafen an der Weser, bis nach Eberbach am Neckar, wo die Odenwaldberge ihn umkränzen, und von Vacha, gegenüber dem Thüringer Wald, bis nach Rheinfels ob St. Goar und Pfalzfeld, in dem ehemals hessen-casselschen Nieder-Katzenellenbogen, auf der linken Seite des gerade hier, unweit der auf althessischem Boden liegenden Lurlei (Loreley), zauberhaft schön dahinfließenden, deutschen Rheinstroms.

IV.

Das fränkische Niederhessen.

Von

Carl Heßler.

Beiträge lieferten zu diesem Berichte:

1. Lehrer Dörbecker in Remsfeld.
2. " Carl Ebel in Rhünda.
3. " C. Gonnermann in Tann bei Hersfeld.
4. " Grabfelder in Helsa.
5. " Ludwig Heinlein in Sondheim.
6. " Hillwig in Elfershausen.
7. " Holl in Bebra.
8. " H. Knauff in [illegible]
9. " F. Lange in Heßerode.
10. " Weber in Melsungen.
11. " [illegible]
12. " Schmidt in [illegible]
13. " [illegible]
14. " [illegible]
15. " [illegible]
16. " [illegible]
17. " [illegible]

IV. Das fränkische Niederhessen.

Mein Dörflein.

1. Traute Heimat, Land der Lieben,
tief versteckt in Busch und Baum,
bist allein mir noch geblieben
von erhofftem Lebenstraum.

2. Von dem Anger hör' ich wieder
munt'ren, fröhlichen Gesang,
höre alte Heimatslieder,
höre alten, süßen Klang.

3. Seh' das Kirchlein stehn, das traute,
golderklärt im Abendrot,
hör' die allbekannten Laute:
Lieber Fremdling, grüß dich Gott!

4. Hat der Tod auch meine Lieben
heimgeführt mit kaltem Hauch:
doch das Dorf ist Dorf geblieben,
und es lebt der alte Brauch.

5. Auf des Kirchhofs heil'ge Stätte
eil' ich rastlos weiter fort,
an der Eltern letztes Bette,
an den vielbeweinten Ort.

6. Horch! da kündet schon der Hammer
Ruh' dem Landmann auf dem Feld,
und ein jeder in der Kammer
schaut empor zum Himmelszelt.

7. Auch mich zwingt es betend nieder,
wie's gelehrt mir Mütterlein,
Träne rollt auf Träne nieder
auf den efeugrünen Stein:

8. Gott im Himmel, meine Bitten
nimm empor zu deinen Höhn:
Laß der alten Väter Sitten,
alten Brauch nicht untergehn!

W. Pippart.

[illegible] Räumen in ländlichen [illegible] malerischen Törichen [illegible] Wohnräumen. [illegible] eine einfach und [illegible] Fällen finden wir [illegible] man die fränkische [illegible] Wohnräume mit Stall [illegible] das erstere von den [illegible]. Vom Flur liegt [illegible] gewöhnlich vier. [illegible] der Wohnstube be[illegible] der große Kachelofen [illegible] größere Landwirtschaft er[illegible] Hofanlage mit gesonderten [illegible] ein mehr oder weniger [illegible] Fällen nach der Straße hin, [illegible] Stadel mit großem Tor [illegible] zuweilen, wie z. B. [illegible] Wohnhaus, nämlich das sogen. Auszugs-

haus, welches der Inhaber bezieht, wenn er das Gut seinem erwachsenen Sohne übergeben hat. In Niederhessen ist dagegen das sogen. „Auszugsstübchen" für das alte zurückgezogene Ehepaar im oberen Stock des Wohnhauses. Eine flache Bodenvertiefung in der Mitte des Hofraumes dient als Sammelstelle des Düngers.

Das Äußere des fränkischen Hauses macht mit seinen kalkgestrichenen Feldern einen frischen und freundlichen Eindruck. Lebt der Besitzer in glücklichen und guten Verhältnissen, so verrät dies auch gewöhnlich sein Heim:



Fränkisches Haus. Fronhausen. M. W. B.
Verkleinerte Reproduktion der Originalaufnahme von L. Bickell, Hessische Holzbauten.

der saubere Anstrich, die schmückenden Bäume, der gepflegte Weinstock, die Ruhesitze unter der schattenspendenden Linde u. m. a. Der Hauptbalken über der Tür und wohl auch einige weiße Felder sind vielfach mit Sprüchen versehen, „die der Wandersmann verweilend liest und ihren Sinn bewundert":

1) Ich kam mal in ein fremdes Land,
da stand geschrieben an der Wand:
Sei stille und verschwiegen,
was nicht dein ist, das laß liegen.
(Bischhausen a. d. Schw.)

2) Ich achte meine Hasser
gleich als das Regenwasser,
das von den Dächern fließt.
Ob sie mich schon meiden,
müssen sie doch leiden,
daß Gott mein Schutz und Helfer ist.
(Bischhausen a. d. Schw.)

3) Gottes genade und einen
gesonten Leib, fromme
Kinder und ein Keusches
Weib, ein gut gewissen und
bahres gelt, das ist das
beste in der Welt. (Lohne.)

4) Die Leute sagen immer:
die Zeiten werden schlimmer.
Die Zeiten bleiben immer,
die Leute werden schlimmer. (Breitau.)

5) Ich reiste mal durch ein Land,
da stand geschrieben an einer Wand:
Laß liegen, was nicht dein ist,
sonst mußt du sterben eh's Zeit ist.
(Breitau.)

6) Dies Haus ist mein
und doch nicht mein:
wer nach mir kommt
bleibt auch nicht drein,
mein Hoffnung wird im Himmel sein.
(Breitau.)

7) Wer in dies Haus geht und
hat seinen Sinn zum Stehlen,
der bleibe draußen,
unsre Katz kann selber mausen.
(Breitau.)

8) Glaube, Liebe, Treue und Recht
haben sich in dieser Welt niedergelegt.
Wenn sie wieder aufstehen
wird alles wieder recht zu gehen.
(Breitau.)

9) Alle, die vorüber gehen
und mich nennen,
denen gebe Gott
was sie mir gönnen. (Breitau.)

10) Bauen ist eine Lust,
wer Geld hat und die Kost.
Geschnittenes Holz und gehauen' Stein
machen dem Bauherrn den Geldbeutel rein.
(Breitau.)

11) Nach vielen 100 Jahren,
da stehe noch, du Haus,
daß Enkelscharen gehen
darinnen ein und aus. (Breitau.)

12) Bauen ist zwar eine Lust,
was es aber hat gekostet,
das haben wir nicht gewußt.
(Breitau.)

13) Allein auf Gott hoff' und vertrau,
auf Menschen Hülfe gar nicht bau.
Gott ist's allein, der Glauben hält,
kein' Glauben findst du bei der Welt.
(Unhausen.)

14) Wer übels von mir redet und den Meinen,
der gehe nach Haus und besehe die Seinen:
findet er darunter kein Gebrechen,
so kann er frei von mir und den Meinen
sprechen. (Unhausen.)

15) Wenn Neid und Haß brennten wie das
Feuer,
dann wäre das Holz kaum halb so teuer.
(Nordshausen.)

16) Alle, die mir nichts gönnen und nicht
geben,
müssen sehn, daß ich doch lebe,
und wäre ich gestorben,
so wären sie schon längst gestorben.
(Rasmushausen.)

17) Wir bauen alle feste
Und sind doch hier nur Gäste.
Und da wir sollen ewig sein,
da bauen wir gar wenig ein.
(Rasmushausen.)

18) Ehre den Herrn von deinem Gut und
von den Erstlingen deines Einkommens,
so werden deine Scheunen voll werden,
und deine Kelter vom Most überfließen.
(Sondheim.)

19) Des Morgens, wenn der Tag anbricht,
zu Gott ich mein Gebet verricht:
dann spann ich meine Pferde an
und fahre wie ein Bauersmann.
(Ebersdorf an einer Scheune.)

20) Die beste Fütterei
ist Hafer und Heu
und ein munterer Knecht dabei.
(Sondheim an einem Pferdestalle.)

21) Ach Herr, kehre doch ein in dem Hause deines Knechts und bleibe über Nacht; denn wir haben nicht gebaut aus Stolz, sondern aus Not, um darinnen zu sammeln unser täglich Brot.

22) Was Gott läßt wachsen aus der Erden, soll hier hereingesammelt werden.
Für Feuer und für Brand
bewahre Gott das Haus und das Vaterland. (Dorfitter.)

23) Wandrer, willst du meistern
Mich, der ich am Weg hie steh,
Bist einer von den Geistern,
Der, wenn er auf sich säh',
Gar manchen Tadel fänd'.
Drum gehe still vorüber
Nach echtem Wandrer Brauch
Und schau nicht nach dem Splitter
In deines Nächsten Aug'.

24) Wandrer, willst du meistern mich,
Der du vorübergehest.
Ach, so frage doch erst dich,
Ob du auch die Sach' verstehest.
Nur der tadelt, spricht der Mann,
Der es besser machen kann,
Und wer gleich tut meistern mich,
Spricht das Urtheil über sich.

25) Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden,
Wer sich verläßt
Auf Jesum Christ,
Dem muß der Himmel werden.

26) (An einer Mühle:)
„Gott hat es wohlgemacht,
Daß die Bauleute an diesem Platz
Eine Mühle haben angebracht,
Denn manchmal war so eine Not
Um Brodt; Korn genug und doch
Kein Mehl, denn sie geht bei Frost
Und Hitze. Es sind bei meinem
Gedenken soviel Fremde gekommen,
Hab' alle freundlich aufgenommen.
Gott bewahre diese Mühle. Amen.

27) Fest allezeit
In Freud' und Leid.

28)

Wer	hinauf	kreuz	und	ich
diesen	gen	als	Leiden	dann
Reim	Himmel	nichts	drum	für
recht	steigen	ist	wollt	einen
lesen	den	Erden	ich	klugen
kann	halt	auf	gern	Mann.

Diese eigenartige Inschrift befindet sich ebenfalls an einem Hause in Sondheim und muß in folgender Weise gelesen werden: 1) Mittelreihe von unten nach oben, 2) vierte Reihe von oben nach unten, 3) zweite Reihe von oben nach unten, 4) letzte Reihe von oben nach unten, 5) erste Reihe von oben nach unten.

Treten wir nun einmal in einige Häuser des Dorfes ein und machen, um die Ausstattung derselben kennen zu lennen, einen kurzen Besuch in dem Hause eines Arbeiters, eines Kleinbauern, eines Großbauern und eines wohlhabenden Gutsbesitzers.

1. Wir nähern uns einem Arbeiter-Häuschen. Vor den Fenstern desselben erblicken wir in irdenen und blechernen Gefäßen, auch in einem Tröglein die schönsten Nelken und Grasblumen, Levkojen und Balsaminen. Neben dem Eingange zu dem Häuschen befindet sich eine kleine Dungstätte. In dem offenen Stalle meckern drei Ziegen; zwei junge Zicklein, die, wie wir erfuhren, für die Kirmes bestimmt waren, machten eben Wettrennversuche aus dem Stall und wieder zurück. Hinter einer lose verriegelten

niederen Tür grunzte ein Schweinchen. Die Haustür ist offen, und wir treten in den unebenen erdigen Hausflur. Der Mann ist zur Arbeit gegangen, und die Hausfrau kocht eben das Mittagsessen auf dem Herde, der aus einer gemauerten, mit Eisenstäben überlegten Vertiefung besteht. Sie schüttet gerade die in einem kleinen Tiegel gebratenen Speckgrieben auf die Kartoffelsuppe und stülpt dann den Tiegel auf den Deckel des Waschkessels. Einige Hühner, die hier Platz genommen, werden durch das Geräusch aufgescheucht, fliegen gegen die Fenster der Küche, dann gegen die löcherigen Scheiben des Haustürfensters und gelangen endlich mit Geschrei ins Freie. Freundlich führt uns die Hausfrau in die Wohnstube, wo gerade das einjährige Büblein eine Rutschpartie macht und an einem Stückchen Schmalzenbrot kaut. Sie heißt uns willkommen, putzt rasch die Bänke und Stühle mit der Schürze ab und nimmt ihren Liebling auf den Arm. Ein Mädchen von etwa zwölf Jahren trägt irdene Teller und hölzerne Löffel[1]) auf den eichenen Tisch. Das Stübchen ist einfach, macht aber einen freundlichen Eindruck. In einer Ecke steht ein Bett, und an den getünchten Wänden haben einige kleine Bilder und ein kleiner Spiegel Platz gefunden. Mit Bereitwilligkeit zeigt uns die gesprächige Hausfrau auch die oberen Räumlichkeiten des Hauses. Hier finden wir in der Stube zwei ärmliche Betten und daneben einen kleinen Kleiderschrank. Das Strohsofa soll, wie die Hausfrau versichert, durch ein besseres ersetzt werden. Die Tochter, sagt sie, häkelt schon die Schoner, die ist gar gescheit und „lernsch".[2]) Auf dem Gange sind ein Kleiderkasten und der Backtrog untergebracht. Ein Kämmerchen am Gange



Arbeiterhäuschen.

1) Vielfach sind auch noch hölzerne Teller in Gebrauch und neben Holzlöffeln solche von Blech.

2) lernt gern und gut.

enthält einige Würste und etwas mageren Speck. Beim Abschied verehrte uns die Schwester der Frau einige Äpfel, die das Zwergobst ihres Gärtchens geliefert habe. Wir dankten herzlich und sagten dann den fleißigen Leuten mit einer Empfehlung an den Mann wieder Lebewohl.

2. Wir lenken unsere Schritte zum Kleinbauern. Sein Haus grenzt an einen schönen Obst- und Gemüsegarten und ist an der Giebelseite zum Schutz gegen Kälte und Regen mit Schindeln bedeckt. Auch hier werden wir freundlich empfangen und gern gewährt man uns einen Einblick in des Hauses Räume. Der Hausflur ist mit ungleichen Steinplatten belegt; an ihn grenzt eine Rumpelkammer, in der allerhand Gerätschaften, die zum täglichen Gebrauche gehören, bunt durcheinander liegen. Auf einer Brothänge ruht das für vierzehn Tage selbstgebackene Brot. In der seit einiger Zeit nicht geweißten Küche, welche ebenfalls mit Steinplatten belegt ist, stehen zwei gemauerte und mit Eisenplatten belegte Herde, ein großer und ein kleiner; auf ersterem werden soeben in großen Töpfen für das Vieh Kartoffeln und Rüben gekocht, und auf dem andern wird Kaffee bereitet. Ein Schüsselbrett an der Wand steht voller Schüsseln und sonstiger Küchengerätschaften. Wir treten in die mit Sand bestreute Stube. An den beiden Außenwänden stehen zwei lange Bänke, welche einen großen, kräftigen Tisch einschließen. Einige Rohr- und Schilfstühle nehmen den weiteren Platz an den Wänden ein, und in der Nähe des Ofens,[1]) welcher in der Scheidewand zwischen Stube und Kammer steht, erblicken wir einen alten, bequemen Sorgestuhl. Die Wände tragen einen Spiegel, eine Uhr, einige Bildchen und ferner das sogen. Kammbrett, auf welchem unter anderem eine Bibel, ein Gesang-



Hölzerne Teller.

1) Zuweilen sieht man noch recht eigentümliche, wohl 200 Jahre alte Kachelofen, welche heute noch ihre Schuldigkeit tun. So findet sich in Heldra in einer Bauernstube ein hoher Ofen aus dem Jahre 1707, auf dessen drei Eisenplatten verschiedene Wunder des Herrn dargestellt sind. Die beiden Parallelplatten tragen die Inschriften:

1) „Das Oehl gar reichlich sich vermehrt,
Der Sohn vom Todt zum Leben fährt,
Im Todt sich Gottes Güt beweiset,
Mit wenig Brodt viel Menschen speiset."

2) „Christus macht Wasser zu Wein.
Dies Wunderwerk geschah
Zu Kana in Galiläa." Joh. am 2.

Diese Inschrift befindet sich unter einem Bilde, das die Hochzeit zu Kana darstellt.

buch und noch einige andere Bücher liegen. In der angrenzenden Kammer sind das Bett[1]) und ein Glasschrank die hauptsächlichsten Möbel. Von den Räumlichkeiten des oberen Stockwerkes ist eine Stube nebst Kammer gedielt und tapeziert. In dieser „guten Stube" finden wir einen schönen Tisch, ein Sofa, sechs gute Stühle und einen großen Glasschrank mit den besseren Glas- und Porzellanwaren; die Fenster tragen Vorhänge, und die Wände sind mit allerlei hübschen Bildern geschmückt, unter denen einige vom Herrscherhaus und ein Haussegen nicht fehlen.[2]) Große Schränke, welche den Sonntagsstaat der Familienmitglieder einschließen, haben auf den Gängen Platz gefunden. Eine weitere Treppe führt uns hinauf auf den Boden, welcher Haufen von Korn, Weizen, Hafer, Bohnen und Lein trägt. An



Bauernhaus.
(Wohnung, Stall und Scheune unter einem Dache.)

einem Sparren hängt ein Beutel mit getrockneten Zwetschen, Hotzeln und Schnitzen. Übereinander geschichtet liegt da in Gebinden der Flachs, welcher entweder im Winter gesponnen oder für den Brautwagen aufbewahrt wird. Wieder im Hausflur angekommen, gelangen wir noch auf einigen Stufen hinab in den Keller, in welchem die Kartoffeln, Wurzeln und allerlei Gemüse aufbewahrt werden. Ein Gerüst trägt zahlreiche Milchtöpfe, und unter demselben stehen zwei Fäßchen, von denen das eine Sauerkraut, das andere Bohnen enthält; daneben liegt auch ein Branntweinfäßchen. Unsere braven

1) Vereinzelt findet man die mit farbigen Vorhängen oben umgebenen sog. Himmelbetten.

2) In vielen Familien und Wirtschaften findet man auch folgende Bilder: 1. „Des Jägers Leichenzug", 2. „Die Stände", 3. „Die Lebensalter".

Leute sind, damit es keinen Rückgang gibt, fleißig von früh bis spät; denn Kapitalien sind nicht vorhanden, vielmehr sind von dem Ertrag der Frucht und dem Erlös von Butter und Milch, die ein paar Kühe liefern, noch einige Zinsen zu zahlen. Doch sie sind zufrieden und damit glücklich.

3. In weit günstigeren Verhältnissen lebt der benachbarte **Großbauer**, bei welchem wir gleichfalls zu kurzem Besuche einkehren. Wir treten daher auf seinen mit einem Eisengitter verschlossenen Hof, der von Wohnhaus, Scheune und Stallungen umgeben wird. Da steht gerade der Besitzer und betrachtet mit selbstbewußtem Blick seine wohlgenährten vier



Bauernhof.

Pferde, mit welchen soeben die beiden Knechte — Groß- und Kleinknecht — um Pflügen abziehen. Er reicht uns zum Gruße seine kräftige Rechte und läßt uns ebenfalls gern einen Einblick in seine Räumlichkeiten nehmen. Inmitten des gepflasterten und gesäuberten Hofes breitet sich die wohlgefüllte Dungstätte aus, bei welcher eine Jauchenpumpe neuester Art sich emporhebt. Zur Seite stehen Wagen, Pflüge und andere zur Landwirtschaft dienende Geräte. Alles, was sich unseren Blicken bietet, verrät den fleißigen, ordnungsliebenden, überall selbst mit zugreifenden Herrn. Vor dem Wohnhause stehen zwei Linden, unter denen Ruhebänke angebracht sind. Die Fenster sind mit Schaltern verschließbar und mit schönen Gardinen ver-

sehen. Treten wir nun in das Innere des Hauses. An den Wänden des mit schönen Platten belegten Hausflures hängen einige Gewehre, ein Rucksack und noch einige andere Jagdgerätschaften. Um einen großen, weiß gescheuerten Tisch der Wohnstube, deren blanke Dielen mit feinem Sand bestreut sind, stehen einige kräftige Stühle und an den Wänden entlang zwei Bänke, auf welch letzteren bei den Mahlzeiten die Knechte und Mägde ihren Platz haben. Eine große Hängelampe über dem Tische kann diesen Raum abends genügend erhellen. Mehr in der Nähe des Ofens steht ein mit Wachstuch überzogenes Sofa und vor demselben ein etwas kleinerer, mit bunter Decke belegter Tisch, an welchem die Familienmitglieder abends zu traulichem Beisammensein sich versammeln. Auf dem Tische befindet sich eine Stehlampe, neben der das Kreisblatt und eine größere Provinzialzeitung liegen. Ringsum stehen mehrere polierte Rohrstühle. Die Wände sind mit schön gruppierten Photographien, einem Spiegel und einem Regulator geschmückt. In der angrenzenden Kammer für das Ehepaar befinden sich zwei Betten mit Sprungrahmen und ein Schreibschrank. Die weiter sich anschließenden Kammern sind für die Familienangehörigen und die Mägde bestimmt. Die Knechte haben ihre Schlafstätte im Pferdestalle. Die oberen Räume des Hauses sind gleichfalls aufs beste ausgestattet. Eine Hauptzierde der „guten Stube" ist ein mit feineren Glas- und Porzellanwaren dicht besetzter Glasschrank, der Hausfrau Stolz und Freude. Schön verzierte große Schränke aus Eichenholz sind gefüllt mit Kleidungsstücken und Leinen. Neben den oberen Stuben und Kammern befindet sich noch ein Raum, der von der Hausfrau täglich wohl am meisten besucht wird, nämlich die Vorratskammer, in der an langen Stangen und kurzen Querstöcken wohl mehrere Hundert Würste jeglicher Art, eine größere Anzahl Schinken und etwa ebensoviel Seiten handhohen Speckes hängen. In dem ausgedehnten Keller mit seinen reichen Vorräten lagert neben einem größeren Faß Branntwein eine lange Reihe Flaschen mit Obstwein. Die Stallungen sind den Forderungen der Zeit entsprechend eingerichtet: sie sind luftig und hell, geplattet und geweißt. Zur Bewirtschaftung des Gutes dienen außer den 4 Pferden noch 2 Paar Ochsen. Die Milch, welche die 10 Kühe liefern, wird teils zu Wirtschaftszwecken verwandt, teils allmorgendlich zur Molkerei gebracht. Von den 12 gemästeten Schweinen, deren Pflege der Kleinmagd obliegt, werden mehrere verkauft. Zahlreiches Federvieh, wie Hühner, Gänse, Enten und Tauben, belebt den Hof und liefert der Hausfrau nicht nur Eier, Fleisch und Federn für ihren Haushalt, sondern auch noch manchen Taler in die Wirtschaftskasse. Es ist ein Bild des Fleißes, der Ordnung und der Sparsamkeit, das sich hier überall uns darbietet, und die Verhältnisse haben es dem Hausherrn auch erlaubt, sich neben den notwendigen landwirtschaftlichen

Geräten auch noch einen hübschen Wagen zu sonntäglichen Spazierfahrten anzuschaffen.

4. Für den Nachmittag hatten wir uns zu einem Besuche bei einem etwas entfernt wohnenden wohlhabenden Landwirt angemeldet, welcher uns mitteilte, daß wir willkommen seien und er uns durch seinen Wagen werde abholen lassen. Zur angegebenen Stunde fuhr ein feiner Landauer vor, nahm uns auf und führte uns durch wogende Getreidefelder in kurzer Zeit zu unserem Ziele. Er hielt vor einem stattlichen Hause, das von einem großen, wohleingefriedigten Hofe umgeben war, auf welchem Wagen und Pflüge, Eggen und andere landwirtschaftliche Gerätschaften in musterhafter Ordnung aufgestellt waren. Auf der schönen Freitreppe des Hauses kam uns der Hausherr entgegen und hieß uns freundlich willkommen, auch die Hausfrau erschien und reichte uns zum Gruße die Hand. Im modern tapezierten Hausflur, auf dem ein blank gescheuerter Mehlkasten stand, nahm uns ein sauberes Hausmädchen Tasche und Mantel ab, während Hut und Schirm auf einem feinen Kleiderständer Platz fanden. Die in einem altmodischen Kasten hängende Schwarzwälder Uhr schlug eben die vierte Stunde nachmittags. In der überreich möblierten Stube erwartete uns auf sauber gedecktem Tisch der Nachmittagskaffee mit feinem Gebäck, das der geschickten Hausfrau alle Ehre machte. Das schwellende Sofa gab unseren Gliedern die erwünschte Ruhe. Die Tochter des Hauses, ein liebliches, frisches Mädchen von etwa 18 Jahren, trug auf dem Pianino das „Klosterglöcklein" vor, während der Hausherr von seinem kostbaren Schreibtisch ein geschnitztes Kästchen holte und uns zur letzten Tasse Kaffee eine feine Zigarre anbot. Neben dem Sofa stand ein Blumentisch, der mit wohlgepflegten Zimmerpflanzen reich besetzt war, und vor dem Fenster blühten und dufteten in üppigster Weise die meisten Arten unserer beliebten Fensterblumen. Die Kommode war mit allerlei kostbaren Nippsachen verziert, und an den Wänden hingen Kupferstiche und Photographien der Familienmitglieder, sowie ihrer nahen Verwandten. In der Nähe des Ofens stand ein schöner Sessel, der Großvaterstuhl genannt. Die Fenster hatte die Hausfrau mit gediegenen, schönen Gardinen behängt. Nach einem Gang durch die herrlichen Gärten, welche in reichster Fülle ihre Gaben darboten, sowie ferner durch die luftig und gut eingerichteten Ställe, zeigte man uns die Gesindestube, welche der Wohnstube der Herrschaft gegenüber lag. Auch diese war wohnlich und gut eingerichtet, doch frei von allem Luxus und Bequemlichkeit. Überall herrschte peinliche Sauberkeit und Ordnung, die namentlich auch in der geräumigen und hellen Küche sich zeigte. Alsdann führte uns der Hausherr in das an das Wohnzimmer grenzende Eßzimmer und lud uns zu einem Vesperbrot ein, bestehend aus kräftigem Schwarzbrot mit ausgezeichneter Wurst, feinem Schinken, gold-

gelber Butter und Käse; ein alter „Lembacher Korn", sowie das nachfolgende vorzügliche Bier erhöhten den Genuß. Auf die eindringlichen Bitten unseres freundlichen Gastgebers sagten wir schließlich zu, bis zum kommenden Morgen bei ihm zu verweilen. Abends um sechs Uhr kam das Gesinde von der Arbeit nach Hause; nachdem dasselbe das Vieh besorgt, versammelte es sich um sieben Uhr zum Abendessen, das heute aus gekochten Kartoffeln mit Specktunke und dicker Milch bestand. Der Großknecht erstattete alsdann dem Herrn Bericht über des Tages Arbeit und nahm neue Aufträge für den kommenden Morgen entgegen. Mit einem von Herzen kommenden „Gute Nacht" verabschiedete er sich von der Herrschaft, und bald herrschte auf dem Hofe tiefe Stille und Frieden. Auch wir suchten nach einiger Zeit unser Nachtlager auf und schlummerten in den weichen Matratzenbetten bald ein. Am folgenden Morgen nahmen wir nach dem Frühimbiß von unseren liebenswürdigen Gastgebern mit innigstem Danke Abschied, und der Wagen, in dem wir gekommen, brachte uns zu unserem Ausgangsorte wieder zurück. —

So wohnt auf dem Lande der zufriedene Mittelstand mit dem Armen und Reichen beisammen; einer hat den anderen zuzeiten nötig, und wie sie Freud und Leid miteinander teilen, wollen wir nun weiterhin sehen. Doch bevor wir des Landmanns Tun und Treiben in des Lebens wechselvollen Lagen an unserem Auge vorüberziehen lassen, wollen wir uns erst einmal umschauen, wie der im fränkischen Niederhessen wohnende Bauer gegenwärtig sich kleidet und schmückt.

2. Kleidung und Schmuck.

„Was wir **Volkstrachten** nennen, sagt August Meitzen,[1] stammt aus irgend einer vergangenen Periode der Wohlhabenheit, in der es einer adligen oder in der Regel städtischen Mode gelang, wenn auch mit Modifikationen, Ausdehnung über das Land zu gewinnen. Wie wenig auch nur annähernd an Ursprünglichkeit gedacht werden darf, beweisen frühmittelalterliche Skulpturen und die Miniaturmalereien der Codices aus den Klosterbibliotheken hinlänglich. Die meisten noch erhaltenen Volkstrachten weisen auf die Reformationszeit oder die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege zurück.

Auch die Gegenwart ist wieder eine solche Zeit außerordentlich gesteigerten Wohlstandes, in der sich die städtischen Moden leider nicht zum

---

1 Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung von A. Kirchhoff. Stuttgart. Verlag von J. Engelhorn.

Vorteil des flachen Landes über dasselbe ausbreiten. Der Nachteil liegt weniger in dem Zurückdrängen der Poesie, welche der Landmann weniger als der philosophierende Städter gewahr wird, sondern in der Anwendung der unglaublich schlechten Stoffe. Unter dem Anschein der Billigkeit werden die Landleute zu außerordentlich hohen Ausgaben verlockt, wenn sie ganze und reine Kleidung tragen wollen. Da sich diese Kostspieligkeit fühlbar macht, gewöhnen sie sich, allenfalls auch in Lumpen zu gehen. Dazu entwöhnen sie sich, Leinen und Wolle im Hause zu spinnen und zu weben, und dadurch nicht bloß brauchbare, sehr dauerhafte Stoffe zu bekommen, sondern auch eine Beschäftigung für die Mußestunden des Winters zu haben, die sich gut bezahlt macht, und die sie von unnötigen und kostspieligen Versuchen, die Langeweile zu vertreiben, abhält."



Junge Frau mit Karnette.

Bei einem Gang durch die Landschaften Niederhessens fällt es uns auf, daß wir bei der Landbevölkerung von einer ausgesprochenen Tracht nirgends mehr etwas vorfinden. Besondere Formen in der Tracht sind bis auf wenige Reste, die sich hier und da bei ärmeren alten Personen noch blicken lassen, bereits gänzlich geschwunden. Der städtische Einfluß hat alles Eigenartige verdrängt und seine nichtssagenden Formen und minderwertigen Stoffe fast überall eingeführt. Nur im Gebiete des Knüll werden sowohl von Männern als auch von Frauen noch gegenwärtig überwiegend selbstgewebte Gewänder getragen, doch macht sich auch hier schon ein starker Rückgang bemerkbar. Die in Niederhessen jetzt allgemein übliche Kleidung der Männer unterscheidet sich von der in den Städten getragenen nur noch wenig. Die ehedem weit verbreitete weiße leinene Kniehose war vor 20—30 Jahren noch in manchen Orten vereinzelt zu sehen; jetzt ist sie jedoch nirgends mehr anzutreffen. Dahin ist die vordem bei Bürgern und Bauern beliebte Biberjacke und ferner die kurze enganliegende dunkelblaue Tuchjacke, welche durch Knöpfe und Schnüre vor der Brust zusammengehalten wurde. Auch der blaue lange Kirchenrock, der infolge seiner Dauer-

haftigkeit sich meist durch mehrere Geschlechter forterbte, wird nur noch bei älteren Personen gesehen. Fast vergessen ist die weiße baumwollene Mütze, die an manchen Orten, wie in Melsungen, an Sonn- und Feiertagen von den Männern im Hause getragen wurde. Die weitverbreitete bequeme Zipfel- und Strumpfmütze ist gleichfalls dahin gegangen, doch hat sie sich wenigstens in dem Bilde vom beschränkten deutschen Michel auf alle Zeiten verewigt. Gegenwärtig wird in Niederhessen der blaue leinene Kittel, der durch helle Knöpfchen und Litze mehr oder weniger verziert und wie ein Hemd über den Kopf angezogen wird, noch ziemlich viel angefertigt. Während des Winters wird darunter eine wollene Jacke getragen. Doch auch der Kittel erfreut sich seit einigen Jahren keiner großen



Stechschippe.



Haubenform im Geisgrund.

Beliebtheit mehr und hat auch schon an vielen Orten dem städtischen Jackett weichen müssen. Als Kopfbedeckung dient eine Mütze mit Schild oder ein mit einer einfachen Feder geschmücktes Filzhütchen. Bei feierlichen Gelegenheiten wird, wie überall, ein Zylinder getragen.

Wie die Tracht der Männer, so ist auch die Kleidung der Frauen einfacher geworden und hat sich der städtischen allmählich anzupassen gesucht. Noch etwa bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erschienen die Bürgersfrauen in Melsungen in sogenannten „Stechschippen“; es waren dies Kopfbedeckungen aus gesteppten Leinen mit großblumigem Kattun überzogen, zu welchen man beim Ausgehen gewöhnlich einen großen, weiten Kattunmantel trug, der auf der linken Schulter übergeschlagen wurde. Beim Abendmahlsgang wurde auf der Stechschippe eine Tüllmütze ange-

bracht, welche durch einen Zug auf der ersteren befestigt war. Manche Frauen und Jungfrauen schmückten sich auch mit künstlichen Locken, welche mittels eines Halters am Kopfe befestigt wurden und sich vor die Ohren der Trägerin legten.

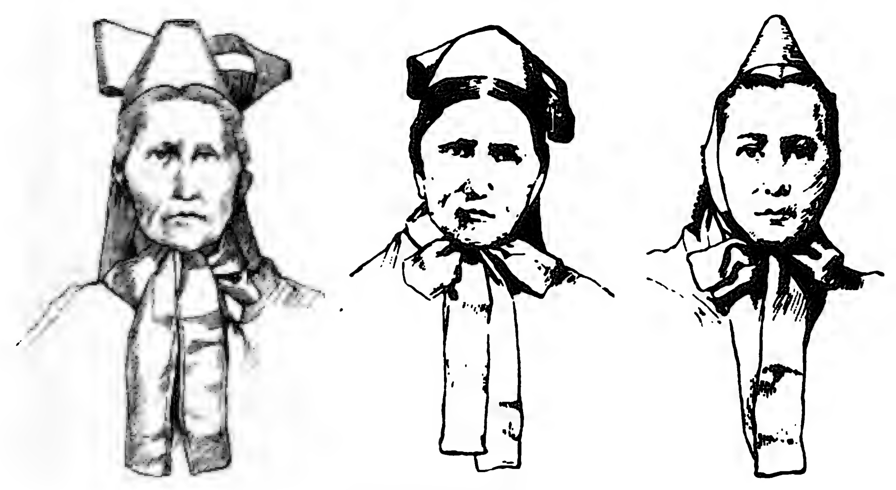
Von der gegenwärtigen Tracht ist noch eine Kopfbedeckung besonders erwähnenswert, nämlich die Karnette,[1]) welche namentlich im Kreise Melsungen, aber auch im südlichen Teile des Kreises Cassel und vereinzelt noch in den Kreisen Fritzlar und Homberg vorkommt. Die Karnette, gewöhnlich Betzel genannt, gleicht im allgemeinen einem abgestumpften Kegel und ist auf der Rückseite mit zwei großen Schleifen versehen; doch zeigt sie in Form und Verzierung an den verschiedenen Orten immer wieder kleine Abweichungen, indem sie bald hoch und spitz, bald mehr niedrig und abgerundet ist, bald lange, bald kurze Bänder hat; doch richtet sich letzteres nicht immer nach der ortsüblichen Mode, sondern auch nach der Wohlhabenheit der Trägerin. Bei jüngeren Frauen und Mädchen sind die vorderen Bänder gewöhnlich hell und mit eingestickten Blumen geschmückt. Der Preis einer besseren, gewöhnlich aus Seide bestehenden Karnette beträgt ungefähr zwanzig Mark. Zum Tragen der Karnette wird das Kopfhaar von hinten zurückgekämmt und auf dem Scheitel zu einem Knoten vereinigt, so daß eine sogenannte „weiche Anke“ entsteht. — Eine eigenartige, schon mehr haubenförmige Form zeigt die Betzel am Ostabhang des Knüll in den Dörfern des Geisgrundes, der danach auch der Hubbelgrund genannt wird, doch ist auch die Kopfbedeckung der Frauen in dem benachbarten Rohrbach-, Aula- und Fuldatale im Kreise Hersfeld dieser Betzel



Ältere Trachtform.

1) Die Ableitung dieses Wortes ist nicht genau ermittelt. S. Vilmar, Idiotikon.

sehr ähnlich. Dieselbe ist niedrig, zeigt auf der schmalen Rückseite Bunt- und Perlstickerei und hat nach vorn eine ziemlich lange, auf die Stirn



Ältere Trachtformen.

sich legende Spitze. Sie wird von einem schwarzen (seidenen) Bande umgeben, das auf der Rückseite der Betzel zwei große Schleifen bildet und



Ältere Formen der Karnette.

etwa bis zur Hälfte des Rückens herabreicht. Seitlich werden mit Stecknadeln zwei lange schwarze Bänder befestigt, welche über die Ohren führen

und unter dem Kinn zu zwei Schleifen zusammengebunden werden. Das Kopfhaar wird auch hier so getragen, daß der Zopf am Wirbel schneckenförmig zu einem Knoten zusammengewunden wird, der in das Innere der Haube genau paßt. Diese Kopfbedeckung, dort „Bäetzel" oder kurz „Bäetz" genannt, kostet 9—12 Mark; auch sie wird bereits von den Mädchen und jungen Frauen nicht mehr getragen.

Wo die Karnette oder eine ähnliche Kopfbedeckung nicht mehr zu Hause ist, tragen die Mädchen und Frauen Hüte, wie sie in den Städten allgemein üblich sind. Von der sonstigen Kleidung der Frauen ist wenig zu bemerken. Ziemlich allgemein verbreitet ist noch der mit Watte oder Flanell gefütterte Kattunmantel der Frauen, der namentlich während des Winters benutzt und auch zum Austragen der kleinen Kinder verwandt wird. An manchen Orten der Knüllgegend fertigen zwar die Mädchen noch Beiderwand- und Tuchröcke an, doch haben dieselben den modernen Schnitt der Kleider. Erwähnenswert sind noch die bei den Mädchen beliebten bunten, wollenen oder seidenen Tücher, „Rosenlappen" genannt, welche vom Nacken kreuzweise über die Brust gehen und auf dem Rücken gebunden werden. Kleinere Mädchen tragen das Haar vielfach offen, durch einen Haarkamm zurückgehalten oder durch ein Band im Nacken etwas gebunden. Ältere flechten es mit einem Bande zu einem Zopfe zusammen, der entweder herabhängend getragen oder auf dem oberen oder hinteren Teile des Kopfes um eine mehr oder weniger wertvolle Haarnadel zu einem Knoten, „Schnatz" genannt, zusammengebunden wird. Als Schmuckgegenstände dienen silberne oder goldene Ohrringe, Halsketten, Perl- oder Münzketten und Broschen. Beim Gang zum Abendmahle legen die Frauen ein feines, gewöhnlich spitzenbesetztes Taschentuch auf das Gesangbuch.

3. Geburt, Jugend, Hochzeit und Begräbnis.

„Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein."
A. v. Chamisso.

Geburt. Selige und stolze Freude herrscht im Kreise der Familie; denn der Storch[1]) ist eingekehrt und hat aus dem Feldborn oder dem Teiche ein Knäblein gebracht; die Mutter hat er dabei ins Bein gebissen, weshalb sie auf einige Zeit das Bett hüten muß. Für das kleine Lieschen hatte er eine große Zuckerdüte unter dem Flügel; es hatte ihn ja auch

1) Der Storch ist der Vogel der Frau Holle, der Beschützerin der Ehe, denn er zeichnet sich ganz besonders durch seinen häuslichen Familiensinn aus. Bei seinem Anblick singen die Kinder oft:

schon seit einiger Zeit durch Stückchen Zucker, die es vor das Fenster gelegt, zum Besuche eingeladen. Nun war er also dagewesen. Die „Eller“, wie die Hebamme genannt wird, gibt dem angekommenen Knäblein ein Bad, und als Angebinde wirft ihr der glückliche Vater ein Geldstück in die Badewanne. Am nächsten Tage erscheinen die Verwandten, Freunde und Nachbarn, um den frohen Eltern ihre Glückwünsche darzubringen. Sie wundern sich über die Schönheit des jungen „Heidewölfchens“ und bestellen sich den Petter (Paten) oder für den Fall, daß der Storch ein Mädchen gebracht, die Gotel oder Gote. Für die Eltern ist es besonders ehrenvoll, wenn recht viele Verwandte oder Freunde sich zur Patenschaft melden, und je reicher und angesehener sie sind, desto größer ist auch die Zahl derer, die gern bereit sind, die Patenstelle zu übernehmen, und um so feiner und reichlicher ist auch die Wochensuppe, die Anverwandte und Nachbarn in den nächsten Tagen der Mutter überbringen. Was nun die Liebe und die Fürsorge der Eltern und Paten für den jungen Erdenbürger zu tun vermögen, das wird wohl auch nur in seltenen Fällen unterlassen; da gilt es einesteils, den Einfluß böser Geister fern zu halten oder abzulenken, anderenteils des Segens Fülle zu seinem leiblichen und geistigen Wohlergehen in reichstem Maße auf ihn herabzuziehen. Das kleine Lieschen möchte das Brüderchen schon bald mit hinaus nehmen und mit ihm spielen, was aber die Mutter nicht zuläßt, da der Storch das Brüderchen wieder

---

Storch, Storch, Steiner! [1])
mit den langen Beinen,
mit den kurzen Knien.
Jungfrau Marie
hat ein Kind gefunden,
war mit Gold gebunden.

Flieg über das Bäckerhaus,
hol drei Wecke heraus,
mir einen, dir einen
und dem andern auch einen.

Der Ausdruck „mit Gold gebunden“ ist auf folgenden Brauch zurückzuführen, der sich noch in manchen Gegenden erhalten hat. Kommt ein Junge in die Schule oder verläßt dieselbe, so pflegen wohlhabende Paten demselben ein Lamm oder Schaf, das „Pätterschaf“ zu schenken, dessen Nachkommenschaft zum Schutze des Beschenkten aufgezogen wird. Bei der Übergabe desselben wird in den Dörfern bei Schlüchtern dem Patenkinde eine vier Ellen lange, rotseidene Schnur um den Hals gewunden und auf dem Rücken hin, der Länge nach, „angespennelt“. Diese Schnur bedeutet den erneuten Lebens- oder Glücksfaden, durch den der Segen des Geschenkes an den Beschenkten geheitet werden soll. W. Kolbe, Hess. Volkssitten und Gebräuche.

1) „Steiner“ ist wahrscheinlich ein alter, aber schon lange nicht mehr verstandener Beiname des Storches. Stumm und schweigsam wie ein Stein ist dieser Vogel. Keinen Laut vernimmt man aus seiner Kehle. Nur im Neste stehend klappert er zuweilen durch krampfhaftes Zusammenschlagen seines Schnabels. Donner und Blitz machen auf ihn nicht den geringsten Eindruck. W. Kolbe.

mitnehmen könnte. Nach altgermanischer Anschauung „frißt" auch die Sonne die kleinen ungetauften Kinder. Acht Tage lang nach der Geburt darf nichts aus dem Hause verliehen werden; Frauen mit bösem Blick werden ängstlich dem Kinde ferngehalten; auch darf das Kind nicht zu sehr gelobt werden, weshalb die geschwätzigen Basen stets „unberufen" oder „unbeschlappert" hinzufügen. Während der ersten acht Tage vermeidet man es, dreimal hintereinander mit „ja" zu antworten, da sonst die Hexen dem Kindlein die Milch nehmen können. Die alte schöne Sitte, bei der Geburt eines Kindes ein Bäumchen zu pflanzen, daß es mit ihm gedeihe und wachse, ist bis auf seltene Fälle in Hessen leider nicht mehr üblich.

Ist der Pate erwählt, so werden die Namen des Kindes beraten und festgestellt; doch vermeidet man es, vor der **Taufe**[1]) das Kind mit seinem demnächstigen Namen zu rufen und nennt es daher in dieser Zeit wohl „Gott Wälschen". Nach etwa zwei bis drei Wochen findet dann gewöhnlich die Taufe statt, bei der es in den meisten Fällen hoch hergeht; denn nicht nur die nächsten Verwandten, sondern auch Freunde und Nachbarn werden dazu eingeladen oder gegastet. Schon mehrere Tage vor der Feier beginnt man mit den Vorbereitungen zu derselben: man backt Kuchen, schlachtet wohl auch, keltert Bier und Wein ein, wäscht und säubert das Haus von oben bis unten, bestreut Treppen und Stuben mit Sand und stellt auf den Tisch je nach der Jahreszeit einen duftenden Strauß oder ein Bukett von künstlichen Blumen. Die Taufpaten bringen einen „Gevatterkorb", welcher Kuchen, Brot, Zucker, Kaffee, Reis, Wurst u. dergl. enthält; die Männer tragen keinen Korb, sondern überreichen statt dessen eine Wurst und eine Flasche Branntwein oder Wein. Ist die Gotel eine Jungfrau, so erscheint sie mit ihren Freundinnen reich bekränzt zur Taufe. Wird das Kind zur Taufe gewickelt, so gibt man der Eller ein Geldstück[2]), um dasselbe mit einwickeln zu lassen, denn alsdann wird, so hofft und wünscht man, es dem Kinde später nie an Geld mangeln. An manchen Orten fügt man der Wickel auch noch etwas bedrucktes Papier, Stahlfedern u. dergl. bei, damit das Kind einst klug und fleißig werde. Vermögende Eltern geben dem Kinde zur Taufe ein sogenanntes „Wassekleidchen" (Wachsekleidchen), in dem es auch späterhin noch spazieren getragen wird. Wie das Kind, so beschenkt der Pate auch die Hebamme, welche das Kind

1) Der den Taufzeugen zukommende Name „Pate" kommt vom lateinischen pater, d. i. Vater und hat gleiche Bedeutung mit dem Namen „Gevatter" = Mitvater.

2) Die Höhe des Betrages richtet sich nach dem Wohlstande des Paten; in den meisten Fällen gibt man 3 bis 5 Mark.

zur Taufe und wieder zurückträgt. Die Taufe findet entweder in der Kirche oder im Hause statt; in letzterem Falle muß für dieselbe ein Betrag von 1 Mark 50 Pfg. entrichtet werden. Als Opfer zahlen die Taufgäste 10 Pfennige, Kinder 5 Pfennige; das Opfer des Paten ist natürlich ein höheres. Dieser Betrag fließt in den Kirchenkasten. Ist die Taufe in der Kirche, so bleibt die Mutter daheim und liest während der Taufhandlung im Gesangbuche oder in Starks Gebetbuche. Weint das Kind bei der Taufe, so soll, wie man sagt, der Pate dasselbe nicht gern gehoben haben. Sind mehrere Paten zugegen, so bekommt jeder derselben den Täufling einmal auf den Arm oder der zweite Pate legt während der Taufe die Hand auf denselben. Vielfach ist es üblich, daß der Pate sich unmittelbar vor der Taufhandlung die Hände wäscht, um auf diese Weise dem Kleinen die Liebe zur Reinlichkeit einzupflanzen. Nach der Taufe erhält das Kind ein blindlings aufgeschlagenes Gesangbuch oder eine Bibel unter das Kopfkissen; wenn es erwacht, sieht man nach, was der Text ihm über seinen Lebensweg verkündet. Ein Totenlied soll natürlich einen frühen Tod bedeuten. Doch dient das Unterlegen der Bücher nicht nur als Orakel, sondern soll auch auf die geistige Entwicklung des Kindes förderlich einwirken, klug oder schlau soll es werden, eine Eigenschaft, die im Kampfe des Lebens freilich recht nötig ist. Ängstlich vermeidet man es in vielen Orten, ein Kind aus dem Wasser taufen zu lassen, das bereits zu einer Taufe benutzt worden ist, weil man dann für den zweiten Täufling einen frühzeitigen Tod oder doch schwere Krankheit befürchtet. Nach der heiligen Handlung folgt ein ausgedehntes Taufmahl, und mancher kräftige Schluck, verbunden mit Trinksprüchen auf das junge Pflänzchen, wird bei dieser Gelegenheit getan. Doch auch der Armen und Notleidenden wird an diesem Tage gedacht. Im gewöhnlichen Leben nennt man den Tauftag „Kindkirmes", welcher Name schon auf die Fülle von Essen und Trinken hindeutet. Kommt dann der Abend heran, so rüstet man sich zur Heimfahrt, vorher aber werden den etwaigen größeren Geschwistern, auch den Dienstboten, Geschenke in Geld gegeben, damit sie das Patchen fein wiegen und warten.

Wenn nach der Taufe das Kind zum ersten Male in ein fremdes Haus getragen wird, so nehmen die Leute, welchen der Besuch gemacht wird, ein Ei und drehen dasselbe mit der Spitze dreimal im Munde des Kindes herum. Die Mutter des Kindes nimmt das Ei mit nach Hause und legt es an einen sicheren Ort. So hoch, wie das Ei liegt, fällt, wie man annimmt, das Kind später keinen Knochen entzwei. Doch hat das Umdrehen des Eies im Munde des Kleinen auch den Zweck, dem Kinde weiße Zähnchen zu verschaffen und es vor Zahnschmerzen zu bewahren. Die Wirtin steckt dem Kinde bei diesem Besuche auch ein Stück Brot bei,

das die Mutter ebenfalls mit nach Hause nimmt. Schimmelt das Brot, dann soll das Kind nicht alt werden.

In den ersten Lebenswochen ist das Kind nur auf die Pflege der Mutter angewiesen; diese erlauscht alle seine Bedürfnisse und hilft ihnen in liebevoller Tätigkeit ab. „Hat sie nicht manche Nacht, wenn ich schlief, für mich gewacht?" Nahrung, Wärme und Reinlichkeit, das sind des Kindes Hauptbedürfnisse, wenn es gedeihen soll. Leider sind nicht alle Mütter in der Lage, sich so eingehend mit ihrem Kindchen zu beschäftigen. Die Sorge um den Hausstand und um das Vieh treibt sie hinaus, und das arme Kleine ist seinen älteren Geschwistern oder anderen Personen zur Wartung und Pflege anvertraut. Aber auch das ist nicht immer möglich, und selbst noch zarte Kindlein sieht man daher oft in einem Tuche auf dem Rücken der Mutter mit hinaus zur Arbeit tragen. Bald lernt das Kindchen einige Laute zunächst lallen, später auch sprechen, und wie freut sich dann das Vater- und Mutterherz, wenn zuerst der süße Vater- oder Muttername von den Lippen des Säuglings ertönt!

Das Hervorbrechen des ersten Zähnchens ist ein Ereignis, das dem ersten Entdecker ein Geschenk einbringt. Die ersten Schühchen werden bald zu klein, und will die Mutter diese nicht selbst aufheben, so bekommt sie in wohlhabenden Familien das Kindermädchen als Geschenk. Von diesem werden dieselben aufgehoben, um später als Braut- oder Hochzeitsgeschenk verwandt zu werden. Am nächsten Geburtstage erhält das Kleine vom Paten ein Röckchen, bei Gelegenheit des Impfens ein Kleidchen, und wenn es zwei Jahre alt geworden ist, bekommt es das sogenannte „Wassewerk" (Wachsekleidchen). Als Spielzeug erhalten die Kleinen: das Rappelchen, den Hampelmann, Gummipuppen und -Tiere, Trompetchen, „unzerreißbare" Bilderbücher usw.

Kleine Kinder läßt man nicht so oft in den Spiegel sehen, da sie sonst, wie man sagt, ein Affengesicht oder einen Gänseschnabel bekommen.

Auf dem Schoße von Vater und Mutter, der Großeltern oder auch älterer Geschwister zieht so nach und nach in Seele und Geist des kleinen Erdenbürgers die kleine, aber inhaltsreiche Welt seiner nächsten Umgebung, wie auch ein Hauch von dem Seelenleben seiner Pfleger und Wärter ein, und wohl ihm, wenn Geist und Seele schon hier die rechten Eindrücke und Keime erhalten, das Unkraut aber fern gehalten oder rechtzeitig ausgerottet wird. Hier auf dem Schoße seiner Pfleger und Wärter empfängt es den ersten Unterricht im Sprechen und Singen, Spielen und Dichten. Zahlreiche, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Reime und Liedchen wecken die Phantasie und beleben und beseelen die Dinge der Umgebung, mit denen es im Spiel von Tag zu Tag vertrauter wird. Vom Schoße

geht es nach einigen Monaten hinab zum Fußboden der Wohnstube und bald von da in eine weitere Welt, nämlich in die nächste Umgebung des Hauses und des Ortes: in den Garten, auf die Wiese und auf den Anger, wo Sandhaufen, Pfützen, Bächlein, Hecken, Wiesen und Raine die vertrauten Spielplätze bilden, Orte, die sich bis ins kleinste der Seele einprägen und unverwischbar als gar liebe Bilder in ihr haften, bis der Mensch seine Augen für immer wieder schließt. Diese Orte sind es, die den Menschen, wenn er in der Ferne weilt, oft mit unwiderstehlicher Gewalt wieder in sein Heimatland zurückziehen.

Mögen nun die bekanntesten der Kinderreime und -Liedchen, d. h. diejenigen, welche schon von altersher im Volke leben und durch die zeitweiligen nicht verdrängt werden, hier Platz finden. Auf dem Schoße hört und lernt das Kind:

1) Das ist der Daumen,
der schüttelt die Pflaumen,
der liest sie auf,
der trägt sie nach Haus,
und der Kleine, Kleine
ißt sie ganz alleine.

2) Sälzchen,
Schmälzchen,
Butterweckchen
Stipp in! Kriwel de Krawel.
(Vielfach ist der Schluß auch anders.)

3) Backe, backe Kuchen!
der Bäcker hat gerufen.
Wer will gute Kuchen backen,
der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Butter und Salz,
Milch und Mehl,
Safran macht die Kuchen gäl (gelb).

4) So fahren die Jüngferchen,
so reiten die Herren,
so reiten die Damen,
so rumpelt der Bauer,
so rumpelt der Bauer
zum Tore hinaus.

5) Reiter zu Pferd,
Wo kommen sie her?
Von Sichsen, von Sachsen,
von Duderstadt (Sachsenberg) her.
Was bringen sie mit?
Ein Haus voll Kinder,
ein Stall voll Rinder,
'nen bunten, bunten (eisernen) Ziegenbock.
Hopperlopopp.

6) Hopp, hopp, hopp,
Pferdchen, lauf Galopp
über Stock und über Stein,
tu dir nur nicht weh die Bein!
Hopp, hopp, hopp,
Pferdchen, lauf Galopp.

7) Hopp, hopp, Reiterlein,
wenn die Kinder kleine sein,
reiten sie auf Stöckerlein,
wenn sie größer werden,
reiten sie auf Pferden,
wenn sie größer wachsen,
reiten sie nach Sachsen,
reiten sie über die Brücke hin,
plumps, da liegen sie alle drin.

8) Eiapopeia, was rappelt im Stroh!
Die Gänse gehn barfuß und haben keine Schuh,
der Schuster hat Leder, kein Leistchen dazu,
sonst hätten die Gänse schon längst ein Paar Schuh.

9) Bälämmchen bäh,
das Lämmchen ging im Klee,
es stieß sich an ein Steinchen,
da tat ihm weh ein Beinchen,
Bälämmchen bäh.
Bälämmchen bäh,
das Lämmchen ging im Klee,
es stieß sich an ein Steckelchen,
da tat ihm weh das Bäckelchen,
Bälämmchen bäh.

Bälämmchen bäh,
das Lämmchen ging im Klee,
es stieß sich an ein Rieschen,
da tat ihm weh das Füßchen,
Bälämmchen bäh.

10) Kinnewippchen,
Mauledippchen,
Naseschnippchen,
Bäckelröschen,
Augenträndchen,
Stirnebärchen,
Zupp, zupp Härchen.

11) Hopp Mariannchen, hopp Mariannchen!
Laß das Püppchen tanzen,
und wenn es nicht mehr tanzen kann,
so steck es in den Ranzen.

12) Troß, troß Trillchen, der Bauer hat ein Füllchen,
ein Füllchen hat der Bauer, das Leben wird ihm sauer,
sauer wird ihm das Leben, der Weinstock, der trägt Reben,
Reben trägt der Weinstock, der Müller hat 'en Ziegenbock,
'en Ziegenbock hat der Müller, das Korn mißt man mit Simmer,[1]
mit Simmer mißt man's Korn, der Jäger bläst ins Horn,
ins Horn bläst der Jäger, der Reiter hat 'en Degen,
'en Degen hat der Reiter, die Kuh, die hat ein Euter,
ein Euter hat die Kuh, aus Leder macht man Schuh,
Schuh macht man aus Leder, die Gans, die hat 'ne Feder,
'ne Feder hat die Gans, der Fuchs, der hat 'nen Schwanz,
'nen Schwanz hat der Fuchs, der Edelmann hat 'ne Kutsch,
in der Kutsch fährt der Edelmann,
er fährt so lange, bis er nicht mehr fahren kann.

13) Troß, troß Trillchen, der Müller hat ein Füllchen,
da lief's ihm wieder weg, und Hänschen fiel in' Dreck.
(Nachahmen des Fallens.)

Hopp, hopp, hopp, mein Pferdchen,
wo reitest du wohl hin?
Ich reite nach der Mühle
und schmeiß den Sack dahin.
(Dorfitter.)

Als Schlummerliedchen sind bekannt:

1) Schlaf, Kindchen, schlaf,
dein Vater hütet die Schaf,
deine Mutter hütet die Lämmelein
da droben in dem Kämmerlein,
schlaf Kindchen, schlaf.

2) Schlaf, Kindchen, schlaf,
da droben gehn die Schaf,
die schwarzen und die weißen,
die wollen mein Kindlein beißen,
schlaf, Kindchen, schlaf.

3) Schlaf in guter Ruh,
tu die Äuglein zu,
höre, wie der Regen fällt,
hör, wie Nachbars Hündchen bellt.

Hündchen hat den Mann gebissen,
hat des Bettlers Kleid zerrissen,
Bettler läuft der Pforte zu,
schlaf in guter Ruh. (Breitau.)

4) Still, mein süßes Kind,
draußen weht der Wind.
Häschen, Häschen, spitzt das Ohr,
sieht aus langem Gras hervor.
Jäger kommt im grünen Kleide,
jagt das Häschen von der Weide.
Häschen läuft geschwind, geschwind,
still, mein süßes Kind! (Breitau.)

5) Kannst nur ruhig sein,
Bettler kehrt schon ein.
Häschen schläft auf Stacheldorn,
Hühnchen legt sein Ei ins Korn.
Täubchen füttert seine Jungen,
Vöglein hat nun ausgesungen.
Müd' ist alles, groß und klein,
schlaf nun ruhig ein. (Breitau.)

[1] Simmer ist ein altes Getreidemaß, in Hessen = 32 Liter.

6) Schlaf ein, Prinzchen, schlaf ein!
Es ruhen nun Schäfchen und Vögelein.
Garten und Wiese verstummt,
auch nicht ein Tierchen mehr summt
nun beim silbernen Schein.
Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein!
Schlaf ein! Schlaf ein!

7) A, B, C,
die Katze lief im Schnee,
und wie sie wieder raus kam,
da hat sie weiße Hosen an.

8) A, B, C,
die Katze läuft im Schnee,
die Katze läuft ins Backhaus
und holt die weißen Kuchen raus;
die schwarzen läßt sie sitzen,
denn morgen will sie hitzen.
(Birstein.)

9) Heijohpapeijoh,
schlag's Kickelchen tot,
legt mir kein' Eier
und frißt mir mein Brot.

10) Heijohpapeijoh,
was rappelt im Stroh,
Mäuschen läuft fort
und Kätzchen ist tot. (Birstein.)

11) Da oben auf der Höh,
da wächst der grüne Klee.
Wenn mein Vater ins Wirtshaus geht,
macht mei' Mutter e Mäulche;
wenn sie aber Kaffee trinkt,
hüpft sie wie ein Distelfink.
(Wehrshausen bei Marburg.)

12) Die Jungen sein stolz,
sie fahren ins Holz,
Charlotte, Charlotte, geh mit mir ins Gras;
da pfeifen die Vögel, da klappert der Has':
da scheint der Mond, da funkeln die Stern,
die Buben, die haben die Mädchen gern.
(Wehrshausen bei Marburg.)

13) Holzapfelbäumchen, wie sauer ist dein Kern,
Wie haben doch die Buben die Mädchen so gern.

14) Mädchen, hast du Nüss' im Sack,
laß mich dreimal greifen;
will dir auch die ganze Nacht
vor deinem Bettchen pfeifen.
(Wehrshausen bei Marburg.)

Bekommen die Knaben die ersten Hosen, dann heißt es:

Christian (Karlemann) hat Hosen an,
24 Knöpfe dran,
hätt' er keine Knöpfe dran,
so hieß er auch nicht Christian.

Ein wichtiger Tag für die Kinder ist der erste **Gang zur Schule.** Wie pocht das junge Herz, wie manches freut sich auf diesen Tag; doch manchem kleinen Tunichtgut ist auch das Herz beklommen beim ersten Gang ins öffentliche Leben. Der Pate schenkt dem Kleinen die ersten Schulsachen: ein A-B-C-Buch, eine Schiefertafel mit Griffel und Kästchen, und schlägt ihm dabei das flache Buch dreimal auf den Kopf, damit das Patchen recht aufgeweckt und folgsam werde. Ist manchem mutwilligen Kleinen die Schule als Schreckgespenst und der Lehrer als Zuchtmeister für seine bisherigen Unarten ausgemalt worden, so geben ihm doch schon die ersten Tage ein anderes Bild von Schule und Lehrer. Die Zuckerdüte ist als Anziehungspunkt heute nicht mehr notwendig; denn dem gegenwärtigen Schulleben sind die ehemaligen Schrecken nicht mehr eigen. Es ist anders geworden: ein jeder Tag bringt dem kleinen Schüler etwas Neues und Anziehendes,

und bald wandert er mit Büchern, Stift und Tafel vergnügt und munter des Morgens zur Schule hin. Zu den besonderen Freudentagen im Schulleben gehören die Ferien und die Schulfeste, nämlich Kaisers Geburtstag, das Sedanfest und der Ausflug mit der Klasse.

Die Schuljahre sind die eigentliche Spielzeit für die Kinder. Außerordentlich groß ist die Zahl der häuslichen und der im Freien geübten Spiele, und wie Knaben und Mädchen ihre besonderen Spiele haben, so werden gewisse Spiele auch wieder nur in bestimmten Jahreszeiten geübt. Zu den beliebtesten häuslichen Spielen gehören die Brettspiele, wie Lotto, Domino, Dame, Puff, Mühle und wohl auch Schach, ferner die Würfelspiele, zur Weihnachtszeit die Spiele mit halben Walnußschalen, die Spiele mit dem Baukasten, dem Kaufmannsladen, die Papier- und Papparbeiten, die Beschäftigung mit dem Malkasten, die militärischen Spiele mit Bleisoldaten, Trommeln, Säbeln, Gewehren, Kanonen, Festungen und dem Schaukelpferd, die Spiele mit den magnetischen Fischen, Enten usw. im Wasserbecken, mit Eisenbahnen und Schiffen, die Puppenspiele der Mädchen, die Fadenkünste, die Schattenspiele und Pfänderspiele, dann die Spiele im Freien mit dem Ball, dem Kreisel, dem Reifen, den Wackeln (Schießern, Knickern), dem Schwungseil, die Versteckspiele, im Herbst die Spiele mit dem Drachen, im Winter mit dem Schneemann, Schneebällen u. a. Ganz besonders sind bei Mädchen und jüngeren Kindern die Reigenspiele beliebt. Die Zahl der dazu gesungenen Lieder ist groß; wohl fast jedes Jahr bringt hier ein neues Lied; doch werden die schönen alten durch die vorübergehenden nicht in den Hintergrund gedrängt oder gar vergessen. Mögen die beliebtesten hier Platz finden:[1])

1) Ringel, Ringel Rose,
schöne Aprikose,
Veilchen blau, Vergißmeinnicht,
alle Kinder setzen sich. Kikeriki.

Oder: Ringel, Ringel lose,
Butter in der Dose,
Gold im Kasten,
morgen woll'n wir fasten,
übermorgen ein Lämmchen schlachten,
das macht bäh! (Breitau.)

2) Der Kirschbaum hat sein Laub verloren!
Wer soll dafür sorgen?
Das soll die Jungfer Anna tun,
wir wünschen ihr: Schön gu'n Morgen,
gut'n Morgen!

3) Der Abt ist nicht zu Hause,
er ist bei einem Schmause,
und wenn er wird nach Hause kommen,
wird er an die Klingel kommen.
Ja, ja, ja,
der Abt ist noch nicht da.

1) Die Melodien zu diesen Reigen finden sich in dem Liederbuche: „Deutsche Volkslieder". In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt. Von Joh. Lewalter. Cassel, G. Klaunig. Eine besondere Sammlung solcher Liedchen mit Anmerkungen ist unter dem Titel erschienen: „Hessische Kinderliedchen" von Dr. G. Eskuche. Cassel 1891, Ernst Hühn. Eine größere Anzahl obiger Liedchen ist dieser Sammlung entnommen.

4) Es tanzt ein Bi-Ba-Bozemann
auf unserm Boden rum und dum,
er rüttelt sich, er schüttelt sich
und wirft sein Säckchen hinter sich.
Es tanzt ein Bi-Ba-Bozemann
auf unserm Boden rum.

5) Es regnet auf der Brücke,
und ich werd' naß;
ich hab' noch was vergessen
und weiß nicht was.
Schöne Jungfer hübsch und fein,
komm' mit mir zum Tanz herein!
Laß uns einmal tanzen
und lustig sein.

6) Ach, Anna saß am Breitenstein.
Sie kämmte sich ihr goldnes Haar,
und als sie damit fertig war,
da fing sie an zu weinen.
Da kam der Bruder aus dem Wald:
Ach, Anna, warum weinest du?
Ach, weil ich heute sterben muß.
Da kam der Jäger aus dem Wald
und stach die Anna in das Herz.
Da kam die Mutter aus dem Wald:
Wo ist denn unsre Anna hin?
Die ist schon längst begraben.
Da stand die Anna fröhlich auf.
Die Anna ist ein Engelein.
(Der Bruder ist ein Hampelmann.
Die Mutter ist ein Hexelein.)
Der Jäger ist ein Teufelein.

7) Seht ihr Herrn und Damen,
seht ihr meinen Fuß?
Gesprochen:
Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen,
Wie's die kleinen Mädchen machen?
Püppchen susen, ho!

Seht ihr Herrn und Damen,
Seht ihr meinen Fuß?
Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen,
wie's die kleinen Knaben machen?
Wackeln spielen, ho!

Seht ihr Herrn und Damen,
seht ihr meinen Fuß?
Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen,
wie's die alten Waschweiber machen?
Immer waschen, ho!

Seht ihr Herrn und Damen,
seht ihr meinen Fuß?
Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen,
wie's die alten Männer machen?
Immer trinken, ho!

8) Ich trug in meinem Schoße
ein Körbelein voll Rosen,
ein Körbelein voll Zwetschen,
Kömm' her, mein liebes Schätzchen!
Ja, ja, ja, die Schuld ist meiner nicht;
die Schuld hat meine Kammermagd,
die sich nicht gewaschen hat.
Ja, ja, ja, die Schuld ist meiner nicht.

9) Wer hat den Schlüssel zum Garten?

1. Wer hat den Schlüssel zum Garten?
Hier ein Garten, da ein Garten
und an allen vier Ecken ein Garten.

2. In dem Garten steht ein Haus,
hier ein Haus, da ein Haus,
und an allen vier Ecken ein Haus.

3. In dem Haus, da ist eine Stube, hier eine Stube usw.
4. In der Stube, da steht ein Bett usw.
5. In dem Bett, da liegt eine Nonne usw.
6. Vor dem Bett, da steht ein Tisch usw.
7. In dem Tisch, da ist eine Schublade usw.
8. In der Schublade liegt ein Brief usw.
9. In dem Brief, da steht geschrieben usw.
10. Ida soll sein Schätzchen lieben.

10) Der Bauer fährt in's Holz.

1. Der Bauer fährt in's Holz,
der Bauer fährt in's Holz,
der Bauer fährt in's Kirmesholz,
vivat Kirmesholz,
der Bauer fährt in's Holz.

2. Der Bauer wichst seine Schuh usw.
3. Der Bauer nimmt sich ein Weib usw.
4. Das Weib nimmt sich ein Kind usw.
5. Das Kind nimmt sich eine Magd usw.
6. Die Magd nimmt sich einen Knecht usw.
7. Der Knecht nimmt sich ein Pferd usw.
8. Das Pferd nimmt sich einen Stall usw.
9. Der Stall nimmt sich eine Krippe usw.
10. Die Krippe nimmt sich Heu usw.

11. Das Heu scheid't von der Krippe usw.
12. Die Krippe scheid't vom Stall usw.
13. Der Stall scheid't von dem Pferd usw.
14. Das Pferd scheid't von dem Knecht usw.
15. Der Knecht scheid't von der Magd usw.
16. Die Magd scheid't von dem Kind usw.
17. Das Kind scheid't von dem Weib usw.
18. Das Weib scheid't von dem Bauer usw.

11) Das Lied vom Murmeltier.

Als ich einmal reiste,
reist' ich nach Tirolerland,
und ich war die Kleinste,
aller Welt bekannt.

Viele Herrn und Damen
standen einst vor meiner Tür,
wollten mich beschauen,
armes Murmeltier.

Murmeltier muß tanzen,
eins und zwei und drei und vier,
Murmeltier mußt tanzen,
armes Murmeltier.

Bem.: Die Kinder schließen einen Kreis: zwei treten in den denselben. Dann singen die Kinder, welche den Kreis bilden, bis: wollten mich beschauen, armes Murmeltier. Nun bleiben diese Kinder stehen und klatschen in die Hände und sprechen die dritte Strophe. Während der dritten Strophe tanzen die beiden Kinder im Kreise.

12) Wir treten auf die Kette,
daß die Kette klingt:
wir haben einen Vogel,
der so schöne singt.
Hat gesungen sieben Jahr,
sieben Jahr sind rum,
Frieda dreht sich rum,
Frieda hat sich rumgedreht,
hat seinem Schatz einen Kuß verwehrt.
Pfui schäme dich, pfui schäme dich,
du ungezog'nes Kind.

13) Vöglein auf der Weide
spinnt so klare Seide,
also klare,
sieben Jahre.
Sieben Jahr' sind rum.
's Mariechen dreht sich rum.
's Mariechen hat sich rumgedreht,
Hat's Hinterste zu Vorderste gedreht.

14) Bim bam Glöckchen,
da oben steht ein Stöckchen,
da oben steht ein Schilderhaus,
da gucken drei Mamsellchen raus.

Die erste heißt Mariechen,
die zweite heißt Sophiechen,
die dritte schließt den Himmel auf,
läßt die liebe Sonne raus.

15) Wollt ihr wissen, wie der Bauer,
wollt ihr wissen, wie der Bauer
seinen Samen ausstreut?
seht, so macht's der Bauer,
seht, so macht's der Bauer,
wenn er Samen ausstreut.
(Die Bewegungen werden nachgeahmt.)

Wollt ihr wissen, wie der Bauer usw.
seinen Hafer einnimmt usw.
Sein Kindchen einsust?
Sein Kindchen ausführt?
Sein Schnäpschen einschenkt?
Sein Schnäpschen austrinkt?
Sein Schnäpschen bezahlt?
Sein Weibchen ausklopft?
Betrunken nach Hause kommt?

16) Ihr Täubchen, ihr Täubchen,
Kommt alle zu mir!
Wir dürfen nicht!
Warum denn nicht?
Der Wolf ist da!
Wo sitzt er denn?
Im Loche.
Was frißt er denn?
Das grüne Gras.
Ihr Täubchen, ihr Täubchen,
Kommt alle zu mir.

17) Es kamen zwei Pantoffeln herein.
Ade! ade! ade!
Was wollen die zwei Pantoffeln herein?
Ist wohl der Herr Pastor zu Haus?
Was soll der Herr Pastor zu Haus?
Wir wollten ihm ein Briefchen schreiben.
Was soll denn in dem Briefchen stehn?
Die jüngste Tochter Braut soll werden.

Die jüngste Tochter geben wir nicht.
Dann schmeißen wir die Scheiben ein.
Dann machen wir die Schaltern zu.
Dann stecken wir das Häuschen an.
Dann löschen wir's mit Äpfelwein, —
der Herr Pastor hat uns erlaubt,
die jüngste Tochter wird geraubt.

---

18) Guten Tag, Herr Gärtnersmann,
haben Sie Lackwendel,
Rosmarin und Thymian
und ein wenig Quendel?
Ja, Madam, das haben wir
draußen in dem Garten:
will Madam so gütig sein
und ein wenig warten?
Johann! hol den Sessel rein
mit der goldnen Spitze,
Will Madam so gütig sein
und ein wenig sitzen?

---

19) Lieschen, hast du's Bett gemacht?
Ach nein, ich hab's vergessen.
Ich hab' die liebe lange Nacht
bei meinem Schatz gesessen.
Lieschen einen Schatz will haben,
muß sie rote Bänder tragen,
Rote Bänder fein,
Aber sehr gemein.

---

20) Hab'n Sie 'n Tisch gedeckt?
Jawohl, Madam!
Auch Teller und Messer und Gabeln?
Jawohl, Madam!
Auch Braten und Salat?
Jawohl, Madam!
Auch Pfeffer und Salz am Salat?
Nein, ein bischen Schnupftabak!

---

21) Rote Kirschen ess' ich gern,
schwarze noch viel lieber!
Fahren auf der Extrapost,
wenn es tausend Taler kost't!
Tausend Taler ist kein Geld,
wenn es meinem Schatz gefällt!
Schätzchen hier, Schätzchen da,
Schätzchen in Amerika.

---

22) Zeigt mir eure Füße,
zeigt mir eure Schuh',
seht den fleißigen Wäscherinnen zu.
Sie waschen, sie waschen,
sie waschen den ganzen Tag.
Zeigt mir eure Füße,
zeigt mir eure Schuh',
seht den fleißigen Wäscherinnen zu.

(Die Bewegungen werden nachgeahmt. Weiterhin die des Trocknens, Plättens und Schwatzens.)

---

23) Ohne bohne, dicke Maus,
komm' heut abend vor mein Haus!
Ich will dir was schenken.
Was denn?
Einen goldnen Vogel,
Vogel soll mir eu geben,
Heu will ich Kuh geben,
Kuh soll mir Milch geben,
Milch will ich Bäcker bringen,
Bäcker soll mir Kuchen backen,
Kuchen will ich Vater geben,
Vater soll mir Taler geben,
Taler will ich Mutter geben,
Mutter soll mir Kleidchen kaufen,
Kleidchen will ich Schneider bringen,
Schneider soll mir's machen,
hu, was werd' ich lachen!

---

24) Wir wollten einmal spazieren gehn
in der Wilhelmshöher Allee;
da kamen drei Franzosen,
die hatten rote Hosen.
Ri ra rutsch, katutsch,
wir fahren in der Kutsch.

---

25) Häschen in der Grube
saß und schlief:
Armes Häschen, bist wohl krank,
daß du nicht mehr laufen kannst?
Has hüpp, Has hüpp.

---

26) Die Meiersche Brücke,
die ist zerbrochen.
Wer hat sie zerbrochen?
Der Goldschmied
mit seiner jüngsten Tochter.
Wir wollen sie wieder bauen lassen
mit Edelstein,
mit Bedelstein,
und lauter feinem Golde.
Den hintersten, hintersten wollen wir fangen.

Oder:

Meiersche, Meiersche Brücken,
sie ist zerbrochen,

wer hat sie zerbrochen?
Der Goldschmied
mit seiner stolzen Tochter.
Wir woll'n sie wieder bauen
mit Edelstein,
mit Silberstein.
Wer zuerste kommt,
wer zuletzte kommt,
den wollen wir behalten. (Heldra.)

27) Baue, baue Kessel,
morgen wird's besser,
trägt die Magd Wasser
in'n Kessel, fällt der Kessel
gar um. Kikeriki! (Heldra.)

28) Wir fahren auf dem blauen See,
wo die Fischlein schwimmen.
Es freuet sich mein ganzes Heer,
vor lauter Lust zu singen.
Petrus, Petrus, wir sind hier,
die schöne Martha kommt zu mir.
(Breitau.)

29) Ich trat auf die Glocke,
daß die Glocke sprang;
mein Vater hat 'nen Vogel,
der so schöne sang.
Er hat gesungen sieben Jahr,
sieben Jahr sind um,
die Jungfer Anna dreht sich um.
(Breitau.)

Teufel und Engelchen (Mädchenspiel).

„Klara, Klara mit den blonden Haaren. Klara will nicht Achtung geben, Achtung gibt Malheur. Da kam die Königstochter und hat das Haar geflochten. Kapellenschlag, Kapellenschlag, den hintersten wollen wir haben." Einem knienden Mädchen wird der Oberrock nach oben geschlagen und der Saum desselben wird von beiden Händen der Mitspielenden erfaßt. Ein Mädchen faßt nur mit der linken den Saum an, mit der rechten tupft es bei jedem Wort obigen Zählreims, mit seiner Hand beginnend, auf die Hände der Mitspieler. Die beim letzten Wort angetupfte Hand läßt den Saum los. So geht es der Reihe nach fort, bis alle Hände bis auf eine frei sind. Das übrig gebliebene Mädchen hüllt nun das kniende in den Rock ein, während sich die anderen mitspielenden Mädchen verstecken. Ist das geschehen, so sagt das eine Mädchen: „Engelchen hütet euch, ich lasse den Teufel laufen." Es läßt nun die Hülle fallen und der Teufel sucht die versteckten Engelchen. Die beiden zuerst gefundenen werden nachher „Teufel" und „Abzähler". (Dorsitter.)

Außerordentlich groß ist die Zahl der im Kindermunde lebenden Abzählreime und Reimspiele; doch bilden dieselben keineswegs bloßes Wort- und Lautgeklingel, sie beziehen sich vielmehr vielfach auf ernste und heitere Vorfälle des Lebens, auf geschichtliche Ereignisse oder haben gar einen mythologischen Hintergrund. Eine Anzahl möge hier Platz finden:

1) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
wo sind die Franzosen geblieben?
Zu Moskau in dem tiefen Schnee,
da riefen sie: o weh, o weh!

2) Eins, zwei, drei,
rusche, rasche, rei,
rusche, rasche, Plaudertasche,
eins, zwei, drei.

3) Eller Zeller
Ziebel Zabel
Rebbel Pebbel
Knoll!

4) Annchen Dannchen
dibchen dabchen
Eewer de beewer
de Bitchen de Batchen,
Eewer de beewer du,
ab bist du!

5) Eine kleine Kaffeebohne
wollte gern nach Engelland.
Engelland war zugeschlossen
und der Schlüssel abgebrochen.
Eins, zwei, drei, und du bist frei.
(oder: En dib, en dab, Kaiser Joseph,
du bist ab.)

6) Eene — meene
dacke — racke
rabe — schabe
dippe — dappe
Käse — Lappe
Tiele — Puppe
aus!

7) Ecken, Deckchen, Silberglöckchen,
Eckchen, Deckchen aus!
Bum, da schlug das kleine Glöckchen,
bum, da schlug es aus.
A — u — s aus
und du mußt heraus.

8) Eckchen, Deckchen, Silberglöckchen,
auf dem Dach da liegt ein Päckchen,
in dem Päckchen liegt Papier,
was willst du haben, Wein oder Bier?

9) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
komm', wir wollen Kegel schieben,
Kegel um,
Kegel bum!

10) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Mädchen muß den Schubkarrn schieben,
Schubkarrn muß das Mädchen schieben,
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.

11) 10, 20, 30,
Mädchen, du bist fleißig,
40, 50, 60,
Mädchen, du bist prächtig,
70, 80, 90,
Mädchen, du bist freundlich,
100, 1000, 10 Millionen,
Mädchen, du sollst Käse holen.

12) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
wo ist denn mein Schatz geblieben?
Ist nicht hier, ist nicht da,
ist schon in Amerika.

13) 1, 2, 3,
bicke—backe Heu,
bicke—backe Pfefferkorn,
sieben Kinder essen gern.
Mutter, backe Kuchen!
Will ein Stück versuchen,
legt' ein Stück hinter die Tür,
kam die Katz' und fraß es,
kam der lange Leineweber
mit der langen Elle,
schlug sie auf den Kopf:
Miau, miau, miau,
für 2 Pfennig Butterklöß.

14) 6 mal 6 ist 36,
ist der Mann auch noch so fleißig,
und die Frau ist liederlich,
geht doch alles hinter sich.

15) Die Linsen, wo sinsen?
Im Dippen se hippen,
se kochen vier Wochen
und sind noch wie Knochen.

16) Es war einmal ein Mann,
der hieß Bimbam,
Bimbam hieße
und die Trompete bliese.

17) Eene deene Tintenfaß,
geh' in die Schule und lerne was,
und wenn du was gelernet hast,
steck die Feder in die Tasch'.

18) Mein Vater ist ein Schneider,
er schneidet mir 'ne Pfeife,
da pfeif' ich allen Morgen,
das geht wie eine Orgel.

19) Auf dem Berge Sinai
wohnt der Schneider Kikriki:
seine Frau die Margarete
saß auf dem Balkon und nähte,
fiel herab, fiel herab,
und das linke Bein brach ab.
Kam der Doktor hergerannt,
mit der Nadel in der Hand,
näht es an, näht es an,
daß sie wieder laufen kann.

20) Billewillewitt mein Mann ist krank,
Billewillewitt was fehlt ihm dann?
Billewillewitt ein Gläschen Wein?
Billewillewitt das kann wohl sein!
Billewillewitt ein Stückchen Brot?
Billewillewitt er ist schon tot!
Billewillewitt den Doktor holen,
Der soll ihm den Buckel versohlen

21) Bäckerkloß, Bäckerkloß,
mach' de Wecke nit so groß,
mach' se nit so kleine,
sonst kriegste scheiwe Beine!

40) Eins, zwei, drei, vier, fünf,
strick mir ein Paar Strümpf!
Nicht zu groß und nicht zu klein,
sonst mußt du der Fänger sein.
(Birstein.)

41) Ene, mene, mus,
du bist us.

42) Ene, mene, mine, messe
gücket öwer fiwe, sesse.
Dib, dab, du bist ab. (Dorfitter.)

43) Endel, dendel, digen, dogen, Hübbchen,
Püppchen, Knüll. (Dorfitter.)

44) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
eine alte Frau kocht Rüben,
eine alte Frau kocht Speck,
einer muß jetzt weg.

45) 1, 2, 3, 4. 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13,
gehe hin und hole Weizen,
gehe hin und hole Korn,
bleibe hinten oder vorn. (Dorfitter.)

Vielfach geschieht das Auslosen durch ein Geldstück, das emporgeworfen wird und nun durch die oben liegende Seite: Schrift oder Wappen für die eine oder andere Partei entscheidet, auch Karten oder verschieden lange Hölzchen oder Strohhalme werden benutzt.

Wenn die Jungen im Frühling aus den glatten Weidenästen Pfeifen anfertigen, dann klopfen sie mit dem Messerstiel rings auf den abgeschnittenen Weidenzweig und sprechen dabei, damit die Rinde schön und schnell vom Holze sich löse, geheimnisvolle Sprüche, wie die folgenden:

1) Hohle, hohle Wiede,
Saft, Saft, siede,
wenn du nicht geratest,
werfen wir dich in Graben,
dann fressen dich Mücken und Raben.

Oder:

2) Humme, Humme, Wiede,
Saft, Saft, siede.[1])
's Kätzchen fiel in'n Keller,
fung zwei rote Heller.
Was witte mit dem Gelle machen?
Will mich 'ne Rable kaufen.
Was witte mit der Rable machen?
Will mich en Säckchen machen.
Was witte mit dem Säckchen machen?
Will mich en Steinchen leien.
Was witte mit dem Steinchen machen?
Will mich en Veilchen (Vögelchen) werfen.
Was witte mit dem Veilchen machen?
Wills min Voader braten.
Glott us, glott us, — wia'n Quetschenkern!
(Aus Balhorn.)

Oder:

3) Huppe, huppe, g'rote,
willste mit nach Gothe (Gotha),
willste mit nach Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Rein aus, Saft aus.
Säuft die Mutter die Eier aus,
legt sie die Schalen wieder ins Nest,
spricht, der Ratz wär drüber gewest.
(Heldra.)

4) „Weide, Weide, Weischen,
ich schlag dich auf das Pfeifchen,
wenn du nicht gerätst,
dann werf' ich dich in den Graben
bei die wilden Raben,
bei die wilden Witzen Watzen,
daß sie dir die Augen auskratzen."
(Hersfeld.)

5) Humme, humme Wiede,
Sap (Saft), Sap, siede,
wulle mol ne Piepe maken,
wull se nit geroden.
Do kam der lange Hesse,
mit dem stumpen Messe.
Reep rief de Gaus (Gans) piack,
Hals stump ab. (Bezirk Böhl.)

1) Die zweite Zeile bringt zuweilen Worte, die hier nicht gut wiedergegeben werden können.

den meisten Fällen erst eine Mittelsperson, nämlich der **Freiersmann**, auf, gewöhnlich ein naher Verwandter der Familie des Bräutigams, der in geschickter Weise die Werbung anbringt und über die Vermögensverhältnisse Aufschluß erbittet und gibt. Die Eltern der Braut erraten gar bald den Zweck seines Kommens, und schon vor dem Anbringen der eigentlichen Werbung geben sie ihm durch ein Zeichen zu verstehen, ob dieselbe freundlich aufgenommen wird oder Ablehnung findet. Trägt man ihm nämlich Wurst auf, so gilt die Werbung als angenehm, Käse aber läßt ihn bestimmt die gegenteilige Stimmung erkennen. Kommt die Heirat zu stande, dann erhält er für seine guten Dienste einen Überzieher oder ein Paar lange Stiefel. Die eigentliche **Verlobung**, auch **Handschlag** oder **Weinkauf**[1]) (Winköf) genannt, findet an einem Sonnabend statt. Nachmittags kommt der Bursch in das Haus der Braut, trägt seinen Wunsch vor, und durch Handschlag wird es dann „richtig", wie man sagt. In der Abendstunde begibt sich das junge, fein gekleidete Paar zum Standesamt, um dort das Aufgebot bewirken zu lassen. Nachdem dies geschehen, werden die Verwandten und Freunde des jungen Paares für den selbigen Abend zur Verlobungsfeier eingeladen, und es wird getrunken, gegessen und gespielt bis zum erwachenden Morgen. An manchen Orten ist es Sitte, daß die Eingeladenen eine Wurst mitbringen. Vor dem Festhause versammeln sich die Burschen des Dorfes und veranstalten zu Ehren des Brautpaares ein gewaltiges Peitschenknallen und Schießen und zwar so lange, bis der Bräutigam sie bewirtet oder mit einem reichlichen Trinkgeld abfindet, mit dem sie dann vergnügt zum Wirtshaus ziehen. An manchen Orten werden von Burschen und Mädchen auch Lieder vorgetragen. Am Sonntag-Morgen gegen 11 Uhr wird die Braut in Begleitung von zwei jungen Burschen — ihr folgt der Bräutigam mit zwei jungen Mädchen — in das künftige Haus geführt, wo dann die Feier

1) „Die Bezeichnung dieses Aktes als Weinkauf", sagt Kolbe, „erinnert uns an die urgermanische Sitte, wonach die Braut eigentlich gekauft werden mußte. Tacitus deutet dies im Laufe der Zeit bereits gemilderte Verhältnis mit den Worten an, bei den Germanen bringe nicht die Braut dem Manne die Ausstattung, sondern der Mann dem Weibe, da der Kaufpreis schließlich eine der Braut geschenkte dos (Gabe) geworden war, die der Freier zu zahlen hatte. Unser Volk spricht darum auch niemals Weinkauf, wie das Wort in der heutigen Schriftsprache lautet, sondern stets „wĭnkof" oder wenkof, mit kurzem i oder e, denn mit Wein (win) hat dasselbe nichts zu schaffen. Vielmehr steckt darin das alte Wort wini, wine, mit kurzem i, das im Alt und Mittelhochdeutschen den Geliebten oder die Geliebte, den Gatten oder die Gattin bezeichnet. Winkof heißt daher Brautkauf. Da die Bedeutung dieses Wortes im Laufe der Zeit sehr verdunkelt ward, alle Verträge und Käufe aber beim Trank abgeschlossen wurden, zumal der Trank ehedem zu den Kultushandlungen gehörte, wodurch ein Vertrag erst fest gemacht ward, so werden in der Gerichtssprache auch die Abschlüsse aller anderen, öffentlichen Käufe Weinkäufe genannt."

segnung, weil durch Handauflegung des Pfarrers auf das Haupt der Konfirmanden und durch sein Gebet dieser gesegnet oder geweiht wird. Mit Recht ist der Augenblick der Einsegnung und der der Ablegung des christlichen Glaubensbekenntnisses der feierlichste der ganzen Handlung, weshalb auch in manchen Gegenden während dieser Zeit die Kirchenglocken in einzelnen Pausen angeschlagen werden. In Niederhessen wird die Konfirmation indessen nicht so feierlich begangen wie in anderen Gegenden Hessens. Nach der kirchlichen Handlung gehen nun die neuen Christen noch einmal zu ihrem bisherigen Lehrer, um diesem für die empfangenen „guten Lehren" zu danken, wobei noch manche Träne vergossen wird. In manchen Orten besteht die lobenswerte und nachahmenswerte Sitte, daß sich Lehrer und abgehende Schüler am Konfirmationstage bei einer Tasse Kaffee noch einmal in ungezwungener Weise unterhalten. Erscheinen hierzu noch die Eltern der Kinder und der Pfarrer, so ist dieses letzte Beisammensein eine würdige Nachfeier der heiligen kirchlichen Handlung und ein ebenso würdiger Abschluß der glücklichen und seligen Schulzeit. Doch noch einmal müssen wir der Paten gedenken. Die Mädchen erhalten zur Konfirmation von ihrer Gotel ein Kleid, ein Hemd, ein Kopftuch, eine Schürze und ein Gesangbuch; der Knabe von seinem Paten: Stiefel, Hut, Hemd, Gesangbuch u. dergl., und damit haben die Patengeschenke ihren Abschluß gefunden.

* * *

„Man wächst empor dann zwischen Freud' und Schmerz,
Da zieht die Liebe in das junge Herz,
und offenbart das Herz der Jungfrau sich,
spricht eine Träne: ja, ich liebe dich!"[1]

C. Hafner.

Verlobung. Knaben und Mädchen wachsen nach und nach zu Jünglingen und Jungfrauen heran, und es erwacht in den jungen Herzen allmählich die Liebe und Zuneigung, welche sich gründet auf die gegenseitige Wertschätzung und Achtung. Hat die Dorfjugend schon in der Schule sich nach ihren Tugenden und Fähigkeiten kennen gelernt, so bietet ihr nun das weitere Leben hinlänglich Gelegenheit, in der Tüchtigkeit auf dem Gebiete der Land- und Hauswirtschaft, der geschäftlichen und gewerblichen Tätigkeit einander zu beobachten und kennen zu lernen. Der gegenseitige Verkehr der Dorfjugend wird gepflegt durch die öffentlichen Vergnügungen und durch den ungezwungenen Verkehr in der „Spinnstube"[2] an den langen Winterabenden. Kommt dann ein Bursch in die Lage, die Bewirtschaftung des väterlichen Gutes selbst zu übernehmen, dann sieht er sich

1 Aus dem Gedicht „Die Träne". Komponiert von F. Gumpert. Op. 33.
2 S. unten „Spinnstube".

von den Burschen des Dorfes mit Freudenschüssen empfangen wird. Ist er auf dem Hofe des Bräutigams angelangt, dann steigt der ebenfalls mit Bändern geschmückte Bräutigam auf den Wagen und trinkt der Braut zu (meist Branntwein); nachdem diese getrunken, wirft sie das Glas rückwärts über den Kopf zur Erde, und jubelnd begrüßt man es als gutes Zeichen, wenn das Glas dabei in Stücke bricht. Der Bräutigam führt nun die Braut in das Haus und holt von den Sachen auf dem Wagen zuerst die Decken herab. Die Braut hilft nicht selbst abladen, sondern steht am Fenster und leitet von hier aus den planmäßigen Abbruch der geladenen Gegenstände. Die Schwiegermutter verteilt währenddessen Flachs unter die Armen und wirft unter die Zahl der neugierigen Kinder Zwetschen, Hutzeln und kleine Geldstücke in die „Rappsche". An manchen Orten, wie in Tann, bringt man beim Abladen des Brautwagens zuerst die Bibel in das Haus des Bräutigams, dann folgt ein Laib Brot und drittens der Besen, mit welchem die Braut bei ihrem Eintritt in das Haus sich erst die Füße reinigen muß. Der Bräutigam führt hier im Volksmunde den Namen „Prim". Am Polterabend ist es üblich, vor dem Hause der Braut Scherben[1]) zu werfen; außerdem versammeln sich die Gespielen der Braut und bringen ihr einen Abschiedsgesang. Die Burschen veranstalten wieder ein Peitschenknallen und Schießen und erhalten alsdann Branntwein, Eier, Kuchen, Brot und Wurst. Zur Hochzeit überreicht die Braut dem Bräutigam ein Hemd und eine Weste, der Bräutigam der Braut Schuhe, Mantel und Kleid.[2])

Nachdem Sonnabends gegen Abend die standesamtliche Trauung erfolgt ist, findet am Sonntag-Vormittag die kirchliche Trauung statt, zu welcher die Gäste acht Tage vorher eingeladen werden. Hat die Braut das Recht einen Kranz zu tragen nicht verloren, dann erscheint sie zur **Hochzeit** reich geschmückt mit Bändern, einem Kranz oder einem Zweig am Arm oder auf der Brust; einen Arm- oder Brustschmuck trägt dann auch der Bräutigam, und auch die geladenen Jungfrauen kommen im Schmuck eines Kranzes. Die Sitten bei der Hochzeitsfeier sind nun in Niederhessen nicht überall die gleichen. In Bebra ist es üblich, daß die Braut vor der Trauung in den Schuh einen Zehner (zehn Pfennige) oder

1) Die Töpfe waren wahrscheinlich ursprünglich Opfertöpfe, die dann zu keinem anderen Zwecke mehr verwandt werden durften. Das laute Knallen gilt als gute Vorbedeutung.

2) Der Mantel ist das Symbol des Schutzes; mit dem Überreichen desselben deutete der Bräutigam an, daß er die Braut künftig unter seinen Schutz nehmen werde.

Das dem Bräutigam überreichte Hemd deutet das „Schicksalshemd" an, das von der Norne schon dem Kinde gesponnen ward.

Die Schuhe sind das Symbol der Herrschaft: indem die Braut dieselben anlegte, stellte sie sich unter die Herrschaft des Bräutigams.

eine Mark steckt, welchen nachher der erste Arme oder eine Magd erhält. Ehedem ging der Brautwerber oder Freiersmann dem Hochzeitszuge voran und trug einen mit Bändern reich geschmückten Stock. Der Bräutigam tritt zuerst in die Kirche und stellt sich, je nachdem es im betreffenden Orte Sitte ist, am Altar rechts oder links neben die Braut; doch stehen beide eng zusammen, Schulter an Schulter, damit böse Leute sich nicht zwischen das junge Paar drängen können, denn eine Lücke zwischen dem Brautpaare bedeutet etwas Trennendes für ihr Leben, und um ein etwaiges Durchblicken zu verhindern und alles Böse fern zu halten, stellen sich die Mütter des jungen Paares hinter demselben auf. Wer von dem Brautpaare vor dem Altar bei einer Bewegung zufällig etwas zurücktritt, muß zuerst sterben. Im Kirchspiel Grifte, Gudensberg, Felsberg u. a. O. südlich von Cassel ist es bei kirchlichen Trauungen üblich, daß die Braut dem Geistlichen ein weißes Taschentuch und eine mit einem Bändchen verzierte Zitrone mitbringt und beides auf den Altar legt.[1])

Wie bei anderen Gelegenheiten, so achtet man ganz besonders am Hochzeitstage auf die Farbe und das Aussehen des Himmels, aus dessen Antlitz man das Schicksal des eben beginnenden Ehelebens im allgemeinen glaubt erraten zu können. Blauer Himmel und Sonnenschein muß ja Glück und Freude verkünden, während Regen in den Brautkranz Tränen bedeutet. So heißt es wohl an den meisten Orten. Doch gibt es auch Gegenden, wo man den Regen willkommen heißt und begrüßt, denn „Regen in den Brautkranz ist blinkend Gold".

Bei der Rückkehr aus der Kirche wird dem jungen Paare vor dem Hochzeitshause ein Trunk gereicht, und die junge Frau wirft, sobald sie getrunken, das Glas rückwärts über die Schulter zur Erde. Das Zerbrechen desselben wird auch hier als ein glückverheißendes Zeichen angesehen.[2]) Dann stellt sich das Paar an dem Eingang des Hauses auf und empfängt

1) Statt der Zitrone wird auch zuweilen eine Apfelsine gegeben. Es ist dies ein Brauch, der sich auch in andern Gegenden Deutschlands (Thüringen) findet, über dessen Bedeutung aber noch Unklarheit herrscht. Doch nimmt man an, daß das Tuch den Brautschleier bedeutet, der ja mit dem Eintritt in die Ehe fällt. Bei den Orientalen, Kelten und auch Germanen war es Sitte, daß die Braut dem Bräutigam verschleiert übergeben wurde. Der Schleier wurde dann dem Gotte Fro oder Froh — dem Gott der Ehe — geopfert. Mit Einführung des Christentums fiel das Opfer an die Kirche (Geistlichen), und da die Verschleierung in obiger Form wegfiel, so wurde statt des Schleiers ein weißes Taschentuch geopfert. Bei Übergabe der Braut an den Bräutigam wurde beim Hochzeitsmahl dem Gotte Froh zu Ehren ein Eber verzehrt, in späteren Zeiten ein Eberkopf, eine Zitrone im Rachen haltend. Mit der Einführung des Christentums ist dieses Opfer an die Kirche gefallen, aber von dem Eberkopf nur die Zitrone geblieben. Reiche Leute nehmen auch statt der Zitrone eine Apfelsine und umgeben dieselbe mit einem grünen Kränzchen.

2) Nach heidnischer Anschauung war alsdann das Trankopfer gnädig aufgenommen.

genötigt, auch einen eigenen Hausstand zu gründen. Bei der Wahl einer für seine Verhältnisse geeigneten Frau tritt nun nicht selten der Fall ein, daß des Herzens Zuneigung praktischeren Erwägungen, geschäftlichen oder anderen Rücksichten nachstehen muß. Fehlt so zuweilen einer Verehelichung auch des Herzens Seligkeit, so wissen die in der betreffenden Landschaft üblichen Bräuche des Lebens schönste und herrlichste Feier doch mit einem gewissen poetischen Dufte zu umweben.

„Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn sich ersehen,
ward zuvörderst ein Freund vom Hause vertraulich gerufen:
diesen sandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
der erkorenen Braut, der dann in stattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tische den würdigen Bürger besuchte,
freundliche Worte mit ihm im allgemeinen zuvörderst
wechselnd, und klug das Gespräch zu lenken und wenden verstehend.
Endlich nach langem Umschweif ward auch der Tochter erwähnet
rühmlich, und rühmlich des Manns und des Hauses, von dem man gesandt war.
Kluge Leute merkten die Absicht; der kluge Gesandte
merkte den Willen gar bald und konnte sich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, so war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, so war der Freiersmann immer
in dem Hause der Erste bei jedem häuslichen Feste:
denn es erinnerte sich durchs ganze Leben das Eh'paar,
daß die geschickte Hand den ersten Knoten geschlungen.
Jetzt ist aber das alles mit andern guten Gebräuchen
aus der Mode gekommen, und jeder freit für sich selber.
Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
der ihm beschert ist, und stehe beschämt vor dem Mädchen."

Wie Goethe uns hier in „Hermann und Dorothea" die Art der Knüpfung eines Ehebundes schildert, wie sie am Ende des 18. Jahrhunderts in Städten üblich war, so ist sie auf dem Lande im allgemeinen auch noch heute üblich, und auch jetzt noch spielt in dieser wichtigen Angelegenheit der Freiersmann eine gar große Rolle.

Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen, sagt das Sprichwort, und die Wahrheit dieses Wortes erfährt auch manches Liebespaar, dessen Herzen sich in der Stille gefunden, wenn es an einem schönen Morgen mit Schrecken wahrnimmt, daß ihre Wohnungen durch eine Straße von Sägespänen miteinander verbunden sind. Das haben des zukünftigen Bräutigams gute Freunde in der Nacht heimlich ausgeführt, und nun ist es leider mit der heimlichen Liebe vorbei. Will man das vertrautere Verhältnis zwischen einem Burschen und einem Mädchen, die sich lieben, näher bezeichnen, so sagt man: „Sie gehen zusammen." Wenngleich nun Bursch und Mädchen auch seit Jahren sich kennen und lieben, so tritt doch bei der eigentlichen **Werbung**, zum festeren Knüpfen der Bande, in

wird sein Sträußchen geraubt, und unter dem Singen des Liedes: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ wird beides einem jungen Liebespaar übermittelt. **Unter Spiel** und Gesang bleibt man so beisammen bis zum **kommenden Morgen**. Bei Wohlhabenden dauert das Hochzeitsfest zwei Tage. Zum Besten der Köchin wird bei einer Mahlzeit das Waschtuch verbrannt, d. h. jeder der Anwesenden muß für sie einen kleinen Beitrag entrichten.

Wie auf dem Lande, so sind auch in den Städtchen die Hochzeiten einfacher geworden, als sie noch vor einer Reihe von Jahren waren. In Melsungen z. B. fanden die Hochzeitsfeiern in dem großen Saale des Rathauses statt, und es waren dazu Gäste aus fast allen Häusern geladen. Die Gäste hatten sich das nötige Besteck, bestehend in Serviette, Teller, Löffel, Messer und Gabel, selbst mitzubringen. Der dargebotene Braten und Kuchen 2c. wurde, soweit man ihn nicht aufzehrte, auf den Teller und in das Mundtuch gepackt und den Angehörigen nach Hause geschickt. Solche Hochzeiten hatten die Bezeichnung Pack- oder Schenkhochzeiten. Die erste Benennung bezieht sich auf die Verpackung der Überreste, der zweite Name dagegen verdankt seine Entstehung dem Brauche, daß dem Hochzeitsgeber und der Braut Geschenke überreicht wurden, und zwar bestanden dieselben in fast allen Fällen aus Geld. Zur Entgegennahme derselben setzte sich die junge Frau auf einen Stuhl, den man auf einen Tisch gestellt hatte, und ließ sich die Gaben auf den Schoß oder in den Gern werfen. Eingeladen wurde zu einer solchen Feier durch einen dafür bestimmten Hochzeitslader, -bitter oder Marschall, welcher durch ein Sträußchen und ein schwarzseidenes Tuch im Knopfloche kenntlich war. Der Hochzeitslader hatte auch die Aufgabe, an die versammelten Gäste eine Ansprache zu halten. Wie bei solchen Hochzeiten gezecht wurde, geht daraus hervor, daß einmal bei einer derartigen Gelegenheit eine vor der Stadt gelegene Wiese vertrunken wurde.

Nach der Hochzeit wird dem jungen Paare das Anwesen gerichtlich überschrieben. Ist das Verhältnis zwischen dem alten und dem jungen Paare ein glückliches, wie es zwischen Eltern und Kindern herrschen soll, so führen sie wohl auch in den meisten Fällen einen gemeinschaftlichen Haushalt und speisen an einem Tische. Im anderen Falle ziehen sich die Eltern auf den Altenteil zurück und bewohnen das Auszugsstübchen; doch bilden dann wohl meist die ankommenden Enkel und Enkelinnen, an deren sich entwickelndem und knospendem Leben das Alter so innigen Anteil nimmt, und in deren Herzen sie sich durch zärtliche Liebe und Erfüllung der mancherlei Wünsche ein bleibendes Denkmal zu setzen suchen, gewöhnlich wieder das einende Band. Gerichtlich steht dem alten Ehepaare zu: 1) eine Stube nebst Kammer, 2) der erforderliche Boden- und Kellerraum, 3) ein

Viertel des Gartenlandes nebst Dünger, 4) 6 Centner Roggen, 5) 3 Ctr. Weizen, 6) 12 Ctr. Speisekartoffeln, 7) wöchentlich 1/2 Pfund Butter, solange die Kühe Milch geben, 8) ferner wöchentlich 5 Eier, solange die Hühner legen, und 9) täglich 1/2 l frische, süße Kuhmilch. Außerdem muß das junge Paar das nötige Brennholz liefern und später die Begräbniskosten tragen. Sind noch Geschwister vom Übernehmer des Anwesens vorhanden, so haben dieselben, solange sie ledigen Standes sind, den Einsitz im Hause.

* * *

Wir rechnen Jahr auf Jahre,
inzwischen wird die Bahre
vor unser Haus gebracht.
man scheidet von den Seinen,
die hilflos uns beweinen,
und uns bedeckt des Grabes Nacht. (A. Gryphius.)

Begräbnis. Sterben ist das Los alles Irdischen. Sterben und dann begraben werden. Der Tod ist das letzte der drei Hauptereignisse des menschlichen Lebens. Er ist kein Schrecknis für den Menschen, hofft er doch durch ihn zu reinen, vollkommenen Freuden des himmlischen Reiches einzukehren. Aber wie den übrigen Familienfeiern, so ist auch der Bestattung der Toten mancherlei aus dem germanischen Heidentum haften geblieben und noch heute mit abergläubischen Formen verknüpft. Dahin gehört der Glaube an die Verkündigung eines baldigen Todesfalles durch des Käuzchens unheimlichen Ruf „Kiwit" (Komm oder zieh' mit) vor dem Fenster einer Krankenstube, ferner das Fehlen des Schattens oder der doppelte Schatten am Weihnachtsabend und manche andere Dinge, die weiter unten noch Erwähnung finden. Aber welcher Art auch die Bräuche sein mögen, sie alle offenbaren uns die Liebe und Verehrung zu dem Dahingeschiedenen, den Glauben an ein Wiedersehen, die Innigkeit des deutschen Familienlebens, das traute, innige Zusammenleben des Deutschen mit seiner ganzen Umgebung, seinen zarten Natursinn, der auch die ihm dienenden Haustiere, ja selbst die Dinge und Werkzeuge gleichsam beseelt und der Familie zurechnet, denn alle verfolgen ja einen Zweck, nämlich das Wohlergehen und Gedeihen des gesamten Familien- und Hausstandes.

Schluchzend und tränenden Auges stehen die Glieder einer Familie an einem Totenbette, denn soeben hat der sorgende Vater und Hausherr von ihnen für immer Abschied genommen. Dieses traurige Ereignis berührt nicht nur die Familienangehörigen, sondern den gesamten Hausstand, und mit kummervollem Herzen geht man nun um, auch den Tieren des Hauses, dem Getreide u. a. Dingen den Tod des Hausherrn zu verkünden. Zunächst

läßt man die Uhr stehen, um anzudeuten, daß ein Herz der Familie zu schlagen aufgehört hat, aber auch wohl zu dem Zweck, die Zeit der Einkehr des Todes zu merken. Dann geht man in den Stall, jagt das ruhende Vieh auf und meldet ihm den Tod seines Herrn; man rüttelt an den Bienenstöcken und berührt auf dem Boden das Getreide. In manchen Orten ist es Sitte, der Gemeinde einen eingetretenen Todesfall alsbald durch die Glocke mitzuteilen (Heimläuten). In dem Zimmer des Verstorbenen öffnet man die Fenster, damit die Seele des Entschlafenen ungehindert gen Himmel schweben kann. Hat man nun dem Toten die Augen zugedrückt, so legt man ihn auf Stroh oder ein besonderes Lager. In der Totenkammer brennt während der Nacht ein Licht, damit, falls nur ein Scheintod eingetreten sein sollte, die betreffende Person bei einem etwaigen Erwachen sich zurecht finden kann. Um Kinder oder Furchtsame vor einem späteren Fürchten im Dunkeln zu bewahren, läßt man sie die große Zehe des Verstorbenen anfassen. Die Kleidungsstücke und die Wäsche, die man dem Toten anzieht, dürfen keine Namenszeichen des Verstorbenen enthalten, da sonst die Familie aussterben könnte. Allgemein ist es Sitte, dem Toten die Ringe abzunehmen, doch gibt man ihm wohl vielgebrauchte, liebgewonnene Gegenstände mit in sein letztes Kämmerlein. Den Angehörigen des Verstorbenen drückt man gewöhnlich sein Beileid mit den Worten aus: „Es tut mir leid, daß ihr betrübt seid", worauf dann meist als Antwort folgt: „Es ist Gottes Wille gewesen". Am Begräbnistage findet frühmorgens das sogen. Hinläuten statt. „Und wird uns die letzte Ehre getan, so fangen die Glocken zu läuten an."[1]) Sind Glocken verschiedener Größe vorhanden, so gibt man wohl der Gemeinde gleich kund, in welchem Alter der Verstorbene sich etwa befindet; so läutet man z. B. in Kirchheim, wenn ein Kind gestorben, die kleine, helltönende Glocke, bei einem in den mittleren Jahren Verstorbenen die mittlere, bei einer älteren Person die große, tiefklingende Glocke. Die (nächsten) Verwandten und Bekannten werden zur Beerdigung geladen oder angesprochen.

---

1) Das Läuten der Glocke wurde erst im 8. und 9. Jahrhundert Sitte. Schon in frühesten Zeiten legten die Christen ihre Toten auf den Rücken mit gegen Morgen gerichtetem Gesicht in Sarg und Grab. Diese Sitte ist bis jetzt noch beibehalten, und man gibt ihr folgende Bedeutung: daß der Tote auf dem Rücken liegt, bedeutet, daß der Tod nichts ist als Schlaf. Daß das Gesicht nach Morgen gekehrt ist, zeigt den Glauben an die Auferstehung an; das himmelwärts gerichtete Gesicht bedeutet, daß des Christen wahre Heimat der Himmel ist. Das Hinabwerfen dreier Hände voll Erde auf den Sarg soll als Beweis der Liebe gelten. In neuester Zeit werfen auch die Geistlichen drei Schaufeln voll Erde hinab mit dem Spruch: Erde zu Erde usw. Früher pflegte man die Begräbnisstätten an die Kirchen oder in die Nähe derselben zu legen. Die Sitte, die Grabhügel der Verstorbenen zu schmücken, ist sehr alt und herrschte schon unter den Römern.

eine Mark steckt, welchen nachher der erste Arme oder eine Magd erhält. Ehedem ging der Brautwerber oder Freiersmann dem Hochzeitszuge voran und trug einen mit Bändern reich geschmückten Stock. Der Bräutigam tritt zuerst in die Kirche und stellt sich, je nachdem es im betreffenden Orte Sitte ist, am Altar rechts oder links neben die Braut; doch stehen beide eng zusammen, Schulter an Schulter, damit böse Leute sich nicht zwischen das junge Paar drängen können, denn eine Lücke zwischen dem Brautpaare bedeutet etwas Trennendes für ihr Leben, und um ein etwaiges Durchblicken zu verhindern und alles Böse fern zu halten, stellen sich die Mütter des jungen Paares hinter demselben auf. Wer von dem Brautpaare vor dem Altar bei einer Bewegung zufällig etwas zurücktritt, muß zuerst sterben. Im Kirchspiel Grifte, Gudensberg, Felsberg u. a. O. südlich von Cassel ist es bei kirchlichen Trauungen üblich, daß die Braut dem Geistlichen ein weißes Taschentuch und eine mit einem Bändchen verzierte Zitrone mitbringt und beides auf den Altar legt.[1])

Wie bei anderen Gelegenheiten, so achtet man ganz besonders am Hochzeitstage auf die Farbe und das Aussehen des Himmels, aus dessen Antlitz man das Schicksal des eben beginnenden Ehelebens im allgemeinen glaubt erraten zu können. Blauer Himmel und Sonnenschein muß ja Glück und Freude verkünden, während Regen in den Brautkranz Tränen bedeutet. So heißt es wohl an den meisten Orten. Doch gibt es auch Gegenden, wo man den Regen willkommen heißt und begrüßt, denn „Regen in den Brautkranz ist blinkend Gold".

Bei der Rückkehr aus der Kirche wird dem jungen Paare vor dem Hochzeitshause ein Trunk gereicht, und die junge Frau wirft, sobald sie getrunken, das Glas rückwärts über die Schulter zur Erde. Das Zerbrechen desselben wird auch hier als ein glückverheißendes Zeichen angesehen.[2]) Dann stellt sich das Paar an dem Eingang des Hauses auf und empfängt

1) Statt der Zitrone wird auch zuweilen eine Apfelsine gegeben. Es ist dies ein Brauch, der sich auch in andern Gegenden Deutschlands (Thüringen) findet, über dessen Bedeutung aber noch Unklarheit herrscht. Doch nimmt man an, daß das Tuch den Brautschleier bedeutet, der ja mit dem Eintritt in die Ehe fällt. Bei den Orientalen, Kelten und auch Germanen war es Sitte, daß die Braut dem Bräutigam verschleiert übergeben wurde. Der Schleier wurde dann dem Gotte Fro oder Froh — dem Gott der Ehe — geopfert. Mit Einführung des Christentums fiel das Opfer an die Kirche (Geistlichen), und da die Verschleierung in obiger Form wegfiel, so wurde statt des Schleiers ein weißes Taschentuch geopfert. Bei Übergabe der Braut an den Bräutigam wurde beim Hochzeitsmahl dem Gotte Froh zu Ehren ein Eber verzehrt, in späteren Zeiten ein Eberkopf, eine Zitrone im Rachen haltend. Mit der Einführung des Christentums ist dieses Opfer an die Kirche gefallen, aber von dem Eberkopf nur die Zitrone geblieben. Reiche Leute nehmen auch statt der Zitrone eine Apfelsine und umgeben dieselbe mit einem grünen Kränzchen.

2) Nach heidnischer Anschauung war alsdann das Trankopfer gnädig aufgenommen.

die Glückwünsche der Hochzeitsgäste. Unter die Zuschauer wird auch bei dieser Gelegenheit in manchen Orten Geld geworfen. Wer nun von dem jungen Paare das Haus zuerst betritt, dem wird die Herrschaft in dem Eheleben zuteil. Doch nicht überall ist dem jungen Paare der Eintritt in das Haus so leicht; so findet z. B. in Rieste das heimkehrende Paar das Haus verschlossen und muß sich erst mit Gewalt einen Eingang zu verschaffen suchen. Bei dem nun folgenden Hochzeitsmahle herrschen zum Teil ganz eigenartige Sitten. An vielen Orten ißt das junge Ehepaar gemeinschaftlich aus einem Teller; an anderen Orten muß der junge Mann sich auf das Ofenbänkchen setzen und warten, bis seine junge Frau ihm etwas von der reichbesetzten Tafel verabreicht. In Rieste trägt der Bräutigam bei dem Hochzeitsmahle auf und erhält dafür von den Gästen zuweilen einen Brocken zugeworfen. In Altenbaune bedienen beim Essen zwei Burschen und zwei Mädchen, welche Brautführer waren; sie tragen weiße Schürzen und werden Platzburschen und -mädchen genannt. Nach der Hauptmahlzeit überreichen die Gäste der jungen Frau Geschenke an Geld und Haushaltungsgegenständen; das Geld erhalten die, welche die Hochzeit richten. Im weiteren Verlaufe des Festes kommt nun der Scherz und die ausgelassene Freude zu ihrem Rechte. Zunächst bemüht man sich, der jungen Frau einen Schuh zu entwenden, welchen dann der Brautführer gegen ein Lösegeld wieder einlösen muß; an manchen Orten (Goßmannsrode) ist dies jedoch Pflicht des jungen Mannes, weil er fortan für seine junge Frau aufkommen muß oder für sie haftbar ist. Beim Tanz ist es üblich, daß jedermann einmal mit der jungen Frau tanzt (Brauttanz) und dafür fünfzig Pfennige an die Musikanten bezahlt. Der erste Tanz gehört den jungen Eheleuten. Beim Abendschmaus wird die Stimmung der Gäste noch gehobener. Einer der Gäste entwendet der jungen Frau das Strumpfband, das alsdann geteilt und von den Gästen zur Erinnerung mitgenommen wird. An manchen Orten (Wellrode) ist es Sitte, der Braut den Teller zum Fenster hinaus zu werfen; denn so soll sie früh daran gewöhnt werden, mit ihrem Manne von einem Teller zu essen, falls es später an einem zweiten mangeln sollte, also Unglück und Glück mit ihm zu teilen. Das größte Vergnügen des Abends besteht aber darin, der jungen Frau Brautkranz und Schleier zu rauben und ihr die Haube oder Betzel aufzusetzen. Es entsteht zu diesem Zwecke zwischen Mädchen und Frauen ein heftiger Kampf mit großem Lärm und Gepolter; die Jugend hält es mit der widerstrebenden Frau, während die Verheirateten alles daran setzen, ihren Willen durchzusetzen. Der Kampf endet selbstverständlich mit dem Siege der Frauen, welche die von ihnen gekaufte Betzel der jungen Frau aufsetzen, die damit nun unter die Zahl der Frauen aufgenommen ist. Auch dem Bräutigam

trägt der alte Bauer den aus seiner Jugendzeit oder gar von seinen Vorfahren stammenden blauen Kirchenrock, und unter dem Arm prangt das oft mit Silber beschlagene große Gesangbuch. Am Nachmittage des Sonntags macht dann der Bauer gewöhnlich einen Spaziergang in des Dorfes Flur, um sich hier und da den Stand der Saaten anzusehen. Die Sonn- und Feiertage werden in Hessen überall heilig gehalten; die Arbeit ruht vollständig, und nur in besonders dringenden Fällen wird es einmal gestattet, an einem Sonntag-Nachmittag Feldarbeit zu verichten. Nach dem Gottesdienst vereinigt sich die Schuljugend unter der Linde oder auf dem Anger zu fröhlichem Spiel; ältere Personen versammeln sich in Gruppen vor den Häusern oder in den Zimmern zu traulichem Gespräch, und die Burschen und Mädchen gehen truppweise vor das Dorf oder in den Wald und kehren abends, die Mädchen voran und die Burschen hinterher, mit Gesang in das Dorf zurück. Längere Ruhepausen bringt der Winter mit sich, da die seit einigen Jahrzehnten wohl in allen größeren und kleineren Ortschaften in Gebrauch genommene Dreschmaschine die ehemalige Hauptwinterarbeit bereits im Herbst in wenigen Tagen erledigt, während man vordem den Herbst und Winter hindurch von früher Morgenstunde bis zum Abend das eintönige Geklapper der Dreschflegel, entweder im langsamen und gemessenen Klippklapp des Zweischlags oder im flinkeren und munteren Schlag von 4—7 Dreschern vernehmen konnte. Diese ländliche Wintermusik ist gegenwärtig nur noch auf kurze Zeit bei wenigen zu vernehmen. Hat der Landmann durch die Verwendung der Maschine auch viel Zeit gewonnen, so kann und darf er dieselbe doch keineswegs dem Müßiggange widmen. Jetzt finden sich andere Erwerbsquellen, um die Einnahmen zu mehren, wie Waldarbeiten, Spinnen, Stein- und Holzfuhren rc., für einen jeden verschieden nach Stand und Vermögen. Die Kürze der Tage fesselt aber doch jetzt den Landmann länger an Haus und Familie. Alt und jung versammelt sich allabendlich um des Lichts gesellige Flamme zu Arbeit und stiller Freude. Der Wißbegierige bereichert seine Kenntnisse aus dem Kalender, aus der Zeitung, aus Schriften über Landwirtschaft und Viehzucht und anderen Werken; der andere trifft Vorbereitungen zu den Arbeiten des kommenden Tages, und so bleibt niemand ohne Beschäftigung und Arbeit. Das Spinnen und Weben von seiten der Männer, das vor Zeiten fast allgemein üblich war, findet man gegenwärtig nur noch vereinzelt, wie z. B. in den stillen und abgelegenen Tälern des Knüll, wo es auch jetzt noch einen ziemlich wichtigen Erwerbszweig bildet. Wenn hier das Dreschen im Herbste beendigt ist, dann wird von den Männern zunächst ein gehöriger Vorrat an Häcksel geschnitten. Danach aber wird das Spinnrad zurecht gemacht, und nun beginnt der gemütlichste Teil des ganzen Jahres. Mancher Hausherr selbst spinnt in seinem Heim

40) Eins, zwei, drei, vier, fünf,
strick mir ein Paar Strümpf!
Nicht zu groß und nicht zu klein,
sonst mußt du der Fänger sein.
(Birstein.)

41) Ene, mene, mus,
du bist us.

42) Ene, mene, mine, messe
gücket öwer fiwe, sesse.
Dib, dab, du bist ab. (Dorfitter.)

43) Endel, dendel, digen, dogen, Hübbchen,
Püppchen, Knüll. (Dorfitter.)

44) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
eine alte Frau kocht Rüben,
eine alte Frau kocht Speck,
einer muß jetzt weg.

45) 1, 2, 3, 4. 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13,
gehe hin und hole Weizen,
gehe hin und hole Korn,
bleibe hinten oder vorn. (Dorfitter.)

Vielfach geschieht das Auslosen durch ein Geldstück, das emporgeworfen wird und nun durch die oben liegende Seite: Schrift oder Wappen für die eine oder andere Partei entscheidet, auch Karten oder verschieden lange Hölzchen oder Strohhalme werden benutzt.

Wenn die Jungen im Frühling aus den glatten Weidenästen Pfeifen anfertigen, dann klopfen sie mit dem Messerstiel rings auf den abgeschnittenen Weidenzweig und sprechen dabei, damit die Rinde schön und schnell vom Holze sich löse, geheimnisvolle Sprüche, wie die folgenden:

1) Hohle, hohle Wiede,
Saft, Saft, siede,
wenn du nicht geratest,
werfen wir dich in Graben,
dann fressen dich Mücken und Raben.
Oder:

2) Humme, Humme, Wiede,
Saft, Saft, siede.[1]
's Kätzchen fiel in'n Keller,
fung zwei rote Heller.
Was witte mit dem Gelle machen?
Will mich 'ne Nahle kaufen.
Was witte mit der Nahle machen?
Will mich en Säckchen machen.
Was witte mit dem Säckchen machen?
Will mich en Steinchen lesen.
Was witte mit dem Steinchen machen?
Will mich en Veilchen (Vögelchen) werfen.
Was witte mit dem Veilchen machen?
Wills min Voader braten.
Glott us, glott us, — wia'n Quetschenkern!
(Aus Balhorn.)
Oder:

3) Huppe, huppe, g'rote,
willste mit nach Gothe (Gotha),
willste mit nach Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Rein aus, Saft aus.
Säuft die Mutter die Eier aus,
legt sie die Schalen wieder ins Nest,
spricht, der Ratz wär drüber gewest.
(Heldra.)

4) „Weide, Weide, Weischen,
ich schlag dich auf das Pfeifchen,
wenn du nicht gerätst,
dann werf' ich dich in den Graben
bei die wilden Raben,
bei die wilden Witzen Watzen,
daß sie dir die Augen auskratzen."
(Hersfeld.)

5) Humme, humme Wiede,
Sap (Saft), Sap, siede,
wulle mol ne Piepe maken,
wull se nit geroden.
Do kam der lange Hesse,
mit dem stumpen Messe.
Reep (rief) de Gaus (Gans) piack,
Hals stump ab. (Bezirk Böhl.)

1) Die zweite Zeile bringt zuweilen Worte, die hier nicht gut wiedergegeben w[erden] können.

6) Hummel, Hummel, We-ide (getrennt
Saft, Saft, Se-ide. [sprechen)
Motter, gäb mi 'n Nölchen (Nädelchen).
Wat witt du mät dän Nölchen?
Säckchen zunähn.
Wat witt du mät dän Säckchen?
Steinercher 'ein läsen.
Wat witt du mät dän Steinercher?
Vögelchen dod wärfen.
Wat witt du mät dän Vögelchen?
Broden.
Dann sall me-ine Hummel, Hummel
We-ide gudd geroden.

Beim **Anblick eines Storches** singen die Kinder:

Storch, Storch, Steiner,
mit den langen Beinen,
mit den kurzen Knie'n.
Jungfrau Marie
hat ein Kind gefunden,
war mit Gold gebunden.
Flieg über das Bäckerhaus,
hol drei Wecke heraus,
mir einen, dir einen
und dem andern auch einen.

Den auf die Hand gesetzten **Maikäfern** ruft man zu:

Maikäfer, flieg,
dein Vater ist im Krieg,
deine Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.

Gehen die Kinder zum **Heidelbeerpflücken**, dann singen sie:

Heidelbeeren, Heidelbeeren
wachsen in unserm Garten,
Mutter, gib mir auch ein paar,
kann nicht länger warten.

Zahlreich sind ferner die im Kindermunde lebenden **Rätsel- und Scherzfragen**, wie:

Kaiser Karolus hatte einen Hund;
rate: „wie" hieß Kaiser Karolus sein Hund?

Oder:

A.	B.
Ich ging mal in den Wald.	Ich auch.
Da kam ich an ein Haus.	Ich auch.
Da guckte 'ne alte Frau raus.	Ich auch.
Die hatte ein Brot.	Ich auch.
Butter und Käse darauf.	Ich auch.
Der Käse stank.	Ich —

Kleine Jungen werden geneckt, indem man ihnen einen Finger (Daumen) entgegenstreckt mit der Bemerkung:

Der hat kein Hemd an.

Auf die Frage: wieviel Uhr ist es? kommt die Antwort: $^3/_4$ auf kahle Erwesen! u. a.

Auch **Sprechübungen** werden fleißig geübt, wie:

„Der Postkutscher putzt den Postkutschkasten."
Oder: „Der Metzger wetzt des Metzgers Mess'."
„Konstantinopolitanischer Dudelsackspfeifenmachergeselle."
„Wir Waschweiber wollen weiße Wäsche waschen, wenn wir wüßten, wo weiches, warmes Waschwasser wär!" usw.

Wer **törichte und alberne Meinungen** kundgibt, erhält als Antwort:

„Du bist wohl nicht recht bei Hessengroschen?"
(Du best wohl nit recht bi Hessengroschen?)

* * *

Konfirmation. Pfeilgeschwind eilen die Schuljahre dahin; bringen sie zuweilen auch Tage voll Mühe und Arbeit, so ist es doch eine herrliche, goldene Zeit. Nach Verlauf von acht Jahren übergibt die Schule ihre Zöglinge, ausgerüstet mit den nötigen Kenntnissen, Fertigkeiten und religiösen Unterweisungen, dem breiten Strome des öffentlichen Lebens. Gleichzeitig werden sie durch die Konfirmation in die Kirchengemeinschaft aufgenommen.

Der Konfirmation geht ein halbjähriger Unterricht von seiten des Ortsgeistlichen voraus. Im Munde des Volkes heißt diese heilige Handlung die Ein-

segnung, weil durch Handauflegung des Pfarrers auf das Haupt der Konfirmanden und durch sein Gebet dieser gesegnet oder geweiht wird. Mit Recht ist der Augenblick der Einsegnung und der der Ablegung des christlichen Glaubensbekenntnisses der feierlichste der ganzen Handlung, weshalb auch in manchen Gegenden während dieser Zeit die Kirchenglocken in einzelnen Pausen angeschlagen werden. In Niederhessen wird die Konfirmation indessen nicht so feierlich begangen wie in anderen Gegenden Hessens. Nach der kirchlichen Handlung gehen nun die neuen Christen noch einmal zu ihrem bisherigen Lehrer, um diesem für die empfangenen „guten Lehren" zu danken, wobei noch manche Träne vergossen wird. In manchen Orten besteht die lobenswerte und nachahmenswerte Sitte, daß sich Lehrer und abgehende Schüler am Konfirmationstage bei einer Tasse Kaffee noch einmal in ungezwungener Weise unterhalten. Erscheinen hierzu noch die Eltern der Kinder und der Pfarrer, so ist dieses letzte Beisammensein eine würdige Nachfeier der heiligen kirchlichen Handlung und ein ebenso würdiger Abschluß der glücklichen und seligen Schulzeit. Doch noch einmal müssen wir der Paten gedenken. Die Mädchen erhalten zur Konfirmation von ihrer Gotel ein Kleid, ein Hemd, ein Kopftuch, eine Schürze und ein Gesangbuch; der Knabe von seinem Paten: Stiefel, Hut, Hemd, Gesangbuch u. dergl. und damit haben die Patengeschenke ihren Abschluß gefunden.

* * *

„Man wächst empor dann zwischen Freud' und Schmerz,
Da zieht die Liebe in das junge Herz,
Und offenbart das Herz der Jungfrau sich,
Spricht eine Träne: ja, ich liebe dich!"[1]

C. Hafner.

Verlobung. Knaben und Mädchen wachsen nach und nach zu Jünglingen und Jungfrauen heran, und es erwacht in den jungen Herzen allmählich die Liebe und Zuneigung, welche sich gründet auf die gegenseitige Wertschätzung und Achtung. Hat die Dorfjugend schon in der Schule sich nach ihren Tugenden und Fähigkeiten kennen gelernt, so bietet ihr nun das weitere Leben hinlänglich Gelegenheit, in der Tüchtigkeit auf dem Gebiete der Land- und Hauswirtschaft, der geschäftlichen und gewerblichen Tätigkeit einander zu beobachten und kennen zu lernen. Der gegenseitige Verkehr der Dorfjugend wird gepflegt durch die öffentlichen Vergnügungen und durch den ungezwungenen Verkehr in der „Spinnstube"[2] an den langen Winterabenden. Kommt dann ein Bursch in die Lage, die Bewirtschaftung des väterlichen Gutes selbst zu übernehmen, dann sieht er sich

1) Aus dem Gedicht „Die Träne". Komponiert von F. Gumpert. Op. 35.
2) S. unten: „Spinnstube".

Mit den Nachbarn wird wohl noch an allen Orten ein etwas vertrauteres Verhältnis gepflegt.

5. Hausbau, Schlachte- und Erntefest, Kirmes und Spinnstube.

Wie die Bewohner eines Dorfes helfend einander beistehen, das zeigt sich in schöner Weise, wenn ein Mitglied der Gemeinde ein **Haus baut**, und jeder, der es vermag, der Bitte des Hausherrn gern nachkommt und ohne Vergütung Holz, Steine, Lehm zc. herbeifahren hilft, welche Art Fuhren allgemein „Betefuhren“ genannt werden. Auch der Bau eines Hauses ist mit mancherlei Bräuchen verknüpft, die jedoch nicht in allen Orten Niederhessens in gleicher Weise üblich sind. Um das Haus vor Feuer zu bewahren, hat die Hausfrau beim Bau der Grundmauer drei Hammerschläge auszuführen; aber damit sie selbst dem Hause treu bleibt, wird sie beim Setzen des Ecksteins „festgemacht“, indem ein Zipfel ihrer Schürze mit eingemauert wird, worauf sie sich dann durch ein Trinkgeld wieder loskaufen muß. An anderen Orten ist es auch üblich, den Zipfel der Schürze mit einem Nagel an einem Balken zu befestigen. Beim Bau eines Wohnhauses mauert man einen Topf mit einigen Geldstücken in das Fundament. Das Richten des Hauses durch die Zimmerleute ist mit einer besonderen Festlichkeit verbunden, welche man das Richtefest oder die Hebekirmes nennt. Springt beim Zimmern Feuer aus der Axt, so wird, wie man annimmt, das Haus durch Feuer zerstört werden. Ist der letzte Sparren gefügt, dann wird ein Tannenbäumchen, geschmückt mit Bändern und Geschenken für den Meister und die Gesellen, dreimal um das Haus getragen, dann hinaufgezogen und am Giebel befestigt. Der Meister und der erste Geselle erhalten gewöhnlich Tuch zu einem Hemd, für die übrigen trägt das Bäumchen Taschen- oder Halstücher. Ist das Bäumchen an seinem Platze, dann spricht der Meister aus der Höhe des Gebälkes einen gereimten Zimmermannsspruch, der mit einem Hoch auf den Bauherrn und dessen Ehefrau endigt. Einige dieser Zimmermannssprüche lauten folgendermaßen:[1])

I.

„Es ist der Bau, der hier erstand,
geschaffen zwar von Menschenhand,
doch schützt ihn höh'res Walten.
Bei Gottesfurcht und Schaffensdrang,
da wird es sich jahrhundertlang,
zu einer Burg gestalten.

Die Mauern steh'n, die Kelle ruht,
der Zimmermann das Seine tut,
die Balken einzufügen;
bald dielt man, putzt die Wände aus,
versieht mit Fenstern dann das Haus
und den gewohnten Stiegen.

1) Andere Zimmermannssprüche folgen in den weiteren Berichten.

Hat der Zimmermann seinen Spruch beendet, dann trinkt er auf das Wohl des Bauherrn ein ihm dargereichtes Schnäpschen und wirft das Gläschen hoch im Bogen hinab zur Erde. Es ist auch dieser Brauch gewissermaßen eine Frage an die Gottheit nach dem Geschick und dem Wohlergehen des Hauses und seines Besitzers, und das Zerbrechen des Glases sieht man auch in diesem Falle als ein glückverheißendes Zeichen an. Nachdem die Versammelten das Lied „Nun danket alle Gott" gesungen, folgt ein großes Essen, wozu selbstverständlich auch alle die eingeladen werden, welche zu dem Bau „Betefuhren" geleistet haben. Unter die Kinder werden Hotzeln (gedörrtes Obst) und wohl auch kleine Geldstücke geworfen.

Ein wichtiges alljährliches Ereignis ist das im Spätherbst oder zur Weihnachtszeit stattfindende Schlachten der gemästeten Schweine; doch kann



Alte Flaschenform.



Pfefferbüchse.

von einem Schlachte „Fest", wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten üblich waren, gegenwärtig nicht mehr geredet werden. Schlachtete ehedem ein Bauer, so war das ein Ereignis, an dem ein großer Teil der Dorfbewohner regen Anteil nahm, und der Fall war wohl nicht selten, daß nach dem Schlachtefest von einem geschlachteten Schweine für die betreffende Familie nicht mehr viel zu verzehren übrig blieb. War das Schlachten damals so gewissermaßen ein allgemeines, ein Dorffest, so ist diese sogen. Feier heute, gewiß zum Segen der zunächst Beteiligten, fast ganz in den Rahmen der Familie zurückgetreten. Ein solches Fest oder Essen nahm und nimmt auch noch heute, wenn es veranstaltet wird, ob groß oder klein, etwa folgenden Verlauf: Schon zum Frühstück oder mittags wird an manchen Orten den geladenen Gästen etwas Quellfleisch gebracht. Das Hauptessen findet abends nach Beendigung der Arbeit statt. Dasselbe beginnt mit Brot- oder Wurstsuppe, welche aus der Brühe, in welcher die Wurst gekocht, und fein geschnittenen,

den meisten Fällen erst eine Mittelsperson, nämlich der **Freiersmann**, auf, gewöhnlich ein naher Verwandter der Familie des Bräutigams, der in geschickter Weise die Werbung anbringt und über die Vermögensverhältnisse Aufschluß erbittet und gibt. Die Eltern der Braut erraten gar bald den Zweck seines Kommens, und schon vor dem Anbringen der eigentlichen Werbung geben sie ihm durch ein Zeichen zu verstehen, ob dieselbe freundlich aufgenommen wird oder Ablehnung findet. Trägt man ihm nämlich Wurst auf, so gilt die Werbung als angenehm, Käse aber läßt ihn bestimmt die gegenteilige Stimmung erkennen. Kommt die Heirat zu stande, dann erhält er für seine guten Dienste einen Überzieher oder ein Paar lange Stiefel. Die eigentliche **Verlobung**, auch **Handschlag** oder **Weinkauf**[1]) (Winköf) genannt, findet an einem Sonnabend statt. Nachmittags kommt der Bursch in das Haus der Braut, trägt seinen Wunsch vor, und durch Handschlag wird es dann „richtig", wie man sagt. In der Abendstunde begibt sich das junge, fein gekleidete Paar zum Standesamt, um dort das Aufgebot bewirken zu lassen. Nachdem dies geschehen, werden die Verwandten und Freunde des jungen Paares für den selbigen Abend zur Verlobungsfeier eingeladen, und es wird getrunken, gegessen und gespielt bis zum erwachenden Morgen. An manchen Orten ist es Sitte, daß die Eingeladenen eine Wurst mitbringen. Vor dem Festhause versammeln sich die Burschen des Dorfes und veranstalten zu Ehren des Brautpaares ein gewaltiges Peitschenknallen und Schießen und zwar so lange, bis der Bräutigam sie bewirtet oder mit einem reichlichen Trinkgeld abfindet, mit dem sie dann vergnügt zum Wirtshaus ziehen. An manchen Orten werden von Burschen und Mädchen auch Lieder vorgetragen. Am Sonntag-Morgen gegen 11 Uhr wird die Braut in Begleitung von zwei jungen Burschen — ihr folgt der Bräutigam mit zwei jungen Mädchen — in das künftige Haus geführt, wo dann die Feier

1) „Die Bezeichnung dieses Aktes als Weinkauf", sagt Kolbe, „erinnert uns an die urgermanische Sitte, wonach die Braut eigentlich gekauft werden mußte. Tacitus deutet dies im Laufe der Zeit bereits gemilderte Verhältnis mit den Worten an, bei den Germanen bringe nicht die Braut dem Manne die Ausstattung, sondern der Mann dem Weibe, da der Kaufpreis schließlich eine der Braut geschenkte dos (Gabe) geworden war, die der Freier zu zahlen hatte. Unser Volk spricht darum auch niemals Weinkauf, wie das Wort in der heutigen Schriftsprache lautet, sondern stets „wīnkof" oder wenkof, mit kurzem i oder e, denn mit Wein (wīn) hat dasselbe nichts zu schaffen. Vielmehr steckt darin das alte Wort wini, wine, mit kurzem i, das im Alt und Mittelhochdeutschen den Geliebten oder die Geliebte, den Gatten oder die Gattin bezeichnet. Winkof heißt daher Brautkauf. Da die Bedeutung dieses Wortes im Laufe der Zeit sehr verdunkelt ward, alle Verträge und Käufe aber beim Trank abgeschlossen wurden, zumal der Trank ehedem zu den Kultushandlungen gehörte, wodurch ein Vertrag erst fest gemacht ward, so werden in der Gerichtssprache auch die Abschlüsse aller anderen, öffentlichen Käufe Weinkäufe genannt."

sagt man, und je ernster diese Feier stattfindet, desto reicher soll die nächs
jährige Ernte werden. Dem Gutsverwalter oder -besitzer bindet man eine
Strauß mit Bändern an und feiert dann abends ein fröhliches Fest m
Tanz bis tief in die Nacht hinein.

Das Fest, auf welches sich die Dorfjugend das ganze Jahr hindur
freut und worauf mancher Bursch wohl monatelang spart, um einmal i
Jahre recht lustig, recht fidel zu sein, ist die **Kirmes.** Freilich muß au
von diesem Feste gesagt werden, daß es in seiner heutigen Gestalt nur ei
Schatten ist von dem, wie es vor etwa 50 Jahren gefeiert wurde; den
durch allerlei Verbote und Verordnungen ist ihm alles Eigenartige geraul
worden, so daß es gegenwärtig nur ein etwa zweitägiges Tanzvergnügen bilde
Freilich haben auch die seit etlichen Jahrzehnten fast an allen Orten gegründete
Gesang-, Krieger- und Turnvereine durch die von ihnen veranstalteten Tan
vergnügen den allgemeinen Volksfesten starken Eintrag getan. Während d
Kirmes[1] ehemals vom Mittwoch Abend bis Montag, oder auch vom Sonnta

auch im Winter bei uns bleiben. Oder sollte etwa das Wort „Lärchen" mit „Laren", d
Schutzgöttern der Familie und des Hauses bei den Römern, in Verbindung zu bring
sein? Lar nannte man die Seele eines gestorbenen Familiengliedes, das noch schützend b
den Lebenden verweilt. Einen Büschel Getreide zurückzulassen findet sich in verschieden
Gegenden Deutschlands. „Dies Büschel hat im Volksmunde mancherlei Namen erhalte
bald heißt es der Alte, bald der Wolf, bald das Wichtelmännchen, der Feldmann; in Öste
reich das Bärimandl, in der Schweiz das Erdmännel, in Bayern Oswald, in Norddeuts
land der Vergodendeelsstruß u. dergl. Nikolaus Gryse weiß noch im 16. Jahrhundert
erzählen, daß damals das Landvolk in Niederdeutschland dies Büschel Getreide dem Affga
Woden dargebracht habe, und daß die Leute um dasselbe getanzt und gesungen hätten:

„Wode, hale (hole) dynem Rosse nu Voder (Futter),
Nu Distel vnde Dorn,
Thom (zum) andren Jahr beter Korn."

Noch in unserem Jahrhundert wird in gleicher Weise um dieses letzte Büschel, das
der Regel mit Blumen und bunten Bändern geschmückt ist, getanzt und gesungen, und
dieser altheidnische Brauch geschwunden ist, da betet man wenigstens noch bei dem letzt
Halmbüschel ein „Unser Vater"." E. Mogk in „Das deutsche Volkstum" von H. Mey

[1] Kirmes, meist Kermes gesprochen, die in ganz Althessen ausschließlich übliche B
nennung der Kirchmesse, des Kirchweihfestes, des nun schon seit mehr als zwei Jahrhu
derten als lediglich weltlich gewordenes Fest bestehenden jährlichen Tanzfestes der Bauer
bei welchem, und zwar schon seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts, hierzulande je
Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung dieses Festes gänzlich erloschen ist. Seit jen
Zeit scheinen auch die Kirmessen in den Dörfern der einzelnen Landesteile in eine und d
selbe Zeit verlegt worden zu sein, während noch im 16. Jahrhundert sich deutliche Spur
finden, daß jedes Kirchspiel seine besondere Kirchweihzeit gehabt haben mag. Im östlich
Hessen war die Kirmeszeit schon am Ende des 17. Jahrhunderts die letzte Woche des Oktol
und die beiden ersten Wochen des November (acht bis vierzehn Tage nach der Woche,
welche der „große Bettag" fiel, welcher bis zum Jahre 1814 auf den dritten Mittwoch
Oktober gesetzt war); im westlichen Hessen fiel die Kirmes früher, in die zweite, ja in
erste Hälfte des September, und einzelne Ortschaften hielten dieselbe sogar in der Pfing

bis zum Mittwoch früh währte, dauert sie jetzt nur 2—3 Tage. Doch waren wohl gerade die ersten Tage die schönsten und gemütlichsten, Freuden- und Festtage in des Wortes vollster Bedeutung, da sie so recht den Bewohnern des betreffenden Ortes galten, während die Sonntagsfeier durch die zahlreiche Beteiligung der Burschen aus den Nachbarorten mehr den Charakter eines allgemeinen Tanzvergnügens annimmt, bei dem es nicht selten zu Raufereien und blutigen Schlägereien kommt. Auch so zahlreiche Einladungen erfolgen nicht mehr wie ehedem, wo die Gäste, wenn die Zahl der Betten nicht reichte, mit einem Lager auf Heu oder Stroh wohl zufrieden waren. — Die Vorbereitungen zur Kirmes sind getroffen: das Haus ist fein gescheuert von oben bis unten, zahlreiche Kuchen sind gebacken, Bier und Branntwein ist besorgt und wohl auch ein Schweinchen geschlachtet. Am ersten Abend wird die Kirmes „angetrunken". Unter zahlreicher Beteiligung wird von den „Platzburschen", welche das Fest zu leiten und zu ordnen haben, gegen Abend mit Musik durch das Dorf gezogen; dabei geht es schon lustig her, es wird gesungen und gejauchzt und schon dem einen oder anderen Neugierigen bei dieser Gelegenheit eine „Gesundheit" gespielt, für welche er nicht unter 10 Pf. in die Kirmeskasse entrichten muß. An diesem, sowie auch an den folgenden Abenden und Nachmittagen vergnügt sich die Jugend bei fröhlichem Tanz. Zu den beliebtesten Tänzen gehören der Walzer, gewöhnlich Schleifer genannt, der Schottisch oder die Polka, der Zweitritt, die Polka-Mazurka, der Rheinländer und der Galopp. Früher war es Sitte, daß an einem der Abende auch der Schuljugend in einem besonderen Zimmer von einigen Musikanten ein paar Stunden zu einem Tänzchen gespielt wurde. In der Nacht vom ersten zum zweiten Tag, oder auch am kommenden Vormittag, wird einem jeden der Hausherrn, wofern nicht ein Trauerfall hindert, ein Ständchen gebracht.

---

woche, weshalb diese Kirmes „Salatkirmes" genannt wurde. Die Kirmes wurde zuerst „ausgespielt", d. h. es wurde an einem Sonntage im Sommer ein Tanz gehalten (sogen. Probe), um bei dieser Gelegenheit die Musikanten zu „dingen". Dann wurden am Mittwoch-Abend der Kirmeswoche von den jungen Burschen unter Anführung der „Platzburschen" ein Umzug mit Musik durch das Dorf gehalten, Donnerstag und Freitag Vormittag aber gleichfalls mit Musik von Haus zu Haus gezogen, um „die Kuchen aufzuheben", Donnerstag auch in der Regel schon unter der Linde getanzt. Freitag und Sonnabend waren jedoch die eigentlichen Tanztage unter der Linde, und Sonntags wurde die Kirmes beschlossen. Montags folgte noch eine Nachkirmes, d. h. ein Umzug der jungen Burschen unter allerlei Vermummungen. Im westlichen Hessen hatte die Kirmes nicht überall diesen Umfang und fing etwa erst Donnerstags mit dem Umzug an. In neuerer Zeit ist die Dauer der Kirmessen, aber auch die Abhaltung derselben selbst, sehr beschränkt worden, und von der alten, im ganzen sehr unbefangenen Fröhlichkeit dieser Volksfeste ist in manchen Gegenden nur noch sehr wenig übrig. — Die Städte pflegten, mit ganz geringen Ausnahmen der kleinsten unter ihnen, schon am Anfange des 18. Jahrhunderts Kirmessen nicht zu halten. A. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen.

Aber auch am zweiten und dritten Morgen schallt in der Frühe Musik durchs Dorf; doch diese gilt nicht den Hausherren, es sind vielmehr die Ständchen, die die Burschen vor ihres Liebchens Fenster erklingen lassen. Am zweiten Tage beteiligt sich jung und alt am Tanz, und in dichtem Gedränge drehen sich die Paare nach den Klängen der eigenartigen Kirmesmusik, deren Melodien man gewöhnlich unter Begleitung der sanfteren und dumpferen Töne der Streichinstrumente abwechselnd in den durchdringenden, klaren und schmetternden Tönen der Klarinette und der Trompete vernimmt, die an einem stillen und hellen Herbsttage weit in die Ferne klingen. Dazwischen hört man das „Juch"-Rufen und das Aufstampfen der munteren Burschen, dann das laute „Solo" der Tanzordner; denn immer enger und enger wird der Raum für die Tanzenden, die sich bald links-, bald rechtsum schwenkend, bald trippelnd vor- oder rückwärts durch den Knäuel schieben. In den Pausen werden den Burschen auf Wunsch „Gesundheiten" gespielt, die natürlich auch besonders bezahlt werden müssen. In den Nebenstuben hört man das bald mäßigere, bald wuchtigere Aufklopfen der Kartenspieler; dazu wird geschimpft und gelacht, gegessen, getrunken, geraucht und gespuckt. In der „guten Stube" sitzen einige ältere Herren, sich bei Bier oder Wein alte und neue, ernste und heitere Geschichten erzählend. Gegen Nachmitternacht geht's in Partien zum Kaffee und dann zur kurzen Ruhe. Manche der ausgelassenen Burschen gehen gar nicht zu Bett, sondern trinken, jauchzen und singen bis zum erwachenden Morgen. Der dritte Tag bringt das Ende der Freude. Die Burschen ziehen abermals mit Musik durchs Dorf, um sich Wurst, Speck, Eier u. dergl. zu einem fetten Abschiedsessen zu erbitten, oder auch auf listige Weise zu entwenden. Dann wird die Kirmes begraben: in eine Grube legt man einen Hering und einige Pfennige, bedeckt dieselben mit Erde und besprengt unter Trauermusik den Hügel mit Branntwein. Sind die Musikanten abgefertigt und bezahlt, dann ziehen sie in Begleitung der Jugend unter den Klängen des Liedes „Muß i denn zum Städtelein hinaus" wieder von dannen. Mancher Bursch ist 20—30 Mark leichter geworden, doch es ist ja auch nur einmal Kirmes im Jahr!

So ist der Verlauf der Kirmes im allgemeinen; hier und da haben sich jedoch noch bis heute einige Eigentümlichkeiten bewahrt, die hier natürlich nicht unerwähnt bleiben sollen. An manchen Orten kaufen die Burschen ein buntes Tuch (Umschlagetuch) und ein schönes Band und tragen beides bei Beginn der Kirmes an einer Stange mit Musik durchs Dorf. Während der Kirmestage wird nun um das Tuch und das Band — um jedes besonders — gegen einen geringen Betrag gewürfelt, und am Kirmesmontag werden den glücklichen Gewinnern die gewonnenen Gegenstände mit Musik ins Haus gebracht. In Aua bei Hersfeld finden sich am Kirmessonntag alle einer

Verwandtschaft angehörigen Glieder der Gemeinde zu einem frohen Schmause zusammen. Die geladenen Gäste müssen aber am Abend das gastliche Haus wieder verlassen, da ein längeres Verweilen als unanständig gilt. Zu den beliebten Speisen gehören: Schweinebraten, Sauerkraut, Kartoffelbrei, Kartoffelkuchen und Mehlklöße. Der Kartoffelkuchen wird „Deutscher" genannt. In der Umgegend von Hersfeld fällt die Kirmes vielfach mit dem Lullusfest zusammen. Am Montag nach der Lulluswoche ziehen aus Kalkobes gewöhnlich alle jungen Eheleute nach Hersfeld und feiern dort Nachkirmes. In Bebra gehen nach Beendigung der Kirmes die Burschen und Mädchen paarweise zur Kirche, wobei der Bursch dasjenige Mädchen führt, dem er ein Nachtständchen hat spielen lassen. Am Schluß des Festes findet hier die Verlosung eines Tuches oder eines Hammels statt. In Friedlos besteht die Sitte, daß die Kirmesburschen dem Pfarrer einen Kuchen, zwei lebende Hähne und ein Liter Likör liefern.

Von den Texten der „Gesundheiten" seien hier folgende mitgeteilt:

1) Ich habe mir eines erwählet,
ein schön Schätzchen, das mir gefällt,
so hübsch und so fein,
voll Tugend, so rein,
es könnt' ja nicht schöner sein,
es könnt' ja nicht schöner sein.

2) Du bist meine erste Liebe,
meine letzte sollst du sein. (Zweimal.)

3) Blau blüht ein Blümelein,
das heißt „Vergißnichtmein";
dies Blümlein leg' ans Herz
und denke mein.
Blau ist das Auge dein,
blau ist der Treue Schein,
fiel ich in tiefem Schmerz
an dein treu Herz.
Wär' ich ein Vögelein,
bald wollt' ich bei dir sein,
schießt mich ein Jäger tot
in deinem Schoß.

4) Du, du liegst mir im Herzen,
du, du liegst mir im Sinn,
du, du machst mir viel Schmerzen,
weißt nicht, wie gut ich dir bin.

5) Ich verlaß meine „Olle" net um keine Million,
schaut mir die „Olle" ins Gesicht, dann bin ich glücklich schon.

6) Kannst dir's leicht denken,
wie mich's tut kränken,
wenn ich einen andern Schatz
bei dir seh' stehn. Zum Tria, zum Tralla, zum Tria, zum Tralla.

7) Ich bin mit meinem Glück zufrieden,
das mir der Himmel hat beschieden,
drum lieb' ich die Zufriedenheit, drum lieb' ich die Zufriedenheit.

8) Hab meinem Schatz aufgesagt,
hab mir nichts draus gemacht;
das Herz hat ihm weh getan,
ich hab gelacht. Zum Tralira, zum Tr.

9) Kein'n Reichen krieg ich nicht
und kein'n Armen mag ich nicht,
und ledig bleib' ich nicht, was fang ich an?

10) Du glaubst, du wärst die schönste wohl in der ganzen Welt,
und auch die angenehmste wohl in der ganzen Welt;
geh' nur hin, du hast dein Teil,
ich führe dich am Narrenseil,
ohn' dich kann ich schon leben, ohn' dich kann ich schon sein.

11) Bin ich nicht 'ne kleine dicke, eine fette Bauernmagd,
die das Gras auf ihrem Rücken aus dem Feld nach Hause tragt?

Kleine bin ich von Natur, alle meine Arbeit muß ich tun,
ja, ich will sie gerne tun, wenn sie nur befehlen tun.

12) Klein bin ich, das weiß ich, groß möcht' ich nicht sein,
sonst könnt' ich beim Liebchen zum Fenster nicht rein.

13) Husaren sind schön, sie leuchten von ferne wie zwei helle Sterne,
Husaren ihre Brust, das ist meine Lust.

14) Da drunten im Keller beim Faß,
da ist es bald trocken, bald naß.
Bald trinken wir Bier, bald trinken wir Wein,
schön Schätzchen, ach wärest du mein.

15) Da draußen, da draußen, da geht ein kühler Wind, juchhe!
Da draußen, da draußen, da geht ein kühler Wind.

16) Seht, so sät der Bauer, seht, so sät der Bauer seinen Hafer ins Feld.
(Mit den Zeichen des Aussäens.)

17) So leben wir, so leben wir alle Tage
bei der allerschönsten Saufkompagnie:
des Morgens bei dem Branntewein,
des Mittags bei dem Bier,
des Abends bei dem Mädchen im Nachtquartier.

18) O du lieber Augustin, Augustin, Augustin,
o du lieber Augustin, alles ist hin;
Geld ist hin, Gut ist hin,
laß es zum Kuckuck sin,
o du lieber Augustin, alles ist hin.

19) Drei Wochen vor Ostern
da geht der Schnee weg,
da heirat't mein Schätzel,
dann hab' ich 'en Dreck.

20) Der Jäger aus Kurpfalz usw.

21) Jetzund trinken wir den letzten Schoppen, Fridolin,
und dann wollen wir auch nicht mehr kloppen, Fridolin,
denn zehn Uhr hat es geschlagen,
und der Wächter wird's euch sagen.
Rosa, bella, Fridolin.
(Dorsitter.)

22) Bruder, ich und du, Bruder, ich und du,
wir saufen immer zu,
und wenn wir dann kein Geld mehr haben,
saufen wir aus dem Wassergraben.

23) Ach, Brüderchen, ach Schwesterchen, wann geh'n wir nach Haus?
Morgen früh, wenn die Kaffeetassen rappeln,
wollen wir nach Hause, Hause schlappern.
Ach Brüderchen, ach Schwesterchen, wann geh'n wir nach Haus?

24) Ach Brüderchen usw. (wie oben).
Morgen früh, wenn die Hähne, Hähne kräh'n,
wollen wir nach Hause, Hause geh'n.
Ach Brüderchen usw.

25) Ach Brüderchen usw.
Morgen früh, wenn die Ofenkuchen riechen,
wollen wir nach Hause, Hause kriechen.
Ach Brüderchen usw. (Bezirk Böhl.)

26) Schwarz bin ich, die Schuld ist meiner nicht.
Die Schuld ist meiner Kindermagd,
die mich nicht gewaschen hat,
schwarz bin ich, die Schuld ist meiner nicht. (Wickenrode.)

27) Ei, du Kutzelkopp, daß du mich kränkest,
ei, dergleichen gibt es nicht mehr.
Hätt' ich das erst gewußt,
daß du mich kränken tust,
hätt' ich dich Kutzelkopp lassen geh'n.
(Wickenrode.)

28) Weit über das Meer, weit über die See,
ich darf nicht dran denken, das Herz tut mir weh,
und den ich nicht mag, den seh' ich alle Tag,
und den ich kann leiden, der ist ja so weit. (Wickenrode.)

Das Hauptwintervergnügen findet die Dorfjugend in der **Spinnstube**, doch hat dieselbe, da das Spinnen gegenwärtig eine untergeordnete Rolle darin spielt, weder die Bedeutung noch den Reiz wie in früheren Jahren. Kurz nach dem ehemaligen „langen Bettag“ (1. Nov.) wird die Spinnstube „festgemacht“, d. h. es wird das Haus bestimmt, in welchem dieselbe abgehalten werden soll, doch geht man in manchen Orten auch abwechselnd in die Häuser der sich beteiligenden Mädchen. Gewöhnlich sind es die Mädchen gleichen Alters, welche sich zu Gruppen oder Rotten zusammenfinden und außer Sonnabends an jedem Abend am bestimmten Orte sich vereinigen.



Ölkännchen. Ältere Lampenform. Stuhl aus Maden.

Zuweilen werden sie von den Burschen besucht, und es wird dann nicht nur gearbeitet, sondern auch allerhand Allotria und Schabernack geübt, so wenn die Burschen den Mädchen den Spinnrocken rauben, der dann gewöhnlich nur durch einen Kuß wieder eingelöst werden kann; doch wird derselbe nicht so offen gegeben, wie zwischen Bräutigam und Braut, sondern die eines der anwesenden Mädchen bestimmt, etwa durch das Geflecht eines Rohrstuhles oder durch ein Taschentuch u. dergl. In der Nacht vom 20. zum 21. Dezember wird die „lange Nacht“ gefeiert. Zwischen Weihnachten und Neujahr, „zwischen den Jahren,“ wie man sagt, darf nicht gesponnen werden. Es ist jetzt die Zeit der zwölf Nächte, in der

nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren die Götter, darunter auch Frau Holle, ihren Umzug halten. Doch winden die Mädchen Flachs um den Rocken; denn sieht dies Frau Holle, so freut sie sich und sagt:

so manches Haar,
so manches gute Jahr.

Aber am Heiligen Dreikönigstag kehrt sie wieder um; findet sie dann Flachs am Rocken, dann zürnt sie und spricht:

so manches Haar,
so manches böse Jahr.

Am zweiten Christabend wird „Scheideabend" gefeiert; denn der dritte Weihnachtstag ist der sogen. „Scherztag", auch wohl „Schürztag" genannt, der Tag, an welchem die Mädchen aus ihrem Dienst zu gehen pflegen. Die Scheidenden müssen an diesem Abend etwas zum besten geben. Gegen Ende der Spinnstubenzeit geht es in der Rotte oder im Chor, wie man auch sagt, am fröhlichsten zu. Am Matthiastage (24. Febr.) sucht man durch allerlei Bräuche, auf die wir später noch zurückkommen, die Zukunft zu entschleiern. Eine Hauptfeier findet an manchen Orten zu Fastnacht statt, wo die Mädchen abends unter dem Rufe „Flachs gerat" mit Leinknoten gefüllte Töpfe vor die Türen werfen. An diesem Abend bringen die Mädchen Kuchen und Wurst mit und machen Kartoffelsalat. Auch die Burschen beteiligen sich an dieser Feier und liefern die nötigen Getränke. Nach dem Essen wird dann nach den Klängen einer Ziehharmonika, die man auch „Quetschkasten" oder „Zerrwanst" nennt, bis spät in die Nacht hinein munter getanzt. Am Sonntag nach Lichtmeß darf abends kein Licht angesteckt werden, weil sonst der Flachs nicht gut gerät. Am letzten Abend der Spinnstube wird das „Licht vertrunken", das ist eine Feier, die ihren Namen von einem Brauche aus der Zeit führt, in der man noch das Tran oder Hangelicht brannte. Jede Spinnstube besaß nämlich früher ihr eigenes Licht; dasselbe wurde am Schluß verkauft und der Erlös vertrunken.

6. Die Feste des Kirchenjahres.

Wie früher bereits erwähnt, fallen die drei Hauptfeste der christlichen Kirche in Jahreszeiten, in denen auch unsere heidnischen Vorfahren ihre wichtigsten Feste feierten, und so ist es denn gekommen, daß eine größere Anzahl von Bräuchen nachher im Anschluß an die neuen Feste geübt wurden und sich so bis heute erhalten haben. Daher wollen wir im Nachfolgenden die wichtigsten Feiertage der christlichen Kirche einmal an unserem Auge vorüberziehen lassen, um auch die an diesen Tagen üblichen Bräuche näher kennen zu lernen.

Am **Nikolaustage** (6. Dez.) hält der heilige Nikolaus, allgemein Klowes genannt, seinen Umzug; er kehrt auch jetzt noch in Niederhessen in vielen Häusern ein und teilt, je nachdem er es für notwendig hält, Ruten, Äpfel, Nüsse und Backwerk aus.

Schönere und reinere Freude bringt jedoch das **Weihnachtsfest.** Dasselbe fällt in die Zeit, in der nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren die Götter und Geister unter dem Brausen und Heulen des Sturmes über die Lande ziehen.[1]) Wohl noch vor wenigen Jahrzehnten kam die Frau Holle segnend in manches Haus und legte nachts Nüsse, Äpfel mit eingesteckten Geldstücken und andere schöne Sachen unter einen umgestülpten Teller. Im allgemeinen ist sie jedoch jetzt vom Christkindchen abgelöst worden, wenn auch das Christbäumchen mit seinem Lichterglanz und seinen schönen Gaben bei der Landbevölkerung noch nicht allgemein Eingang gefunden hat, sondern meist nur in Kirchen und Schulsälen unter den feierlichen Klängen sinniger Weihnachtslieder Kindern und Erwachsenen in die frohe Seele leuchtet. Denn seit etlichen Jahren wird wohl in den meisten Gemeinden Niederhessens in der Frühe des 1. Weihnachtstages in der Kirche eine besondere Weihnachtsfeier mit schön geschmücktem Christbaum veranstaltet, bei welcher nach einer Rede von seiten des Pfarrers oder Lehrers geeignete Vorträge und Lieder von Kindern und Vereinen mit einander abwechseln. Zum Schluß werden an die Kinder Nüsse, Äpfel, Backwaren, Hefte, Bücher, kleinere Kleidungsstücke u. dergl. verteilt. Am Weihnachtsfest, vielfach auch noch zu Neujahr, werden auch meist die Kinder von ihren Paten mit allerlei Geschenken ähnlicher Art bedacht. Bemerkt sei noch, daß in wohlhabenden Familien mit Kindern ein Weihnachtsbaum wohl nirgends fehlt.

Die Weihnachtszeit ist von jeher die Zeit der Weissagung und des Zaubers gewesen, da ja die jetzt umziehenden Götter und Geister behilflich sein konnten, den Schleier der Zukunft einmal zu lüften. Namentlich sind

1) „Man ist vielfach in dem Wahne," sagt Prof. Dr. E. Mogk in „Das deutsche Volkstum" von Hans Meyer, „Weihnachten sei an die Stelle eines altgermanischen Festes getreten, das unsere Vorfahren einst zu Ehren der wiedererwachten Sonne gefeiert hätten. Nicht die geringste Andeutung spricht für diese Tatsache. Zur Zeit der zwölf Nächte merkt der natürliche Mensch noch nichts von einer Rückkehr der Sonne, von der er überhaupt erst dann zu sprechen pflegt, wenn er die Wirkung ihrer erneuten Kraft auf die Natur und auf den Menschen empfindet." Darauf ist doch wohl zu erwidern, daß die alten Germanen nicht nur durch die Überlieferung, sondern auch durch ihren innigen Verkehr mit der Natur aus eigener Erfahrung den Lauf der Jahreszeiten sehr wohl gekannt und auch gewußt haben, daß die Sonne um diese Zeit ihren tiefsten Stand erreicht und das Erwachen der Natur bald wieder allgemein beginnt, kündigt sich der neue Frühling doch zuweilen schon jetzt durch einige Vorboten aus dem Pflanzenreiche an.

es die erwachsenen, unverheirateten Mädchen, welche aus den verschiedensten Zeichen zu erraten suchen, welches Standes der Mann ist, den ihnen das Schicksal zugedacht und wann ihnen der Ersehnte in die Arme geführt wird. Solches Orakeln findet hier und da schon am Thomastage (21. Dez.) statt, dann weiter zu Weihnachten und Neujahr; doch wird es in Niederhessen im allgemeinen erst am Matthiastage (24. Februar) besonders fleißig in der Spinnstube betrieben, und es mögen daher auch die mannigfachen Versuche und Anfragen an das Schicksal erst weiter unten mitgeteilt werden.

Am 3. Weihnachtstage findet der Wechsel des Gesindes statt. Aus landwirtschaftlichen Gründen geschieht dies zu dieser Zeit. Der Weggang wird allgemein „Scherzen" oder „Schürzen" genannt. Mittags gibt's zum Abschied „Scherz-" oder „Schürzbrei", auch „Trollbrei" genannt, und als Wegzehrung wohl noch einen „Scherzleib" und eine „Scherzwurst". Wenn eine Herrschaft einen Dienstboten mietet oder dingt, so bekommt derselbe sofort ein „Mietspfand", gewöhnlich einen Taler.

Die Zeit von Weihnachten bis Neujahr nennt man „Zwischen den Jahren"; es sind Tage, an denen nur die notwendigsten Arbeiten verrichtet werden.

Acht Tage nach Weihnachten beginnt das **Neue Jahr**, das am Sylvesterabend an vielen Orten von den Burschen mit Pistolenschüssen begrüßt wird. Mit dem Glockenschlage 12 fängt der Nachtwächter seinen Rundgang an und wünscht den Einwohnern des Ortes in gereimtem Spruch ein glückliches Neujahr, wofür er später Mehl, Speck, Erbsen, Bohnen oder auch Geld bekommt. Allerorts werden zu Neujahr Kreppeln gebacken, von welchen eine Anzahl die Form eines Zopfes oder eines Kringels erhält. Solche pflegt man an manchen Orten den Patenkindern als Geschenk zu überreichen, ja, in Bebra und anderen Orten besteht noch jetzt die Sitte, die Patenkinder nicht zu Weihnachten, sondern zu Neujahr zu beschenken. Vielfach ist es noch üblich, am Neujahrstage die Obstbäume stillschweigend mit einem Strohseil zu umbinden, um im kommenden Jahre eine recht reiche Ernte zu erzielen. Damit die Hühner in dem neuen Jahre ihre Eier nicht fortlegen, werden sie aus einer kreisförmig zusammengelegten Kette gefüttert.[1] Dem Rindvieh gibt man nüchtern Salz und von jeder Sorte Getreide zu fressen. Auch das Zaubern wird, wie bereits erwähnt, an vielen Orten in der Neujahrsnacht eifrig betrieben. Wollen die Bewohner eines Hauses erfahren, wer von ihnen in dem nächsten Jahre stirbt, so setzen sie sich in der Neujahrsnacht an einen Tisch und legen Häufchen Salz vor sich hin; wessen Salz nun schmilzt, der wird in diesem

1) An manchen Orten geschieht dies erst am Petritage (22. Februar).

Jahre sterben. Dasselbe Schicksal widerfährt auch dem, welcher an diesem Abend bei brennender Lampe keinen Schatten wirft.

Wichtiger für die jungen, unverheirateten Leute ist der Tag **„Pauli Bekehrung"** (25. Januar). Viele heiratslustige Mädchen legen sich an diesem Abend verkehrt ins Bett, d. h. mit dem Kopfe nach unten, und schlafen mit aufgelöstem Haar. Bevor sie einschlafen, sagen sie folgendes: „Heut ist Pauli Bekehrungsfest, da bekehren sich alle Gottesgäst' und alle Gotteskindelein, die unter dem lieben Himmel sein. Soll mir einer werden auf dieser Erden, so komm' er mir vor mein Bett getreten. Soll ich mit ihm glücklich sein, so bring' er mir her Weck und Wein; soll ich mit ihm rangen in der Not, so bring' er mir her Wasser und Brot." Betend schläft das Mädchen dann ein, und welchen sie nun im Traume sieht, der ist ihr Zukünftiger. Auch manche Burschen huldigen diesem Brauch. Zu Pauli Bekehrung kehren auch viele Leute ihr Haus von oben bis unten und zwar rückwärts.

Am **Matthiastage** (24. Februar) geht es bei dem jungen Volk in der Spinnstube ganz besonders ausgelassen zu, denn dieser Tag gilt als vornehmlich geeignet, über den dereinstigen Lebensgefährten und die Zeit der Verehelichung etwas Näheres zu erfahren. Von den an diesem Abend an das Schicksal gerichteten Fragen mögen folgende erwähnt werden:

1. Auf die vier Ecken eines Tisches legt man Buchsbaum, Salz, Asche und einen alten Erbschlüssel.[1] Darauf bilden die Mädchen um den Tisch einen Kreis; eins derselben läßt sich nun die Augen verbinden und geht alsdann um den Tisch herum, um eine der Ecken des Tisches dabei zu berühren. Kommt es zufällig an den Buchsbaum, dann wird es noch im selbigen Jahre eine Braut; an das Salz, dann wird es eine tüchtige Köchin werden; an die Asche, dann steht Trauer bevor; an den Schlüssel, dann hat es eine Erbschaft zu erwarten.

2. Auch bei den Haustieren wird in dieser wichtigen Angelegenheit um Auskunft angefragt. Die Mädchen bilden einen Kreis und stellen in die Mitte desselben einen Gänserich. Dasjenige Mädchen, das er nun zuerst mit seinem Schnabel berührt, wird von den mitspielenden Mädchen zuerst Braut werden.

3. Ein Mädchen reitet auf einem Besen vor den nächsten Schafstall und klopft an die Tür. Antwortet nun zuerst ein junges Schaf, dann bekommt das Mädchen bald einen jungen Mann, blökt ein altes, dann wird ihm ein Witwer zuteil, läßt sich kein Schaf hören, dann bleibt es ledig.

1) Ein Erbschlüssel ist der Schlüssel zu einem geerbten älteren Stück Möbel, etwa einer Truhe oder einem Schranke.

4. Altes Blei wird geschmolzen und durch einen Erbschlüssel oder einen Besen in Wasser gegossen. Dabei bildet das Blei allerlei Figuren, aus welchen man das Handwerkszeug des Zukünftigen zu bestimmen sucht.

5. Auch folgender Brauch ist üblich: Mittags zwischen 11 und 12 Uhr verzehrt man in offener Haustür einen Apfel. Dem Stande oder dem Berufe des zuerst Vorübergehenden gehört auch der Zukünftige an[1].

Daß das „Kartenlegen" vielfach noch eifrig betrieben wird, um das Schicksal des Menschen zu erfahren, sei nur kurz angedeutet.[2])

Während des Sommers aber fragt das junge Mädchen das Maßliebchen oder die Johannisblume nach dem Stande des Zukünftigen, indem es die einzelnen Blättchen der Blume unter dem Reime abzupft: „Edelmann, Bettelmann, Doktor, Pastor, Krieger, Krämer, Schweinemajor." Dem Stande, den es beim letzten Blättchen nennt, gehört ihr dereinstiger Mann an. Das Maß der Liebe aber erfährt es, wenn es die einzelnen Blättchen unter den Worten auszieht: „Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen, kann's gar nicht lassen, ein wenig, gar nicht."

Der **Sonntag vor Fastnacht** (Quinquagesimae) heißt der **fette Sonntag**; denn an ihm kommt in der Regel ein Gänsebraten oder doch ein besonders reichliches Gericht an Fleisch auf den Mittagstisch. Diese Art der Feier deutet wohl auf die in der katholischen Kirche nun folgende Fastenzeit hin. Am Abend dieses Tages findet an vielen Orten ein Tanzvergnügen statt.

Noch fröhlicher und ausgelassener geht es aber unter dem jungen Volke am Dienstag darauf zur **Fastnacht**[3] zu. An manchen Orten verkleiden sich die Burschen und sammeln Würste, Eier, Speck u. dergl. ein, die sie dann in der Spinnstube mit den Mädchen gemeinschaftlich verzehren. Dieser Abend wird daher auch Bratabend oder „Brorowend" genannt. Dann

1) In manchen Gegenden Deutschlands finden sich noch folgende Bräuche: Hinter den [illegible] geworfene Apfelschalen zeigen in ihrer Form den Anfangsbuchstaben vom Namen [illegible] zukünftigen Bräutigams. Dann findet sich in vielen Gegenden das Schuh- oder [illegible]werfen. Die Mädchen werfen, mit dem Rücken nach der Tür gekehrt, einen [illegible] sich; liegt dieser mit der Spitze nach der Stube zu, so kommt im folgenden [illegible] Bräutigam. Die Richtung der Schuhspitze weist dabei noch auf die Gegend hin, [illegible] kommt. Auch zum Wasser, in dem ja nach der Auffassung des Deutschen ge[illegible] Geister walten, wird oft die Zuflucht genommen: gewisse Brunnen oder Quellen [illegible] in der Nacht zwischen elf und zwölf Uhr das Bild des zukünftigen [illegible]

2) [illegible] dazu werden in gewissen Büchlein gegeben. Zu dieser Art Literatur ge[illegible] Traumbücher und die über Blumensprache.

3) [illegible] Fastnacht, im Mittelhochdeutschen „vasenaht", bedeutet Schwarmnacht.

geht es blümchenblau und pännchenfett".[1]) (Vergl. oben: die Spinnstube). An diesem Abend zerschlagen die Mädchen Töpfe mit Flachsknoten unter dem Rufe „Flachs gerat" vor den Türen, und die Burschen werfen Erbsen gegen die Fensterscheiben.[2]) Ein Tanzvergnügen beschließt diese Feier. Etwaige Reste der gesammelten Fleischspeisen werden am Aschermittwoch verspeist.

Während wohl in den meisten Orten Niederhessens am Fastnachtsabend die Mädchen Töpfe vor die Türen werfen, geschieht dies in Tann u. a. Orten am Abend des **Aschermittwoch.**

Der **Sonntag nach Fastnacht** (Invocavit) wird allgemein der „Kreppelsonntag" genannt, weil in fast allen Familien an diesem Tage Kreppeln gegessen werden. Die begehrten Kreppeln, meint W. Kolbe[3]), die in Öl, der Lichtsubstanz, gebackenen kleinen Kuchen, sind wahrscheinlich aus den der Lichtgottheit, dem Donar, geweihten Opferkuchen entstanden. Eine Ausnahme in der Benennung dieses Sonntags macht u. a. Goßmannsrode, wo er „Gelleschneere" genannt wird. Die „Gelleschneere" sind Pfannkuchen mit Semmelschnitten (Schneere = Schnitte, mit dem Messer geschnitten = geschneere) und werden mittags gegessen. Die Leute, welche diesen Sonntag in der Weise „feiern", essen nur diese „Gelle Schneere". Wie die Katholiken während der ganzen Fastenzeit kein Fleisch essen, so beschränken die dortigen Evangelischen die Fastenzeit auf diesen Sonntag. Hier und da wird er auch „Hutzelsonntag" genannt, weil er statt einer Fleischspeise Klöße mit Hutzeln und anderem gedörrten Obste bringt. Auf der Ostseite des Knüllgebirges werden in manchen Orten, wie in Tann, Rohrbach und Mecklar, am Abend dieses Sonntages die sogen. „Wische", Holzstöße und Fackeln aus Kienspänen, auf den Bergen abgebrannt. Oft wird auch ein Rad mit Stroh umwickelt, angezündet und den Abhang eines Berges hinabgerollt. Dieses Feuerrad stellt die Sonne dar, die jetzt nun wieder täglich höher steigt und ihre Strahlen wieder tiefer in die Täler hinabsendet. Die Räder werden dort Hagelräder genannt und sollen im kommenden Sommer die Fluren vor Hagel bewahren.

---

1) Pfännchen.

2) Der zerschlagene Topf war ursprünglich ein Opfertopf, in dem ein Opfermahl bereitet worden war, und der daher zu keinem anderen Zwecke benutzt werden durfte. Als Opferspeisen dienten Schweinefleisch, Speck, Sauerkraut und Erbsenbrei. Die Erbsen sind das Symbol des Hagels, den Donar in den befruchtenden Gewittern sandte. Erbsen waren eine gewöhnliche Donnerstagskost. Der Flachs steht unter der besonderen Obhut der Frau Holle, und die beim Festmahl abgenagten Schweinerippen pflegte man an einigen Orten „still" in den zu säenden Leinsamen zu stecken, damit der Flachs gut gerate. Auch legt manche Hausfrau vor dem Säen in den Lein Speck, den dann der Säemann zum Frühstück erhält.

3) „Hessische Volkssitten und Gebräuche" von W. Kolbe. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

An schönen, sonnenhellen Märztagen werden die guten wollenen Kleider und Tücher, welche längere Zeit nicht getragen wurden, ins Freie gebracht und auf Seile gehängt, damit die frische Märzluft sie tüchtig durchwehe und vor Motten schütze. Man nennt dies das Märzen der Kleider.

Am 1. April schickt man die Leute „in den April" und macht sie zu Aprilsnarren, indem man ihnen allerlei aufbindet oder ihnen Aufträge gibt, bei deren Ausführung sie unter Hohngelächter die nötige Aufklärung erhalten, z. B. wenn man jemand in die Apotheke oder zum Kaufmann schickt, um für so und soviel Mückenfett zu holen.

In den Sitten und Gebräuchen des **Osterfestes** haben sich bei uns noch bedeutende Reste germanischen Heidentums erhalten, so daß es scheinen könnte, als habe hier eine förmliche Vermischung von Christentum und Heidentum stattgefunden. Allein diese Auffassung würde doch nur dann eine Berechtigung haben, wenn das aus dem Heidentum Aufgenommene im Widerspruch gegen das Christentum angenommen und festgehalten worden. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die christliche Kirche hat überall, wo sich ein Korn Wahrheit auf dem Gebiete des germanischen Heidentums fand, dasselbe nicht weggeworfen, sondern angenommen, indem sie nur den Kern von der Schale löste, reinigte und den inneren Gehalt desselben vertiefte. Das Fest der Lichtgöttin Ostara fiel in den Frühling, in die Zeit, wo die immer wärmer strahlende Sonne die Eis- und Schneedecke der Erde auflöst und neues Leben in Feld und Wald hervorruft. Da die Osterfeier einer Lichtgottheit galt, so zündete man an diesem Feste vor allem Feuer an, als Sinnbild des leuchtenden, lebenausbrütenden Sonnenlichtes und somit als Symbol der Gottheit selbst. Auch brachte man Wasserlibationen dar, da neben dem Feuer vornehmlich das Wasser das belebende Element ist, durch welches alle Kreatur Wachstum und Gedeihen erhält, und spendete Blumen als Zeugen des neuerstandenen Lebens in der Natur.[1]) Neben den Blumen opferten unsere heidnischen Vorfahren am Feste der Ostara auch noch Kuchen, Osterfladen und Eier.

Die Ostereier gehören noch heute notwendig zur Feier. Das Ei galt dem ganzen germanischen Heidentum als ein Symbol des in Nacht und Schlaf gefesselten Lebenskeimes, der der Auferweckung harrt.

Überall erfreut das Osterfest die Kinderschar durch die schön gefärbten Eier, die ihrer Meinung nach der Osterhase gelegt hat. Schon Wochen vor Ostern machen die kleinen Kinder in den Gärten aus Hölzchen kleine runde, zierliche Gärtchen, füttern dieselben mit Moos weich aus und laden damit den Osterhasen ein, recht viel von den schönen, bunten Eiern hier

1) Hessische Volkssitten und Gebräuche von W. Kolbe.

niederzulegen. Da der Hase es mit den Kindern gar gut meint, erfüllt er auch ihre Bitten; aber nach eigenem Ermessen legt er von seinen Eiern auch noch an andere Orte, wie in die Buchsbaumeinfassungen, unter die Hecken und wo er es sonst noch für angebracht findet, und schier unbeschreibliche Freude bereitet es der kleinen Schar, am sonnigen Ostermorgen oder -nachmittag, all' die vom Hasen so fein versteckten Eier aufzusuchen und damit zu spielen. Von der Schuljugend werden die bunten Eier auf den Wiesen hoch emporgeworfen, bis sie schließlich durch einen unglücklichen Fall entzweigehen und dann verzehrt werden. Außerdem findet auch heute noch ein Wettstreit um die Eier statt. Die Kinder treten mit ihren Eiern einander gegenüber und stoßen je zwei Eier wider einander. Wessen Ei ganz bleibt und dem andern das Seinige einstößt, man nennt es kippen, der ist Sieger und erhält als Preis das eingestoßene Ei.

Auch diesem Spiele liegt der alte Naturkultus zu Grunde. Das Ei bedeutet die in winterlicher Erstarrung von Schnee und Eis umfangene Erde. Der Sieger aber, welcher diese Decke durchbricht, ist die Sonne. Die versteckten Haseneier werden gesucht, der Frühling soll herbeigebracht werden.

Die erwachsenen Mädchen pflegen mit diesen Ostereiern ihre Liebsten zu beschenken.

Die alten **Osterfeuer** hat sich das Volk lange Zeit hindurch nicht nehmen lassen; überall zündete man auf den Höhen Stroh- und Holzstöße an, und singend und jubelnd wurden die Flammen von dem Volke umtanzt. Die Kirche nahm später die Osterfeuer als Symbol des neuen Lichtes selbst an, und auf den Kirchhöfen, auf der Südseite der Kirchen, zündete sie aus Holz oder Pech selbst Feuer an, welche während der ganzen Osternacht brannten. Heute kommen Osterfeuer im ganzen Gebiet von Niederhessen nicht mehr vor; leider ist diese schöne Sitte hier gänzlich ausgestorben, und nur im Gebiete der unteren Werra um Eschwege und Witzenhausen hat sie sich bis jetzt erhalten.

Wie man allgemein im Volk annimmt, sind in den frühen Morgenstunden des Oster-, Himmelfahrt- und Pfingstfestes, sowie auch des goldenen Sonntags die **Kräuter** und die **Fluß-** und **Quellwasser** für die leidende Menschheit mit einer gewissen Heilkraft ausgestattet, doch muß man, will man derselben teilhaftig werden, die Kräuter und Wasser stillschweigend und vor Sonnenaufgang holen. An manchen Orten geschieht dies jedoch auch nachts zwischen 12 und 1 Uhr oder auch während des Morgenläutens. Im allgemeinen wählt man gern die Zeit vor Sonnenaufgang, um das Osterlamm hüpfen zu sehen, das beim Aufgang der Sonne drei Freudensprünge tun soll. Das um diese Zeit geholte Wasser soll sich lange frisch

erhalten und eine heilende Wirkung bei Hautkrankheiten und Augenleiden ausüben. Die gesammelten Kräuter werden getrocknet und dienen mancherlei Zwecken. Auch dem Vieh bringt man vielerorts eine Schürze voll würziger Kräuter.

Ein wichtiger Festtag in der Heidenzeit war der 1. Mai, denn in der vorhergehenden Nacht, der **Walpurgisnacht,**[1]) ziehen die Hexen auf gewisse Opferplätze (Blocksberg), um dort ihre Tänze aufzuführen. Um aber ihr böses Treiben von Haus und Vieh fern zu halten, werden an die Stalltüren mit Kohle drei Kreuze gemacht, und an Kreuzwegen versammeln sich die Jungen und die Burschen und veranstalten hier, um die vorüberziehenden Hexen zu verscheuchen, ein heftiges Peitschenknallen. In Mecklar u. a. Orten werden von der erwachsenen Jugend des Nachts auf den Kreuzwegen des Dorfes Hexenbäumchen errichtet; auch Werg und Stangen werden mancherorts auf den Kreuzwegen verbrannt. Am 1. Mai darf nach dem Volksglauben niemand backen, weil sonst die Gewitter vorüberziehen, ohne die Fluren mit ihrem Regen zu befruchten.

Am **Himmelfahrtsmorgen** ziehen wiederum, wie am Ostermorgen, Frauen und Mädchen früh hinaus und holen heilsame Kräuter und Wasser; doch steigt man an diesem Morgen auch gern auf hohe Berge, den Aufgang der Sonne zu beobachten, die, wie man annimmt, an diesem Morgen drei Freudensprünge tun soll. An manchen Orten holt man Simsen und stellt dieselben in das Saufaß, um die Schweine vor Bräune und anderen Krankheiten zu schützen; auch Zweige vom Kreuzdorn bringt man mit und stellt drei Exemplare in drei Ecken des Stalles, um das Vieh vor dem Bösen zu bewahren. (Aus Kreuzdorn soll die Krone Christi geflochten gewesen sein.)

Pfingsten, „das liebliche Fest", schmückt die Wohnungen und Kirchen mit grünen Maien (Birkenzweigen); aber an manchen Orten, wie z. B. in Wickenrode, bekränzt man auch die Brunnenstöcke und versieht sie mit entsprechenden Versen. Es ist auch dieser Brauch der Rest eines ehemaligen Festes, das zu Ehren der im Wasser wohnenden befruchtenden Gottheit gefeiert ward. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es in Städten und Städtchen üblich, daß einige Tage vor Pfingsten von den Metzgerburschen ein bekränzter Ochse durch die Straßen geführt wurde, welcher Pfingstochse genannt wurde. Von seinem bunten Aufputz stammt die Redensart: „Er (oder sie) hat sich aufgeputzt wie ein Pfingstochse."

* * *

1) Die hl. Walpurga war Äbtissin des Klosters Heidenheim und starb um 778. Sie war die Schwester des hl. Wilibald und kam mit diesem aus England nach Deutschland.

7. Volksmedizin, Glaube an Hexen und böse Geister.

Betreten wir nun das Gebiet der **Krankenheilung**. Wie so mancher andere Brauch, wurzelt auch die geheime Tätigkeit so vieler Personen auf dem Gebiete der Krankenheilung in den religiösen Anschauungen unserer heidnischen Vorfahren, und daß dieselbe bis heute noch so blüht wie ehedem, hat seinen Grund darin, daß das Christentum dem alten Glauben so innig sich anschmiegte. Denn wie nach dem neuen Glauben der allliebende, allmächtige und alles erschaffende Vater, ferner sein seligmachender Sohn und seine Engel auf Erden unter den Menschen gewandelt, so ja auch Wuotan und alle übrigen Götter; wie Gott bald im Feuer und Beben, bald im sanften Säuseln erschien, so fuhren auch die Götter des Germanen in Blitz und Sturmgebraus, wie auch im linden, lebenerweckenden Frühlingshauch, strafend und segnend über die blumigen Fluren; wie Gottes Engel den Menschen schützend und warnend umschweben, so waren nach germanischer Auffassung Berg und Wald, Fluß und Haus von guten und helfenden, tückischen und schadenbringenden Geistern belebt, und wie ferner nach den Worten und Werken des Erlösers der feste Glauben alles vermag, Kranke zu heilen an Körper und Geist, so glaubte man auch hier an die Wundertaten der unsichtbaren Geister, die man nur in der rechten Art und Weise zu Hilfe zu rufen brauchte. So entwickelte sich denn auf Grund dieses Glaubens in der Tiefe des Volkslebens, vor dem Lichte sich stets scheu verbergend, jene geheime Tätigkeit auf dem Gebiete der Krankenheilung und im Ausfindigmachen von Frevlern, Dieben und Missetätern, und es entstanden zu diesem Zwecke unter den Personen, die da wähnten, mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen und die heilkräftige Wirkung gewisser Kräuter erforscht zu haben, jene eigenartigen Besprechungsformeln zur Heilung und Hebung der mannigfachen Krankheiten, Gebrechen und Übel, von denen die schwache und hinfällige Menschennatur befallen und heimgesucht wird, und welche die Ärzte von Beruf leider so oft nicht zu heilen und zu erkennen vermögen. Die Gesundheit ist das kostbarste der irdischen Güter, und wer sie verloren, scheut weder Geld noch Mühe, sie wieder zu erlangen, ja, er betritt in solchen Fällen schließlich Wege und gebraucht Mittel, über die er früher in gesundem Zustande als „Gebildeter“ und Aufgeklärter gelacht und gespottet hat. Doch jetzt liegt die Sache nun anders; kein Arzt, sei er noch so geschickt, vermag Hilfe zu bringen, und nun wirft auch er sich diesen Heilmännern vertrauensvoll in die Arme, denn deren Mittel sollen ja, wie man schon vielfach gehört, auch wirklich geholfen haben.

Im Volk heißt dieses Heilverfahren allgemein „**Sympathie gebrauchen**“ oder das „**Besprechen**“. Die dabei gebrauchten Formeln

stammen noch aus der Heidenzeit, haben sich dann später an das Christentum angelehnt, indem an die Stelle der heidnischen Götter fortan Christus, Maria und Petrus u. a. traten. Die ursprünglich alliterierende Form der Verse ging später in kurze Reimpaare oder auch in Prosa über. Die Weitererbung dieser möglichst geheim gehaltenen Formeln muß, wenn dieselben beim Gebrauch wirken sollen, in bestimmter Weise geschehen, z. B. nur von einer männlichen auf eine weibliche Person oder umgekehrt. Daß der Kranke dem Verfahren Glauben entgegenbringen, und daß in Gegenwart der wunderwirkenden Gottheit feierliche Stille beobachtet werden muß, ist selbstverständlich. Bevor ich mich nun diesen Formeln zuwende, möchte ich zunächst die sogenannten „Nadelöhre" erwähnen. Verschiedene dieser Verehrungs- und Heilstätten hat Generalsuperintendent Kolbe in seiner Schrift: „Hessische Volkssitten und Gebräuche im Lichte heidnischer Vorzeit" namhaft gemacht und bemerkt über dieselben folgendes: Wie es heute einzelne Heilorte, sowie Spezialkliniken für spezielle Leiden gibt, wohin sich der Kranke begibt, um geheilt zu werden, so war es auch bei unseren heidnischen Vorfahren. Die letzten Reste solcher altchattischen Heilstätten, einer Art Spezialkliniken für Bruchleidende, haben sich bis heute in Oberhessen erhalten. Auf der Höhe des Waldweges, welcher von Speckswinkel nach Josbach führt, etwa eine halbe bis dreiviertel Stunden von ersterem Orte entfernt, hat eine solche Klinik gestanden. Dieselbe war der damaligen Zeit und den Verhältnissen entsprechend, selbstverständlich höchst einfacher, primitiver Art. Sie bestand nämlich nur aus einem hohlen Eichbaum. Die Stätte, wo dieser Baum gestanden, heißt bis heute das Nadelöhr. Auch das benachbarte Mengsberg hatte einen solchen Baum; der Waldort führt noch immer den Namen, das Mengsberger Nadelöhr. Ein drittes Nadelöhr befand sich ehemals ganz in der Nähe des von der hlg. Elisabeth zu Marburg erbauten St. Franziskus-Hospitals, oberhalb der Brücke am Mühlgraben. Die Grundstücke wurden in früherer Zeit als „am Nolenohr" (d. h. Nadelohr) gelegen bezeichnet. Im hessischen Süllingswalde befand sich außerdem, an der Straße von Friedewald nach Berka, ein weit und breit berühmter Baum, welcher das Nadelöhr hieß und zu solchem Heilgebrauch diente. Als derselbe schließlich verfallen war, ließ Landgraf Moritz an der Stelle desselben ein steinernes Nadelöhr errichten, welches jedoch nur zur Volksbelustigung diente. Jeder, welcher des Weges kam, pflegte durch dies Nadelöhr zu kriechen, oder ward auch von anderen dazu genötigt. Die Höhlung eines solchen Baumes durfte nicht durch Menschenhand gemacht, sondern mußte durch die Natur entstanden und derart sein, daß man hindurchkriechen konnte. Zuweilen ward die Öffnung auch durch zwei zusammengewachsene Äste und Stämme gebildet. Von ihrer Gestalt aber führte sie

den Namen Nadelöhr. Die Kranken, insonderheit die Bruchleidenden, begaben sich vor Sonnenaufgang, ohne ein Wort zu sprechen, an diesen Ort und mußten „unbeschrien", d. h. ohne daß sie jemand angeredet, dreimal durch das Nadelöhr kriechen. Die heilige Stille geziemt sich wegen der nach heidnischer Anschauung allda gegenwärtig gedachten heilenden Gottheit, vor der alle Kreatur verstummen muß. Die Bedeutung dieses Brauches ist folgende: Nach der Edda sind die ersten Menschen aus zwei Bäumen erschaffen. Der Baum, der Wald, galt dem Germanen gleichsam als sein mütterliches Heim, wo er sich der Gottheit nahe fühlte. Indem der Kranke



Das Nadelöhr bei Friedewald. Phot. Carl Heßler.

durch den heiligen Baum kroch, kehrte er gleichsam in den uranfänglichen Mutterschoß zurück, um neu geboren und heil daraus hervorzukommen.[1])

Gegen gewisse Leiden kommen in Niederhessen folgende Besprechungsformeln vor:

1. Gegen Gicht: a) Gicht und Gicht sind 77, darum winde ich dich Weide; wenn ich wieder vorübergehe, will ich dich abschneiden. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hlg. Geistes. (3mal zu sprechen.) Amen.

1) Kolbe, Hessische Volkssitten und Gebräuche.

Während der Worte muß der Betreffende am Bache in die Weiden Knoten winden; später darf er nicht wieder an die Stelle kommen und die Weiden anfassen. Schneidet ein anderer die Weiden ab, dann muß von neuem gebraucht werden.

b) Briefchen mit ähnlichen Worten werden geschrieben, in Leinen genäht und den Gichtkranken angehängt, welche dann 9 Tage hindurch nicht über Wasser schreiten dürfen.

2. Gegen Rotlauf: Unser Herr Jesus Christus ging über den Wald. Da kam er an einen Stock, der hatte nicht Brand; darauf legt' er seine gebenedeite Hand, das war für den Rotlauf und kalten Brand. Im Namen Gottes usw. (3mal).

3. Dieselbe Formel in geringer Abänderung wird angewandt bei der Besprechung einer Brandwunde: Unser Herr Jesus Christus ging einst über einen Wald. Da fand er einen Stock, der brannt'; er nahm ihn in seine rechte Hand und vertrieb damit Rotlauf und kalten Brand. Im Namen Gottes usw.

4. Gegen Verrenkung der Gelenke: Unser Herr Jesus Christus und seine Jünger, die gingen über eine Brücke; da taten sich alle Adern und Gelenke verrücken. Sie gingen miteinander über einen Rain, da rückten sich alle Adern und Gelenke wieder ein. Im Namen Gottes usw.

5. Gegen böse Augen: Ich reinige dir deine Augen vor Fellen und vor Flüssen, vor Blattern und vor Bluten, wie unser Herr Jesus Christus seine Knechte und Mägde gereinigt hat. Im Namen Gottes. (3mal).

6. Beim Blutstillen: Diese Wunde ist jetzt nicht verbunden; sie soll auch nicht schwären, bis Maria wird einen zweiten Sohn gebären. Im Namen Gottes usw. (3mal).

Während dieses gesprochen wird, muß der Zeigefinger der rechten Hand auf der Wunde liegen.

Der Einsender eines Berichtes schreibt über eine derartige Besprechung: Als ich neun Jahre alt war und im Felde mit einer Sichel Erbsen wendete, da schnitt ich mich mit der Sichel in die Ader hinter dem Handgelenk. Auf mein Geschrei kam vom Lande des Nachbars eine alte Frau, diese besah den Schaden, blisperte etwas und band dann einen Lappen, von ihrem Zeug gerissen, auf die Wunde, und ich ging zu den Meinen.

7. Gegen Mundfäule: a) Moses zog über das Land und hatte den Stab in seiner Hand. Da begegnet ihm Gott, der Herr, und sprach: „Moses, warum trauerst du so sehr?" Er antwortete: „Warum sollt' ich denn nicht traurig sein, mein Schlund im Mund will mir abfaulen." Da

sprach Gott, der Herr: „Rein sei dein Schlund im Mund!" Im Namen Gottes (3mal).

b) Ich reinige dir deinen Mund für die Hünn und für die Bünn, von allerlei leibliche und gefährliche Fieber und von dem Scharbock.

Auch Krankheiten der Haustiere sucht man durch Besprechung zu heilen, so lautet eine Formel zur Vertreibung des „Wambes":

> Wambes, ich treib dich durch Scheun' und Fach,
> mach mir dem Vieh kein Ungemach.

Damit ein Rind später beim Melken ruhig steht und nicht ausschlägt, legt man ihm beim Kalben stillschweigend dreimal die Nachgeburt (Lose) um das Euter. Oder: Man holt stillschweigend den Stab eines Handwerksburschen, schlägt mit dem Stock das Rind dreimal über das Kreuz und bringt den Stock stillschweigend wieder an seinen Ort. (Waltersbrück.)

Gegen das „Lingewerk" (Krankheit bei Schafen):

> Gott und die heilige Frau gingen über eine Gasse;
> da begegneten ihnen Blut und Wasser;
> Wasser, du sollst stille stehn,
> Blut, du sollst weiter gehn. Im Namen usw.

Neben diesem Heilverfahren gebraucht man auch noch andere Mittel, um Wunden zur Heilung zu bringen oder auch zur Verhütung vor Verletzungen. Um einen Hundebiß zu heilen, legt man Haare von dem Hunde, welcher gebissen, auf die Wunde. (St. Ottilien). Gegen Rose hängt man eine Fuchszunge als Heilmittel um den Hals. (Eschenstruth.) Auch die Spatzen sucht man durch „Brauchen" vom Weizen- oder Erbsenacker fern zu halten. Beim Erbsenlegen nehmen die Frauen drei Erbsen in den Mund und schleudern sie am Schluß der Arbeit mit den Worten rücklings zur Erde: „Die sind für euch" (Spatzen). „Kommen sie (Spatzen), dann kommen sie nicht (Erbsen); kommen sie nicht, dann kommen sie," sagt man.

Sehr wirksam gegen Unglücksfälle soll das Tragen eines Schutzbriefes sein. Ein weitverbreiteter Schutzbrief ist derjenige der im Jahre 1724 in Holstein (oder in einem Hohlstein?) gefunden worden ist. Er war, wie man sagt, mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über der Taufe zu Nazareth; als man ihn ergreifen wollte, ging er wieder zurück, bis im Jahre 1791, da fand sich jemand, den Brief abzuschreiben und der Welt mitzuteilen. Er lautet:

Haus- und Schutzbrief.

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hlg. Geistes. Sowie Christus am Ölberge stille stand, so sollen alle Geschütze stille

stehen. Wer dieses Schreiben bei sich hat, dem wird nichts schaden: es wird ihn nicht treffen des Feindes Geschütze und Waffen. Dieselben wird Gott bekräftigen, daß sie sich nicht fürchten vor Räubern, Dieben und Mördern. Es soll ihnen nichts schaden. Geschütze, Degen, Pistolen und alle Gewehre müssen stille stehen, alles Sichtbare und Unsichtbare, sowie man auf mich traut durch den Befehl des hlg. Geistes. Es müssen stille stehen alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch den Befehl des Erzengels Michael. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hlg. Geistes. So wahr als Christus gestorben ist und gen Himmel gefahren, sowie er auf Erden gewandelt hat, kann nichts ohne seinen Willen geschehen und unbeschädigt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen auf Erden bei dem lebendigen Gotte des Vaters, des Sohnes und des hlg. Geistes. Ich bitte im Namen Jesu Blutes, daß mich keine Kugel treffen tut, sie sei von Silber, Gold, Eisen oder Blei, Gott im Himmel macht mich von allen Sünden frei. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hlg. Geistes. Amen.



Täschchen mit Schutzbrief.

Dieser Brief ist vom Himmel gefallen und in Holstein gefunden worden, anno 1724. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über der Taufe zu Nazareth; als man ihn ergreifen wollte, ging er wieder zurück bis im Jahre 1791. Da fand sich jemand, den Brief abzuschreiben und ihn der Welt mitzuteilen. Ferner stand in dem Brief: Wer am Sonntage arbeitet, der ist von mir verdammt. Ihr sollt zur Kirche gehen und von eurem Reichtume den Armen geben; denn ihr sollt nicht sein wie die unvernünftigen Tiere. Ich bitte euch, sechs Tage sollt ihr arbeiten und den siebenten ruhen und Gottes Wort hören. So ihr das nicht tut, so werde ich euch strafen mit teuerer Zeit, Pestilenz und Krieg. Ich gebiete, daß ihr des Sonnabends nicht so lange arbeitet. Jederman, er sei jung oder alt, wolle früh vor seine Sünden bitten, daß sie ihm vergeben werden. Schwöret nicht bei seinem Namen, ehret nicht Gold noch Silber noch

Menschenlust. Denn so geschwind ich euch geschaffen habe, so geschwind kann ich euch beschützen. Seid mit euren Zungen nicht falsch, ehret Vater und Mutter und redet nicht falsch Zeugnis wider euren Nächsten; denen gebe ich Gesundheit und Frieden. Wer aber dieses nicht glauben und tun will, der ist von mir verlassen und wird weder Glück noch Segen haben. Ich sage euch, daß Jesus Christus diesen Brief selbst geschrieben hat. Wer diesen Brief nicht offenbaret, der ist verflucht von der christlichen Kirche. Diesen Brief sollen wir andere abschreiben lassen, und wer soviel Sünden



Schutzbrief.

getan hat, wie Sand am Meer und Laub auf den Bäumen, so sollen sie ihm vergeben werden. Glaubt gewiß, daß das ist die Ehre. Und wer das nicht glaubt, der soll des Todes sterben. Bekehret ihr euch nicht, so sollt ihr wahrhaftig bestraft werden. Ich werde euch am jüngsten Tage fragen über eure vielen Sünden, wo ihr nicht Antwort geben könnt. Wer diesen Brief im Hause hat, den wird kein Donnerwetter treffen. Die junge Frau, die diesen Brief im Hause hat, wird lebendige Frucht zur Welt bringen. Haltet eure Gebote, die ich euch durch meinen Engel gesandt habe um Jesu Namen. Amen. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird vor aller Gefahr beschützt werden. Wer dieses nicht glauben will, der binde es einem Hunde an den Hals und schieße nach ihm, der wird sehen, daß es

wahr ist. Wer diesen Brief bei sich hat, der wird nicht gefangen, noch durch des Feindes Waffen verletzt werden. Amen."

(Nach einer Abschrift aus Frielendorf vom 17. März 1855.)

Aber gegen den schließlichen Tod hilft weder Besprechen noch ein Schutzbrief; auch kein Kräutchen ist bis jetzt gegen ihn gefunden worden. Aus mancherlei Anzeichen glaubt man dann, wenn ein Glied der Familie schwer erkrankt ist, einen baldigen Todesfall erraten zu können. Ein solcher Fall soll eintreten,

1. Wenn das Käuzchen vor dem Fenster des Kranken öfter sein „Kiwitt" (Komm mit oder zieh mit!) hören läßt;
2. wenn die Totenuhr[1]) eifrig schlägt;
3. wenn auf dem Felde des Kranken langgestreckte Maulwurfshaufen sich zeigen, oder wenn solche vom Hause aus nach außen geworfen sind;
4. wenn beim Backen des Brotes ein Laib aufreißt;
5. wenn im Herbst oder Winter ein Obstbaum im Garten blüht;
6. wenn die Uhr während des Mittagläutens schlägt;
7. wenn man im Traume Zwetschen oder fortfließendes Wasser sieht. Träumt man vom Verlieren eines Zahnes unter heftigen Schmerzen, so bedeutet dies ebenfalls einen schmerzlichen Trauerfall.

* * *

Etwas Eigenartiges und Gefürchtetes ist das sogenannte „Bremsen". Man benutzt dazu einen „Totennagel", d. h. einen Nagel, den der Totengräber bei seiner Arbeit auf dem Friedhofe gefunden hat. Diesen Nagel schlägt man in die Fußstapfen eines bestimmten Menschen, welcher dann nach einiger Zeit stirbt. Wird der Betreffende begraben, dann kommt derjenige, welcher den Tod durch Bremsen herbeigeführt hat, herzu und hilft das Grab zuwerfen; unterläßt er dies jedoch, so muß er selbst bald sterben.

Im Traume trübes Wasser sehen bedeutet Unglück, Schmerz oder Tod; Feuer, Eier, Fische, Hundebiß bedeuten Streit.

Der Glaube an Hexen und böse Geister hat gar manchen eigenartigen Glauben und Brauch verursacht. Kühe werden behext und geben dann Blut statt Milch oder fressen nicht. Auch die Menschen werden behext und erkranken alsdann. Hexenmeister und Geisterbanner können aber den Zauber wieder lösen und auch verborgene Dinge offenbaren; denn indem dieselben in den „Erdspiegel" sehen, können sie einen Dieb entdecken u. dergl. mehr. Der Erdspiegel ist ein gewöhnlicher Spiegel, der aber mit einigen besonderen Zeichen und Wörtern versehen und danach drei Tage

1) Anobium pertinax.

lang auf einem Kreuzwege vergraben wird. In der dritten Nacht muß er zwischen 11 und 12 Uhr wieder geholt werden, und dasjenige Wesen, das zuerst hineinsieht, muß sterben. (Daher läßt man zunächst einen Hund oder eine Katze hineinblicken.) Der Zauberer sieht nun in diesem Spiegel diejenige Person, die etwas Böses begangen, auch jede andere Person, von der er den vollständigen Namen weiß, und erfährt ferner daraus, wieviel Geld die Leute in der Tasche haben, die Zahl ihrer Haustiere u. a. m. Einen Dieb macht man auch ausfindig, indem man eine „Bibel laufen“ läßt, was etwa auf folgende Weise geschieht. Man steckt einen Erbschlüssel in ein bestimmtes Kapitel der Offenbarung Johannis, läßt aber den Griff noch heraussehen und bindet dann die Bibel mit einem Faden zu. Nun hält man mit den beiden Daumen die Bibel empor, spricht eine gewisse Formel[1]) und nennt den Namen des Verdächtigen; bewegt sich die Bibel beim Nennen dieses Namens, dann ist der Betreffende der Übeltäter. In Kirchheim holt man während des Läutens den Kirchenschlüssel, um mit dessen Hilfe den Zauber oder die Krankheit eines Kindes zu lösen. Haben Leute kleine Schweinchen gekauft, so legen sie vor die Tür des Stalles, in den sie geführt werden sollen, eine Axt oder eine Schere mit drei Kreuzen, über die sie hinweglaufen müssen. Manche lassen die Tierchen auch über die Schürze laufen. Das kleinste Schweinchen kommt immer zuerst in den Stall, damit es von den anderen nicht unterdrückt wird, sondern sich vielmehr die Herrschaft im Stalle aneignet. Wollen die Schweinchen an ihrem neuen Aufenthaltsorte nicht fressen, so dreht man ihnen einen Erbschlüssel dreimal im Maule herum. Gekaufte Hühner läßt man, damit sie sich an das neue Haus gewöhnen, in einen Spiegel sehen.

Auf dem frisch gemengten Brotteig werden stets drei Kreuze angebracht. Besonders kleine Hühnereier, „Unglückseier“ genannt, bedeuten Unglück; um ihnen den bösen Zauber zu nehmen, werden sie über das Dach geworfen. — Ist jemand durch eine Hexe mit Läusen und anderem Ungeziefer behaftet worden, so muß man ihr einige derselben durch ihr Schlüsselloch zublasen, worauf die Plage wieder verschwindet. Hat eine Kuh gekalbt, dann wird in den ersten drei Tagen nichts verborgt. Außerdem macht man der Kuh in die nächsten drei Eimer voll Saufen Baldrian, Dost und Dill, denn „Baldrian, Dost und Dill, kann die Hex' (der Böse) nicht wie sie (er) will“. Kommt eine Hexe in einen Stall und bemerkt hier Baldrian und Dost, so spricht sie für sich: „Baldrian und Dost, das hab ich nicht gewoßt“. Erzählt jemand vom eigenen Vieh, so gebraucht er stets die Redensart „unberufen“ oder „ich will es nicht beschlappern“. Wenn man von einem ge-

---

1) So wahr ich diese Bibel halte, hat der H. das (Name des Gegenstandes) gestohlen.

fangenen Hasen sagt: „Morgen wird er geschlachtet", dann ist er am anderen Tage entweder verschwunden oder tot. Der Hase ist nämlich eine Hexe, denn die Hexen, die Begleiterinnen der Freija, ebenso Zauberer, Zwerge und Teufel, nehmen gern Hasengestalt an.

Wie der Glaube an die Hexen, so ist auch der an die Werwölfe in Hessen verbreitet; aber er findet sich nicht nur hier, sondern auch in ganz Deutschland, ja selbst in anderen Erdteilen.[1]) Doch sitzt er in Hessen gegenwärtig wohl nicht mehr so tief und fest, als in früheren Zeiten, da der Werwolf in den letzten Jahrzehnten nicht mehr viel sich hat sehen und merken lassen. Das Wort Werwolf bedeutet „Mannwolf" oder „Menschwolf"[2]). Der Werwolf ist ein Mensch, der seine Gestalt durch Anlegung eines vom Teufel erhaltenen Wolfshemdes oder Wolfsgürtels von dem gegerbten Felle eines ungeborenen Kalbes in die eines Wolfes verwandelt hat. Der Werwolf fällt alles an, was ihm in den Weg kommt, und ist besonders den Herden gefährlich. Kann er keinen anderen Schaden tun, so sucht er wenigstens den nächtlich Heimkehrenden mancherlei Schabernack zu spielen. Doch gibt es auch ein Mittel, die Zauberkraft des Gürtels zu vernichten: man muß nämlich ein Messer, einen blanken Stahl, über den

1) Alb. Kruijt berichtet in der Tijdskrift (Zeitschrift) voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde (Bd. 41, 1899) über den Werwolf bei den Toradjas im mittleren Celebes. Nach dem Glauben der Toradjas wird man Werwolf entweder von selbst oder durch Ansteckung. Ein Kind kann z. B. Werwolf werden, wenn es den Reis aufißt, den sein Vater, der ein Werwolf ist, übrig gelassen hat. Ein anderer Mensch wird zum Werwolf, wenn er denselben Trinknapf benutzt, aus dem ein Werwolf getrunken hat, oder beim Betelkauen von demselben Kalk nimmt, von dem ein solcher etwas gebraucht hat. Sowohl Männer als auch Frauen können Werwölfe sein. Man glaubt auch, daß es Menschen gibt, die Werwölfe von ihrer Werwolfschaft befreien können. Während ein Werwolf schläft oder bei der Arbeit ist, verläßt sein Inneres (lambojo) den Körper und irrt in der Gestalt eines Hirsches, Schweines, Krokodils, Affen, Büffels (nur mit einem Horn) oder einer Katze umher, um sich Beute zu suchen. Er fällt stets allein gehende Menschen an; diese werden bei seiner Annäherung schläfrig, so daß sie keine Kraft zum Widerstande haben. Bei seinem Opfer angekommen, nimmt der Werwolf seine Menschengestalt an (sein Körper ist aber zu Hause geblieben), zerhackt den inzwischen in Ohnmacht gefallenen Körper in viele Stücke, öffnet den Bauch und ißt die Leber auf. Dann fügt er die Körperteile wieder aneinander, beleckt dieselben und der Mensch wird wieder normal. Erwacht er dann aus seiner Betäubung, dann weiß er nicht, was mit ihm geschehen und wer seine Leber gegessen hat. Nach wenigen Tagen stirbt der Mensch dann. — Hat man einen Menschen als Werwolf erkannt, so wird die Todesstrafe über ihn verhängt. Zuvor muß er ein Gottesurteil über sich ergehen lassen und zwar einen Finger in geschmolzenes, siedendes Dammarharz stecken. Verbrennt der Finger, so ist der Werwolf für schuldig befunden, bleibt der Finger gesund, so ist die Anschuldigung eine falsche gewesen, und die Ankläger müssen dann Strafe zahlen. Wie Kruijt mitteilt, kommen Werwolfprozesse im mittleren Celebes sehr häufig und bis in die neueste Zeit vor.

2) „Wer" = ahd. wër, lat. vir = der Mann; Werwolf = „Menschenwolf".

Werwolf hinwerfen, so steht er augenblicklich ganz nackt in seiner menschlichen Gestalt da. Auch durch Gegenstände, auf welchen sich drei Kreuze befinden, sowie durch das Anrufen des Gekreuzigten, kann man sich vor ihm schützen. Wird ein Werwolf verwundet, so zeigt sich nachher die Verwundung in derselben Weise auch an der Person, welche den Werwolf gespielt hat.

Der Einsender eines Berichtes teilt folgendes mit: Mir erzählte jemand, daß einst in G. (Kreis Fritzlar) ein sehr starker Mann gelebt habe. Der Freund desselben jenseits des Berges in M. habe gelegentlich zu ihm gesagt: Nimm dich in Acht, ich kann mich zum Werwolf machen, worauf jener ihn auslacht. Nach einiger Zeit besucht der Starke aus G. seinen Freund in M. Auf dem Heimwege am späten Abend gesellt sich zu dem Manne aus G. ein schwarzer Hund und schnuppert ihm an den Taschen herum. „Du, laß mich in Ruh," ruft der Mann. Doch vergebens. Da faßt er den Werwolf und wirft ihn zur Erde, daß es kracht. Am nächsten Tag besucht der Mann aus G. seinen Freund in M., der aber krank zu Bett lag und nach einiger Zeit starb. (Eine andere Erzählung siehe „Sagenkranz" von Carl Heßler.)

8. Wetterregeln.

Bei der stetig sich vermindernden Zahl von Arbeitskräften auf dem Lande wird der Landmann immer mehr genötigt, Maschinenkraft bei seiner Feldarbeit zu verwenden, und so sehen wir ihn denn heute auf Feld und Wiese mit Maschinen zum Säen, zum Schneiden und Binden des Getreides und zum Mähen und Wenden des Grases. Aber bei all seinem Fleiße hängt das Gedeihen seiner Arbeit doch vollständig von der Witterung ab, und darum hat er von jeher seinen Blick von der Erde auch zum Himmel gewandt, nicht allein um des Himmels Segen in kurzem Gebete zu erflehen, sondern auch zur Beobachtung der Witterung. Vor allem hat man die Witterung beim Mondwechsel fleißig beobachtet, denn gerade dem Monde hat man zu allen Zeiten einen wesentlichen Einfluß auf die Entstehung und Bildung von Trockenheit und Regen zugeschrieben. Auch dem Laufe der Planeten hat man dabei sorgfältige Aufmerksamkeit geschenkt.[1]) Auf

1) Vom heutigen Standpunkte der Wissenschaft aus sind alle Wetterprophezeiungen nach dem jeweiligen Mondstande nur als Täuschung zu bezeichnen. „Bis in die neueste Zeit hinein wurden an äußerst empfindlichen Barometern seitens gewiegter Meteorologen genaue Beobachtungen angestellt, um den Einfluß des Mondes auf Luftdruckschwankungen zu konstatieren, und man vermag heute nur zu sagen, daß trotz sorgfältigster Beobachtungen nicht der geringste bemerkenswerte Unterschied in den Barometerständen hervorgerufen wurde, welchen man auf die Mondstellung hätte zurückführen können." Aus: „Das Weltall" von F. S. Archenhold. 2. Jahrg. 1901/02, S. 297.

Grund dieser Beobachtungen hat der Landmann gefunden, oder vielmehr er glaubt gefunden zu haben, daß er zu gewissen Zeiten, je nachdem die Witterung trocken oder regnerisch, sich bei seinen Arbeiten so oder so verhalten müsse, und so entstanden denn auf diese Weise die jetzt allgemein verbreiteten Wetterregeln, auf die der Landmann auch heute beim Bestellen des Feldes noch ziemlich gewissenhaft achtet.[1]) Schon in der Witterung der Weihnachtstage glaubt man die Witterung der nächstjährigen Ernten bestimmen zu können, denn man sagt:

Wie der 1. Christtag, so die Heuernte;
wie der 2. Christtag, so die Kornernte;
wie der 3. Christtag, so die Grummeternte.
Doch sagt man dies auch von den beiden Ostertagen.

Grüne Weihnachten — weiße Ostern; weiße Weihnachten — grüne Ostern.

Wie die ersten 12 Tage im Jahre, so sind die 12 Monate des Jahres.

Hartmondscher (Januar) Nebel gibt Märzschnee.

Fabian und Sebastian, (20. Januar)
geht der Saft in den Bäumen an.

Nebel im Januar gibt ein nasses Jahr.

Wenn Lichtmeß (2. Februar) die Sonne scheint, dann muß der Dachs wieder (4 Wochen) in die Höhle.

Lichtmeß hell und klar, gibt's ein gutes Jahr.

Lichtmeß dürfen die Herren bei Tag eß'.

Wie's Peter (22. Februar) und Matts (24. Februar, Matthias) macht, so bleibt es 40 Tag' und Nacht'.

Wenn auf Petri helles Wetter ist, muß der Lein ins Tal gesäet werden, und wenn's regnet, kann man an den Berg säen.

Märzschnee tut der Saat weh.

Märzenstaub bringt Gras und Laub.

Märznebel gibt nach 100 Tagen Gewitter. (Die Leute merken sich diese Tage und zählen 100 Tage weiter.)

Wenn's donnert in den März hinein, wird der Roggen gut gedeih'n.

Wenn's donnert auf einen trockenen Ast, so gibt es in dem Jahre viele Gewitter.

Der April macht's, wie er will.

Der April ist nicht so gut, er schneit dem Hirten auf den Hut.

Mai kühl und naß füllt dem Bauer Scheun' und Faß.

Ist es vor Johanni (24. Juni) kühl, dann ist auf keinen heißen und langen Sommer zu rechnen.

Wenn's auf Siebenschläfer (27. Juni) regnet, dann regnet's 7 Wochen lang.

Wenn's Blasen regnet, so regnet's drei Tage lang, sagt man.

Wie das Wetter am Siebenbrüdertag (10. Juli), so soll es 7 Wochen bleiben.

---

1) Allgemein bekannt und geschätzt war und ist heute noch Vilmars Wetterbüchlein, neu aufgelegt bei N. G. Elwert, Marburg.

Regnet's Petri Kettenfeier (1. August), so wird alles teuer.

Sind die Hundstage (vom 23. Juli bis 23. August) klar, so folgt ein gutes Jahr.

Wie Bartholomäi Tag sich stellt (24. August),
so ist der ganze Herbst bestellt.

St. Luzen (10. August) macht den Tag stutzen.

Ist Ägidi (1. Sept.) ein heller Tag, so folgt ein guter Herbst.

Mariä Geburt (8. Sept.) jagt alle Schwalben furt.

Viel Regen im Oktober, viel Wind im Dezember.

Andreas-Schnee (30. Nov.) tut dem Korn weh.

Fällt der erste Schnee in Dreck, bleibt der ganze Winter ein Geck.

Ist es vor dem 23. Dezember gelind, so wird der Winter nicht streng und anhaltend.

Ist in der ersten Adventswoche strenges, kaltes Wetter, dann soll dies 18 Wochen anhalten.

Dezember kalt mit Schnee gibt Korn auf jeder Höh'.

Daß man aber allgemein die Launen des Wetters kennt und weiß, daß dasselbe gar häufig doch anders wird als die Wetterregel sagt, drückt man in dem bekannten Spottvers aus: „Wenn der Hahn kräht auf der Mist', so ändert sich's Wetter, oder es bleibt, wie's ist."

* * *

9. Allgemeine Regeln und Bräuche. Ernst und Scherz in Redensarten.

Wenn's am Sonntag regnet vorm Text, dann regnet's die Tage alle sechs; oder:

Wenn's regnet vorm ersten Kirchengang, dann regnet's die ganze Woche lang.

An jedem Sonnabend scheint die Sonne, damit der arme Mann sein Hemd trocknen kann.

Wenn man am Siebenschläfer (27. Juni) mäht, dann gibt's in 7 Jahren kein Gras.

Morgenrot bringt nasses Abendbrot, oder doch Wind.

Abendrot bedeutet gutes Wetter.

Lämmchen am Himmel wollen trinken, d. h. es wird bald regnen.

Wenn bei warmem Regenwetter aus den Bergen und Wäldern Nebel und Wolken emporsteigen, dann sagt man: „Die Berge rauchen".

Märzenstaub bringt Gras und Laub. (Vom Märzstaub ist das Lot einen Dukaten wert.)

Während eines Gewitters soll man nicht essen; denn der Allmächtige, der in ihm vorüberzieht, befiehlt dem Blitz: „Den Beter laß beten, den Schläfer laß schlafen, den Fresser schlag tot!"

Wenn der Bursch aus dem Holzstoß ein ästiges Scheit zieht, so bekommt er ein böses Weib. „Ästiges Scheit — böses Weib."

Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die beste Bauerntracht.

In die letzte Hafergarbe wird das „Vieruhrenbrot“ (Vesperbrot) gebunden; d. h. wenn der Hafer eingeerntet ist, sind die Tage schon so kurz, daß man nicht mehr zu vespern braucht.

Wenn gerät der Noß (die Nuß), verdirbt der Voß (der Flachs).

Der 10. Mai (alte Walpurgistag) ist der „dicke Tag“, an dem muß man Gurken, Bohnen und Erbsen säen.

Was im Vollmond gesäet wird, blüht nicht falsch.

Wenn es während der Heuernte regnet, so sagt der Bauer: „Es regnet Hafer ins Heu.“

Nach Beendigung einer Ernte wird „Kurhahn“ gefeiert. (Als einmal ein Bauer sah, wie sein Gesinde und seine Arbeiter sich bei der Arbeit sputeten, sprach er zu seiner Frau: „Frau, koch' Huhn und Hahn, sie packen's an allen Seiten an.“)

Wie der Herr, so's Geschert.

Backen und Freien gerät nicht alle Tage.

Bläschen auf dem Kaffee bedeuten Küsse.

Walpurgis muß das Korn so hoch sein, daß ein Rabe sich darin verbergen kann.

Vom Mairegen werden die Kinder groß.

Wenn man zu Barbara (4. Dez.) einen Kirschenzweig ins Wasser stellt, so blüht derselbe am 1. Weihnachtstage.

Verlieren die Kinder ihre Milchzähne, so werfen sie dieselben in ein Mauseloch und hoffen, dafür goldene zu bekommen.

Helle Fleckchen auf den Nägeln der Finger bedeuten Glück.[1])

Die kleinen, hornartigen Stückchen Haut, die sich zuweilen in der Umgebung der Nägel bilden, heißen Niedhaken oder Neidnagel; wer solche besitzt, hat Neider.

Auf Johanni darf man kein Holz spalten.

Nicht backen darf man zu Walpurgis, Johannis und Michaelis.

Will man den Weizen vor den Spatzen schützen, dann muß man ihn an einem Dienstag oder Freitag vor Sonnenaufgang stillschweigend säen.

Wenn der erste Klee geholt wird, so wird derjenige, der den Wagen führt, mit Wasser besprengt.

Wenn man zu Michaelis am Flachs arbeitet, dann verbrennt der Flachs.

Herrengunst und Aprilwetter,
Frauenlieb' und Rosenblätter,
Würfel und Kartenspiel
Ändern öfter, als man will.

Im Januar, da führen uns die Männer auf das Eis;
der Schnee ist ihren Worten gleich, sie machen uns was weiß.

Wenn man am Abend Klöße kocht, dann guckt einem der Tod über die Haustür.

Morgenstunde hat Gold im Munde; wer die verpaßt, hat den ganzen Tag seine Last.

Kauf dir Nachbars Rind
und frei' dir Nachbars Kind,
dann wirst du nicht betrogen.

---

1) Es ist an diesen Stellen ein Mangel an Pigment, bei Sommersprossen eine Anhäufung desselben.

Jung gefreit, hat niemand gereut,
lang gewart't, hat auch nichts geschad't.

Wer doppelte Ähren oder vierblätterigen Klee findet, dem widerfährt besonderes Glück.

Wem ein Hase über den Weg läuft, dem widerfährt Unglück, ebenso demjenigen, dem eine alte Frau begegnet. Junge Leute dagegen bringen Glück.

Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht.

Wenn man vom Fuchs spricht, sitzt er hinter der Hecke.

Wenn die Katze sich putzt und leckt, dann hat man Besuch zu erwarten.

Besser gehannelt (gehandelt) und eingebüßt, als daß das Geschäft stille steht. (Für dumme Pferdehändler.)

Wer sich nicht satt ißt, leckt sich auch nicht satt.

Man muß den Herrn genießen, man muß ihn auch beim Brote lassen.

Man traut nicht weiter, als man mit einer alten Kuh werfen kann.

Der macht lange Finger (stiehlt).

Er läßt nichts liegen, als glühend Eisen und Mühlsteine.

Gut gefrühstückt, ist gut für den ganzen Tag;
gut geschlachtet, ist gut für das ganze Jahr;
gut geheiratet, ist gut fürs ganze Leben.

Zwei harte Steine mahlen selten klein.

Wenn im Frühjahr der Kuckuck seinen Ruf wieder hören läßt, dann pflegt man ihn zu fragen: „Kuckucksknecht, sag mir recht, wie viel Jahre ich noch leben soll!" Die Anzahl der Rufe gibt alsdann die Zahl der Jahre an. Bei den alten Germanen war der Kuckuck dem Donar geheiligt, weshalb man ihm eine gewisse Weissagungsgabe zuschrieb. Bei den Verwünschungsformeln: „daß dich der Kuckuck hole", „daß du zum Kuckuck führest", „das weiß der Kuckuck" ist unter dem Kuckuck Donar gemeint. — Wenn der Kuckuck im Frühjahr zum erstenmale ruft, dann soll man den Geldbeutel tüchtig rütteln und schütteln, so wird man nie Mangel an Geld haben.

10. Nachtwächterrufe, Gebetschläge, besondere Gebäcke und Getränke.

Nachtwächterrufe konnte man vor etlichen Jahrzehnten noch fast in allen Orten vernehmen, doch sind auch sie mit vielem anderen nun dahingegangen. Übliche Nachtwächterrufe waren:

Abends: Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
die Glocke hat zehn geschlagen.
Bewahrt das Feuer und auch das Licht,
daß der Gemeinde kein Schaden geschicht
und lobet Gott den Herrn.

Um 4 Uhr Morgens: Der Tag vertreibet die finstere Nacht,
ihr lieben Christen, seit munter und wacht.
Wir wissen nicht, wann der liebe Gott kommt
und holt uns in Gnaden allzumal
in seinen Himmelssaal.

Der Schluß dieses Rufes lautet auch:

Ihr wisset nicht, wann der liebe Gott kömmt
und uns in seiner Gnade wegnimmt.
Nun lobet Gott den Herrn.

Während der Türkenkriege wurden die Gemeinden morgens, mittags und abends durch besondere Glockenschläge aufgefordert, Gott im Gebet um Schutz in der großen Gefahr anzurufen. Diese Gebetschläge, wie man sie allgemein nannte, hat man nach den Kriegen beibehalten, und drohte nun auch die Türkengefahr nicht mehr, so hatte doch ein jeder täglich Gründe genug, Gott zu danken oder anzuflehen. Vor 30—50 Jahren ließ wohl noch ein jeder, mochte er im Hause, im Garten, auf dem Felde oder im Walde sein, während der Gebetschläge seine Arbeit ruhen, entblößte sein Haupt und sprach ein stilles „Unser Vater". Gegenwärtig ist von dieser schönen Sitte nur wenig noch zu sehen.

In Rieste und vielen anderen Orten ist es üblich, daß die Kinder in der Schule um 11 Uhr während des Läutens aufstehen, die Hände falten und ein Gebet verrichten.

An besonderen Gebäcken sind noch einige Kartoffelgerichte zu erwähnen. Eine beliebte Speise für viele sind die sogenannten Schnäpper, auch Flaten oder Flatschen genannt. Geriebene Kartoffeln werden mit Mehl, Salz und auch Eiern in dem Stubenofen auf gutem Feuer zu einem dünnen Kuchen gebacken und mit verdünnter Butter oder mit Wurstfett gegessen. Viel bekannt sind auch die Schepperlinge, kleine, ebenfalls in der Kachel gebackene Kartoffelpfannkuchen.[1] Im Herbst sind frische Kartoffelkuchen eine Lieblingsspeise; Kartoffelkuchen bilden auch gewöhnlich die Grundlage für die Festessen auf Fastnacht. Zu erwähnen sind auch die Kartoffelplätze, in der Mitte geteilte und in der Kachel gebackene Kartoffeln.

11. Besondere Volksfeste.

Das Lullusfest in Hersfeld.

In Hersfeld wird alljährlich in der Woche des 16. Oktober zur Erinnerung an den Stifter und Gründer der Stadt, den Erzbischof Lullus von Mainz, das Lullusfest gefeiert. Lullus starb am 16. Oktober 787, und an seinem Todestage wallfahrteten zahlreiche Bewohner der Umgegend nach dem Grabe desselben. Die herzuströmende Menge zog Kaufleute und Krämer herbei, und so entstand in der Lulluswoche eine Art Messe, die

1) Auch zuweilen an der Außenwand des Ofens gebacken.

vom Montag bis zum Donnerstag dauerte. Im Jahre 852 wurde das Lullusfest angeordnet, doch war es ursprünglich nur ein kirchliches Fest. Etwa in der Mitte des 13. Jahrhunderts erhielten die Bürger die Erlaubnis, zur Zeit des Lullusfestes Bier und Wein unter freiem Himmel zu verkaufen, ohne hiervon die gesetzlichen Abgaben entrichten zu müssen. Diese sogenannte Lullusfreiheit wurde am Montag der Lulluswoche durch eine Glocke im Stiftsturm eingeläutet, sobald die Uhr auf dem Turme der Stadtkirche die Mittagsstunde verkündet hatte. Der Magistrat benutzte die Freiheit ebenfalls und ließ in einem Bretterhäuschen am Markte Wein und Bier für städtische Rechnung verzapfen.[1]) Damit nun die Weintrinker des Abends nicht von der Kälte zu leiden hatten, so ward neben dem Bretterhäuschen am Montag-Mittag, sobald die Glocke zwölf schlug, unter dem Rufe: „Bruder Lolls, Lolls, Lolls!" ein Feuer angezündet. Jetzt erschienen in der Bude, von rauschender Musik empfangen, die beiden Bürgermeister von Hersfeld, der Stadtkämmerer, welcher in einen blauen Kittel gehüllt war, und der Stadtdiener, der einen Sack voll Nüsse auf der Schulter trug. Während sich nun die drei ersteren zu dem für sie bereit gehaltenen Mahle niedersetzten, warf der letztere seine Nüsse in den wild jubelnden dichten Schwarm der Stadtjugend. Das dauerte bis gegen 1 Uhr, und dann begann in der Bude der Tanz. Das Feuer ward inzwischen Tag und Nacht erhalten; erst in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag wurde dasselbe gelöscht und die Bude abgebrochen, doch wurde die Lustbarkeit bis zum Sonntage fortgesetzt.



Die älteste Glocke Deutschlands, die alljährlich in Hersfeld beim Beginn des Lullusfestes geläutet wird.

Die meisten dieser Bräuche haben sich bis heute erhalten. Noch jetzt wird in jedem Jahre am Montag der Lulluswoche auf dem Marktplatze das Bretterhäuschen aufgeschlagen und an demselben Tage um 12 Uhr das Lullusfeuer angesteckt und bis zum nächsten Donnerstag abends 6 Uhr

1) Nach J. Hallenberger, Hersfeld und Umgegend.

unterhalten. Auch die Stiftsglocken werden um 12 Uhr mittags geläutet, und am Mittwoch der Lulluswoche wird der Lullusmarkt abgehalten, zu dem die Landleute aus weiter Umgebung der Stadt in großer Zahl herbeikommen. Die eigentlichen Lullus-Festlichkeiten, bestehend in Bällen, musikalischen und theatralischen Aufführungen usw., beginnen erst am Donnerstag in der Lulluswoche. Karusselle, Schieß-, Würfel- und andere Buden bieten den Festteilnehmern zu Belustigungen reiche Gelegenheit. Der Schluß des Festes ist am nächstfolgenden Montag.

V.

Die Residenzstadt Cassel.

Von

W. Bennecke.

V. Die Residenzstadt Cassel.

1. Das öffentliche Leben der Stadt Cassel.

Empor nicht mehr die alten Mauern ragen,
ruhmvolle Zeugen der Vergangenheit;
sie sanken in der Neuzeit mild'ren Tagen,
es prangt die Stadt in einem frischen Kleid.
Die Baulust wächst — Museen und Paläste
und Häuserreihen steigen aus dem Grund,
nur wenige graue, hochgetürmte Reste
tun die verlorne Stärke trotzig kund.

Das Volksleben der Stadt Cassel, die seit einigen Jahren in die Reihe der Großstädte getreten ist, hat gegen Ende des 19. Jahrhunderts etwas Eigenartiges, das ganz besonders in die Augen fallen könnte, vor andern deutschen Städten nicht voraus, da schon seit längerer Zeit ein uniformes Wesen immer mehr um sich gegriffen hat. Wie anderwärts, macht auch in Cassel der Luxus sich am meisten in der Kleidung des weiblichen Geschlechts bemerklich. An Sonn- und Festtagen erscheinen selbst die Dienstmädchen in einem so geschmackvollen Putz, daß es oft schwer hält, sie aus der Entfernung von wirklichen Damen zu unterscheiden. Hut und Handschuhe werden von den etwas feineren Dienstmädchen auch an Wochentagen beim Besuch des Marktes oder bei den Einkäufen in den Läden getragen.

Der Wochenmarkt findet allwöchentlich am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend auf dem Königsplatz, Altmarkt, Wall und Holzmarkt, am Montag, Mittwoch und Freitag auf dem Ständeplatz und dem Wilhelmsplatz (Wehlheiden) statt. Um die Marktleute von dem Genuß des kalten Bieres oder des Branntweins abzuhalten, hat der Frauenverein einen „Kaffeewagen" eingeführt, der auf den Marktplätzen herumfährt, und den warmen Labetrank bereithält. Der Ruf der sog. Hühnerträger, der früher an Markttagen regelmäßig durch die Straßen schallte: „Junge Hahn'! Fette Gäns!" ist jetzt nicht mehr zu hören, da die Hausfrauen, die

ihren Bedarf an Geflügel nicht auf dem Markt entnehmen, ihn in den zahlreichen Ladengeschäften einholen, in denen auch die sonstigen der Mahlzeit dienenden Gegenstände vorhanden sind. Der Ziegenhainer Butter, die sonst allein den Markt beherrschte, macht die sog. Guts- und die Süßrahmbutter Konkurrenz. Durch Einführung der Konserven sind die meisten Gemüsesorten das ganze Jahr hindurch in den Viktualiengeschäften zu haben, sogar Spargel und Blumenkohl, so daß das häusliche Einmachen sehr nachgelassen hat, aber auch Rebhühner u. s. w. kann man in Büchsen konserviert zu jeder Jahreszeit erhalten. An den Hauptmarkttagen findet in der unteren Karlsstraße am „Fischbrunnen" Fischmarkt und auf dem St. Martinsplatz Fleischmarkt statt, welch letzterer hauptsächlich von den Metzgern der in der Nähe liegenden Landstädte beschickt wird. Ferner besteht eine Freibank, in der minderwertiges Fleisch für einen billigen Preis verkauft wird. Das Schlachten des Viehs darf in Cassel seit der Errichtung des Schlachthauses (1882) nur noch in diesem stattfinden.

Zu Weihnachten werden in vielen Familien Fische (Spiegelkarpfen) gespeist, am Neujahrstag Weißkraut, damit man das ganze Jahr über „weißes Geld" (wohl mit Bezug auf die früheren „Weißpfennige") hat und am Gründonnerstag grüne Suppen, Brunnenkressen- und Rißchensalat oder auch Spinat. Auf Sylvester aber erscheint zum Punsch der „Hornaffe", ein länglicher Kringel von mürbem, gewelltem Teig, der in allen Größen bei Bäckern und Konditoren zu haben ist. Die „Kreppeln", die früher nur zur Fastnachtszeit „gebacken"[1]) wurden, sind jetzt schon von November an auf der Tagesordnung und werden im Frühjahr von dem „Speckkuchen" abgelöst, der erst nach Himmelfahrt Abschied nimmt. Der Speckkuchen ist ein altes Nationalgebäck der Casselaner, nach welchem die Ausgewanderten eine oft nicht zu stillende Sehnsucht haben, ebenso wie nach den vielbeliebten Sulperknochen.

„— Die Nationalgerichte,
Die den Casselanern eigen,
Lassen sie in fremden Landen
Stets an Heimweh schrecklich leiden.

Sulperknochen, lange Bratwurst,
Vide „Freudenstein" in Zwehren,
Gleichfalls auch die „dürren Hunde",[2])
Sie vermißt man in den Tropen.

Und vor allem auch den Kuchen,
Der aus Speck und Zwiebelschlotten
Sich zusammensetzt, nach diesem
Sehnt sich stets der Casselaner."

„Wilhelmshöhe oder der Winterkasten." Verlag von Ernst Hühn, Cassel 1899.

1) Man sagt Kreppeln „backen", obwohl sie doch in Fett gesotten werden.

2) „Dürre Hunde" ist eine Spezies von Würsten. Der Ausdruck wird von dürren runden Därmen abgeleitet.

Wenden wir uns nun zu dem Leben in den Restaurants, so muß bemerkt werden, daß dasselbe längst seinen ehemaligen einfachen Anstrich verloren hat und jetzt mit anderen größeren Städten auf einer Stufe steht.

Wie es stets der Fall gewesen, wird in den meisten Restaurants vorwiegend Bier getrunken. Die Casseler Brauereien von Eissengarthen und Kropf, sowie die hessische Aktienbrauerei, die Herkules- und die Schöfferhof-Brauerei liefern einen guten hellen Stoff. Gern getrunken wird auch das Lippstädter Bier. Dem bayerischen Bier hat schon seit Jahren das Pilsener bedeutende Konkurrenz gemacht, obwohl dasselbe verhältnismäßig teuer ist, da das halbe Liter 30 Pf. kostet.

In dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sind in Cassel auch einige glänzend eingerichtete Kaffeehäuser entstanden, die den Vorzug genießen die ganze Nacht hindurch offen sein zu dürfen (Residenz-Café am Friedrichsplatz, Café Schmoll in der oberen Königsstraße, Kaiser-Café am Wilhelmshöher Platz).

Fast ein jedes Restaurant hat einen sog. Stammtisch, an dem die Gäste, die den „Stamm" der Besucher bilden, tagsüber und hauptsächlich abends verkehren. Größere Stammgesellschaften bilden der „Dämmerschoppen", die „Fraktion Peilert", die „Pfunzel" (Künstlergesellschaft), die „Kutscherstube" (Restaurant Gerhardt), die „Schleichpatrouille" u. A.

Die Mäßigkeitsbewegung hat auch in Cassel seit geraumer Zeit Eingang gefunden. Es besteht der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, sowie das „Blaue Kreuz", auch die „Heilsarmee" sucht Boden zu fassen. Statt der früher vielbeschäftigten Kellnerinnen oder Schenkmädchen findet man jetzt hauptsächlich männliche Bedienung, während weibliche Wesen nur in den Buffets sichtbar sind.

Bezüglich der Spiele ist bemerkenswert, daß das früher in den Kaffeehäusern beliebt gewesene Domino sehr in Abnahme gekommen ist, aber viel gewürfelt und noch mehr Karten, besonders „Skat" gespielt wird. Das Schachspiel findet in den Restaurants verhältnismäßig geringe Pflege, es besteht aber ein Schachklub, dessen Mitglieder sich in einem der feineren Lokale versammeln.

Bis zum Jahre 1866 war es nicht üblich, daß Damen Restaurants oder Konditoreien zu längerem Verweilen besuchten, nur die herrlichen, jetzt in Privathände übergegangenen Felsenkeller am Frankfurter Tor, die ebenfalls längst beseitigte Fasanerie in der Aue, die Auewirtschaft und einige Kaffeegärten konnten sich rühmen, Damengesellschaft bei sich zu sehen. Seit dem politischen Umschwung des Jahres 1866 fand aber auch hierin ein Wandel statt, und sowohl allein wie in Begleitung von Herren sind Damen jetzt an den meisten öffentlichen Erholungsorten, sowie in den

Konditoreien (Hofkonditoreien von Jung, Paulus, sowie Däche, Stautz, Worch) und den Restaurants zu sehen.

Die das gesellige Leben fördernden Vereine bestehen in solch großer Anzahl, daß nur einige derselben genannt werden können. Es seien dies das „Lesemuseum“, die „Abendunterhaltung“ und die „Schlaraffia“. Die letztere Gesellschaft läßt an ihren künstlerisch arrangierten Bällen auch die größere Öffentlichkeit teilnehmen. Von den zahlreichen Gesangvereinen sind die seit 1830 bestehende „Liedertafel“, der „Männergesangverein“, der „Oratorien-Verein“, der „Lehrergesangverein“ und die „Musica sacra“, welche sich die Pflege klassischer Kirchenmusik zur Aufgabe gestellt hat, die hervorragendsten. Unter den Turnvereinen ist der 1848 gegründete der älteste und demzufolge auch derjenige, der noch mit den meisten Schwierigkeiten in politischer Hinsicht zu kämpfen hatte. Während früher nur die Turnvereine die Leibesübungen pflegten, bestehen nunmehr Vereinigungen, die denselben Zweck verfolgen, in größerer Anzahl, als Fahrrad-, Fußball-, Kegel-, Ruder-, Schwimm- und Athleten-Klubs, ganz abgesehen von den kleineren Herren- und Damengesellschaften, die das Lawn-Tennis üben. Die älteste Sportgesellschaft ist der Casseler Schützenverein, der aus den alten städtischen Schützenkompagnien hervorgegangen ist. Von Kriegervereinen besitzt Cassel eine stattliche Anzahl, im ganzen 22. Der große Wert, der in neuerer Zeit auf die Leibesübungen gelegt wird, hat auch die stets vorhanden gewesene Lust am Wandern neu gestärkt, so daß der „Niederhessische Touristen-Verein“ entstanden ist, dessen Ausflüge in die Umgegend immer mehr dazu beitragen, auch die seither unzugänglicheren Partien dem Publikum zu erschließen. Für diejenigen Touristen aber, die ihre Kräfte an dem Bergsteigen in größerem Maßstab erproben wollen, ist die Sektion Cassel des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins gegründet worden.

Von anderen gemeinnützigen Verbänden sei der Gartenbauverein und der Verein für Vogelzucht hervorgehoben. Der schon seit langer Zeit bestehende Tierschutzverein hat eine sehr rührige Tätigkeit entfaltet und viel dazu beigetragen, daß Tierquälereien nicht mehr in dem früheren Maße betrieben werden.

Obwohl Cassel sich den Ruf einer gesunden Stadt erworben hat, so wird doch der Krankenpflege die größte Sorgfalt zugewendet. Außer dem großen Landkrankenhaus auf dem Möncheberg bestehen die Krankenhäuser „Vom roten Kreuz“ und das Diakonissenhaus, sowie mehrere Krankenpflege-Vereine. Auch eine zahnärztliche Volksklinik ist seit einiger Zeit gegründet worden.

Ein Verein für naturgemäße Gesundheitspflege besteht seit 1891.

Der Vaterländische Frauenverein, sowie der Frauenbildungsverein mit ihren, die verschiedensten Gebiete berührenden Unterabteilungen üben eine weitverzweigte segensreiche Wirkung auf das Gemeinwesen aus, speziell für einzelne Personen aber sorgt das „Hessische Damenheim".

Das Freimaurertum ist durch die Logen „Zur Eintracht und Standhaftigkeit", „Friedrich zur deutschen Treue" und „Zur Freundschaft" vertreten, ferner besteht eine Oddfellow-Loge.

In volkswirtschaftlicher Beziehung sind von großer Bedeutung die Landeskreditkasse, die städtische Sparkasse, der Kreditverein und noch mehrere andere Spar- und Vorschußvereine.

Der Wohltätigkeitssinn der Casselaner ist stets in sehr ausgiebigem Maße zu Tage getreten, gleichsam als ob das Beispiel der heiligen Elisabeth, der Stammutter des hessischen Fürstenhauses, deren Steinbild noch heute an dem nach ihr benannten Hospital am Steinweg zu sehen ist, sich fortgeerbt habe.

Von den wissenschaftlichen Vereinen treten am häufigsten in die Öffentlichkeit der Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde, der Verein für Erdkunde, der Verein für Naturkunde, sowie der Zweigverein des deutschen Sprachvereins, der die Pflege der Muttersprache und die Entfernung der namentlich aus der Zeit des 18. Jahrhunderts und der westfälischen Fremdherrschaft in Cassel besonders stark eingebürgerten Fremdwörter erfolgreich anstrebt.

Ohne einen anderen Zweck als dem Frohsinn während einiger Wochen zu Anfang des Jahres zu dienen, bestehen der ältere Carnevalverein seit 1863 und die 1892 gegründete Große Carneval-Gesellschaft.

Ein Verein, der für Cassel eine große Bedeutung besitzt, ist der Verschönerungsverein, der unausgesetzt tätig ist, in der Stadt und ihrer Umgebung neue Anlagen und Wege zu schaffen, oder die vorhandenen zu verbessern. Ferner wenden ihr Interesse ausschließlich den städtischen Angelegenheiten der Bürgerverein und die verschiedenen, nach den Himmelsrichtungen oder den Stadtteilen genannten Bezirksvereine zu. Als Vertreter der Rechte der einzelnen Einwohner bestehen sowohl ein Hausbesitzer- wie ein Mieter-Verein.

Um Cassel außerhalb bekannter als seither zu machen und sowohl den Besuch von Fremden zu verstärken, wie auch wohlhabende Familien von auswärts zum Zwecke ihrer Niederlassung herbeizuziehen, ist bereits 1878 ein Fremden-Verkehrsverein gebildet worden, dessen Bemühungen sehr geschätzt werden müssen.

Von weitgehender Bedeutung für Cassel ist der gute Ruf, den seine Lehranstalten genießen, zu denen auch eine Akademie der bildenden

Künste, eine Baugewerkschule und ein seit 1895 bestehendes Konservatorium der Musik zählen.

Mit dem Anwachsen der Bevölkerung hat der Besuch der ständischen Landesbibliothek im Oberstock des Museums bedeutend zugenommen, auch die von den Gebrüdern Murhard gestiftete Bibliothek, die sich jetzt noch in einem Privathause am Wilhelmshöher Platz behelfen muß, bald aber in einem eigenen Gebäude auf dem Weinberg untergebracht werden wird, erfreut sich eines regeren Besuchs, als es früher der Fall war.

Das Königliche Theater, seit 1875 unter der Leitung des Freiherrn von und zu Gilsa stehend, ist als eine wirkliche Bildungsstätte den Traditionen des Hoftheaters treu geblieben und trägt durch Volksvorstellungen, die zu ermäßigten Preisen an Sonntag-Nachmittagen stattfinden, noch ganz besonders zur Veredelung der Arbeiterbevölkerung bei. Außer dem Arbeiter-Fortbildungsverein verfolgen denselben Zweck der Volkbildungsverein und der Ausschuß für Volksvorträge und Volkskonzerte, während für das leibliche Wohl der breiteren Schichten die Volksküche und das Volksbad sorgen. Um dem Lesebedürfnis entgegenzukommen, besteht die von Friedrich Ötker gestiftete Volksbibliothek mit Lesehalle. Als ein sehr idealer Zug ist es zu bezeichnen, daß auch die Casseler Gemäldegalerie dem Verständnis des Volkes dadurch näher gebracht wird, daß an einigen Sonntag-Vormittagen einer bestimmten Anzahl von Besuchern durch fachkundige Herren die Bilder erklärt werden.

Im Laufe des Winter-Halbjahres findet fast stets eine größere Anzahl von Konzerten und Vorträgen auswärtiger Künstler und Gelehrten statt, während als ständig zu bezeichnen sind die 7 Abonnementskonzerte des Königlichen Theater-Orchesters zum Besten seiner Unterstützungsanstalt, unter Leitung des Kgl. Kapellmeisters Dr. Beier, die Konzerte der vom Kgl. Musik-Direktor Spengler geleiteten Musica sacra, die 12 vom Kaufmännischen Verein veranstalteten Vorträge und die Vorträge der bereits erwähnten Vereine, als des Hessischen Geschichts-Vereins, der auch einmal im Monat für seine Mitglieder einen wissenschaftlichen Unterhaltungsabend abhält, des Vereins für Erdkunde, des Vereins für Naturkunde u. a.

Größere Säle, in denen Konzerte, Theater-Aufführungen, Vorträge und öffentliche Vergnügungen abgehalten werden können, besitzt Cassel im Stadtbau an der Fuldabrücke, Stadtpark am Garde-du-Corpsplatz, Kaiserhof in der Bahnhofsstraße, Kaufmannshaus in der Hohenzollernstraße, Evangelischen Vereinshaus in der Kölnischen Straße, Hanusch-Saal am Ständeplatz, Lesemuseum, Central-Hotel, Palais-Restaurant u. a.

Im Saale des Kunsthauses am Ständeplatz befindet sich die ständige Ausstellung des Casseler Kunstvereins, die alle drei Jahre wiederkehrende große Gemäldeausstellung wird in der schlecht dazu geeigneten Galerie des Meßhauses veranstaltet. In der Gewerbehalle findet die dauernde Ausstellung von kunstgewerblichen Gegenständen und Kleinmaschinen statt.

Die Verkehrsverhältnisse sind in steter Zunahme begriffen. Die seit 1877 bestehende Tramway hat der elektrischen Bahn Platz gemacht, die jetzt die Stadt nach allen Richtungen hin durchzieht und sie mit Wilhelmshöhe, Zwehren, Rothenditmold und Bettenhausen verbindet. Die Anzahl der Droschken hat infolge des Wettbewerbs der Straßenbahn gegen früher sehr abgenommen.

Von den Sitten aus der Väter Zeit haben sich außer der Liebhaberei für die erwähnten Speisen hauptsächlich noch erhalten der Besuch der Aue am Himmelfahrtsmorgen und am ersten Pfingsttag, ebenso wie der Besuch der Wilhelmshöhe am zweiten Pfingsttag, der massenhafte Besuch der Messe am zweiten Meßmontag, das Werfen der Scherben an den Polterabenden und eine Gewohnheit, die im „Steinernen Schweinchen" am Brasselsberg in gereimter Form an der Wand zum Ausdruck gebracht ist:

„Der alte Brauch wird nicht gebrochen:
Hier können Familien Kaffee kochen."

Das Christfest mit dem geschmückten, lichterstrahlenden Tannenbaum, das Osterfest mit den buntgefärbten Eiern, zu denen sich seit geraumer Zeit schon Zucker-, Schokoladen- und Creme-Eier in überwiegender Menge gesellt haben, und das Pfingstfest mit seinen Maibüschen bietet in Cassel nichts von anderen Städten Unterschiedliches. Bemerkt aber sei, daß der Vorläufer des Christkindchens, der „Klowes" (Nikolaus), noch nicht ausgestorben ist, sondern am 6. Dezember nach wie vor sein Wesen treibt. Raum für die alten Gebräuche ist also immer noch vorhanden!

2. Die „Fullebriggensproche".

„Wir dürfen es uns nicht verhehlen", heißt es in der Einleitung zu den von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter herausgegebenen „Casseler Kinderliedchen", „daß unsre mehr aus verderbtem Schriftdeutsch, denn aus alter Mundart bestehende ‚Fullebriggensproche' nicht so volkstümlich ist, als es scheint: sie ist nicht mehr die Sprache des großen Teiles der Casseler Jugend." Damit übereinstimmend schreibt Heinrich Jonas in dem Vorwort zu den „Fimf Geschichderchen vun Casselänern, die de in d'r Wulle gefärwed sin": „In unserer Zeit der allgemeinen Gleichmacherei, wo alles Volkstümliche und Individuelle mehr

und mehr verschwindet, bis sich zuletzt alles zu einer breiten, eintönigen Langweiligkeit umgebildet hat, ist auch unsere heimische Mundart in rapidem Niedergange begriffen; und eben das, die Pietät gegen unser liebes, altes Casselisch, bestimmte mich, dem Wunsche zur nochmaligen Herausgabe der in diesem Bändchen vereinigten Stücke nachzukommen. Gegenwärtig (1899) haben nur noch Casselaner von hohem Alter bis etwa auf 60 Lebensjahre herab dieses Idiom in ihrer Kindheit und Jugendzeit gesprochen oder in ihrer Umgebung rein sprechen hören, während es den später Geborenen mehr nur als Zitiertes und dem Humor Entspringendes aus alter Leute Mund nahe tritt."

Demzufolge dürfte es zweckentsprechend sein, eine Anzahl Ausdrücke niederzulegen, die zum größten Teile auch gegenwärtig noch im Gebrauch sind. Zuvor aber sei ein kleines Gedicht wiedergegeben, welches in der Maskenball-Zeitung „Schnick-Schnack" (1888) erschien und „Unse Muttersproche" überschrieben ist:

„In Freid' un Leid un Ewwermut
Dinn Muttersproch' noch lewen dhud!
Du bruchchst dich ährer nit ze schämen,
De Annern dhaten se däh jo nehmen!
De neimod'sche Deitschschriewerei
Brochch unse Mottersproch' innzwei,
Dremm geht au glichch bie'm kleinsten Krutsch
In sechsten Johr se glichch jo futsch —
Un's eß doch klassiesche Musicke,
Wann's Botterweckens kleines Ricke
Mit sinnem sießen Schrawwelschnittchen
Gehibbet kimmet mit en Dittchen
Vull Zockerwerk vun sinner Goddel — —
Ach Gott henne! Na, deß Geschnuddel:
„Vun minner Goddel! Jo-o — hé—é!"
Un wamscht druf los, hippt in de Heh!
Geschwacket vull eß's Herz vull Freide!

Hé—é! Däh liewen, liewen Leite:
Was es mit sinn Hé—é verzählt,
Sinn Spaß un was es etwo quält,
Daß eß natierliches Gewächse!
Vaßt uff! macht's 'mo ersch Dinteklakse,
Dann werd's au scheene neimod'sch schwätzen,
Kein feines Ohre mehr zersetzen,
Ins Hochditsch missen ewwersetzen!
Gemiethlich grob, wie ahle Hassen,
Muß me deß Sprochgemähr uffassen!
Wamme dervunnen well' was heren,
Muß me vor allen sich's erwehren,
Daß ewwergestudirte Liete
Beguckén's vun der „rechten" Siete!
Dann weiter hott's sunst keinen Zweck —:
Wer's nit well heren, der blieb wegg! —"

Das Gedichtchen trägt keine Unterschrift, dürfte aber von dem 1897 verstorbenen Kupferschmiedemeister Hartmann Herzog stammen, welcher in Casseler Mundart die trefflich gelungenen Gedichte „Pingesten", „D'n Schorsche Botterwecke sinn Antwortschriewen an d'n Cunrod Schoof", u. a. verfaßt hat. Das letzte Gedicht Herzogs „Das Fillestinzchen" erschien in der Zeitschrift „Hessenland" (Nr. 1 vom 2. Januar 1897, Jahrgang XI).

Beginnen wir eine Auswahl der Casseler Ausdrücke mit solchen für den neugeborenen Erdenbürger, so ist derselbe, solange er noch nicht getauft, ein „Heidewölfchen" (dasselbe, was in Darmstadt „Pfannenstielchen" besagt).

Fängt das Kind an umherzukriechen, so ist es ein „Kruffdingen“. Später werden die „Känner“ „Balg“, „Plage“ oder „Ranzen“ genannt. Ein mageres, lebhaftes, sehr bewegliches Kind nennt man „Hibberling“. Aus den „Plagen“ kann sich ein „Dewes“ (Dummkopf), „Bickert“ (Grobian), „Klampes“ (Taps), „Rülpes“ (Rüpel) entwickeln, vielleicht aber auch ein „Ladderer“ (Müßiggänger). Dêwes ist nach Vilmar eine Entstellung des Namens Tobias, Rüpel die diminutive Abkürzung von Ruprecht („Knecht Ruprecht“ gleichbedeutend mit dem „Klowes“). Ein dämlicher Mensch wird auch mit „Dust“ bezeichnet, wohl von „duster“ abzuleiten. Das Gegenteil davon ist ein „Schmaguckenmacher“ (Schwindler). Einen Prahler nennt man wohl „Du Prohlackes!“ Wer mit dem Spleen behaftet ist, hat den „Hormel“. Ein kleiner Kerl ist ein „Krudtsch“, „Knubbs“, „Knortz“, ein großer und zugleich ungeschickter ein „langer Lawwes“, „Lappes“, „Schlacks“, zeitweise auch ein „Hannaden“. Ein kleiner Junge ist ein „Fist“ (fils). Die Augen heißen „Kölbchen“ oder „Glotzen“, die Hände „Batschen“, die Finger „Kliwwern“, der Mund „Schledde“, „Schnutte“, „Fresse“ (Kauwerkzeuge)[1]), wer aber das Mundwerk auf dem rechten Fleck hat, hat eine gute „Schwarte (suade?) am Kobb“. Wenn die Kinder nicht rechtzeitig nach Hause kommen und „Schnabbe“ (Schläge) „krichchen“, hat die Mutter „uf dem Lätschen gepiffen“. „Schnabben“ heißt aber auch essen. „Der Junge schnabbt nit schlecht“, sagt wohl ein Wirt von einem mit besonderem Appetit gesegneten Gast. „Druffschnabben“ ist gleichbedeutend mit daraufgehen, alle werden. Für „durchprügeln“ wird auch „durchflammen“ gebraucht, während „angeflammt“ kommen, hastiges Herbeieilen bezeichnet. Statt „essen“ wendet man auch „mampeln“ oder „muffeln“ an. Ein albernes, dummes Kind ist ein „Abschuß“. Die Kinder spielen u. a. mit „Wackeln“ oder „Schossern“, mit Blaxbüchsen und mit „Dullerdöbben“ (Kreiseln). Das Wackelspiel wird auf dreierlei Art betrieben: 1. Kuttenwerfen, wobei die Wackeln geschuckelt oder geschmackt werden, 2. Anwerfen, wobei sie an die Wand geworfen, 3. Knibbsen, wo sie in der Drusel einfach aufeinander geknibbst werden. Nur von dem Wackelspiel soll die jetzt verschwundene „Kuttenecke“ ihren Namen bekommen haben.

„Mit Flitzebogen, Dullerdobb,
'Ne blaue Dutte uff'm Kobb,
Na, war das noh 'ne Gaude!“ (Karl Münch, †.)

Das Wort „Flitzebogen“ kommt auch zur Anwendung, wenn jemand etwas „unter dem Nachtwächter“ ausgeführt hat. „Der spielt aber 'nen Flitzebogen.“

1) „wenn einer mir ins Auge sieht,
werd' ich ihm mit der Faust gleich in die Fresse fahren —“.
(Raufbold in Goethes „Faust“ 2. Teil, 4. Akt, 1. Szene.)

Sind die Kleinen erst groß geworden und gehen in die Wirtshäuser, so „rätschen“ sie, d. h. sie spielen Karten, Sechsundsechzig, Schafskopf, und wenn sie älter sind, Dertchen oder Solo. Da beim „Rätschen“ vielfach gepfefferte Worte laut werden, so sei gleich eine ganze Serie derselben geboten: „Kreizmillewetten“, „Kotzgemicke“, „Dunnerlebber“, „Wahrhambleх“, „verdebbelt“, „verdowerie“, „verdelloh“, „verdohlei“, „krummenot“, „Gottverdanzich“, „Schwerenixe“, „Schwerenangeſt“, „Gottverbummich“, „Gottverdohleid“.

Beim Kartenspielen und Fluchen wird sich auch ein Gehöriger „hinner de Bänne“ (Binde) gegossen, oder auch „uff de Lambe“; es kann auch einer „gebackſt“ oder „gebaft“ werden. So heißt es bei den Bürgersleuten, der Soldat aber macht „G'wehr ewwer“. Der Schnaps kann im gelinden Falle in einer „Träne“, einem „Würfchen“ oder „Wuppdich“ bestehen, ein ganzes Kännchen aber ist eine „Kieweschelle“, der Gegensatz zu diesem langen Schnaps ist im allgemeinen „ein Korzer“, „eine Korze“ jedoch bezeichnet eine kurze Pfeife. Hat einer des Guten zu viel getan, oder „einen im Dache“, so hat er einen „Letschen“, oder er ist dick, fett, knill. Eine „Kieweschelle“ ist ein großes, trichterförmiges Glas, in das „Bihsetzegläschen“ aber wird der Schnaps aus dem „Inschänkeglas“ gegossen. Ein „Knorwel“ ist der Schnaps an und für sich, der wohl auch „Husarenkaffee“ genannt wird. Wenn die Frauen sich aber einen starken Kaffee kochen, so ist dies ein „Dreidrähdiger“, schwacher Kaffee heißt „Druddelbrieh“. Eine Flasche ist eine „Schlutte“, welches Wort als ein sehr bemerkenswertes erscheint, da die Casselaner sich an demselben in der Fremde erkennen. Einer derselben erzählte: „Als ich in die oder die fremde Stadt kam, war es schon spät des Abends, ich wußte nicht ein noch aus — da stellte ich mich in eine Gasse hin und gakde aus Liewesкräften: „Schorsche!“ (Georg). Da machte jemand ein Fenster auf und fragte: „Ist irgend ein Casselaner da?“ Ich mußte hereinkommen, und er stellte eine Flasche auf den Tisch und sagte: „Was ist das?“ „Das ist 'ne ‚Schlutte‘,“ antwortete ich, und da glaubte er's, daß ich aus Cassel sei.“ — Für Flasche sagt man wohl auch „Boddélje“. Neben dem oben angeführten „gaken“ für „schreien“ (Gakehals, Gakewenzel), besteht auch noch „gallern“. Gaken wird allgemein angewandt. „Es dhad en Gak un en Boller“, sagt ein Schlagdhase (Lastträger), der den hiesigen Zeitungen Unglücksfälle übermittelt, fast regelmäßig beim Erzählen derselben. „Gakeln“ oder „Vergakeln“ ist etwas unnützer Weise tun oder vertun, wie auch „duddeln“ sich mit Spielarbeit befassen heißt (Duddelei).

Wenn der „Schorsche“, der „Henner“, oder der „Karle“ mit dem „Drinchen“, der „Mine“, dem „Dortchen“, dem „Male“ oder dem „Marie“ (Mickel, Mimi) sich versprochen hat, sind sie „Bruddliede“ und sie geht mit ihm



Se. Hoheit auf Reisen. Nach dem Gemälde von Ludwig Knaus.

als sein „Henkelkörbchen", sollte „es" auch aussehen wie ein „Bakettchen Ullrich" und vor „Schämede" „ritzerot" wie eine „Baddunche" (Pfingstrose). Er hat den guten Rock an, der früher bei der Langlebigkeit der Kleidungsstücke noch zum „Badalchenfrack" wurde, und die „hohche Dohle" aufgesetzt und Mancher, der sie so zum ersten Male miteinander sieht, kann ordentlich den „Blarr krichchen". Sie ist sein „herzgebobbertes Nußkernchen", sein „Zuckerlimmchen", sein „Schnuckelchen", seine „sieße Bohne" und sein „Drutschelchen", mag er sonst auch ein noch so großer „Ladderhans" und „Gewidderhund" sein und seine „Sonntagsgurgel" aufreißen, daß es schon nicht mehr hübsch ist, und alles in „Herschenkerne" zerschmeißen wollen, denn wo's „Schmisse", „Klobbe", „Wamsche", „Fladdche", „Schnabbe" oder „Flamme" gibt, ist er erster Mann an der Spritze. Jetzt ist der Henner ein gutes „Bählamm" und sehr „kompläsant" mit dem Male, das ein „kriminalscheenes" Mädchen ist und wenn sie im Winter in der „Willemseerallee" spazieren gehen und die „richchen Liede" mit ihren geputzten „Gillen" (Gäulschlitten) vorbeisusen sehen, dann denken sie dran, wie er als „Fist" das Male, wie's noch ein „Dirrlitz" war, auf dem „Rutscher" (kleiner Schlitten) und auf der „Ottesiehre" (Schaukel) gefahren hat und jedem, der ihm etwa an den „Kahren" kam, eine „Schwalbe" (Ohrfeige) gestochen hat. Ist der „Bollerowend" und die „Hochzitt" erst vorüber, dann hören die „Gauden" auf, und nur ausnahmsweise wird noch ein „Dredel" mitgemacht. Vielleicht ist auch das Male, das als Mädchen so ein „rares Plage" war, als Frau dem „Deiwel uß der Keeze gehibbet" und führt 'en „Rissenand", daß es den Henner „hellisch krebiert", oder tut ihm, obwohl er gar nicht „strambulsterig" (widerhaarig) ist, das „gebrannde Herzeleid" den „gebrannden Dod" an, daß ihm „ganz ohliewig" wird und er ins „Goldene Fäßchen" oder in eine andere Wirtschaft geht, um sich die „Keeze zu flicken", obwohl er kein „Schludder" (Verschwender), kein „Schludermutz" (Leichtfuß) und kein „Schlammulch" (Söffer) ist. Sie ist aber, da sie doch keine „Schlambe" oder „Schlunze" sein wird, eine rechte „Wuhlersche" (eine, die sich keine Erholung gönnt).

Aus dem Gebiete der Naturgeschichte sind nachfolgende Bezeichnungen anzuführen: „Gellert" (Sperling), „Gimmerätzchen" (Schwein), „Itsche" (Kröte), „Wutze", „Winze" (Katze), „Lewes" (großer Hund), „Bibbelhihnchen". Von Ausdrücken, die sich auf den Menschen beziehen, sind bemerkenswert: „Schingeleich", „Siedenbiedel", „Knetebiedel", „langes Gelirre" und „Huchchzebild". Die Casselaner im besonderen sind „Windbiedel" oder „Druselplanzen".

„Die sitzen nit lose", sagt man von betuchten Leuten, oder auch „die honn Späne", „Möpse," „Blunzen," „Sporesrassel", „die honn nix Run-

des" von Armen. Geht's einem gut, so ist „Bolen offen", beim Gegenteil ist „Holland in Not". Eine ganz merkwürdige Vielseitigkeit entwickelt das Casselsche Idiom für den Ausdruck des Stehlens. Der Tatbestand wird streng geschieden, die Begriffe werden völlig getrennt gehalten, so daß man das eine Wort nicht beliebig für das andere setzen darf, obwohl doch ein jedes „stehlen" heißt. Wackeln und Dullerdöbbe werden „Patent gemacht", Kartoffeln „geiert" (ge-iert), Obst wird „gestrenzt". An offenen Buden usw. stehlen heißt „gribbsen", etwas eilig wegreißen „krabbchen", hinterlistig stehlen „addchen". Den milden Begriff des „Ausführens" bezeichnet „drücken" (einem etwas „abgedrückt" haben). Hat jemand einen Schimpf auf sich, so hat er einen „Blacker".

Es mögen noch eine Anzahl Worte aus dem täglichen Sprachgebrauch folgen: Die Frau geht „off's Marchd", obwohl auch „Marked" vorkommt, um einzukaufen, aber sie „kief" billig: „Schtorzenieren" (Skorzoneren), „Astrachan" (Esdragon), „Spelzen" („weiße Zwiefeln"), „Borrasch" (Borrago, Borretsch), „Zawauschen" (Wirsing). In gekochtem Zustande heißen gelbe Wurzeln „Galgennägel", Weißkraut mit Kümmel „Lumpen und Flöh". Ein Nationalgericht sind Äpfel und Kartoffeln, „Himmel und Erde" genannt. „Schusterkarmenade" = Handkäse. „Sarwelatsworschd" = Cervelatswurst. „Krostelieren" = vespern, aber auch für andere Zwischenmahlzeiten gebraucht. „Käten" = Schuhe. „Klamodden" = schwere Schuhe. „Dacht" = Docht. „Funsel" oder „Funtzel" = Öl-Licht. „Balewierfliegel", „Seifzerkasten" = Guitarre. „Ballewutz" = Barbier. „Butz" = Polizeidiener. „Krätsch machen" = Umstände machen. „Blümerand" = schwindlig, verdreht, elend. „Brede" = Mütze. „Baxbehre" = kleine Gerätschaften. „Crambol" = Streit. „Dinsen" = ziehen. „Enkeden" = genau. „In die Fedderallee gehen" = ins Bett gehen. „Forschete" = Force, Stärke. „Gefrähchze" = vieles Fragen. „Gemählze" = Gemälde. „Gedhierze" = Getier. „Hopp sein" = verloren sein. „Hutt un Hännschen," z. B. „wie alt äß he dann mit Hutt un Hännschen?" „Iwest" = irgend wie, einigermaßen. „Klunder" = schmutziger Rand am Frauenkleid. „Kibbe" = Tasche. „Kniff" = Messer. „Lahtschen" = langsam gehen. „Lunzen" = schlummern. „Verzwawwelen" = verzweifeln, aus der Haut fahren. „Wärmete" = Wärme. „Hahnemann: Bei uns heißt's Wärme. Lippert: Wärmete, Hahnemann, Wärme sinn in der Erde." (Herkules oder Ambos und Actien von W. Lyncker und J. Braunhofer, Cassel 1859. O. Bertram.)

* * *

Von Casseler Redensarten seien die nachfolgenden wiedergegeben:

„Komm' unner keine Portchaise."
„Mäh hunn's mäh kunn's! Mäh kunn unsen Hußährn (Hausflur) mit großen Dhalern plastern lossen."
„Das Wetter hodd sich dicke uffgeklärd."
„Ich hätte bahle gelachd!"
„Es äß halb so schlimm."
„Vetter, klemmed uch nidd."
„Bildet uch kinne Schwachheiden inn."

Kleine Sprachscherze.

„Ich honn mich schont noh emme immegegocken, ob he woh göck, he gock awer nit."
„Wann's Keiner dhied, dann dhied's der Dietz, der dhied's, un wann's der Dietz nit dhied, dann dhied's den Dietz sinn Bruder."

Konjugation einiger Verben.

Gegenwart:

Ich honn.	Ich sall.	Ich well.[1]
Du host.	Du sadd.	Du wedd.
He hodd.	He sall.	He well.
Mä honn.	Mä sunn.	Mä wunn.
Dä hodd.	Dä sudd.	Dä wudd.
Sä honn.	Sä sunn.	Sä wunn.

Ich kruffe.	Mä kruffen.
Du kruffest.	Dä kruffd.
He kriffd.	Sä kruffen.

Mitvergangenheit:

von kriechen: Ich kroff. von sollen: Ich sillde.

1) „Ich well minn Geld honn," lautete früher die einfache briefliche Mahnung eines Casseler Handwerkers.



VI.

Oberhessen.

Von

Carl Heßler.

Beiträge lieferten zu diesem Berichte:

1. Lehrer Fett in Röddenau.
2. „ K. Flor in Schweinsberg.
3. Gastwirt Klingelhöffer in Wetter.
4. Lehrer Völkes in Niederwetter.
5. „ Mütze in Vollmar.
6. „ Schick in Amöneburg.
7. „ L. Schmidt in Wehrshausen.
8. „ Valentin Traudt in Rothenditmold.
9. „ P. Wickenhoefer in Marburg.
10. „ Wilke in Dorsitter.

VI. Oberhessen.

1. Kleidung und Schmuck.

Wie in Niederhessen, so findet man auch in dem südwestlich vom Gilserberger Scheidegebirge sich ausbreitenden Oberhessen eine rein hessische Bevölkerung, die aber, namentlich in der Umgegend von Marburg, im Gegensatz zu den Niederhessen in Beziehung auf die **Tracht** noch manches Eigenartige sich bewahrt hat. In den nördlichen und nordöstlichen Teilen Oberhessens ist freilich die Kleidung schon ebenfalls modernisiert. Nur noch vereinzelt sieht man beim männlichen Geschlechte den blauen leinenen Kittel, welcher am Halsbund, an den Achselstücken und dem „Quertel" (Armbund) mit weißer Seidenstickerei und am Bruststück mit mehreren Reihen weißer Knöpfe verziert ist. Umfang und Feinheit der Stickerei, sowie auch die Zahl der Knöpfchen lassen auf die Wohlhabenheit des Besitzers schließen. Die Frauen tragen jedoch hier noch meist den graublauen, mit Sammetband besetzten Beiderwandrock und dazu eine enganschließende Jacke und eine Schürze. Sehr beliebt sind bei den Mädchen der Frankenberger Gegend breite, flache Zöpfe, deren Herstellung aus zahlreichen kleinen Haarsträhnen viel Geschick und Zeit erfordert.

Aber auch in der Marburger Gegend ist bei der männlichen Bevölkerung die alte Tracht fast gänzlich verschwunden. Nur noch bei älteren Männern sieht man die kurze weiße Kniehose, blaue Strümpfe, lange weiße Gamaschen, den langen weißen Leinenkittel, Ringschuhe und auf dem Kopfe den Dreimaster oder eine Pelzkappe. Auch der noch ziemlich häufig getragene blaue Leinenkittel beginnt hier bereits merklich zu schwinden und macht der Buckskinjoppe immer mehr Platz. Eine große Rolle spielt dagegen immer noch das sogenannte Ärmelleibchen, eine westenartige Jacke mit Ärmeln, die aus Rips, Buckskin oder auch aus geblümtem Sammet gearbeitet ist.

Wie überall, so sind auch in dieser Landschaft die Frauen der alten Tracht treuer geblieben, wenigstens in Beziehung auf die Form; denn in der Auswahl der Stoffe hat sich selbst hier schon manches geändert, indem statt Biber und Tuch feinere Wollstoffe zu Sonntagsröcken verwandt werden. Werktagsröcke sind dagegen in der Regel aus Beiderwand hergestellt. Die in der Marburger Gegend bei den Frauen übliche Kleidung wird die oberhessische oder Marburger, von ihren Trägern auch mit Stolz die „Hessentracht“ genannt. Sie ist unter den hessischen Trachten gewiß die schönste und kleidsamste, und ihr weiteres Verschwinden wäre daher außerordentlich zu bedauern. Der sehr faltenreiche Rock reicht bis auf etwa zwei Handbreiten zur Erde herab und ist aus Biber, Kaschmir, Tuch, zumeist aber aus der aus Flachs und Wolle selbstgewebten Beiderwand gearbeitet. Seine Farbe ist sehr verschieden: schwarz, braun, graubraun, hell- oder dunkelgrau oder auch licht- oder dunkelgrün. Unmittelbar über dem Saumband ist als Verzierung die „Schnur“ angebracht, ein in Stoff und Farbe von dem Rocke sich abhebendes Band, das in seinen mannigfachen Farben, bald einfach, bald geblümt, dem Ganzen ein sehr gefälliges Aussehen verleiht. Über den Schoß fällt in leichten Falten die Schürze, die aus Druckzeug, Kaschmir, Atlas oder Seide gefertigt und mit reichem Spitzenbesatz versehen ist. Die Röcke, deren eine Frau gewöhnlich drei bis vier trägt, haben einen festen Halt an dem am unteren Ende des Leibchens angebrachten Wulst. Das Leibchen vertritt die Stelle eines Korsetts, gleicht aber einer auf der Brust bogenförmig ausgeschnittenen Weste, so daß der obere Busen vollständig frei bleibt, und wird nur durch zwei Knöpfe geschlossen. Auf Farbenpracht kommt es bei diesem Kleidungsstück weniger an; doch tragen die Mädchen während des Sommers, wenn sie in Hemdärmeln einhergehen, auch buntfarbige, mit Bändern besetzte Leibchen aus Rips, Sammet, Tuch oder Druckzeug. Über dem „Leibchen“ wird ein Mieder getragen, meist Jacke, Mutzen oder auch


Sonntagstracht aus Bürgeln bei Marburg.

„Hanspeter“ genannt, das gleichfalls auf der Brust weit ausgeschnitten und mit Ärmeln versehen ist. Einfache Mutzen sind aus Druckzeug, bessere aus Sammet, Seide oder Wollstoff gearbeitet, welch letztere noch mit Gold- oder Silberborde verziert und mit bunten Bändern besetzt sind. Unter dem Mutzen wird stets ein der Jahreszeit entsprechendes **Halstuch** getragen, das aus Wolle, Musselin, Plüsch oder Seide besteht und die obere Brust umhüllt. Zu bunten Mutzen werden natürlich auch bunte Halstücher getragen.

Als Kopfbedeckung dient eine kleine, „Stülpchen“ oder „Betzel“ genannte **Kappe**, deren Hohlraum so klein ist, daß der auf der Mitte des Kopfes sitzende, aus zwei Zöpfen zusammengeschlungene Haarknoten, „Schnatz“ genannt, nicht damit bedeckt werden kann. Doch soll er dies auch nicht; vielmehr hat der Haarschnatz den Zweck, der Betzel den nötigen Halt zu geben, und er wird von fast allen Mädchen so gelegt, daß ein Teil des Schnatzes hinter die Betzel zu liegen kommt oder „herausgelegt“ wird. Die Kappe ist ein Kunstwerk der Näherinnen. Sie läuft aufwärts zu einer etwa 10 cm langen Kante spitz zu, trägt auf zumeist schwarzem Grunde reiche Seiden- und Perlenstickerei und ist bei Mädchen mit bunten, bei Frauen dagegen stets mit schwarzem Bande eingefaßt. Durch breite, schwarze Kappenbänder, welche unter dem Kinn zu einer ziemlich großen Schleife zusammengebunden werden, erhält die Kappe den nötigen Halt. Gerade auf diese Bänder wird besondere Sorgfalt verwendet. Sie werden, um sie leichter wechseln zu können, nicht durch Nähen, sondern nur mit Stecknadeln an der Kappe befestigt und sind so breit, daß sie nicht nur die Ohren, sondern auch die Wangen größtenteils bedecken. An vielen sieht man die Anfangsbuchstaben vom Namen der Inhaberin mit Perlen eingestickt. Ein Paar der besseren Bänder kostet etwa drei Mark, eine gute Kappe allein sechs Mark und noch mehr. Bei feierlichen Gelegenheiten, wie an hohen Festtagen, Beerdigungen, wohl auch im Winter, wird über die Kappe ein „Schleier“ gezogen. Derselbe gilt als



Aus der Umgegend von Marburg.

feinster Kopfputz und ist gewissermaßen eine vergrößerte Kappe, in Farbe und Gestalt der gewöhnlichen Kappe ganz ähnlich, nur mehr abgerundet und hinten mit einer aus handbreitem Bande gefertigten Quaste versehen. Kappen und Schleier erben von der Mutter auf die Tochter fort, sind demnach der Mode nicht so sehr unterworfen; doch werden gegenwärtig die Kappen kleiner, netter und zierlicher getragen als vordem, weshalb denn auch von den jetzigen jungen Mädchen die Kappen ihrer Großmütter scherzweise als „alte Kochtöpfe" bezeichnet werden. Weniger sind die Schleier der Mode unterworfen, da diese teurer sind und seltener getragen werden. Die Hauptsache für ein Mädchen ist eben die, daß die Kappe in ihrer Farbe dem übrigen Anzuge sich anpaßt. Daher ist ein Mädchen oft im Besitz von 12—15 Kappen in allen möglichen Farben; die eine ist grell bunt, die andere fahl, die dritte schwarz und mit Perlen besetzt u. s. f. Bei Trauer werden nur schwarz gesteppte Kappen ohne Glanz und Perlenschmuck getragen.



Alte Frau aus der Umgegend von Marburg.

Die Kappen der Mädchen, auch der kleinsten, haben zumeist grünes oder rotes, die der jungen Frauen schwarzes Einfaßband, aber noch bunte Perlenstickerei wie die Mädchenkappen; auch die übrige Tracht der jungen Frauen ist noch ziemlich bunt, während Kappen und Tracht der älteren Frauen einfach schwarz sind.

Das straffe Aufwärtskämmen und -ziehen der Haare in Verbindung mit dem festen und engen Anbinden der Betzelbänder hat oft ein frühzeitiges Ausfallen der Haare an diesen Kopfstellen zur Folge; viele suchen dies jedoch durch ein lockeres Kämmen und ein „Rückwärtsschlagen" der Betzelbänder, d. h. durch ein Binden derselben zu einer losen Schleife im Nacken, möglichst zu verhüten, was der Trägerin übrigens etwas besonders Anmutiges und Malerisches verleiht.

Ein besonderer Schmuck der **Strümpfe** ist der sogenannte „**Zwickel**". Es ist dies ein drei Finger breiter bunter Streifen, der vom Schuh aus etwa 20 cm hoch emporreicht. Der Zwickel ist nicht auf-, sondern ein-

eingestrickt, was ganz besondere Mühe erfordert; die beliebtesten Formen derselben sind der Baum-, Acht- und Rosenzwickel. Auch der Zwickel muß in seiner Farbe zum übrigen Anzuge passen. Die Schuhe der Frauen sind so weit ausgeschnitten, daß gerade noch die Zehen vom Oberleder bedeckt werden; den fast bis zur Fußspitze reichenden Zwickel lassen sie also deutlich erkennen. Bessere Schuhe werden mit Rosetten geziert; ganz besonders beliebt aber sind die mit Glanzleder eingefaßten Tuchschuhe.

Die Zusammenstellung der einzelnen Kleidungsstücke zu einem Anzuge ist somit ganz von ihrer Farbenverwandtschaft abhängig; man unterscheidet daher den grünblaufahlen, stahlblauen, schwarzweißen, schwarzen und bunten Anzug, bei welch letzterem die Farben mannigfaltiger und heller sind. Die Garderobe der Frauen ist demnach nicht nur eine sehr mannigfaltige, sondern auch eine teuere.



Aus der Umgegend von Marburg.

Beim Gang zum Abendmahl legen die Frauen einen ganz besonderen Anzug an. Der Rock dieses Anzugs ist entweder aus Beiderwand oder aus schwarzem Tuch gefertigt und in ersterem Falle oft mit mehrfach weiß und mattblau oder mattgrün gebänderten Längsstreifen durchzogen. Er ist sozusagen das höchste Festgewand der Frauen, kommt aber auch schon mehr und mehr außer Gebrauch. Die Abendmahlsjacke ist stets aus schwarzem Tuch gemacht, mit schwarzem Band besetzt und im Gegensatz zum gewöhnlichen Mutzen mit zweimal zwei Knöpfen besetzt. Außerdem unterscheidet sie sich noch von jenem dadurch, daß sie auf der Rückseite handbreit über den Rock hinausragende Schöße hat. Das Abendmahlshalstuch besteht aus schwarzer Seide, ist bei jüngeren Leuten gewöhnlich mit weißseidenen Blumen bestickt, bei älteren dagegen durchweg schwarz und wird so getragen, daß die vorderen Zipfel unter der Jacke stecken, der hintere Zipfel dagegen frei auf der Jacke liegt. Als Halsschmuck wird vielfach eine Kette getragen, an welcher hinten eine Quaste befestigt wird. Über die schwarze Kappe wird eine weiße Haube gestülpt, welche

Stirnkappe, auch vielfach Nachtmahlshäubchen genannt wird. Diese muß sehr genau gesetzt werden, weshalb auch beim Anziehen immer eine Hilfsperson erforderlich ist. Der untere Rand der Stirnkappe ist bei jüngeren Leuten weiß gestickt, bei älteren einfach. Nicht an jedem Orte ist eine Person, welche solche Stirnkappen anfertigt, wäscht und bügelt, ja oft befindet sich im Umkreis mehrerer Ortschaften nur eine Person, welche diese Arbeiten versteht. Als besondere Eigentümlichkeit sei noch erwähnt, daß bei tiefer Trauer die Jackenschöße unter dem Rock verborgen werden.


Brautpaar aus der Umgegend von Marburg.

Der Kirchenanzug der Frauen, besonders der Mädchen, nimmt in Beziehung auf seine Farbe Rücksicht auf die Zeiten des Kirchenjahres; so ist z. B. von Ostern bis Advent „bunt“ vorherrschend; zu Advent ist der Grund dunkel, zu Weihnachten bunt, zur Fastenzeit fahl bezw. dunkel. Der Pfarrer in Elnhausen bedeckt sogar den Altar der Kirche dieser Sitte entsprechend.

Der „Leichenanzug“ der Frauen erhält ein besonderes Aussehen durch das Trauermäntelchen. Dasselbe ist aus schwarzem Tuch oder Beiderwand gefertigt und gleicht einer Pelerine, hat aber Falte an Falte. Es wird um die Kappe herumgehängt, bedeckt also fast den ganzen Kopf samt Gesicht, und ist so lang, daß gerade noch die Schultern bedeckt werden. Ein gutes Mäntelchen kostet 14 Mark; es wird wegen seines hohen Preises auch sehr in Ehren gehalten und erbt gleich anderen kostbaren Kleidungsstücken in der Familie fort. — Auch die Männer tragen bei Leichenbegängnissen noch ein besonderes Kleidungsstück (doch stets nur die dem Verstorbenen näher verwandten), nämlich einen bis unter die Knie reichenden schwarzen Mantel ohne Ärmel und ohne Knöpfe. Am Halse wird derselbe durch Schnüre zusammengebunden. Neue Mäntel dieser Art werden gegenwärtig kaum noch angefertigt; man benützt die vorhandenen, von denen manche schon ziemlich fuchsrot aussehen, solange es geht, und die Zeit liegt wohl nicht so fern, wo auch sie gänzlich verschwunden sind.

Der Hochzeitsanzug der Braut ist der Abendmahlsanzug, nur mit

dem Unterschiede, daß um die Stirnkappe der Brautkranz geschlungen wird. Dieser besteht aus Perlen und künstlichen Blumen, die auf einem breiten, bunten Bande befestigt werden, das hinten zu einer Quaste zusammengebunden wird und mit seinen beiden Enden bis zum Rande der Röcke hinabreicht. Die Bänder bestehen aus Taffet oder Seide. Bemerkt sei hier noch, daß Kränze nie anders als über Stirnkappen getragen werden. Der Bräutigam hat an der Vorderseite seines schwarzen Kirchenrockes eine Bandquaste und ein buntseidenes Tuch, das später wieder bei der Taufe Verwendung findet, indem es als Umschlagetuch um den Einbund des Säuglings gebraucht wird.



Tracht aus Schweinsberg.

Etwas abweichend von der Marburger Tracht ist diejenige von Schweinsberg und ferner die der katholischen Bevölkerung im Kreise Kirchhain.

Bei der Schweinsberger Tracht reichen die Röcke bis an die Knöchel herab und sind nur oben, niemals bis nach unten, in Falten gelegt. An Werktagen werden zwei und Sonntags nicht mehr als drei Röcke getragen, und zwar ist der untere rot und mit schmaler, grüner Schnur versehen; der zweite, nur am Sonntag getragene, ist weiß und ohne Band und hat ein rotes Säumchen; der obere ist aus Tuch, Biber oder Beiderwand hergestellt und zeigt vorwiegend die Farben kaffeebraun, dunkel- oder rehbraun und dunkel- oder hellgrün. Einen sogenannten „Stoß" haben die Röcke nicht. Die Rockschnur oder das Band besteht aus schwarzem oder braunem Sammet und ist glatt oder gepreßt. Die untere Schnur ist am Saume des Rockes angebracht und 2—3 Finger breit; die obere liegt 1—1½ Fingerbreiten darüber, ist etwas schmäler und stets aus demselben Stoffe gefertigt. Der äußere Rand der unteren Schnur wird durch ein schmales, schwarzes Wollenbändchen eingefaßt. Ist der Rock nur mit einem Bande besetzt, dann befindet sich dasselbe 3—4 Fingerbreiten über dem unteren Saume desselben. An dem an Werktagen getragenen oberen Rocke befindet sich nur eine einfache, 1—1½ Finger breite grüne, blaue (bei Mädchen) oder schwarze (bei Frauen) Wollenschnur oder ein Florett-

band. Da in den Röcken keine Taschen angebracht werden, so tragen Frauen und Mädchen besondere Taschen, „Sack“ genannt, welche durch Bänder um den Leib befestigt und unter der Schürze getragen werden. Dieselben sind oft von schöner Ausführung und mit eingestickten Blumen, Namen und sonstigen Verzierungen geschmückt.

Das über dem „Leibchen“ getragene Mieder, auch hier „Hanspeter“ genannt, gleicht demjenigen der Marburger Tracht, ist jedoch hinten etwas weiter ausgeschnitten und hat auch eine längere Taille, wodurch es der Trägerin eine schlankere Figur verleiht. Es besteht aus wollenen, seidenen oder sammetnen Stoffen in den verschiedensten Farben, ist jedoch stets einfarbig, nie grell, und oft mit gepreßten, auch gestickten, jedoch niemals andersfarbigen Blumen versehen; auch die Ärmel haben vorn Besatz von Sammet und Perlenband. Der Halsausschnitt ist mit einem Perlen-, Sammet- oder Spitzenbesatz eingefaßt, der entweder schwarz ist oder auch die Farbe des Stoffes besitzt. Das unter dem „Hanspeter“ getragene, etwas in Falten gelegte Halstuch besteht auch hier aus Seide, Nessel, Musselin oder Wolle, ist bei Mädchen bunt, bei Frauen dagegen fahl, wird jedoch auch einfarbig getragen, und vorn durch eine Brosche oder Stecknadel zusammengehalten. Bei kühler Witterung oder wenn die Frauen ohne „Hanspeter“ gehen, wird über dem „Leibchen“ ein aus Wolle gestrickter oder gehäkelter sogen. „Seelenwärmer“ getragen. Die Schürze ist von angemessener Länge und besteht aus demselben Stoffe wie der „Hanspeter“; doch werden an Werktagen nur einfache blaue Schürzen aus Leinen benutzt. Die Mädchen tragen von ihrer Konfirmation bis zur nächstjährigen Konfirmation weiße Schürzen mit Spitzenein- und -besätzen, späterhin wie alle Frauen, schwarze, seidene Schürzen. Die Strümpfe sind ohne Zwickel, und zwar werden an Sonntagen nur weiße, an Wochentagen auch stahlblaue, blaugraue und



Aus der Umgegend von Marburg.
Hochzeitskleidung.

graue, jedoch niemals mehrfarbige getragen. Als Fußbekleidung verwenden die Frauen an Werktagen Halbschuhe mit Riemen und an Sonntagen ausgeschnittene Glanz- oder Kalblederschuhe mit Rosetten. Am oberen Rande des Halstuches tragen die Mädchen ein farbiges Halsbändchen, das auf der linken Seite zu einer Schleife gebunden wird; oder auch, namentlich im Sommer, eine 4—5fache Reihe von Perlenschnüren, welche durch ein schwarzes Sammetbändchen mit Quaste hinten zusammengehalten werden. Das Haar wird zu einem Zopfe geflochten, der durch einen Kamm nach vorn gesteckt und halbkranzförmig wieder nach hinten zurückgebogen wird. Gegen die vordere Kante dieses Bogens wird der Innenrand der zierlichen Kappe gesetzt, welche die Form eines breiten Häubchens hat, nach vorn umgeknickt erscheint und auf der oberen mit einem, auf der vorderen Seite mit zwei aus Perlen gestickten bunten Blümchen geschmückt ist. An den nach beiden Seiten spitz zulaufenden Fortsätzen werden die Bänder befestigt, welche aus glatter oder gewässerter Seide oder auch aus Rips bestehen. Auch an dem hinteren, in Falten gezogenen Teile der Kappe ist eine ebensolche Schleife angesteckt, deren Bänder über den Rücken herunterhängen. Die Kappen sind aus Schirting angefertigt, wattiert und mit Leinen gefüttert. Sie sind der Stolz und der Schmuck der Trägerinnen und werden nur an Sonntagen zum Kirchgang und zur Kirchweihe getragen. Die Mädchen erhalten solche erst nach ihrer Konfirmation, doch haben sie schon als Kind dieselbe Haartracht und denselben Aufsteckkamm. Da die Kappen sehr geschont werden, bleiben sie lange in gutem Zustande und erben daher auch vielfach von der Mutter auf die Tochter fort. Kappen und Kappenbänder der Mädchen sind schneeweiß. Junge Frauen tragen weiße Kappen mit schwarzen Perlenblumen und schwarzen Bändern, später violette Kappen ohne Blumen und schließlich schwarze Kappen mit weißen gestickten Seidenblümchen, doch stets mit schwarzen Bändern. Am Charfreitag und am großen Bettage vertauschen auch die Mädchen die weißen Bänder mit schwarzen, da auch die Kleidung an diesen Tagen schwarz, dunkel oder fahl ist. Angefertigt werden diese Kappen nur in Schweinsberg. Beim Gang zum Abendmahl tragen die Frauen schwarze, die Mädchen weiße Strümpfe und einen mehr kleidähnlichen Rock aus Kaschmir. Oft sind Rock und Jacke auch aus einem Stücke angefertigt; letztere ist dann nur wenig ausgeschnitten. Darüber tragen die Mädchen ein weißes Mull- oder Tülltuch mit gesticktem Blumen- und Spitzeneinsatz und -besatz, die Frauen ein schwarzes Seidentuch mit schwarzem Spitzenbesatz. Um die Halstücher der Frauen sind außerdem oben schwarze Krausen genäht. Die Mädchen schmücken sich bei dieser Gelegenheit ferner mit schwarzen Halsbändchen, an denen hinten eine schwarze Quaste mit herabhängenden Bändern befestigt ist, und ferner mit Halsketten

aus weißen Perlen, während die Frauen solche aus schwarzen Perlen tragen. Als Kopfbedeckung dienen sogen. Schleierchen, welche bei den Mädchen aus weißem Tüll mit eingestickten weißen Blumen, bei den Frauen aus schwarzem Sammet mit schwarzem Spitzenbesatz bestehen. Frauen und Mädchen tragen zum Abendmahl keine Zöpfe; das Haar wird vielmehr nur glatt gekämmt, umgeflochten, dann ähnlich wie der Zopf gelegt und durch ein um den Kopf herumgelegtes schwarzes Haarband, sowie durch den Kamm befestigt. Da diese Haarfrisur nur mit fremder Hilfe ausgeführt werden kann, der Druck des fest angezogenen Haarbandes außerdem leicht Kopfschmerz verursacht, so gehen jetzt schon manche ohne Schleierchen mit einfach geflochtenem Zopfe und Aufsteckkamm zum Abendmahle. Bei den Kirch-



Hochzeitspaare in kathol. Tracht (Amöneburg).

gängen tragen Frauen und Mädchen stets Handschuhe. Das weiße Taschentuch, beim Abendmahl aus Tüll bestehend, und mit Stickereien versehen, wird auch hier auf das Gesangbuch gelegt.

Über die Tracht der dortigen katholischen Bevölkerung ist folgendes zu bemerken: Die Männer tragen an Werktagen im Sommer weißleinene Beinkleider und blauen Leinenkittel, in der kalten Jahreszeit treten wärmere Stoffe hinzu; doch wird auch für den Winter der Kittel beibehalten, der je nach dem Geschmack des betreffenden Ortes länger oder kürzer ist. Die charakteristische blaue, weiß durchwirkte Zipfel- oder Beutelkappe, auch „Glockenkappe“ genannt, mit dicker Quaste am Zipfel, ist bereits fast ganz außer Gebrauch. Die Sonntagstracht der Männer hat ihre Originalität bis auf die kurze, blaue oder schwarze Tuchjacke ganz aufgegeben und bevorzugt mehr und mehr den modernen kurzen Rock.

Wichtiger ist die **weibliche Tracht**, die in den letzten Jahrzehnten an sich wohl etwas geschmackvoller geworden ist, insbesondere durch längere, fast zum Knöchel reichende Röcke, doch im übrigen ihre Eigenart beibehalten hat und einen Übergang zur städtischen Tracht in dieser Gegend nie zulassen wird. Im allgemeinen sind die Kleider älterer und verheirateter Leute dunkel und einfarbig, diejenigen der Kinder und jüngeren Mädchen heller und vielfarbig in Bezug auf Strümpfe, Röcke und Jacken. Bei Trauer trägt alt und jung schwarze Kleider. Die werktägige Tracht unterscheidet sich von der sonn- und festtägigen nur durch größere Einfachheit in Farbe und Stoff, ferner dadurch, daß das später zu erwähnende Häubchen fast ausnahmslos wegfällt, allenfalls noch beim Kirchengang beibehalten wird, und endlich noch dadurch, daß die Mädchen im Sommer in weißen Hemdärmeln einhergehen. Es erübrigte also bloß, die **Sonntagstracht** eingehender zu beschreiben: Die Schuhe, „Commodschuhe“ genannt, sind sehr flach ausgeschnitten und lassen die „Zwickelstrümpfe“ mit ihren eingestrickten, ein- und buntfarbigen, bis zu den Knöcheln abwärts reichenden und dann nach den Zehen hin sich verlierenden Streifen zur Geltung kommen. Die Röcke, von denen nicht selten vier und mehr übereinander getragen werden, sind von dickem Wollstoff und oben eng gefaltet. Dieses, verbunden mit dem Umstande, daß dieselben über einem am Leibchen (Weste) angebrachten Wulste getragen werden, gibt der Tracht etwas Unförmliches und Schwerfälliges. Die Farbe des oberen Rockes ist gewöhnlich dunkelgrau, bei jungen Mädchen und Kindern dagegen oft ins Hellere übergehend. Zum Tanze werden rote und weiße Röcke aus Wollstoff getragen, und dazu kommt eine kontrastfarbige Schürze, die meistens mit einer Gimpe in der Mitte senkrecht durchbrochen und am unteren Rande umsäumt ist. In allen anderen Fällen ist die Schürze braun oder schwarz. Die Jacke hat enge Ärmel und ist einfarbig dunkel, bei Kindern und jungen



Aus Schröck bei Marburg.
Katholische Tracht.

Leuten dagegen auch oft von geblümtem Woll- oder Seidenstoff, doch niemals in auffälligen Farben. Charakteristisch ist die Kopfbekleidung, bestehend in einem kleinen, niedrigen, nach oben sich verjüngenden und in einer Schneide ausgehenden Häubchen, umlegt mit schwarzem Seidenband, das unterhalb der mit Goldplättchen kunstvoll benähten Hinterfläche in kurzen Schleifen endigt. Das Häubchen wird durch schwarze Wollen- oder Seidenbänder festgehalten, die sich breit über die Wangen legen und unter dem Kinn zu langen Schleifen gebunden werden. Zum Tanze werden auch Häubchen mit rotem Umlegeband getragen der Grund des Häubchens ist



Aus der Gegend von Amöneburg. Katholische Tracht.
Nach einer Originalfederzeichnung von Otto Ubbelohde.

dann nicht wie gewöhnlich schwarz, sondern weiß, doch wird dies immer seltener. Weiter sei noch bemerkt, daß die jungen Mädchen zum Tanz immer in schneeweißen, faltig gebogenen Hemdärmeln gehen. Eigenartig ist die weibliche Hochzeitstracht. Die Braut geht ganz in Schwarz, nur die Strümpfe haben weiße „Zwickel". Um den Hals trägt sie Schnüre mit Bernsteinscheiben und Korallen, an denen mehrere blaue, rote und schwarze Bänder befestigt sind, die vom Nacken aus wohl zwei Hände lang über den Rücken hängen. Das Haar ist aufgelöst. Auf dem Scheitel sitzt ein kleiner Kopfputz, das „Aufgesetz" oder „Nestchen" aus Goldflitter, von dem aus bis 15 rote, schwarze, blaue und bunte Seidenbänder mehr als ellenlang über den Rücken fallen. Ebensolche Bänder

sind um die beiden Arme oberhalb des Ellenbogens geschlungen. Die Brust ziert ein Sträußchen von künstlichen Blumen. Die Brautmädchen gleichen ganz der Braut, nur fehlen Kopfputz und Bänder an den Armen. Das Nestchen ist kleiner, einfacher und ohne Bänder und wird an der linken Seite des Häubchens befestigt. Die Hochzeitstracht des Bräutigams ist modern mit Ausnahme der Kravatte, die aus einem steifen, seidenen Halstuche besteht. Auf der linken Brust trägt er gleich der Braut ein Sträußchen künstlicher Blumen, an dem ein herabhängendes, schwarzseidenes Halstuch befestigt ist.

2. Geburt, Jugend, Hochzeit und Begräbnis.

Die **Taufe** eines Kindes findet gewöhnlich acht Tage nach seiner Geburt statt. Solange das Kind noch nicht getauft ist, lassen viele Familien in der Kammer während der Nacht ein Licht brennen, damit die bösen Geister nicht nahen und dem Kinde schaden. Streng wird darauf gesehen, daß die Mutter des Kindes vor der Taufe sich nicht außerhalb des Hauses bewege. Ihr erster Gang führt in die Kirche. An manchen Orten darf sie vor dem ersten Kirchgang sich nicht unter eine Dachtraufe wagen; sollte sie etwa doch dazu genötigt werden, so muß sie sich einen Korb über den Kopf stülpen. Ferner darf sie kein Wasser am Brunnen holen, da das Wasser sonst vertrocknen könnte. Während des Wochenbettes soll sie auch die Leibwäsche nicht wechseln, doch kommt dieser Gebrauch durch die Anordnungen der Hebammen mehr und mehr in Wegfall. Der Pate oder die Gote, die aus der Verwandtschaft bestimmt werden, haben zur Feier des Tauftages für den „Gullkorb“ (Gull = Gote) zu sorgen, welcher alles enthält, was für den Tag an Essen und Trinken gebraucht wird, also: einen gehörigen Kalbsbraten, Kuchen, Kaffee, Zucker, süßen Branntwein, zuweilen auch Wein, und öfter wohl noch einen Butterwecke. Man wickelt den Täufling so gut es geht ein und überdeckt dann den Einbund mit bunten Tüchern. Alte Hebammen pflegen nach dem Wickeln mit der Hand drei Kreuze über dem Kinde zu machen oder dreimal die Hand aufzulegen, was dieselbe Wirkung haben soll. Zur Taufe schmückt sich der Pate mit einem Myrtensträußchen und zieht ein reines, womöglich ein neues Hemd an, weil man glaubt, das Kind werde dann einen sittlich reinen Lebenswandel führen. Beim Gang zur Kirche darf niemand austreten, damit sich dies nicht auf das Kind übertrage und dasselbe ein Bettnässer werde. Der Pate, bei welchem das Kind während der Taufe schreit, muß das erste Patenröckchen kaufen. Zwei Kinder läßt man nicht gern aus einem Wasser taufen, weil man annimmt, daß eins davon bald sterben müsse. Schreit

ein Kind während der Taufe, dann hat, wie man glaubt, der Pate oder die Gote das Patenamt nicht gern übernommen. Ist man wieder zu Hause angelangt, dann überreicht die Hebamme der Mutter das Kind mit den Worten: „Einen Heiden haben wir fortgetragen, einen Christen bringen wir wieder." In das Bettchen zurückgebracht, legt man dem Kinde ein Gesangbuch unter das Kopfkissen, damit es recht fromm werde und fleißig lerne. Das aufgeschlagene Lied darf jedoch nicht besonders aufgesucht werden, sondern man überläßt es dem ersten Griff, da man aus dem Inhalte desselben auf das spätere Leben des Kindes glaubt schließen zu dürfen. An manchen Orten kauft der jüngste Pate, damit das Kind in der Schule fleißig werde, das Fibelbuch; der älteste Pate dagegen betet zu gleichem Zwecke dem Kinde dreimal das „Unser Vater" in den Mund (Dorfitter). Kommt die Mutter mit dem Kinde zum erstenmale in ein anderes Haus, so erhält das Kind ein Ei, das ihm, damit es leicht zahne, mit der Spitze dreimal im Munde herumgedreht wird. Diese Geschenke werden zur Erinnerung an den ersten Besuch des Kindes oft viele Jahre aufbewahrt.

Bei Heiraten kommt es weniger auf gegenseitige Zuneigung als auf eine passende Partie an, was zur Folge hat, daß Burschen und Mädchen bei der Heirat meist bereits ein reiferes Alter erreicht haben. Unter 30 Jahren heiratet hier selten ein Bauernbursche; viele werden sogar 40 Jahre alt, denn man wartet eben, „bis es paßt". Doch hat das späte Heiraten häufig seinen Grund auch darin, daß die Eltern noch jung und rüstig sind oder wohl auch noch jüngere Kinder haben, die für ihren Unterhalt noch nicht selbst sorgen können. Hat sich zwischen zwei jungen Leuten ein Liebesverhältnis gebildet, so macht der Bursch zuweilen einen Besuch bei den Eltern seiner Liebsten. Solche Besuche finden gewöhnlich nur abends statt, auch wenn das Mädchen in einem andern Dorfe wohnt. Meist hat der Bursche zwei oder mehrere Begleiter bei sich. Sobald im Dorfe ruchbar wird, daß Freier da sind, so ist in kurzer Zeit die Jugend des Dorfes versammelt, um ein Ständchen zu bringen, wofür der Freier dann einen Geldbetrag zu spenden hat, der natürlich alsbald vertrunken wird. Hat sich der Freier auf diese Weise die Gunst der Dorfjugend erworben, so kann er ungestört von dannen ziehen und auch wiederkommen. Im entgegengesetzten Falle kann es dagegen zu unangenehmen Reibereien, ja selbst zu Prügeleien kommen; denn der Freier wird alsdann für einen Lump oder Geizhals angesehen. Je größer die Gabe, desto mehr Achtung.

Bei einer **Verlobung** wird zugleich der Ehevertrag geschlossen, d. h. es wird schriftlich festgesetzt, was die Braut, bezw. der Bräutigam an Mitgift erhält und was sich die Eltern des jungen Paares als „Auszug" vor-

behalten. Die Verlobung bildet nun ein kleines Familienfest, zu welchem die nächsten Verwandten, sowie auch der Freiersmann, durch dessen Vermittelung die Heirat hauptsächlich zustande gekommen ist, eingeladen werden. Nach einiger Zeit wird der vorläufig abgeschlossene Ehevertrag gerichtlich festgelegt. Dieses Ereignis wird mit dem Namen „Weinkauf“ oder „Verschreibung“ bezeichnet, zu welchem außer den Eltern auch noch befreundete Personen eingeladen werden. Vor der Abfahrt nach dem Gerichtsort binden an manchen Orten die Freundinnen der Braut dieser bunte Bänder an den rechten Arm. Der Bräutigam kauft an diesem Tage zugleich den Brautrock und die Brautschuhe. Nach dem gerichtlichen Akte wird dann in einem Gasthause, (der Stadt Marburg) auf Kosten des Bräutigams gegessen und getrunken. Früher wurden sogar ziemlich kostspielige Mahlzeiten abgehalten, wobei Wein gereicht wurde. Am Abend des „Weinkaufs“ wird zu Hause die Schmauserei fortgesetzt: man ißt Braten und Salat, trinkt Bier und Branntwein und zum Schluß Kaffee und Kuchen. Während dieser Feier versammelt sich die Dorfjugend vor dem Freudenhause, um das Brautpaar durch schöne Lieder zu erfreuen, und der Bräutigam überreicht den Sängern eine seinen Verhältnissen entsprechende Belohnung, etwa 10—20 Mark, die dann bald darauf im Wirtshaus verzehrt werden. Vor der Hochzeit kauft der Bräutigam noch den Brautkranz, wogegen er von der Braut einen Strauß und ein seidenes Tuch erhält.

Wie anderswo, so spielt auch hier beim Zustandekommen einer Ehe der Freiersmann eine wichtige Rolle. Er geht zu den Eltern der Auserwählten, um bei ihnen um die Hand der Tochter anzuhalten, und auch hier errät er aus den aufgetragenen Speisen, wie seine Werbung aufgenommen wird; denn Wurst und Eier sind ihm ein gutes Zeichen: er darf in diesem Falle „wiederkommen“ und auf ein „Ja“ hoffen; Butterbrot und Käse dagegen deuten ihm entschieden das Gegenteil an. Anders jedoch ist es im Bezirk Vöhl, wo man gerade eine entgegenkommende Aufnahme durch Darbietung von Butter und Käse, einen ablehnenden Bescheid durch Sauerkraut andeutet. Der Brautwerber erhält im Falle einer zustande kommenden Ehe für seine Bemühungen entweder ein Paar Stiefel oder ein Hemd.

Die **Hochzeit** findet entweder am Freitag oder am Sonntag statt. Mindestens acht Tage vor der Hochzeit müssen die Gäste geladen werden, da eine spätere Einladung übel aufgenommen wird. Der Brautwagen wird an manchen Orten nach der Hochzeit gefahren, in den meisten Fällen jedoch am Freitage vor dem Sonntage, an welchem die Hochzeitsfeier stattfindet, die sich auch zuweilen unmittelbar an das Einfahren des Brautwagens anschließt. Der Brautwagen wird stets von den Bewohnern des

Ortes abgeholt, wohin die Braut oder der Bräutigam heiratet. Der Tischler, der die Möbel für die Braut angefertigt hat, besorgt gewöhnlich das Laden des Wagens. Je nach dem Reichtume der Brautleute wird zwei- oder vierspännig gefahren. Die Fuhrleute sitzen bei der Fahrt auf den Pferden, haben an der Kopfbedeckung bunte Tücher, am linken Arm einen Blumenstrauß und tragen an einem schärpenartig überhängenden Riemen Branntweinkrüge. Wenn alles zur Abfahrt bereit ist und auch die Pferde mit Bändern geschmückt sind, dann besteigt die Braut mit den geladenen Freundinnen den Wagen, und die Fahrt in das neue Heim wird angetreten. Ist die Zahl der Freundinnen so groß, daß sie nicht sämtlich neben der Braut Platz finden können, so folgen die übrigen in einem besonderen Wagen nach. Dreimal wird angefahren, und dann geht es gewöhnlich mit Gesang zum Tore hinaus. Bald aber versperrt eine Stange oder ein Wagen den Weg, und sie müssen halten. Zur Seite der Straße steht eine große Menschenmenge, um den Reichtum der Braut zu bewundern. Durch einen Trunk Branntwein oder Bier und vielleicht noch durch kleine Geldspenden wird jedoch schließlich das Hindernis beseitigt, und die Fahrt kann wieder fortgesetzt werden. So wird hier und im neuen Heimatsdorfe der Wagen noch öfter angehalten, und immer wieder wird der Weg durch Geldspenden frei gemacht, und man spendet gern, erblickt man doch darin eine Ehre, wenn der Wagen recht oft gehemmt wird. Zerbricht unterwegs etwas am Wagen, so wird das für eine böse Vorbedeutung gehalten. Auf dem Hofe des neuen Heims angekommen, empfängt der Bräutigam die Braut mit einem „Glück ins Haus“ und reicht ihr ein Gläschen mit Branntwein, das sie austrinkt und das Glas alsdann rücklings über den Kopf zu Boden wirft. Zerbricht dasselbe, so wird sie Glück in der Ehe haben. Die Fuhrleute haben unterdessen die Pferde abgespannt und umsprengen nun auf einem Pferde sitzend dreimal den Wagen. Der Bräutigam stellt nun eine Leiter an den Wagen, läßt vor allen anderen seine Braut herabsteigen und führt dieselbe in sein Haus. Aber ehe die Braut die neue Wohnung betritt, nimmt sie einen Bissen von einem ihr gereichten Milchbrötchen und wirft dann den Rest über den Kopf, womit sie wohl andeuten will, daß sie ihre Speise mit dem Armen teilen will (Rödgenau). Häufig findet beim Einzug der Braut ein Wettreiten statt, zu welchem sowohl von seiten des Bräutigams als auch der Braut aus der Reihe der Hochzeitsgäste Burschen geladen werden. Der Preis besteht in einem seidenen Tuche, welches auf dem Hofe an einer Stange oder an der Haustür befestigt und allgemein „das Beste“ genannt wird. Der Wettritt findet gewöhnlich in folgender Weise statt. Heiratet die Braut von dem Orte A nach dem Orte B, so reiten drei oder vier, bei größeren Hoch-

zeiten wohl 10—20 Burschen von A nach B und ebenso viele von B nach A. Wer zuerst am Ziele anlangt, nimmt ohne weiteres den Preis an sich. Da aber bei diesem Wettritt nicht selten Unglücksfälle vorgekommen sind, so wird er jetzt immer seltener ausgeführt. Findet nun an diesem Tage die Hochzeit noch nicht statt, dann folgt nach dem Abladen des Brautwagens ein fröhlicher Schmaus, an den sich weiter ein Tänzchen schließt, das die Gäste bis zur Morgenstunde beisammen hält.

Haben Braut und Bräutigam bis dahin ihre Ehre rein erhalten, dann trägt der Bräutigam zur Hochzeit einen Strauß und die Braut einen Kranz. Die Hochzeit ist gewöhnlich während des Gottesdienstes, bei „nicht ehrlich" Getrauten jedoch nach demselben (Schweinsberg); doch wird an manchen Orten, namentlich bei wohlhabenden Brautleuten, besonderer Wert darauf gelegt, daß die Trauung nicht in dem gewöhnlichen, sondern in einem besonderen Gottesdienste, zu dem wieder mit allen Glocken geläutet wird, stattfinde. Dieser schließt sich dem vorhergehenden unmittelbar an, so daß Pfarrer und Gemeinde vorher die Kirche nicht zu verlassen brauchen. Bevor das Brautpaar den Weg zur Kirche antritt, reicht man ihm einen Teller Suppe, von der beide je drei Löffel voll essen müssen, was man das „Brautsuppen-Essen" nennt. Auf dem Gange zur Trauung wird meist die Braut von zwei Burschen und der Bräutigam von zwei Mädchen begleitet; ihnen folgen alsdann die nächsten Verwandten des Brautpaares und diesen die übrigen Hochzeitsgäste. In der Hochzeitsgesellschaft ist die Stimmung bereits eine recht muntere; aber für das Brautpaar gilt es jetzt, fest und unerschütterlich zu bleiben, denn wer vor dem Altare zuerst sich bewegt, der muß ihrer Meinung nach zuerst sterben, und da keines von beiden dazu Neigung hat, so stehen sie so fest als möglich. Während beim Gang zur Trauung die Braut den Vortritt hat, geht beim Verlassen der Kirche der junge Ehemann voraus. Vor der Tür des Hochzeitshauses wieder angelangt, wird dem jungen Ehepaare ein Gläschen mit Branntwein gereicht. Der junge Ehemann trinkt zuerst und reicht dann das Glas seiner jungen Frau, und nachdem diese getrunken, wirft sie das Glas über die Schulter zur Erde. Das Zerbrechen des Glases verkündet dem Paare Eheglück, das Ganzbleiben aber das Gegenteil. Beim Eintritt in das Haus überschreiten die jungen Eheleute eine Axt und einen Besen, die kreuzweise übereinander gelegt sind. Axt und Besen deuten auf den Beruf des Mannes und der Frau hin, der unter dem Schutze des Kreuzes stehen möge (Wollmar). Nun folgt das Hochzeitsmahl, bei welchem die jungen Eheleute aus einem Teller essen müssen, damit sie in Frieden und Eintracht durchs Eheleben gehen. Während des Essens erscheint eine der Köchinnen unter den Gästen und bringt an einem Kochlöffel ein brennendes Waschtuch. In der Küche ist ein

Brand entstanden, sagt sie, und darum muß nun gesteuert werden, den entstandenen Schaden wieder gut machen zu können. Denn sonst müssen beim nächsten Gang die Teller ungewaschen aufgetragen werden. Nun macht der große Löffel die Runde, und jeder der Gäste gibt den Köchinnen für ihre Bemühungen bei Bereitung der Mahlzeiten ein entsprechendes Trinkgeld. Unter den Speisen des Hochzeitsmahles fehlen gewöhnlich nicht: Rindfleisch mit Meerrettig, Schweinebraten und eingemachte Zwetschen. Solange die Mahlzeit dauert, bleiben die Mädchen im Schmuck der Kränze, danach werden dieselben aber alsbald abgelegt. Wird die Hochzeit mit Musik und Tanz gefeiert, dann bleiben die Mädchen auch noch während des ersten Tanzes bekränzt, danach aber kleidet man sich zum Tanze besonders um. „Eine schlechte Hochzeit, wo es keine Stücker Scherben gibt“, sagt man, und es herrschte darum noch bis in die letzten Jahre überall die Sitte, so viel Scherben als möglich zu machen, ja zuweilen ging es so toll her, daß kein Stück auf dem Tische ganz blieb. In letzter Zeit ist man in dieser Beziehung etwas milder und anständiger geworden. In vorgerückter Stunde wird der jungen Frau trotz alles Sträubens der Kranz geraubt und ihr eine Haube aufgesetzt, und der junge Ehemann bekommt einen alten Hut. Die Hochzeit dauert gewöhnlich zwei, selten drei Tage, welche Zeit mit Essen, Trinken, Singen und Tanzen verbracht wird. Jeder Hochzeitsgast erhält am Schluß der Feier noch einen Kuchen als Geschenk mit nach Hause. In Kirchhain war es bis vor etwa vier Jahren noch üblich, daß die Hochzeitsgäste Teller, Messer und Gabeln mitbringen mußten; nach beendigter Hochzeit wurden dann die Teller, gefüllt mit Speisen jeglicher Art, den Gästen zurückgegeben. In Rauschenberg ist dies noch heute gebräuchlich. Bei großen Hochzeiten beträgt die Zahl der Gäste oft Hunderte, und es werden dann zu einem solchen Feste etwa ein Stier, mehrere Kälber, Schweine und Hämmel geschlachtet.

Am Hochzeitstage hat der Pate des Bräutigams und der Braut seine letzte Pflicht zu erfüllen: er überreicht einen Korb, welcher einen großen Kuchen, Kaffee, Zucker und eine Flasche süßen Branntwein enthält, und oben darauf liegt ein [illegible] mit Federn gefülltes Kopfkissen, geschmückt mit einem schönen [illegible] und bunten Bändern.

Ist in einer Familie ein **Todesfall** eingetreten, z. B. der Hausvater gestorben, so bringt man die Uhr zum Stehen, [illegible] das Vieh, das Getreide, Bäume und Blumen und spricht: „Der Herr ist gestorben“. Geschieht dies nicht, dann soll die Uhr nicht mehr genau gehen, Vieh, Getreide, Bäume und Blumen nicht mehr gedeihen. Ist die Hausfrau gestorben, so versäumt man nicht auch die [illegible] zu berühren, da dieselben sonst die Keimkraft verlieren können. Solange der Tote auf dem

Totenbette liegt, muß nachts ein Licht bei ihm brennen. Als Bekleidung erhält der Tote ein Totenhemd und den Abendmahlsanzug. Beim Verfertigen des Hemdes darf kein Knoten geknüpft und kein Namenszug eingenäht werden. Die dem Verstorbenen besonders lieb gewesenen Gegenstände gibt man ihm mit in den Sarg. Verheiratete Personen werden von verheirateten, ledige von ledigen Personen zu Grabe getragen. Ist der Verstorbene ein junger, unverheirateter Mensch, so wird der Sarg reich mit Kränzen geschmückt, und neben dem Sarge schreiten erwachsene Mädchen mit Kränzen einher; diese Mädchen legen während der nächsten vier Wochen ebenfalls Trauer an, auch wenn sie mit der trauernden Familie in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen. Die Särge der Verheirateten bleiben im allgemeinen schmucklos. So lange der Verstorbene noch nicht beerdigt ist, werden im Trauerhause nur die notwendigsten Arbeiten verrichtet. Die Herstellung des Grabes wird von den zum Tragen der Leiche bestimmten oder „angesprochenen“ Personen besorgt; doch besteht in manchen Orten die Sitte, daß die Männer bezw. die Burschen der Reihe nach zu diesem Geschäfte angeheißen werden. Die Träger erhalten für ihre Bemühungen ein weißes Taschentuch, das sie beim Tragen des Sarges um den Griff schlingen. An Kreuzwegen wird der Sarg niedergestellt. Die Leidtragenden folgen dem Sarge nach dem Grade der Verwandtschaft und zwar einzeln, nicht etwa zu zweien, dreien oder vieren nebeneinander, so daß sich also zuweilen eine sehr lange Reihe bildet, in der störende Gespräche nicht geführt werden können. An dem Leichenbegängnis beteiligen sich auch die Frauen, von welchen die mit dem Verstorbenen verwandten mit dem bereits erwähnten Trauermäntelchen bekleidet sind; die Männer tragen den Trauermantel. Alle Personen, welche sich an der Beerdigung beteiligen, sind besonders dazu „angesprochen“, d. h. durch einen von der trauernden Familie bestimmten Mann eingeladen worden. Wer nicht eingeladen ist, nimmt an dem Leichenbegängnis auch nicht teil (Wehrshausen u. a. O.). Nach der Beerdigung findet im Trauerhause das Trauermahl statt, an welchem auch nur die teilnehmen, welche besonders dazu „angesprochen“ worden sind. Das Trauermahl ist an manchen Orten recht einfach, wie z. B. in Ockershausen, wo nur Butter und Käse oder Kaffee und Kuchen verabreicht werden. Wo es in ausgedehnterem Maße veranstaltet wird, besteht es hauptsächlich aus Suppe, (zuweilen auch Hirsebrei), Rindfleisch mit Meerrettig und Schweinebraten mit gedörrtem Obst. Bei Wohlhabenden nimmt das Mahl oft einen solchen Umfang an, daß ein Schwein, ja, sogar ein Stück Rindvieh geschlachtet werden muß, um die Bedürfnisse zu decken. In den meisten Fällen wird jedoch das Fleisch beim Metzger gekauft. Bier und Branntwein bilden die üblichen Getränke bei der Mahlzeit. Ist die Gesellschaft ziemlich groß, dann

werden bei dieser Gelegenheit oft mehrere Fässer Bier vertilgt. Zum Schluß der Mahlzeit wird noch Kaffee mit Kuchen aufgetragen. Daß bei einem solchen Mahle die Trauerstimmung fast gänzlich verschwindet, ist nicht zu verwundern.

In Schweinsberg werden seitens der Trauerfamilie nur der Pfarrer, der Lehrer und die Träger bestellt. Die Verwandten und nahen Bekannten des Verstorbenen versammeln sich nach dem ersten Läuten, dem sog. „Beis Haus Läuten", in dem Trauerhause, ohne eingeladen zu sein, und gehen später mit den Angehörigen wieder im Zuge zum Trauerhause zurück, wo dann ein einfacher Leichenschmaus, bestehend aus Kaffee und Kuchen, stattfindet; auch Branntwein und Zigarren werden angeboten. Die Trauerfeier ist meist auf dem Friedhofe. An manchen Orten begibt sich jedoch die Gemeinde, namentlich bei der Beerdigung eines Wohlhabenden, zum Trauergottesdienst in die Kirche. Vielfach werden dem Geistlichen und dem Lehrer vor Beginn der Feier auf einem Teller je eine Zitrone überreicht. Die sogen. „Singeleichen" sind auch noch hier und da üblich.

Die nächsten Angehörigen des Verstorbenen trauern ein Jahr, wohl auch zwei, wenn der Verlust besonders schmerzlich war, tragen während dieser Zeit einfache schwarze Kleidung, enthalten sich aller Lustbarkeiten und gehen sogar vor Ablauf der ersten vier Wochen nach dem Todesfall nicht zur Kirche. Die Männer tragen gewöhnlich als Zeichen der Trauer unter dem umgelegten Hemdkragen ein schwarzes Halstuch, das vorn als Knoten sichtbar ist.

3. Hausbau, Erntefest, Kirmes, Schlachtefest, Spinnstube, Handel, Dienstwechsel, Musterung.

Das **Aufrichten eines neuen Hauses** wird das „Bauheben" genannt und ist für den ganzen Ort, für alt und jung, ein Fest. Zur Mithilfe bei der Arbeit wie auch zum nachfolgenden Mahl erfolgen besondere Einladungen an die Bewohner des Ortes, auch Freunde und Verwandte in den benachbarten Orten werden dabei nicht vergessen. Die Eingeladenen bringen Geldgeschenke, Kaffee, Branntwein, Milch, Eier, Schinken, Wurst und Butter mit, oft so viel, daß die Hausfrau des Bauherrn noch davon verkaufen kann. Während die Männer mit der mühsamen Arbeit des Aufrichtens beschäftigt sind, sitzen die Mädchen im Garten und winden einen Kranz. Nachdem derselbe reich mit Blumen, Eierschalen und Tüchern geschmückt ist, tragen sie ihn unter Vorannarsch einiger Musikanten singend und jauchzend durchs Dorf. Wieder zurückgekehrt, umschreiten sie dreimal den inzwischen fertig

gewordenen Bau, und an der Giebelspitze wird nun ein Kranz oder ein Tännchen befestigt (Wollmar). Darauf singen die Versammelten gewöhnlich „Nun danket alle Gott“ oder „Lobe den Herren,“ nun folgt der Zimmermannsspruch, und nachdem abermals ein Lied geistlichen oder auch weltlichen Inhaltes gesungen worden ist, versammelt man sich zum fröhlichen Richteschmaus.

Etwas Eigenartiges findet sich noch bei dieser Feier in Wehrshausen u. a. O. bei Marburg. Hat der Zimmermeister den mit Bändern geschmückten Busch an der Giebelspitze befestigt, dann läßt er von oben einen Strick herunter, dessen Ende er in der Hand behält. Am freien Ende befestigt



Oberhessische Hofanlage.
Nach Zeichnung von O. Ubbelohde zu „Traudt, Leute vom Burgwald“.

man unten einen Kranz. Darauf ruft der Meister: „Ihr Mädchen und Jungfrauen, was bringt Ihr mit?“ Mädchen: „Einen schönen Blumenkranz.“ Meister: „Dieser Kranz ist recht schön geschmückt, aber im Gewicht noch gar zu leicht.“ Dabei hebt er ihn ein wenig in die Höhe und läßt ihn wieder herunter. Die letzten Worte enthalten eine versteckte Aufforderung an den Bauherrn. Dieser tritt nun hinzu und befestigt mit einem Zipfel ein neues Taschentuch an den Kranz, und in einen der frei bleibenden Zipfel bindet er noch für den Meister ein Geldgeschenk. Darauf hebt der Meister den Kranz in die Höhe, läßt ihn aber bald wieder mit den Worten hinab: „Dieser Kranz ist noch nicht zu schwer, aber etwas hat man's doch gespürt.“ Jetzt bindet die Frau des Bauherrn ihre Gabe in den zweiten der noch leeren Zipfel und in den dritten schließlich der älteste Sohn oder die älteste Tochter. Nun kommen die Gesellen an die Reihe; soviel ihrer

am Bau beschäftigt waren, soviel Taschentücher werden an den Kranz gebunden. Immer wieder läßt der Meister den Kranz sich auf- und abbewegen, bis sämtliche Zipfel der Taschentücher mit Geld gespickt sind und alle anwesenden Gäste Gelegenheit gehabt, ihre Gabe an den Mann zu bringen. Das Auf- und Abbewegen wird stets mit entsprechenden Worten begleitet, bis der Meister endlich spricht: „Jetzt hat der Kranz sein Gleichgewicht; ich ziehe ihn herauf, wo er gestanden hat noch nicht. Ich rufe meinen besten Dank aus für das bekränzte neue Haus." Der Meister und die Gesellen nehmen nun ihre Gaben ab, und der Kranz wird oben am Hause befestigt. Darauf spricht der Meister den Zimmermannsspruch: „Das neue Haus ist aufgericht't," dessen Schluß folgendermaßen lautet:

„— und nimmt mit stiller Zuversicht,
indes hier jeder Amen spricht,
nach alter Sitte wohlbekannt,
den vollen Becher in die Hand.
Und wer so glaubensvoll ihn leert,
der wird gewiß von Gott erhört."

Nun wirft der Meister eine mit Branntwein gefüllte Flasche den Bau hinunter. Andere Trinksprüche werden teils noch auf dem Bau, teils während des Essens ausgebracht, wie z. B. die folgenden:

„Dem Bauherrn Segen, Heil und Glück,
nie treffe ihn ein Mißgeschick.
Er lebe hoch nebst Frau und Kind
und alle, die verwandt ihm sind."

„Dem Meister, welcher zum Bedarf
des Baues uns den Riß entwarf:
ihm, der die Leitung brav gemacht,
sei auch ein Lebehoch gebracht."

„Es leben alle hochbeglückt,
die gütig uns're Kron' geschmückt."

„Hoch lebe jeder immerdar,
der bei dem Bau mit tätig war."

„Ein Lebehoch nach Sitt' und Brauch
dem ganzen Zimmerhandwerk auch."

Dem Bauherrn:
„Ich wünsche dir ein fettes Rind,
der Baufrau noch ein kleines Kind."

„Hab' ich meine Rede nicht recht gesprochen,
dann gebt mir das Fleisch, behalt't Ihr die Knochen."

„Ich bitt' Euch, Ihr wollet nicht lachen,
wenn ich meine Rede nicht recht sollt' machen.
Als ich gestern abend wollte studieren,
da tat mich eine schöne Jungfrau vexieren;
sie winkte mir aus ihrem Fenster heraus,
gleich lief ich hinüber in ihr Haus.
Da hab' ich bei ihr die ganze Nacht gesessen
und habe mein Studieren ganz vergessen.
Wir haben heut durch Gottes Güt' und Macht
diesen Bau aufs beste zustande gebracht.
Wir zimmerten ihn aus rohem Holze gar
in diesem gesegneten Arbeitsjahr.
Er ist gut versehen mit Schwellen und Pfosten,
tat er uns auch viele Mühe kosten.

Drum frag' ich den Bauherrn mit freiem Mut,
wie ihm dies Gebäude gefallen tut?"

Bauherr: „Gut!"

„Auch dem Meister und den Gesellen gefällt es gar wohl;
sie haben keine Müh' gespart,
deshalb ist alles gar wohl verwahrt.
An diesem Bau, wie jeder sieht,
fehlt weder Nagel, noch ein Niet.
Er ist verfertigt und aufgestellt,
daß er jedermann wohlgefällt.
Wer Überzeugung liebt, kann seh'n,
wie fest hier alle Wände steh'n.
Deshalb stimmt alle, groß und klein,
mit mir in diesen Segen ein:
‚Herr Gott, du Schöpfer aller Ding,
dem nichts zu groß, nichts zu gering,
beschütze diesen Bau in Gnaden,
bewahre ihn vor allem Schaden,
vor Feuer und vor Ungewitter,
daß er nicht falle ganz darnieder.
O segne reichlich dieses Haus
und alle, die gehn ein und aus.'

Ich trink zum Schluß mit fester Hand
ein Hoch auf unser Vaterland."

Ein Spruch humoristischen Inhalts, der sich weniger auf den Bau und das Handwerk bezieht, lautet:

„Als ich reiste durch das Land Österreich,
da macht' ich sieben Meister reich,
der erste ist verdorben, der zweite ist gestorben,
der dritte liegt im Hospital,
der vierte hat nichts überall.
Der fünfte ist an den Pranger gestellt,
der sechste reiste durch alle Welt,
der siebte tat alles versaufen,
drum bin ich ihm davon gelaufen."

Ein Zimmermannsspruch aus dem Bezirk Vöhl lautet:

1. Zu meinem Dienst und Gruß, geehrte Herren und sämtliche Leute, die unter mir stehn und sehen an heute diesen Bau, den wir gemacht und, Gott sei Dank, glücklich zu Ende gebracht. Vivat, ihr Musikanten, spielt.

2. Das ganze Weltall ist ein Haus. Gott hat's gebaut, der hoch herab, jahrein, jahraus vom Himmel auf uns schaut und jedem, wie ihr glauben könnt, von Herzen gern sein Obdach gönnt. Vivat, ihr Musikanten, spielt.

3. Drum hat der allerhöchste Gott den Menschen hier auf Erden soviel Verstand verlieh'n, daß jeder ein Zimmermann kann werden. Ein Zimmermann hat viel Verstand, das ist der ganzen Welt bekannt. Vivat, ihr Musikanten, spielt.

4. Schaut mir an diesen Bau! Heran! das werdet ihr gleich sehen, was doch ein Zimmermeister kann von dem, was hier geschehn. Wie schön steht dieser Bau, dem man, vor kurzer Zeit gebaut, es noch nicht ansah. Vivat, ihr Musikanten, spielt.

5. Allhier bin ich heraufgestiegen und geschritten. Hätte ich ein Pferd gehabt, so wäre ich hinauf geritten. Dieweil ich nicht hatte einen Esel und Pferd, so ist's auch nicht viel segenswert. Vivat, ihr Musikanten, spielt.

6. Meine Leute, ich möchte bitten, ihr möchtet nicht lachen, so ich meine Sache nicht recht tu machen; denn gestern Abend, da ich wollte studieren, da kamen schöne Mädchen und taten mich vexieren. Da ließ ich mein Studieren sein und ging mit ihr in die Kammer hinein, wo ich die ganze Nacht gesessen. Vivat, ihr Musikanten, spielt.

7. Dieser Bau ist versehen mit Schwellen, Riegeln und Pfosten, das wird dem Bauherrn ein gut Trinkgeld kosten. Bauherr, Ich frage Ihnen aus freiem und frischem Mut, wie Ihnen der Bau gefallen tut? Bauherr: Gut! Vivat, ihr Musikanten, spielt.

8. Nun ziehen wir diesen Kranz hinauf und stellen ihn auf diese Spitze, daß alle Glöcklein drüber klingen und alle Vöglein drüber singen. Der Segen Gottes walt' darauf. Vivat, ihr Musikanten, spielt!

An manchen Orten, wie im Bezirk Vöhl (Dorfitter), wird bis heute noch ein **Erntefest** gefeiert. Beim Einbringen der letzten Frucht wird der Erntewagen mit Blumen und allerlei Früchten geschmückt. Gleichen Schmuck tragen die Arbeiter, der Fuhrmann und die Pferde. Die Arbeiter sitzen auf dem bekränzten Wagen und ziehen singend ein. Einer der Arbeiter trägt an einer „Schüttelgabel" (Gerät zum Wenden der Frucht) einen Kranz, welcher aus Feldblumen und Früchten aller Art gewunden ist. Vor dem Herrenhause angekommen, trägt ein Arbeiter folgendes Gedicht vor:

„Wir kommen hierher gefahren
mit Pferden (Ochsen, Kühen) und dem Wagen.
Da haben wir uns kurz bedacht
und auch einen Kranz mitgebracht.
Wir haben ihn nicht köstlich können machen,
Sie dürfen unserer auch nicht lachen.
Rosen und Tuplonen (Tulpen) konnten wir nicht bekommen,
da haben wir Gras und Wiesenblumen dazu genommen.
Vivat! Ihr Musikanten spielt!
So manche Kornahr (Kornähre),
so manch fruchtbar Jahr;
so manche Weizenspier (Ähre),
so manche Kanne Bier;
so mancher Hoppenkopp (Hopfenkopf),
so manch Glas Bier unter unsern Tropp (Trupp);
so mancher Appel (Apfel),
so manchmal vor den Zappen (Zapfen)!
Unser Herr wird uns schenken einen schneeweiß gedeckten Tisch;
auf die vier Ecken einen gebratenen Fisch.
In der Mitte eine Kanne Wein,
da wollen wir fein lustig sein.
Vivat! Ihr Musikanten spielt! (Folgt jedesmal ein Tusch, wenn Musikanten zur Stelle sind.)

Nach dem Schmause folgt dann Tanz, bei dessen erstem Reigen der Hausherr mit der Großmagd und die Hausfrau mit dem Großknecht tanzt. Das Erntefest wird im Volksmunde auch Erntehahn genannt, vielleicht, weil der Hahn das Sinnbild der Wachsamkeit und des Fleißes ist, welche Eigenschaften die Arbeiter zieren müssen, besonders in früherer Zeit, wo noch alle Frucht mit der Sichel geschnitten wurde und man schon mit dem ersten Hahnenschrei hinauszog.

An die Stelle des Erntefestes ist sonst jetzt allgemein eine im Herbste gefeierte **Kirmes** getreten. Auch in Oberhessen dauerte sie früher vom Donnerstag bis zum Montagmorgen; jetzt wird jedoch für länger als zwei Tage nicht mehr die Erlaubnis gegeben. Als Kirmestage werden Sonntag und Montag oder auch Sonnabend und Sonntag gewählt. An manchen Orten werden etliche Wochen vor der Kirmes die Mädchen versteigert (Wollmar). Für ein ansehnliches, reiches Mädchen, nach dem vielleicht mehrere Burschen die Augen werfen, werden wohl fünf und auch noch mehr Mark gegeben. Der Meistbietende hat dann das Recht und auch die Pflicht, mit der Ersteigerten den ersten Reigen zu tanzen. Verwandte und Bekannte werden etwa acht Tage vor der Kirmes zu dem Feste eingeladen. Um während der Kirmes die Kleider wechseln und den Kleiderreichtum zeigen zu können, bringen die eingeladenen Mädchen einen Kissenüberzug voll Kleidungsstücke mit. Damit man den Gästen gehörig aufwarten kann, backt man viele Kuchen, schlachtet ein Schwein und sorgt überhaupt für alle Bedürfnisse in reichstem Maße. Zur Abhaltung der Kirmes wird noch an manchen Orten ein „Kirmeshaus" gemietet; es ist dies gewöhnlich ein Wirtshaus, doch wird auch zuweilen ein anderes Haus gewählt, dessen Bewohner dann genötigt sind, das Haus zu verlassen, um der Kirmesgesellschaft alle Zimmer einzuräumen. Als Leiter des Festes wird (Wehrshausen u. a. O.) ein „Kirmesbursche" gewählt. Auf dem Hute das Kirmestuch, in der Rechten die Schnapsflasche und in der Linken die „Kirmeslose", so schreitet er stolz vor den Musikanten her zum Kirmeshaus. Hier eröffnet er den Reigen und sorgt dann weiterhin für die nötige Ordnung beim Tanze. Gleichzeitig aber ist er eifrig bemüht, seine Lose zu verkaufen. Doch wozu geschieht dies? Im Vorgefühl der Freude haben die Burschen schon lange vorher auf dieses Fest gezecht und stehen jetzt beim Wirte hoch in der Kreide. Der Kirmesbursch muß nun auf diese Weise dafür sorgen, daß die Schuld gedeckt werde. Auf der Gewinnliste steht als höchster Gewinn das „Kirmestuch". Die Verlosung findet am Sonntag nach der Kirmes, bei der sogen. Nachkirmes, statt, und der glückliche Gewinner des Tuches muß die Kirmesgesellschaft zu einem Schmause einladen. Im Kirmeshause geht es während der Kirmes oft recht toll her. Leute, die sonst ganz ruhig dahinleben, geraten in ausgelassene Fröhlichkeit. Sind die Naturen erhitzt, dann kann ein übel angebrachtes Wort, ein Stoß und dergleichen Neckereien auch zu einer Schlägerei führen. Die Burschen raufen sich um ein schönes, reiches Mädchen, doch nicht mit Säbel und Pistolen, sondern mit Knüppeln, Gläsern und wohl auch Messern. Beim Engagieren der Tanzmädchen werden keine großen Komplimente gemacht. Der Tänzer geht auf ein Mädchen zu, winkt mit der Hand, in der er das mit Schweiß durchtränkte

Taschentuch hält, und die Tänzerin kommt freudig herbei. Ab und zu stößt der Tänzer mit seinen Füßen nach dem Takte der Musik auf den Tanzboden, daß es weithin schallt. Dieses Aufstoßen, bei dem auch ein freudiges „Juch“ erklingt, nennt man „Statzen“. Zuweilen kommen außer den gewöhnlichen Tänzen, wie Walzer, Schottisch, Polka ꝛc., noch solche von ganz besonderer Art vor. Einer von diesen wird nach dem Rhythmus der Worte getanzt: „Häi, du mein Meckelche, hean un vorn e Beckelche, hit dich, wohr dich, dreh dich dreimol rom.“ Dabei werden entsprechende Zeichen mit den Händen gemacht; das Mädchen dreht sich dreimal herum, und der Tanz geht in seiner Weise weiter. Ein anderer Tanz wird (in Wehrshausen) die „Kaldersche Mistfahrt“ genannt, bei dem es in tollen Sprüngen durch die ganze Tanzstube geht. Am zweiten Kirmestag ziehen die Musikanten mit der männlichen Jugend vormittags von Haus zu Haus und bringen jeder Familie ein Ständchen; dabei wird bei dem Bürgermeister der Anfang gemacht. Diese Ständchen bringen den Musikanten noch ein schönes Stück Geld ein, da man sie nirgends leer abziehen läßt. Am Tage nach beendigter Kirmes wird das Begräbnis derselben gefeiert, wobei allerlei Scherz getrieben wird: der eine kommt in einem alten Cylinder, ein anderer trägt Hacke und Schippe, ein dritter spricht die Leute zum Begräbnis an ꝛc. Jedem Kirmesgast gibt man einen Kuchen mit nach Hause.

Mehr in ihrer ehemaligen Art wird noch die Kirmes in Dorfitter gefeiert. Das Kirmeshaus wird hier für 3—8 Tage gemietet. Die Burschen gehen von Haus zu Haus, und jeder Hausbesitzer zeichnet nach Vermögen freiwillige Gaben, welche in Geld, Frucht, Eiern ꝛc. bestehen. Die gezeichneten Gaben werden eingesammelt und verkauft, und der Erlös dient zur Bestreitung der Unkosten und auch zum Ankauf von „Kringeln“, Bier, Schnaps und Zucker, sowie auch zu Verlosungsgegenständen, wie Tüchern, (Großer Kringel) ꝛc. Die Kirmesteilnehmer haben alle Getränke frei. Die Lose werden zu 20 oder 30 Pfg. ausgegeben. Die glücklichen Gewinner des Tuches oder des Kringels müssen einen Schmaus herrichten, an welchem sich die ganze Kirmesgesellschaft beteiligen darf. Mit den Gewinnen wird durch den ganzen Ort und zum Hause der Gewinner ein Umzug veranstaltet, wobei die Musikanten aufspielen und ein Spaßmacher voraus seine tollen Späße macht. Acht Tage nach Beendigung der Kirmes wird Abrechnung gehalten und die Kirmes begraben, zu welchem Zweck die sich wieder einfindende Kirmesgesellschaft einen Umzug durch den Ort veranstaltet. Ein Hering wird an einer langen, schweren Kette vorausgeschleift und dann mit einem Schnapsgläschen unter Musikbegleitung und einer humoristischen Ansprache begraben.

Besonders muß erwähnt werden, daß auch in dem Städtchen Schweins-

berg noch Kirmes gefeiert wird. Die hier ansässigen Freiherrn Schenk von Schweinsberg statten der Kirmes regelmäßig einen Besuch ab, wobei die Edelfräulein einen Tanz mit den Burschen nicht verschmähen. In Schweinsberg und Umgegend findet die Kirmes jetzt wohl ausnahmslos in einem Wirtshause statt. Drei bis vier Kirmesburschen bereiten die Feier vor und bestellen und bezahlen die Musik. Hier hat jeder Kirmesbursch ein Kirmestuch, das aber nicht verlost, sondern „ausgetanzt" wird und zwar von den Kirmesburschen selbst oder von solchen, die das Tuch vorher in entsprechender Weise bezahlt haben. Bei dem Austanzen der Tücher hängt der Tänzer seiner Tänzerin das Tuch um, das dann später in deren Besitz übergeht. Wie erlangen nun die Kirmesburschen für die Musik das nötige Geld? Es geschieht dies auf die Weise, daß sie 1) ein Tanzgeld erheben, 2) die Beträge für die am Morgen des zweiten Kirmestages den Bewohnern des Ortes gebrachten Ständchen entgegennehmen und 3) den Kirmesgästen „zutrinken", zu welchem Zwecke sie eine große, bauchige Schnapsflasche herumreichen. Ein jeder, dem diese Ehre zuteil wird, gibt nun, ob er getrunken hat oder nicht, ein Geldgeschenk, und da die Burschen es an diesem Zutrinken nicht fehlen lassen, so fließt mancher Nickel in ihre Tasche, so daß sie nicht nur die Musik, die Tücher, den gekauften Branntwein und etwaige Wirtshausschulden bezahlen können, sondern wohl noch ein Sümmchen erübrigen. Da die Musikanten jedoch sehr gegen diesen Brauch sind, ist er an manchen Orten schon abgeschafft worden. Beim Begräbnis der Kirmes wird ein Umzug mit Strohbären in abenteuerlicher Verkleidung veranstaltet; die Musik spielt schauerliche Weisen; eine trüb brennende, alte Laterne wird mitgeführt, schließlich in das Kirmesgrab geworfen, und damit hat die Herrlichkeit ihr Ende erreicht. Sogenannte „Proben" und „Nachkirmessen" finden hier nicht mehr statt. Da für Ordnung beim Tanzen vielfach nicht Sorge getragen wird, so ist bei den überfüllten Sälen meist ein regelrechtes Tanzen nicht möglich. Ein hier üblicher Tanz, der aber nur von geübten Tänzern schön ausgeführt werden kann, ist der sogen. „Zweitritt".

Die **Schlachtefeste** werden in der Weise gefeiert, daß Verwandte und gute Freunde abends zum Schlachtefest, zur Wurstsuppe oder zum Schlachtekohl eingeladen werden. Bei einem solchen Essen ist die gewöhnliche Reihenfolge der Gerichte folgende: 1) Brotsuppe (Wurstsuppe mit Brotschnitten), 2) Schweinefleisch mit Sauerkraut und Erbsenbrei, 3) verschiedene Wurstsorten und gedörrtes Obst. Löffel und Gabel werden dem Teller beigelegt, für ein Messer muß jedoch an vielen Orten jeder Gast noch selbst sorgen. Die Kinder der Freunde und Verwandten werden mit kleinen Würstchen bedacht. Daß während des Essens das Schnapsgläschen häufig die Runde macht, ist selbstverständlich. Die Hausfrau weiß, daß sie nicht nur für die

geladenen Gäste zu kochen hat, sondern auch noch für ungeladene, die in vermummter Gestalt erscheinen, allerlei Scherz treiben, dann aber mit den inzwischen gefüllten Schüsseln schleunigst wieder von dannen ziehen.

Die **Spinnstube** hat auch in Oberhessen nicht mehr die ehemalige Bedeutung, da das Spinnen jetzt nur noch eine untergeordnete Rolle darin spielt. Mädchen bestimmter Altersklassen oder gleichen Standes kommen an den langen Winterabenden (außer Sonnabends) der Reihe nach in den Häusern der Angehörigen zusammen und spinnen, nähen, stricken oder flicken. Der Flachs oder die Hede wird durch ein reichverziertes Band am Rocken festgehalten. Zu den Mädchen gesellen sich die gleichalterigen Burschen, und unter Gesang und dem Erzählen von Geschichten fließen die Abendstunden rasch dahin. Bricht einem Mädchen beim Spinnen der Faden, so ist ein Bursch rasch zur Hand und nimmt den Rocken fort, der dann nur durch einen Kuß seitens des Mädchens wieder eingelöst werden kann. Zuweilen kommen Burschen benachbarter Orte zu Besuch, und es entwickelt sich dann gewöhnlich nicht nur ein Tänzchen, sondern auch zuweilen eine tüchtige Zecherei. Um Lichtmeß wird die sogen. „lange Nacht" gefeiert. Die Mädchen bringen Mehl, Eier, Zucker und Kaffee mit, backen Kuchen und brauen Kaffee. Die Burschen sorgen für die übrigen Getränke und bestellen die Musikanten, doch wird auch häufig nur nach den Klängen einer Ziehharmonika getanzt. In Schweinsberg dauert diese Festzeit, die bei jedem der Mädchen gefeiert wird, so viele Tage, als Mädchen zu der Spinnstubengesellschaft gehören. Am letzten Spinnabend wird unter Tanz und Schmaus der „Scheideabend" oder der „Abschied" gefeiert und das „Licht vertrunken".

In Schweinsberg wird der „Scheideabend" am 2. Weihnachtstage gefeiert. In Betziesdorf werden die scheidenden Mägde „ausgeplatzt", nicht nur, um denselben unter Peitschenknall das Geleite zu geben, sondern auch, um sie für ihren Fortgang aus ihrer Stellung zu verhöhnen, und mancher Peitschenhieb bleibt für die Empfängerin eine schmerzliche Erinnerung.

Nach Abschluß eines **Handels** wird der sogen. „Weinkauf" getrunken, dessen Kosten vom Käufer und Verkäufer gemeinschaftlich getragen werden. Als „Trinkgeld" oder „Futtergeld" für die Magd oder den Knecht bestehen für den Käufer bestimmte Taxen: für ein Saugschweinchen zahlt er 10 Pfg., für ein Kalb 20 Pfg., für größeres Vieh 1—3 Mark. Ein Kalb wird stets rückwärts aus dem Stalle gebracht, damit die Kuh nicht jammert. Beim Verkauf von Vieh gibt man dem Käufer ein Stück „Wöhnbrot" mit, damit sich das Tier leichter an die neue Heimat gewöhne.

Knechte und Mägde wechseln ihren Dienst in manchen Orten (Bezirk Böhl) am 11. November (Martini), an andern am dritten Weihnachtstag.



Oberhessischer Bauer im Kittel.



Gewirkte „Strumpfbetzel“ früher in Oberhessen getragen. (Wird jetzt nicht mehr angefertigt.)





Formen von „Betzeln“, wie sie in Oberhessen getragen werden.

Vor dem Ausgang aus dem Dienst hat der Knecht den Hof und die Ställe in Ordnung zu bringen und die Magd alles Geräte blank zu scheuern. Vor Eintritt in den neuen Dienst bleiben Knechte und Mägde 2—4 Tage im Elternhause, um ihre Kleidungsstücke ausbessern zu können. Der Knecht wird dann von seinen Kameraden mit Peitschenknall in sein neues Diensthaus begleitet, wo sie alle mit Speise und Trank bewirtet werden. Die Mägde werden von ihren Freundinnen mit Gesang in ihre neue Stellung gebracht.

Bei den **Musterungen** ziehen die betreffenden Burschen in Schweinsberg am Abend vorher in geschlossenem Zuge durch die Stadt und singen Lieder, in denen sie von Vater und Mutter, Bruder und Schwester, den Kameraden und dem Liebchen Abschied nehmen. Dasselbe geschieht auch am Morgen der Musterung. Die „gezogenen" Burschen bestecken ihren Hut ringsum mit buntbebänderten Sträußen, welche die nicht gezogenen kaufen und bezahlen; letztere tragen nur ein Sträußchen. Vor dem Antreten des Heimweges kaufen die Burschen große Mengen Bretzeln, welche sie unter Bekannte, Verwandte und die Schuljugend verteilen, die ihnen oft stundenweit entgegengeht. An einem der Sträuße der gezogenen Burschen befindet sich ein Schildchen, das die Truppenabteilung angibt, bei welcher der Bursch dienen muß.

4. Die Feste des Kirchenjahres.

Wenn das Weihnachtsfest naht, dann geht **Nikolaus** an seinem Tage, dem 6. Dezember (Nickelsabend), umher und erkundigt sich, ob die Kinder artig und fleißig gewesen sind. Zitternd vor Angst singen und beten die Kleinen, sagen ihre Wünsche an das Christkind und erhalten dann, je nachdem ihr Verhalten gewesen, Hasen, Äpfel, Nüsse, Zwetschen oder eine Rute.

Am **Weihnachtsabend** kommt das „Christkindchen" und spendet in gleicher Weise, wie vordem Nikolaus. Der Christbaum fehlt hier wohl nur in wenigen Familien, und während er im Lichte erstrahlt, finden die Bescherungen statt. Auch in den Kirchen wird an den meisten Orten ein Weihnachtsbaum angezündet. Auf den Dörfern, wo man früher keine Lichtchen bekommen konnte, befestigte man Nußschalen auf den Zweigen des Bäumchens, legte ein Stückchen Docht („Wocken") in dieselben, goß etwas Sparöl hinein, und so hatte man eine kleine Lampe. Der einzige Schmuck des Bäumchens bestand dann nur in Äpfeln, Nüssen und gebackenen Hasen; solche Hasen werden jetzt noch einige Wochen vor Weihnachten regelmäßig von den Bäckern gebacken und bis Weihnachten feilgehalten. Aber das Christkind kommt nicht nur in schreckhafter Gestalt oder heimlich zum Fenster

herein, um seine Gaben darzubringen, sondern erscheint auch, wie in Wollmar und Umgegend, in lieblichster Gestalt. Hier wird ein 10—12 jähriges Mädchen besonders dazu angekleidet, vornehmlich weiß; man schmückt es mit Bändern und einem Kranze und verhüllt das Gesicht durch einen Schleier. Während dieser Zeit sitzen die lieben Kleinen in freudiger Erwartung bei der Großmutter und sagen ihre Gebetchen noch einmal her. Jetzt ertönt ein helles Glöcklein, und herein tritt das Christkind, in der rechten Hand ein schön hergerichtetes Weihnachtsbäumchen, in der linken Hand eine Rute; ein begleitendes Mädchen trägt einen Korb mit Geschenken. Wie ruhen jetzt die Blicke der Kinder bald auf dem schönen Bäumchen, bald auf dem Christkinde, bald auf dem gefüllten Korbe und auf der Rute. Nunmehr nähert sich das Christkind einem jeden mit der freundlichen Aufforderung: „Bet' einmal!“ Und es ist zum Bewundern, wie die Kleinen in Ehrfurcht vor dem lieben Christkinde ihr Gebetchen mit heiliger Andacht sprechen. Ein reiches Geschenk ist darum auch ihr Lohn. Wozu aber die furchtverbreitende Rute? Das Christkind nähert sich jetzt einem etwa 9 jährigen Buben mit derselben Bitte. Anstatt ihr aber nachzukommen wie seine jüngeren Geschwister, schweigt er, und ein Lächeln fließt über sein Gesicht. Wie? dem Christkinde nicht gehorchen? Er muß die Rute fühlen, die das Christkind für solche Kinder führt, die nicht fromm und folgsam sind, auch wohl für Erwachsene, und gar manche ergötzliche Scene spielt sich nun ab. Nachdem noch einige Weihnachtslieder gesungen sind, scheidet das Christkind mit einem „Gute Nacht! Auf Wiedersehn im nächsten Jahre!“ Und mit dankendem Blicke schauen die Kinder ihm nach.

Am dritten Weihnachtstage wechseln in den meisten Orten der Marburger Gegend Knechte und Mägde ihren Dienst. In manchen Gemeinden, wie in Dilschhausen, ist das Gesinde frei bis zum 6. Januar (Heilige 3 Könige); bis dahin darf es für sich arbeiten und besorgt höchstens das Füttern beim Dienstherrn. Die Mägde bessern ihre Garderobe aus, und die Knechte rauchen die Pfeife und besuchen ab und zu das Wirtshaus. (Siehe oben!)

Die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr (zwischen den Jahren) werden bei Marburg die Laustage genannt. Während dieser Tage muß das Spinnrad ruhen, sonst verwirrt Frau Holle den Flachs; auch darf an diesen Tagen nicht gedroschen werden, da sonst die Lämmer zu Narren werden.

In Schweinsberg gehen „zwischen den Jahren“ die Kinder mit ihren Eltern oder erwachsenen Geschwistern abends zum Würfeln. Früher hatten nur die Bäcker das Sonderrecht des Auswürfelns, und hierbei setzten sie das etwa noch übrig gebliebene Weihnachtsgebäck, sowie Honigkuchen — eine

weit bekannte Schweinsberger Spezialität — und Neujahrswecke ab. Dies Auswürfeln findet an jedem Abend in der angegebenen Zeit statt. Seit nun in den letzten Jahren auch sämtlichen Wirten und Kaufleuten das Auswürfeln von Porzellan erlaubt worden ist, hat dieser zweckmäßige und schöne Brauch von seiner ursprünglichen Bedeutung und auch Poesie viel eingebüßt.

In der **Neujahrsnacht** werden an den meisten Orten nach dem letzten Schlage der zwölften Stunde die Glocken geläutet. Dann geht der Nachtwächter von Haus zu Haus, macht sich an der Tür durch Pochen bemerkbar und bringt seinen Glückwunsch in den Worten dar: „Ich wünsche dem N. und seiner Frau und seinen Kindern ein glückseliges neues Jahr, Friede, Gesundheit, langes Leben und die ewige Glückseligkeit.“ Am nächsten Morgen besucht er die Familien wieder, und nun erhält er für seinen Glückwunsch eine Belohnung, welche gewöhnlich in barem Gelde besteht.

In Dorfitter ziehen auch die Burschen in der Neujahrsnacht von Haus zu Haus, singen das Lied: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren“ und gratulieren mit den Worten:

„Wir wünschen dem (folgt der Name des Hausbesitzers und Familie)
ein glückselig neues Jahr,
so mancher Stern am Himmel klar;
so manche frohe Stund',
als Sand am Meeresgrund;
so viel Segen,
als Tropfen im Regen.
Das wünschen wir zu dieser Stund',
bis daß die Rose wiegt ein Pfund,
das Violenblatt ein Quentelein;
damit werd't ihr zufrieden sein.“

Der Nachtwächter von Röddenau spricht statt dieser letzten Zeile folgenden Schluß: „Ich wünsche Euch nach dieser Zeit die ew'ge Freud' und Seligkeit. Ich wünsch' es Euch, und der liebe Herrgott geb' es Euch.“

Darauf wird gesungen:

„Das wünschen wir zum neuen Jahr immerdar.
Gott wird's machen in Gnaden wahr.
Er wird euch nach diesem Leben
die ew'ge Freud' und Seligkeit im Himmel geben.“
Rufe: „Prosit Neujahr!“

In Schweinsberg findet das Anläuten des neuen Jahres nicht statt. Hier begibt sich die Gemeinde um Mitternacht auf den Pfarrhof und singt, sobald es zwölf geschlagen und der Nachtwächter geblasen hat, zwei Strophen des Liedes: „Das alte Jahr verflossen ist.“ Alsdann läßt sie von einem

der Anwesenden durch eine Ansprache oder durch obigen gereimten Neujahrsspruch dem Pfarrer ihre Glückwünsche darbringen, worauf dieser unter dem Scheine der Weihnachtskerzen des Christbaumes, der von der Christvesper hierher gebracht worden, mit kurzen Worten seinen Gegengruß und -Wunsch ausspricht.

Die Beglückwünschten geben dankend ein Geldgeschenk.

Die Kinder erhalten von ihren Paten zu Neujahr eine besondere Gabe, bestehend aus einem „Kringel" oder einer „Brezel," welche auf dem Neujahrsmarkt in Marburg gekauft werden können, und ferner einem Kleidungsstück (Mütze, Tuch, Schürze etc.). Zum letzten Mal erhält das Patenkind als „Abstand" ein größeres Geldgeschenk und auch ein größeres Kleidungsstück, etwa eine Hose, einen Hut oder ein Kleid, und an Stelle der Brezel bekommt der Knabe eine gebackene Jungfer und das Mädchen einen gebackenen Jüngling. Bei Beginn des neuen Jahres (um 12 Uhr) oder am folgenden Tage bringt man sich gegenseitig Glückwünsche dar. Die vor etwa einem Jahrzehnt aufgekommene Sitte, sich gegenseitig Ulkkarten zuzuschicken, ist wieder im Abnehmen begriffen. Hier und da haben sich Vereine gebildet, welche dahin wirken, das zum Kauf der Karten etwa verwandte Geld zu wohltätigen Zwecken zu verwenden.[1])

Am Neujahrsmorgen umbindet man die Obstbäume mit einem Strohkranz, wobei man die Worte spricht: „Ich bringe Dir das neue Jahr; bring' mir eins für das andere Jahr." Das Vieh erhält an diesem Tage eine besonders gute Futtergabe. Die Hühner werden innerhalb einer zu einem Kreise zusammengelegten Kette gefüttert, damit sie ihre Eier nicht über die Grenzen des Gehöfts tragen.

Wer am Neujahrstage ein neues Hemd anzieht, hofft das ganze Jahr hindurch vor Erkältung bewahrt zu bleiben.

Das sogenannte Alte Neujahr (Tag der heiligen drei Könige) wird gefeiert, indem nicht gearbeitet wird und man sich einen fröhlichen Tag macht. Früher gingen an diesem Tage arme Frauen maskiert umher und sangen den Vers:

„Wir sind die heiligen drei Könige aus dem Morgenland;
uns hat die Sonne schwarz gebrannt.
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
der Himmel und Erde erschaffen hat."

Die beim Vortrage solcher Lieder allgemein übliche Orgel wurde dabei durch ein dem Spinnrad ähnliches Rad vertreten, welches durch eine Kurbel gedreht wurde.

1) Auch in Cassel und anderen Orten üblich.

Zu **Fastnacht** herrscht auch hier überall ein fröhliches Treiben. Man backt Kuchen und vor allem Kreppeln, und fast in allen Familien gibt es zum Frühstück Speck und Wurst und mittags Schweinefleisch und Sauerkraut. Auch die Schulkinder bekommen an diesem Tage Wurst oder ein Stück Speck mit zur Schule. Mit Getränken wird auch nicht gegeizt. Arme Schulkinder, auch verkleidete erwachsene Arme, ziehen von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, um die Speckstücke (Fastnachtsgrieben) einzusammeln, welche an hölzerne Spieße, die über dem Griffe ein Querholz haben, gesteckt werden. Wohl selten läßt ein Bauer einen Armen leer abziehen, da dies für sündhaften Geiz gehalten wird. An vielen Orten gehen die Armen auch schon am „Bratentag", Freitag vor Aschermittwoch, hinaus und sammeln Mehl, Brot, Geld, Fleisch, Schmalz, Erbsen u. s. w. Für die Jugend ist Fastnacht ein besonders freudenreicher Tag: Spiel und Tanz und reich besetzte Tische halten sie darum auch bis zur frühen Morgenstunde beisammen. In Dorfitter sprechen die Armen beim Sammeln der Gaben als Bitte folgenden Reim:

„Fastenowend, Heidenjeck.
Jet mi wodd in meinen Sped (Spieß)
und lod mik nit do lange stohn;
ik hawe noch en wieden Weg de gohn.
Will det Meßer nit schnieden,
sau jet mi ne ganze Side. (Seite Speck.)

In Wetter spricht man folgenden Vers:

„Heut ist die liebe Fasenacht,
da hab' ich mir ein'n Spieß gemacht,
sechs Ellen hoch, sechs Ellen breit,
zu Wurst und Speck ist er bereit.
Liebe, liebe Wase,
steig sie in die Ase,
nimm das Messer in die Hand,
schneid' ein Stück Speck armeslang.
Laßt mich nicht zu lange stehn,
denn ich muß noch weiter gehn."

In Wetter gehen auch die Müllerknechte am Sonntag vor Fastnacht, dem „fetten Sonntag", manchmal in einem phantastischen Aufputz in der Stadt umher und bitten um eine Gabe, wobei sie sagen:

„Dem Müller N. sein Knecht
bittet im Namen seines Herrn sein Müllerrecht."

Oder: „Der Bürger, Bauer und Edelmann,
der den Müller nicht entbehren kann.
Wir armen Müller auf der Erden
lassen sich unser Stückchen Brot sehr sauer werden.
Quälen müssen wir uns Tag und Nacht,
immer werden wir doch zu Spitzbuben gemacht.

Wir mahlen gern recht fein,
wenn die Frucht wird sauber sein,
mahlen gern echt,
geben gern jedem sein Recht.
Doch denkt so mancher, sein Sack wär so klein:
wer nach uns kommt, wird's auch so sein.
Dem Müller N. sein Knecht usw.
Es ist eine Gabe noch so klein,
immer werd' ich dafür dankbar sein."

Zu Niederwetter wird Fastnacht in der Spinnstube in folgender Weise gefeiert: Die Mädchen bestellen am vorhergehenden Sonntag, dem „fetten Sonntag," an welchem eine Tanzbelustigung in Wetter ist, zwei Braten, einen großen und einen kleinen. Diese werden auf Fastnacht zubereitet. Auf den großen Braten steckt man zwei Sträuße und auf den kleinen einen Strauß von künstlichen Blumen. Wer den großen Braten anschneidet, muß 2 Liter, und wer den kleinen anschneidet, 1 Liter Branntwein geben. Außerdem stehen noch auf dem Tisch Wurst, Speck und Kartoffelsalat. Wurst und Speck erhalten die Mädchen von ihren Herrschaften oder ihren Eltern. Nach dem Essen folgt noch Kaffee und Kuchen, und danach wird getanzt. Zum Schluß gibt es noch einmal Kaffee und Kuchen. Was übrig bleibt, wird an den folgenden Tagen verzehrt. Am Freitag in der Fastnachtswoche wird die Spinnstube „versoffen," d. h. sie wird nach gemütlichem Trank und Tanz aufgelöst, um im kommenden Winter wieder gebildet zu werden.

Das Hühnchen aus einem Gründonnerstagei soll in jedem Jahre die Farbe der Federn wechseln.

Am **Ostertage** bekommen die Kinder Osterfladen und bunte Eier; aber auch die Alten beschenken sich nach altem Brauch gegenseitig mit Eiern. Kleine Kinder machen sich durch Einstecken von Stäbchen in die Erde kleine „Hasengärtchen," die sie mit weichem Moose auslegen. Hier hinein legt nach ihrem Glauben der Hase am Ostermorgen die schönen bunten Ostereier. Viele Leute holen vor Sonnenaufgang nüchtern und ohne den Mund zum Sprechen zu öffnen an einem nahen Bache Osterwasser, das sie, um es vor den Sonnenstrahlen zu schützen, meist im Keller aufbewahren. Dieses Wasser soll bis zum nächsten Jahre frisch und wohlschmeckend bleiben und eine große Heilkraft besitzen. Wunden, mit ihm gewaschen, heilen bald, und unter das Bett eines Kranken gestellt, soll es das Wundwerden verhüten.

Zu Ostern erhalten die ABC-Schützen von ihren Paten einen neuen Anzug und ferner Fibel, Tafel und Federbüchse.

Am **Himmelfahrtstage** sammelt man allerlei Kräuter, wie Kümmel, Ehrenpreis, Kamille, Wermut, Schafgarbe, Salzkraut, Dost, Weidenröschen,

Storchschnabel u. s. w., welche dem Vieh zum besseren Gedeihen als Futtergabe gereicht werden.

An vielen Orten Oberhessens besteht noch die schöne Sitte, am Abend des ersten Ostertages auf einem freien, weithin sichtbaren Hügel ein großes Feuer, ein sogen. Osterfeuer abzubrennen, wobei die Jugend Lieder singt. Ist das Feuer niedergebrannt, dann entzünden die Schulknaben eigens zu diesem Zwecke angefertigte Strohfackeln, und beim Scheine derselben wird nun die Heimreise angetreten.

In der **Walpurgisnacht** machen viele Leute mit einer Kohle drei Kreuze während des Abendläutens an die äußeren Türen, besonders an die Stalltüren, damit Menschen und Vieh nicht behext werden. Auf den Kreuzwegen, den angeblichen Sammelpunkten der Hexen, macht die Jugend zu ihrer Vertreibung aus Sägespänen Kreuze und Männer, und für die Mädchen werden in der Nähe ihrer Wohnung Strohmänner auf die Bäume gestellt und von hier aus bis zur Haustür Sägespäne gestreut. Nach dem Glauben der Leute werden in der Walpurgisnacht die Blätter der Herbstzeitlose abgestumpft („gestemmt"), d. h. ihrer Spitzen beraubt, aus denen die Hexen Gemüse kochen. An einzelnen Orten wird von der Dorfjugend ein Maienbaum aus dem Walde geholt und an geeigneter Stelle im Dorfe aufgepflanzt; es geschieht dies vermutlich dem Mai zu Ehren, wird aber jetzt meistens in der Nacht zum ersten Pfingsttage ausgeführt.

In Marburg wird am ersten Mai der Walpurgismarkt abgehalten, der auf die Jugend der umliegenden Ortschaften eine große Anziehungskraft ausübt. Verschiedene Sehenswürdigkeiten der Stadt, wie die Elisabethenkirche, können an diesem Tage unentgeltlich besichtigt werden. Ein besonderes Erzeugnis der Marburger Bäcker für diesen Tag sind die Walperntaschen, Wecke in der Gestalt einer Tasche.

Am **Pfingstfest** werden überall die Türen und Wohnungen, zuweilen auch das Innere der Kirchen, mit Maienbäumen und Maienlaub geschmückt.

An vielen Orten werden von den Burschen, wohl auch von größeren Schulknaben, Eier gesammelt, was man das „Eieraufheben" nennt. Die gesammelten Eier werden dann in einem Hause der Beteiligten oder in einer Wirtschaft gemeinschaftlich verzehrt.

In Betziesdorf wird am 3. Pfingsttage „das Bäumchen abgelaufen." Es wird zu diesem Zwecke ein Pfahl in die Erde geschlagen und in dicht aneinander liegenden Ringen eine Ackerleine um denselben gewickelt. Während nun einer das Ende der Leine in die Hand nimmt und unter straffem Anspannen derselben durch Gehen oder Laufen um den Pfahl herum sie los-

zuwickeln bemüht ist, läuft ein anderer nach einem benachbarten Dorfe und holt dort in einem angegebenen Hause einen bestimmten Gegenstand. Wer nun von beiden seine Aufgabe zuerst erfüllt, ist Sieger.

5. Glaube an Hexen, Volksmedizin, Träume.

Der **Glaube an Hexen** und böse Geister sitzt überall im Volke noch recht tief. Frißt das Vieh einmal nicht wie gewöhnlich, dann gilt es für behext, und es werden nun Mittel angewandt, um die Hexe ausfindig zu machen. Zu diesem Zwecke geht man zu einer Person in der Umgegend, die den Zauber angeblich lösen kann. Diese gibt nun gewisse Verhaltungsmaßregeln und fragt die von der Hexerei Betroffenen über alle möglichen Verhältnisse genau aus, um auf diese Weise die Hexe etwa bezeichnen zu können. In der Regel darf von dem behexten Hofe nichts verborgt werden. Diejenige Person, die nun zuerst auf den Hof kommt, um etwas zu borgen, hat dann das Unglück, als Hexe zu gelten. Freilich sagt man ihr dies nicht ins Gesicht, aber man meidet sie im stillen. Man glaubt, Frauen könnten sich in schwarze Katzen verwandeln, und daher gelten die schwarzen Katzen auch für verdächtig.

Auch die Werwölfe haben hier und da in Oberhessen (Röddenau) ihr Spiel getrieben. Von besonders übel beleumundeten Personen erzählte man, daß sie die Fähigkeit besäßen, sich in einen Wolf zu verwandeln. Abergläubische Menschen scheuten sich daher, allein einsame Wege zu wandeln. Da man die Werwölfe für besonders gefräßig hielt, suchte man sie durch Vorwerfen von Nahrungsmitteln von sich abzuhalten. So erzählt man, daß jemand eine größere Menge Kirmeskringel einem Werwolfe bis zum letzten Kringel nach und nach zuwarf; ein anderer opferte ihm sogar sein mitgeführtes Füllen (Somplar). Wer sich zufällig im Besitze eines Feuerstahles befand, konnte sich vor dem Werwolfe schützen, indem er den Feuerstahl im Bogen über den Wolf warf.

Der Glaube an die Hexen führt uns weiter auf das Gebiet der **Volksmedizin,** zum Besprechen von Krankheiten oder dem Sympathie-Gebrauchen, dem man wohl an allen Orten noch einen unerschütterten Glauben entgegenbringt. Das Besprechen geschieht meistens vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang. Wird eine Krankheit besprochen, so muß der ganze Vorname des Kranken genannt werden (der Zuname nicht). Die beim Besprechen gebrauchten Formeln werden meist geheim gehalten, doch ist auch von hier aus eine Anzahl uns zur Verfügung gestellt worden.

1. Das Blutstillen geschieht auf folgende Weise: a) Man nimmt

einen Stein unter der Dachtraufe, bestreicht damit dreimal die Wunde und spricht dazu die Worte:

„Unser Herr Jesus Christus ging durch eine enge Gasse,
da begegneten ihm Blut und Wasser.
Er sprach: Wasser, du sollst fortgehn,
Blut, du sollst stille stehn.“ Im Namen Gottes usw.

Diese Worte müssen, wie alle Besprechungsformeln, dreimal gesprochen werden, und am Schluß des dritten Males sagt man Amen.

Wie der Stein aus der Erde genommen ist, so wird er auch wieder in dieselbe gelegt.

b) Man spricht folgendes Verschen:

„Zu Jerusalem stehen drei Bäume:
der eine heißt: Blutrotte,
der andere: Blutstoppe,
der dritte heißt: Blutstand.“ Im Namen Gottes usw.

c) Auf der Maria ihrem Grab steht ein weiß Blümelein.
Blut du sollst stille stehn. Im Namen Gottes usw.

d) Man legt zwei kleine Stückchen Papier kreuzweise über die Wunde und spricht dazu eine der Formeln.

e) Man legt Spinnwebe oder Zunder auf die Wunde und spricht dazu eine Formel.

2. Das Fieber. a) Die Person, welche das Besprechen vornimmt, stellt sich über ein fließendes Wasser; sie kann auf einer Brücke stehen oder über einem Graben, das Gesicht dem Laufe des Wassers zugewendet. Gesprochen werden folgende Worte: „Hier steh' ich auf der See und werfe dem Johannes (Jakob ꝛc.) seine siebenzigerlei, sie mögen sein kalte oder heiße, Weh in die See.“ Im Namen Gottes usw. Bei den Worten „werfe“ und „See“ wird etwas Salz ins Wasser geworfen, also im ganzen sechsmal. Die besprechende Person muß „ungesprochen“ sein, d. h. sie muß, mit niemand sprechend, dreimal vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang zum Wasser gehen.

b) Der Urin des Kranken wird vor Sonnenaufgang zum fließenden Wasser gebracht und mit abgewendetem Gesicht in der Richtung des fließenden Wassers ins Wasser gegossen. Formel dazu:

Fließend Wasser, ich komme zu dir,
siebenzigerlei Fieber bring ich dir.
Du sollst's tragen über Stock und Stein,
das hilf Gott Vater, Sohn usw.

3. Die Schwindsucht. Will jemand gegen die Schwindsucht brauchen, so macht er etwas Rindsfett, Unschlitt genannt, dünn, bewegt die Hand darüber und spricht dreimal die Worte: „N., hast du die Schwindsucht oder die Lungensucht; ich sage sie dir ab.“ Im Namen Gottes usw. Hierauf

bläst er dreimal über das Fett und gießt dasselbe dann in eine Tasse, in der kaltes Wasser enthalten ist. Das Fett gerinnt dann wieder. Gewöhnlich bilden sich auf der Unterseite, also da, wo es mit dem Wasser in Berührung kommt, Blasen. Bilden sich keine Blasen, dann ist die betreffende Krankheit auch keine Schwindsucht. Gibt es aber Blasen, dann sind auch solche auf Leber und Lunge, wie das Volk meint. Der Kranke trinkt dann Schwindsuchtstee, der aus der Apotheke geholt und in Bier oder Wasser gekocht wird. Dieses „Brauchen" muß dreimal geschehen.

4. Rotlauf oder Erkältung. Formel:

„Rotlauf und kalter Brand,
du gehst über Land,
du gehst in die Stadt,
wo Maria das Kindlein hat." Im Namen Gottes usw.

5. Verrenken eines Fußes. Formel:

„Petrus ging über Land und trat auf einen Stein
und verrenkte sich eine Ader am Bein.
Ja, Ader zu Ader." Im Namen Gottes usw.

6. Rheumatismus. Auch diese Krankheit kann durch Besprechung gehoben werden. Die Besprechung wird aufgeschrieben und in ein Tuch (Leinen), welches noch nie von der Sonne beschienen, also ungebleicht ist, genäht. Der Kranke, welcher von dem Inhalte dieses sogen. Briefes nichts weiß, hängt ihn an einem Freitag-Abend bei abnehmendem Licht (letztes Viertel) an. Er spricht dabei die Worte: „Im Namen Gottes" usw. Nach ungefähr acht Tagen um dieselbe Stunde nimmt er den Brief wieder ab und trägt ihn „ungesprochen" zum fließenden Wasser. Der Brief muß jedoch unterhalb des Ortes bis über die Ortsgrenze getragen werden, damit er nicht etwa wieder dem Orte zufließt. Er wird dann rückwärts über die Schulter ins Wasser geworfen. Ohne sich umzusehen oder mit jemand zu sprechen, geht der Kranke wieder nach Hause. Der Erfolg soll augenblicklich eintreten. Leute, welche man zum Wasser hat tragen müssen, sind, wie uns berichtet wird, am andern Morgen wieder gesund und frisch umhergegangen.

7. Vertreiben der Warzen. a) Warzen können auf verschiedene Weise vertrieben werden. Der mit Warzen Behaftete nimmt drei etwa fingerlange und mit Knoten versehene Stücke von einem Strohhalm, bindet sie zusammen und bestreicht oder reibt damit die Warzen. Sie sollen danach fortgehen.

b) Man schlingt einen Faden um die Warze und knüpft über der Warze so viel Knoten, als Warzen vorhanden sind. Darauf legt man den Faden mit den Knoten unter einen Stein unter der Dachtraufe. Wie der Faden verfault, so vergehen auch die Warzen.

c) Man bestreicht die Warzen mit dem Safte der Wolfsmilch.

d) Man muß sich während des Abendläutens in die Speisekammer schleichen, ein Stück Speck abschneiden und damit die Warzen stillschweigend bestreichen. Das Stück Speck legt man ebenfalls unter einen Stein unter der Dachtraufe.

e) Wenn in einem mit Warzen behafteten Hause jemand starb, wurde dem Sarge eine bestimmte Anzahl Warzen — es mußte eine ungerade Zahl sein — unter einer bestimmten Formel einverleibt. Mit dem Verwesen derselben starben dann angeblich auch sämtliche Warzen im Hause.

8. Brandwunden. Formel:

a) „Es ging eine Frau über Land, da kam sie zu einem verbrannten Stock. Da segnete sie mit der „Lehhand" den Rotlauf und den kalten Brand." Im Namen Gottes usw.

b) „Es stehen drei Jungfern auf dem Wasser. Die erste walst (walzt), die andere mangt, die dritte löscht den kalten Brand." Im Namen Gottes usw.

9. Schwären. Man nimmt drei Tropfen Blut von einer schwarzen Katze und gibt sie dem Patienten.

10. Schlaflosigkeit vertreibt man, indem man einen sogen. Siebenschläfer (Schlafapfel) in das Kopfkissen des Schlaflosen näht.[1])

11. Muttermale werden stillschweigend durch Bestreichen mit der Nachgeburt vertrieben.

12. Hühneraugen vertreibt man, indem man zerstoßenen Knoblauch auf dieselben legt.

13. Um das Gehör wieder zu erhalten, schreibt man die Worte:

„Drei Glocken hör' ich klingen,
drei Psalmen hör' ich singen,
drei Evangelien hör' ich lesen.
Gott hilf mir genesen." Im Namen Gottes usw.

14. Bruchleiden. Am letzten Freitag vor dem abnehmenden Mond sprich, wenn der Mond aufgeht:

„Sei uns willkommen, du neuer Mond! Wie steht dir dein Brüchlein an? Steht dir's wohl an, laß es immer stahn; steht dir's nicht an, laß es wieder vergahn." Im Namen Gottes usw.

15. Gegen Vogelfraß. Man geht vor Sonnenaufgang dreimal um die Frucht herum und läßt jedesmal eine Stelle offen, wo die Vögel hinaus können, und sagt beim jedesmaligen Umgang folgende Formel:

„Alle Vögel in der Luft
sollen vergessen diese Frucht,
sollen fressen Wurm und Erde
und sich an diese Frucht nicht kehren." Im Namen Gottes usw.

1) Überall bekannt.

16. Gegen Diebe und Mörder.

„Grüß dich Gott, du edles Blut,
trink mit mir aus Christi Blut.
Gott Vater sei mit mir,
Gott Sohn sei mit dir,
Gott heilger Geist hilf,
daß wir in Fried' und Einigkeit von einander scheiden."
Im Namen Gottes usw.

17. Irgend welche unheilbare Krankheit soll vergehen, wenn man tüchtig schwitzt und das Schweißhemd einem Toten mit in den Sarg legt.

Ebenso verschwinden alle Krankheiten, wenn man etwas davon (vielleicht die Flechtenschuppe) einem Toten in den Sarg legt.

Wunden werden zwecks Heilung mit dem Tuche bestrichen, mit welchem ein Toter gewaschen wurde.

18. Salbe gegen Krätze. Die Kerne der Walnuß und Lorbeer werden gestoßen und dann mit ungebrauchtem, geschabtem Schwefel und Baumöl zu einer Salbe gerieben. Diese Salbe dient zum Einreiben der Krätze.

19. Durch das Besprechen sucht man alles mögliche zu erreichen. Gegen den Biß toller Hunde schützt man sich, indem man dreimal die Worte spricht: „Hund, leg deinen Mund auf die Erde; denn Gott hat mich geschaffen und dich lassen werden." Im Namen Gottes —

Der wildeste Stier trägt geduldig sein Joch, wenn ihm bei dem ersten Einspannen ein im Nachbarhaus „ungesprochen" geholtes Waschtuch unter das Joch gelegt wird mit den Worten: Im Namen Gottes —

Auch das unbändigste Pferd zittert gleichsam vor dem Schmied und läßt sich ruhig beschlagen, wenn es „besprochen" ist. (Die Viehdoktoren auf den Dörfern sind meistens die Schmiede.)

20. Auch das Stehlen sucht man durch das Besprechen zu verhindern. Hat ein Mann Sachen im Freien liegen, wie Holz im Walde, Leinen auf der Bleiche u. s. w., so bespricht er sie. Der Dieb kann wohl ein Stück nehmen, ist aber damit festgebannt an den Ort, auf welchem er steht, und kann nicht hinweggehen, es sei denn, daß ihn der Eigentümer von seiner Qual befreit. Dieses muß jedoch vor Sonnenaufgang geschehen, weil sonst der Dieb sterben muß.

Als Schutz- oder Himmelsbrief wird in Oberhessen derselbe benutzt, der auch in Niederhessen bekannt ist.

Als Amulett gegen die Gesichtsrose tragen manche Leute den Rosenknochen, einen kleinen Knochen aus dem „Hinterviertel" eines Kalbes.

Das Bleigießen am Matthiastage (24. Febr.) ist auch in Oberhessen gebräuchlich.

An Pauli Bekehrung (25. Jan.) suchen auch hier die heiratslustigen Mädchen ihren Zukünftigen herbeizuzaubern. Es geschieht auf dieselbe Weise, wie der Bericht über Niederhessen es angibt, nur kommt noch etwas hinzu: Bei dem Bett muß sich reines Wasser und ein Handtuch befinden. Kommt der Geliebte nicht, dann erscheint eine Totenlade, was auf den nahen Tod des Mädchens hindeutet.

Oder: Das heiratslustige Mädchen deckt den Tisch des Hauses, trägt Butterbrot und ein Glas Wasser auf und kehrt dann die vier Ecken der Stube. Wer nun hereinkommt und sich an den Tisch setzt, wird der Ehemann.

Oder: Das Mädchen wirft einen Pantoffel über die Schulter nach der Stubentür hin. Zeigt nun der Pantoffel mit der Spitze zur Tür hin, so wird das Mädchen bald heiraten; steht er umgekehrt, so muß es noch ein Jahr warten.

Das Spiel mit der Johannisblume ist allenthalben bekannt.

Träume und Vorbedeutungen.

1. Träumt man von reifen Zwetschen, die man vom Baume nimmt, dann tritt ein Todesfall ein.
2. Trübes Wasser und Zahnausfallen bedeuten ebenfalls Tod.
3. Träumt man von Eiern, dann steht ein Streit bevor.
4. Läuse deuten auf Geldeinnahmen hin.
5. Träume von Schweinen bedeuten Glück.
6. Gelbe Flecken in der Hand verkünden Streit.
7. Langes Heulen der Hunde und blühende Bäume zur Weihnachtszeit deuten auf einen Sterbefall hin.
8. Setzen sich jemandem viel Fliegen auf den Rücken, so ist dies auch ein Zeichen des nahenden Todes.
9. Klingen die Glocken lange nach, und singen die Kinder viel auf der Straße, so wird bald jemand sterben.
10. Wenn die Betglocken zweier Nachbarorte zugleich läuten, dann stirbt bald jemand.
11. Läuft jemandem ein Hase quer über den Weg, so bedeutet das Unglück.
12. Schafe zur Linken — tut Freude uns winken.
13. Das Käuzchen gilt auch hier als Leichenvogel.
14. Träumt man von Toten, dann gibt es Regen.
15. Dunkles Feuer deutet auf Unglück und Krankheit hin.
16. Fische und Eier bedeuten Zank.
17. Klingt die Säge eines Schreiners, welcher die Särge verfertigt, wenn sie ungebraucht an der Wand hängt, so wird bald jemand sterben.
18. Am Neujahrsabend wird zwischen 11 und 12 Uhr der Tisch gedeckt und für jeden Hausbewohner ein Teller mit Wasser und Brotstückchen aufgestellt. Sinkt das Brot in einem Teller nicht unter, so muß der Besitzer dieses Tellers bald sterben.
19. Wer am Matthiastage zwischen 11 und 12 Uhr nachts geboren wird, soll alle Leichenzüge des Ortes im voraus sehen können.

6. Allerlei sonstige Gebräuche.

1. Das Mädchen, welches im Frühjahr die erste Last Grünfutter bringt, wird mit Wasser begossen.

2. Wenn die Kühe im Frühjahr zum erstenmale aus dem Stalle geführt werden, müssen sie über eine Axt und einen Besen schreiten, die in Form eines Kreuzes übereinander liegen. Dies geschieht auch, wenn eine neugekaufte Kuh in den Stall geführt wird.

3. Hat eine Kuh gekalbt, so darf in den ersten drei Tagen nichts aus dem Hause verliehen werden. (Von Geizhälsen und Grobianen wird diese Regel gewöhnlich sehr gewissenhaft beobachtet. Ein alter Nachbar wandte sie sogar an, wenn die Katze Junge hatte.)

Der Eimer, aus welchem die Kuh nach dem Kalben zuerst getränkt wird, darf drei Tage lang nicht zu anderen Zwecken gebraucht werden. Auch darf die erste Milch von einer solchen Kuh nur verdeckt über den Hof getragen werden, sonst speien die Hexen in dieselbe.

4. Mancherlei ist beim Säen des Flachses zu beobachten.

Auf Mariä Lichtmeß backt man Waffeln, damit der Flachs gut gerate.

Wer an diesem Tage die längsten Eiszapfen am Dache hat, bekommt den längsten Flachs.

Soll der Leinsamen gesäet werden, muß ihn die Hausfrau auf dem Kopfe zum Acker tragen.

Ist die Aussat fertig, so werden mit der Egge drei Kreuze gezogen und diese mit Weiden besteckt. Der Bast dieser Weiden wird teilweise abgelöst und hängt herab; nun wird auch der Bast des Flachses gut werden.

Zum Frühstück bekommt der Säemann Schinken, sonst helfen auch die anderen Mittel nichts.

5. Im Frühjahr soll man nicht ohne Geld in der Tasche ausgehen, denn wer den Kuckuck zuerst rufen hört und hat Geld bei sich, dem wird's im ganzen Jahre nicht daran mangeln.

6. Wird im Frühling oder Sommer eine Speise, die das neue Jahr gebracht, zum erstenmal aufgetragen, dann zupft man sich gegenseitig zum Scherz am Ohrläppchen.[1])

7. Redensarten.

1. Der ist schlecht, wo ihn das Hemd anrührt.
2. Alles was recht ist, liebt Gott und den alten Rammelsmüller (geachteter und mildtätiger Mann in der sogen. Rammelsmühle zu Dorfitter).
3. Der steht da, als ob er noch nicht gebetet hätte.
4. Der hat von seinem Vater kein Haar an sich.
5. Wenn man des Wolfes gedenkt, so ist er nicht weit.
6. Du willst den Fuchs am Schwanze fassen, wenn er schon im Loche ist.
7. Wo ein Hahn ist, soll kein Huhn krähen.
8. Der will aus einer elfenbeinernen Scheide eine bleierne Klinge ziehen.
9. Käub (kauf) Nowers (Nachbars) Rind, frigg (heirate) Nowers Kind, dann wirst du nicht betrogen. (Dorfitter.)
10. Du bist so dumm, dät du än duerst (dauerst).
11. Striegel und Streu spart viel Futter und Heu.
12. Wenn's nicht wintert, sommert's auch nicht.
13. Wie die Geißel, so der Fuhrmann.
14. Junge Hühner geben die Eier, alte Kühe geben die Milch.
15. Eier und Speck in die Pfann', gibt 'nen guten Ackermann.
16. Den Storch im Flug, den Ackermann im Zug, das Schwälbchen im Zwick, bringt das ganze Jahr Glück.

---

1) Ist auch in anderen Gegenden üblich.

17. Vom Maltern und Kehren muß sich der Müller ernähren.

18. Eine Kuh deckt viel Armut zu.

19. Das ist Zeug, das man keinem Hunde auf den Schwanz gießt (etwa schlechtes Bier).

8. Beschreibung von Getränken und Gebäcken.

In früherer Zeit braute sich jeder Hausvater sein Bier selbst, das man das „Trinken" nannte.

In Vöhl backt man noch heute neben den allgemein bekannten Wecken sogen. „Stüdchen", Gebäcke in Form von Wetzsteinen.

In Marburg werden für den 1. Mai die Walperntaschen gebacken.

Zu den Weihnachtsgeschenken der Kinder gehören die „Hasenwecke"; je nach ihrer Form sind es „Hasenhüpfer", ein springender Hase, „Weckemänner" und „Reiter", ein laufendes Pferd mit Reiter.

Zu Neujahr erhalten die Jungen „Kringel" und die Mädchen „Stollwecke" oder auch besonders geformte Neujahrswecke.

9. Nachtwächterrufe.

Nachtwächterrufe sind meist nicht mehr üblich.

In Schweinsberg rufen jedoch noch die Nachtwächter jede Stunde mit den gesungenen Worten aus: „Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen, die Glocke hat (x) geschlagen". Beim ersten Ruf (um 10 Uhr) werden noch die Worte hinzugesungen: „Bewahrt das Feuer und auch das Licht, auf daß der Stadt kein Schaden geschicht, und lobet Gott den Herrn". Beim letzten Rufe (im Sommer um 2, im Winter um 3 Uhr) folgen die Worte: „Der Tag vertreibt die finstre Nacht, ihr lieben Christen, seid munter und wacht und lobet Gott den Herrn".

10. Gebetschläge.

Die Sitte, bei den Gebetschlägen morgens, mittags und abends eine Andacht zu verrichten, besteht noch an allen Orten des Bezirks Vöhl, ferner noch in Wollmar, Schweinsberg und manchen anderen Orten Oberhessens. Diese Sitte wird sehr gewissenhaft befolgt, namentlich beim 10-Uhr-Läuten. Die Leute unterbrechen beim Beginn desselben augenblicklich ihre Arbeit und verrichten [illegible] die Männer unter Abnehmen der Kopfbedeckung — da, wo sie gerade sind, sei es im Haus oder Hof, im Felde oder auf der Straße ihr Gebet.

11. Besondere Volksfeste.

a. Das Eierlesen.

Als einziges Volksspiel hat sich im Bezirk Vöhl das Eierlesen erhalten. Es ist [illegible] das [illegible] zum nachfolgenden Tanze.

Die Burschen und Mädchen eines Ortes, sowie alt und jung, versammeln sich auf einem freien Platze. Hier werden die eingesammelten Eier in zwei Reihen in bestimmter Entfernung aufgelegt. Durch das Los werden nun zwei Burschen bestimmt, der eine zum Eierlesen in einen dazu aufgestellten Korb, der andere zu einem Dauerlaufe nach einem bestimmten Ziele und wieder zurück. Der Eierleser darf nur immer ein Ei nehmen. Kein Ei darf beim Einlesen entzweigehen, doch darf der Leser soviel austrinken, wie ihm beliebt. Eigens dazu bestimmte Aufseher von beiden Parteien beobachten die genaue Ausführung der gestellten Aufgaben. Die Zuschauer beobachten die Vorgänge mit gespanntem Interesse, und manche Vermutung über den etwaigen Sieger, auch manches Scherzwort zur Erheiterung der ganzen Gesellschaft wird laut. Wer sich zuerst seiner Aufgabe entledigt, ist Sieger, und er ist der Held des Tages, auch wohl des ganzen Jahres, bis ihm im kommenden Jahre ein anderer den Ruhm streitig macht. An dies sehr belustigende Volksspiel schließt sich nun der Tanz an.

An vielen Orten wird das Schlagballspiel nicht nur von Kindern, sondern auch noch von der erwachsenen Jugend gespielt.

b) Das Grenzgangfest in Wetter.

Ein eigenartiges Fest wird noch in Wetter gefeiert, nämlich das Grenzgangfest, über dessen Entstehung und Feier in früheren Zeiten uns folgende Berichte aus den Akten der Stadt Wetter gütigst zur Verfügung gestellt wurden:

Abschrift aus den Grenzgangsakten der Stadt Wetter.

Wetter am 5. July 1756.

„Nachdem die Menschen begannten sich zu vermehren, haben sie angefangen, sich in gewisse Nationen und Völker und in gewisse Ländereyen in Königreiche, Fürstenthümer und Herrschaften abzuteilen und denselben wurden gewisse Grenzen gesetzt. — Nachher fing man auch an, hier und dar die Waldung auszurotten. Dörfer auch einzelne Höfen nach der situation des Orths oder wie es das Vermögen der Leuthe Verstatten wollte, aufzubauen, sondern auch jeden Orth einen gewissen Strich Landes zuzueignen, welches sofort nach Proportion unter die Einwohner Vertheilet, zur Verhütung aller Streittigkeiten aber einem jedem das Seine durch gesetzte Steine oder deutlich Vermarcket worden.

Damit aber auch alle differentien mit benachbarten Dorfschaften Vermieden bleiben möchten, hat man Vor gut befunden, jeden Orts Markungs-District mit gewissen Mark- und Grenzsteinen von einander abzusondern.

Wie nun hiesigen Orts Lobl. Gewohnheit ist, daß alle sieben Jahre die Grenze unserer Gemarkung Begangen werden. Als sind wir mit Vorwissen und Bewilligung unserer Vorgesetzten deswegen an heute zusammengekommen diesen Actum wiederum mit einander vorzunehmen. — Die Alten werden dahero insgesamt ernstlich vermahnet den Jüngeren, alle und jede Grenzsteine, Bäume, Säulen, Berge, Flüsse, Felsen, Zäune, Gräben und Brunnen, womit ehrhin schon unsere oder dieses Ortes Markung bemarket und bewiesen worden bei ihren geleisteten schweren Pflichten treulich zu Veroffenbaren und nichts wodurch auch schwere Verantwortung unserer Fluhr Nachtheil und Schmälerung zuwachsen könnte, zu Verhalten, damit sich die Jugend in Zukunft des heutigen Vorgangs und wieweit sich unsere Markung gegen die Benachbarte erstrecke, desto ehender erinnern möge.

Die Jungen aber sollen wissen, daß sie mit der Zeit auch diejenigen seyen, welche andere hier innen zu instruiren und anzuweisen, darum gebet wohl acht, was jene alte euch zeigen werden und folget es also, daß wo sich heute oder Morgen Irrungen Zanke und Zwistigkeiten mit den Angrenzenden ereignen sollten, ihr alsdann eidlich behaupten könnet, wieweit wir unsere Markung zu hüten haben damit auch unsere Erben und Nachkommen nicht Ursache bekommen mögen, ihre Voreltern einer Nachlässigkeit zu beschuldigen, etwas Von dieser Stadt Gerechtigkeiten und Markungs Districten vergeben zu haben, Solchen nach folget dem trieb für eigne Gewissens, welches auch hierinnen mehr als sonsten jemand sagen und erinnern kann. Darum so gehet nun hin und verrichtet das heutige Vornehmen derogestalt wie es jetze Vor der Ehrbaren Welt und dermahleinst vor dem strengen Richterstuhl Christi zu Verantworten seyn mag. Übrigens werden die bewehrten Mannschaften ernstlich gewarnet sich mit schießen beim Ein und Auszug in hiesiger Stadt nicht wie sonsten wohl Von dem ein oder andern Unmenschen geschehen ist, zu Vergehen und diejenigen, welche solches thun, würden der nach Gnädigster Ordnung darauf gesetzte Strafe von 10 Thaler zu bezahlen haben.

Der Stadtmusikant Christoph Schmidt sodann Heinrich und Konrad Bysitz gebrudern nebst Beyden Tamburs werden wegen ihrer Besonderen aufwartung Beym Siebenjährigen Grentzgang von hiesiger Bürgerschaft und deren Söhnen unterm Commando des Herrn Rentmeisters Mittags Begangen und vollzogen werden und dann, daß nach alte Obserwantz in solchen währendem Marsch sowohl als bei jedem Grentzstein Besonders das Klingende Spiel gewährt werden muß, solchergestalt dann ihnen von Bürgermeister Rats und Gemeinde vor jede Person Ein Kopstl und 10 alb. also Ein Gulden und zwantzig alb. verwilligt werden soll. —

An den Herrn Landrat
(oder Reg. in Marburg).

Wetter am 4. Mai 1777.

Da nun die Zeit herbeigekommen, daß bei hiesiger Stadt der übliche siebenjährige Gräntz Umgang Vorgenommen werden muß, in dem bei weiterer Fortsetzung an denen Feldfrüchten Schaden geschehen Könnte Als haben Ewl. Wohlgebohren Wir deswegen unterthänigst anfragen wollen, ob dieser Geschäfte nicht wohl auf den 3. Pfingsttag wothunlich in dero hohem Beysein und wie es sonsten hergebracht Vorgenommen, auch die erforderlichen Kosten gewöhnlich aus der Kammerey Rechnung sind derselben ehemals aufgangen. Vor Zehn rx dem Magistrat im Beysein der Beamten, Schulpraceptoribus, angrenzenden Försters pp. sodann Vor Bier und Weck der sämtlichen Bürgerschaft und Schulknaben und zwar

im Jahr 1756 = 35 fl.
„ „ 1763 = 55 fl.
„ „ 1770 = 34 zlh.

ob nun zwar der Grentzgang Von Morgens frühe bis an den Abend tauert und obige Kosten sehr gering gemacht werden, so sind wir doch der Meinung, dieselbe dermalen gegen die letztern 1770 noch in etwas zu Verringern und leben der Zuversichtlichen Hoffnung, die sehr wünschende Ehre zu haben, Ewx alsdann Bey Unß zu sehen, um allenfalls den mit der Gemeinde Mellnau und Goßfelden obwaltenden Grenzstreitigkeiten berichtigen zu können. In Erwarth hoher Verordnung erharrend

Ewx. Wohlgebohren

unterthänigster
Bürgermeister und Rath.

Specification dessen so von Bürgermeister Rath und Gemeinde den 17. Mai 1770 bey dem 7 jährigen Grentzgang u. s. w.

Morgens ufm Rathhauß

10 alb. vor frucht Brandewein.
7 alb. vor Weck des Abends bey der Mahlzeit.
4 alb. vor Weck, Butter und Würtz zu Suppen.
22 alb. 6 Hlr. vor 13 Pfd, Rindfleisch jedes 14 Pfg.
3 alb. vor Merrettig.
1 fl. vor 6 Pfd. dürren Speck.
2 alb. vor Sauren Kohl.
18 alb. vor 6 Pfd. dürres Rindfleisch jedes Pfd. zu 3 alb.
1 Gld 4 alb. 4 Hlr. vor 23 Pfd. Kalbfleisch zu Braten und zu Kochen.
2 alb. vor Butter an die Braten.

2 alb. davor [illegible]
17 alb. vor [illegible]
4 alb. vor 1 Pfd. [illegible]
6 alb. vor Pfd. [illegible] und [illegible]
4 alb. vor 1 Pfd. [illegible] zum [illegible] und [illegible]
5 alb. vor [illegible]
10 alb. vor 4 [illegible]
2 alb. vor [illegible]
1 alb. vor [illegible]
6 alb. vor [illegible]
8 alb. vor [illegible] und andere Mühe und Aufwartung.

Wetter am 18. Juni 1770.

Heut dato abgemeldet haben Burgermeister Rath und Gemeinde iau der ganzen Burgerschaft der Stadt Wetter, ihren von Alters hero gewöh lichen Siebenjährigen Grenz Umgang gethan worbei es gehalten worden i wie folgt:

Zum Unterthor hinaus mit der Burgerschaft. An Wenkenbachs Garte neben der Papierfabrik ein Wegstein gezeigt. An der Lippe an Schirling Acker wurde ein Wegstein gesucht aber nicht gefunden. Am Lippen a Vorigen Henkels Acker hat sich ein Stein befunden, ebenso an 3 Spitze garten so *renovirt*. In Johs Veit Henkels Acker ist ein Stein befunde worden, welche mit W bezeichnet. An Kranzmüllers Acker hat auch ei Stein in der Mitte gestanden. An Lorentz Schmidt Acker an dem Steinbe ist der Stein an der Straße, so die Coppel Hute zwischen der Stadt un Todenhausen zeigend, *renovirt*, so bis an den Grenzstein von Todenhause welch letzterer auch *renovirt* worden. Von dem Acker am Graben ist da g standene Stein [illegible]. So sind noch mehrere Steine gefunden und g streckt worden.

Abschrift von: C. Henninger. Wetter am 23. 12. 1899.)

Nachstehend folgt ein Zeitungsbericht über das **Grenzbegangfest** z **Wetter** am 12., 13. und 14. Juli 1889.

Das so lang ersehnte altherkommliche Grenzbegangfest wurde Donners tag, den 11. Juli, Abends gegen 9 Uhr durch Böllerschüsse angekündig worauf Zapfenstreich durch die festlich geschmückten Straßen stattfand, a welchen sich ein Konzert in der Friedrich Klingelhöferschen Wirtschaft an schloß, an dem allgemein teilgenommen wurde, und trat hierbei schon di gewohnte Feststimmung ein.

Am Freitag, den 12. Juli, früh morgens um 4 Uhr fand Böllerschieße und Reveille statt, worauf alsdann gegen 6 Uhr Aufstellung des Zuges zu

Begehen der Gemarkungsgrenzen auf dem Marktplatze erfolgte. Hier richtete das Komiteemitglied Daniel Seibel an die Festteilnehmer eine kurze Ansprache, in welcher derselbe auf den reichlichen Segen auf unseren Fluren in diesem Jahre hinwies, und alle Anwesenden als Dank für den Höchsten zum Singen des Liedes „Nun danket alle Gott" aufforderte, nach dessen Beendigung der Männer-Gesang den Choral „Herr Gott Dich loben wir" erschallen ließ. Sodann fand unter Führung des Komitee-Vorstandes, Herrn Stadtrat L. Hampel, der Abmarsch des Zuges unter den Klängen der Musik durch die Stadt und nach dem programmmäßig angegebenen Teile unserer Gemarkung statt. Bei dem ersten Grenzstein „in der Krimme" angelangt, vernahm man allgemeinen Jubel, und in einem Augenblick war der Grenzstein von den Zugteilnehmern umschlossen, worauf Herr Stadtschreiber Kern, Mitglied des Festkomitees, dem Steine nahe trat und folgende Ansprache hielt: Verehrte Anwesende! Hier stehen wir bei dem ersten Grenzsteine unserer Gemarkung, um uns von dem rechten Stande und Sitze desselben zu überzeugen. Wie alle Länder der Erde ihre Grenzen schützen, so sind auch wir hierzu verpflichtet und wollen dies auch heute wiederum durch den gewohnten echt altdeutschen Gebrauch beweisen und unsere Grenze zu erhalten und event. Streitigkeiten beizulegen suchen. Das ganze deutsche Vaterland, und soweit unsere Gemeinde, steht unter dem Schutze der deutschen Kriegsmacht zu Wasser und zu Land, die unter der gerechten Führung Sr. Majestät unseres allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Kaisers Wilhelm II. uns Gott durch Verleihung seines Segens erhalten mag. Ich fordere deshalb hiermit alle Anwesenden auf, mit mir einzustimmen: Se. Majestät unser allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser und König Wilhelm II. lebe hoch — hoch — hoch. — Hierin stimmten alle Anwesenden feierlichst ein. Dann erfolgte der Weitermarsch und wurde bei jedem Grenzsteine das übliche Auffindungssignal abgegeben. Schon bei dem zweiten Grenzsteine fanden die Ehrenbezeugungen durch Aufheben auf die Grenzsteine unter dem Klange der Musik und Hochrufen seitens der Teilnehmer statt. So ging es bis vor den Hain am Wollenberg, woselbst durch Frühstück und reichliches Getränk Labung und Erfrischung der trockenen Kehlen stattfand, und durch verschiedene Herren Gastgeber erst die allgemeine Feststimmung hervorgerufen wurde. Hier wurde bis gegen 12½ Uhr verweilt und ging es dann bis zur Grenze bei Niederwetter, wo die Reiter durch das Dorf galoppierten, um bei Herrn Wirt Engel Labung zu holen und trafen dieselben mit den übrigen Zugteilnehmern, die den Weg mit Musik, der Walkmühle entlang, verfolgt, vor Wetter zusammen, worauf sich der Zug durch die Stadt bewegte und auf dem Marktplatze trennte.

Am Nachmittag fand die Aufstellung des Festzuges auf dem Marktplatze

und Abmarsch nach dem Festplatze statt, woselbst Herr Lehrer Heusinger eine schwungvolle Rede hielt und hierauf Tanz und sonstige Belustigungen bis Abends gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr stattfand. Alle kehrten freudig nach Hause, um sich von den Strapatzen des Tages auszuruhen und am künftigen Tage früh zur Stelle zu sein.

Am Morgen des 13. Juli fand nach der um 4 Uhr stattgefundenen Reveille, vereint mit Böllerschüssen, die Aufstellung des Zuges wiederum gegen 6 Uhr statt und gewahrte man eine bedeutend größere Zahl von Teilnehmern an demselben als Tags zuvor, was namentlich nach dem Abgange der Grenze am Frühstücksplatze auf der „Hitzstube" festgestellt werden konnte. Hier trat die Feststimmung in so vollem Maße ein, daß sich mit Mühe gegen 12 Uhr der Zug daselbst entfernen konnte. Allen denen, welchen Ehrenbezeugungen durch Aufheben auf die Grenzsteine des Tags vorher und überhaupt bis dahin noch nicht zu Teil geworden waren, wurden hier unter lautem Jubel der festlich gestimmten Teilnehmer auf den an dieser Stelle befindlichen Grenzstein gehoben und erschollen unter dem Klange der Musik laute Hochrufe. Dies hatte zur Folge, daß es an Gastgebern nicht fehlte.

Auch an diesem Nachmittage fand die Aufstellung des Zuges wie Tags vorher auf dem Marktplatze statt. Auf dem Festplatze boten sich allerlei Belustigungen neben dem Tanze dar, so daß das abends gegen 12 Uhr erschallende Tagesschluß-Signal große Überraschung hervorrief.

Sonntag, nach beendigtem Gottesdienste, herrschte in allen Straßen reges Leben, überall sah man fremde Festgäste hereinströmen, was bei der hiesigen Bürgerschaft sehr guten Anklang fand, indem auch jeder, der abkommen konnte, teilnahm. Nachdem der Zug seine Aufstellung gefunden, die Abholung der verschiedenen Vereine durch das Festkomitee in Begleitung der Musik erfolgt war, bewegte sich der Zug durch alle Straßen der Stadt nach dem Festplatz, woselbst der 1. Lehrer, Herr Möhl, eine Rede hielt, nach deren Beendigung die Anwesenden auf Aufforderung des Vorsitzenden des Festkomitees, Herrn Stadtrat L. Hampel, dem Herrn Redner ein Hoch ausbrachten. Bis nachts 2 Uhr herrschte recht frohe Stimmung auf dem Festplatze und war hier die Beteiligung eine so große, daß man an manchen Stellen nur mit Mühe durchkommen konnte. Auch der Montag (15. Juli) konnte nicht unbenutzt bleiben, denn wie jedem bekannt ist, wenn erst einmal in unserm Städtchen die Feststimmung in vollem Maße herrscht, wie diesmal recht der Fall, dieselbe schwer zu vertreiben, und dies mußte auch jetzt wieder in Erfüllung gehen. Auf dem Festplatze fand Konzert statt; Herr Karousselbesitzer Heinrich Krämer von Biedenkopf gewährte der Schuljugend einstündige Freifahrt, und jung und alt waren lustig und voller Freude. Gegen 11 Uhr erschienen auf dem Festplatze Maskierte, und gegen

12½ Uhr bewegte sich durch die Straßen der Stadt unter den Klängen der Musik ein Zug, dessen Teilnehmer alle maskiert und unerkennbar waren. Ein in oberhessischer Bauerntracht mit dreieckigem Hut, Maske und mit einer Fahne versehener Festteilnehmer bildete neben dem Vorstande und einem Mitgliede des Festkomitees, beide ebenfalls maskiert, die Spitze des Zuges, welcher wiederum auf den Festplatz zurückkehrte und hier erst allgemeine fröhliche Stimmung brachte. Auch verdient die in dem Zuge mit Pappe-Instrumenten tätig gewesene Kapelle hier erwähnt zu werden. Ein Konzert am Nachmittag bei Herrn F. Klingelhöfer bildete den Schluß des aufs Beste verlaufenen, wenn auch zuweilen mit einem Regengusse unterbrochen gewesenen Festes, dessen Andenken allen Teilnehmern in Erinnerung bleiben mag. Allen denen, die zur Verherrlichung des Festes beigetragen haben, sei hiermit gedankt und möge Gott der Herr alle Teilnehmer gesund, froh und glücklich auch wiederum die folgenden sieben Jahre erhalten, seinen Segen wie seither über unsere Fluren ausgießen, uns vor allem Schaden bewahren und die Grenze unserer Gemarkung, und somit die unseres deutschen Vaterlandes auf dem jetzigen Standpunkte lassen, damit wir im Jahre 1896 die diesmal in bester Ordnung vorgefundene Gemarkungsgrenze und unsere Fluren, wie dies gegenwärtig der Fall war, wieder auffinden werden.

Wetter, 17. Juli 1889.

c) Das Maifest in Frankenberg.

Wer am Freitag vor Pfingsten oder am 3. Pfingstfesttag in Frankenberg weilt, der wird durch militärischen Zapfenstreich und militärisches Wecken überrascht werden, welches an diesen Tagen in den sonst so stillen Straßen der alten Hessenstadt verlautbar wird. Auf die Frage, was dieses zu bedeuten habe, wird die Antwort erfolgen, daß die männliche Schuljugend „in den Mai ziehe." Dieses in den Mai ziehen ist offenbar eine uralte Sitte, die sich seit Jahrhunderten in annähernd derselben Weise jährlich wiederholt. Es handelt sich hierbei um das Holen von Maibüschen (Birkenbüsche) aus der städtischen Waldung, mit welchen das Innere der Kirchen und die Häuser der Beamten und angesehensten Bürger der Stadt geschmückt werden. Zu dem Zweck versammeln sich am Vormittag des Pfingstfreitags die Schulknaben der Stadt, zum Teil uniformiert, durchweg aber mit Säbeln bewaffnet, unter welchen sich manches rare Stück finden dürfte. Unter Trommelschall und Janitscharen-Musik, geführt von den Lehrern, marschiert dann die jugendliche Kolonne mit mehreren alten Fahnen durch die Stadt, stets umkreist von einem blumenverhüllten, mit Beil und Rute bewaffneten jugendlichen Mohr, dessen Aufgabe es ist, die Ordnung im Zuge durch Fernhaltung Ungehöriger u. s. w. zu sichern. Vor dem südlichen Ausgang der Stadt,

dem Sinnertore, angekommen, löst sich der Zug auf, dagegen fahren von hier aus die städtischen Behörden, Lehrer u. s. w. nach dem Walde, um die Büsche zu holen, woselbst eine seitens der Stadt gegebene Erfrischung, wozu sich aber die Mitglieder des [illegible] mitbringen müssen, gereicht wird. Der mit Büschen beladene Wagen wird bei seiner Zurückkunft von der oben erwähnten bewaffneten Schar in Empfang genommen und durch die Stadt geleitet, woselbst die Büsche, wie oben erwähnt, unter musikalischem Tusch und Hochrufen der Jugend, verteilt werden. Am dritten Pfingsttag wiederholt sich dieses Schauspiel, jedoch nur insoweit, als der Zug der Schulknaben sich von der Burg nach dem Platz an der Edder bewegt, auf welchem an diesem Tage ein mit Volksfest verbundener Viehmarkt abgehalten wird. Die neue Zeit hat auch an dieser jedenfalls auf altgermanischer Sitte sich gründenden Einrichtung insofern eingewirkt, als die früher allgemein beliebte Kopfbedeckung der Knaben, bestehend aus Dreimastern, deren Höhe zuweilen 1/2 der Körperlänge der Knaben einnahm, gegenwärtig durch die Pickelhaube und namentlich den Kalpak der Husaren verdrängt worden ist. Auch sind gegenwärtig vollständige Uniformen üblich, während früher das Bunte der Kleider mit Tapetenborden erreicht wurde. Möge diese schöne Sitte sich auch fürderhin erhalten und den Frankenberger Knaben zur Freude gereichen, wie dies seither geschehen ist.

d) Das Bachfest in Marburg.

Alle fünf Jahre im Juli feiern die Ketzerbächer ihr „Bachfest“. Dasselbe dauert — wie jedes rechtschaffene Volksfest — drei Tage, hat seinen Festzug mit „weißgewaschenen Festjungfrauen“, seine Festreden und — seinen „Bachlammes“[1], das ist der närrisch aufgeputzte Spaßmacher, der im Festzuge auf einem mit 2 Ochsen bespannten Wagen gefahren wird und viel zur Ergötzung von jung und alt beiträgt.

Das Bachfest wird gefeiert zur Erinnerung an einen Akt genossenschaftlicher Selbsthilfe. Die Ketzerbach, am unteren Ausgange des Marbachtales gelegen, jetzt eine der schönsten Straßen Marburgs, zeigte vor etwa 80 Jahren ein ganz anderes Bild. „Damals hatte sie noch das Ansehen eines Dorfes. Sie hatte noch keine gepflasterten Straßen, keine verdeckten Kanäle, und der Bach, der eine große Strecke die Fahrstraße bildete, noch kein reguläres Bett. Schweineställe und Obstbäume standen vor den Häusern, Miststätten und Jauchelöcher waren überall wahrzunehmen, und Federvieh aller Art tummelte sich vor den Häusern herum. Bei Regenwetter war nur mit großer Mühe von einem Hause zum andern trockenen Fußes zu gelangen, da die Löcher in den an den Häusern herführenden

1) „Lammes“ = Lappe, Laffe (davon läppisch) alberner, törichter Mensch.

Fußwegen sich alsbald mit Regenwasser füllten." [1]) Wohl ließ um diese Zeit die Stadtverwaltung den Bach mit Mauern einfassen und seine Ränder mit Akazien bepflanzen, zwei steinerne Brücken über ihn bauen und zu beiden Seiten gepflasterte Straßen anlegen. Allein das genügte nicht. Da der Bach die Abfälle und Abwässer aus den Häusern aufzunehmen hatte, bot er — besonders im Sommer — häufig einen geradezu ekelerregenden Anblick und entsandte nichts weniger als angenehme Gerüche. Auch kam es nicht allzuselten vor, daß Kinder, welche am Rande des Baches spielten, in denselben hineinfielen und zu Schaden kamen. Als nun vor etwa 70 Jahren am unteren Ende der Ketzerbach das Hotel zum Ritter und in den Jahren 1839—1842 am oberen Ende das Anatomiegebäude erbaut wurden, wurde der Bach von diesen Gebäuden überwölbt, so daß nur der mittlere Teil frei blieb. Die Ketzerbächer baten in verschiedenen Gesuchen die städtischen Behörden, auch diesen letzten Abschnitt des Baches überwölben zu lassen — vergeblich! Da griffen sie, „des Supplizierens endlich müde", zur Selbsthilfe und veranstalteten eine Sammlung, durch welche ein Drittel der Überwölbungskosten gedeckt wurde, so daß am 19. Mai 1859 mit dem Werke begonnen werden konnte. Am 6. August desselben Jahres war es vollendet. An den drei folgenden Tagen, dem 7. bis 9. August, wurde unter großer Beteiligung das erste „Bachfest" gefeiert.

e) **Das Grabenfest der Weidenhäuser.**

In diesem Jahre (1903) ist ein Jahrhundert verflossen, seitdem die Weidenhäuser zum erstenmale den „Grabentanz" feierten. Die Veranlassung zu diesem Feste ist folgende: Die Stadt Marburg besaß in früheren Jahrhunderten an der Ostseite von Weidenhausen einen schmalen Streifen Landes, den „Erlengraben", welcher die Erlen lieferte, die man zu den Brunnenröhren gebrauchte. Seit uralten Zeiten hatten die Weidenhäuser hier Gras, Lehm und Holzabfälle geholt und dafür den Flutgraben gereinigt, welcher sich um Weidenhausen herumzog. Später versuchte die Stadt Marburg wiederholt, den Weidenhäusern ihre Rechte am Erlengraben streitig zu machen, besonders seit das Gelände „nicht nur zur Verschönerung, sondern auch um mehrere Einträglichkeit willen in diesem 1792ten Jahre gleichgemacht und mit Kleesamen besäet worden, auch zugleich der Wasserbau am Ufer vorgenommen und befestigt" worden war. (Die Arbeiten wurden durch Soldaten ausgeführt.) Nach vielen Reibereien und langem Prozessieren wurde am 12. Juni 1812 von der westfälischen Regierung zu Cassel das Grabengelände der „Grabengesellschaft" (so nannte sich die Vereinigung Weiden-

1) W. Bücking, Warum feierten die Ketzerbächer vor 25 Jahren ein Volksfest unter dem Namen „Bachfest"? Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

häuser Bürger, welche die Kosten der Urbarmachung getragen hatten) endgiltig als Eigentum zugesprochen. Die Grabengesellschaft übernahm die Verpflichtung, den Flutgraben imstande zu erhalten. Die Reinigungs- und Ausbesserungsarbeiten, die etwa alle drei Jahre vorgenommen wurden, übertrugen die „Grabenherren" ihren Söhnen und den bei ihnen in Arbeit stehenden Gesellen. Für ihre Mühe wurde den jungen Leuten aus der Grabenkasse eine gewisse Summe bewilligt, damit sie den „Grabentanz" veranstalten konnten. Der erste Grabentanz fand im Jahre 1803 statt. Den Charakter eines Volksfestes nahm der Grabentanz erst im Jahre 1859 an, als die Ketzerbächer ihr „Bachfest" feierten. Die Weidenhäuser wollten sich von den Ketzerbächern nicht übertreffen lassen und veranstalteten ebenfalls ein großes Volksfest. Seitdem wurde das Grabenfest regelmäßig alle drei Jahre gefeiert.

Die Grabengesellschaft besteht noch heute. Anfänglich wurde das Grabenland alle 2, später alle 6 Jahre neu verteilt und unter die Mitglieder verlost. In neuester Zeit hat man sich genötigt gesehen, den Mitgliedern die einzelnen „Länder" zu dauernder Benutzung zu übergeben. Die Erlangung der Mitgliedschaft ist an genaue Bestimmungen gebunden, welche in § 3 der „Statuten der Erlengrabengesellschaft der Marburger Vorstadt Weidenhausen" enthalten sind. Derselbe lautet:

Berechtigt, der Gesellschaft beizutreten, sind:

a) die Söhne der Gesellschaftsmitglieder, aber nur gleichzeitig mit ihren Ehefrauen, wenn

1. sich beide im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befinden und einen ehrsamen Lebenswandel führen,
2. das Marburger Bürgerrecht erworben haben,
3. in der Vorstadt Weidenhausen wohnen, welche durch die Lahn und die beiden Mühlgräben eingeschlossen und so von den übrigen Stadtteilen und Wohngebäuden der Stadt geschieden ist,
4. verheiratet und kirchlich getraut sind und sich innerhalb eines Jahres nach ihrer Verheiratung für ihre eigene Person und ihre Ehefrau um Aufnahme in die Gesellschaft schriftlich beworben haben;

b) die Töchter der Gesellschaftsmitglieder und zwar nur gleichzeitig mit ihren Ehemännern, wenn

1. (wie a 1),
2. der Ehemann das Marburger Bürgerrecht erworben hat,
3. beide in der Vorstadt Weidenhausen zusammen wohnen, und
4. innerhalb eines Jahres nach ihrer Verheiratung beide um Aufnahme in die Gesellschaft schriftlich sich beworben haben.

VII.

Das Hinterland.

Von

M. J. Flach,
Königl. Oberlehrer in Perleberg (Bez. Potsdam), früher in Biedenkopf.

Verfasser dieses Artikels stattet allen denen verbindlichen Dank ab, die ihm durch freundlichst gewährte Beiträge oder durch Überlassung von Material die Abfassung des Artikels ermöglicht haben. In erster Linie gebührt Dank Frau Katharina Koch in Rennertehausen, ferner Herrn Photographen Mauß in Marburg, sowie den Lehrern Herrn Becker in Oberrad, Weiningen in Wetzlar, Eckhardt in Frankfurt a. M. und Haas in Bromskirchen.

VII. Das Hinterland.

Im Hinterland.

Drüben im Hinterland
Bin ich so gern,
Nach Lahn- und Edderstrand
Zieht mich's von fern.
Waldesgrün, Waldesduft,
Frisch-freie Bergesluft
Weckt dort die Wanderlust,
Schwellt mir die Brust.

Fern aus dem Süden winkt
Feldberg mir zu,
Nördlich aus Waldesgrün
Christenberg Du!
Nassau und Hessenland
Reichen sich hier die Hand,
Der Provinz „Bindestrich"
Ists Hinterland.

† Bork, Amtsgerichtsrat in Marburg, früher in Biedenkopf. Kompon. von C. Krause, Großh. hess. Musikdirektor.

1. Das Hinterland im allgemeinen.

„Nun reicht mir Stab und Ordenskleid der fahrenden Scholaren; ich will zur grünen Sommerszeit zum Hinterlande fahren" wollen wir frei nach Scheffel singen. „Hinterland" ist ein wenig verheißungsvoller Name, und doch umfaßt das hessische Hinterland, amtlich Kreis Biedenkopf genannt, ein gar herrliches Stück unseres lieben Chattenlandes. Freilich liegt das Ländchen etwas dahinten, abseits von der großen Heerstraße; aber gerade durch seine Abgeschlossenheit hat es so manches Charakteristische in Sitte und Volkstracht bewahrt, und auch jetzt noch, wo es durch Eisenbahnen dem Verkehr mehr und mehr erschlossen wird, hält es treu und fest an den von den Vätern überkommenen Bräuchen.[1])

Eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit des Hinterlandes ist, daß in manchen Gegenden die Bestellung des Feldes fast ausschließlich, wie bei

---

1) Der Kreis Biedenkopf ist der größte der Provinz Hessen-Nassau und bildet die nordöstliche Spitze des Regierungsbezirks Wiesbaden. Gleich einem langen schmalen Bande zieht sich der Kreis Biedenkopf von Hermannstein vor den Toren Wetzlars bis nach Bromskirchen bei dem westfälischen Städtchen Hallenberg. Bis 1866 gehörte der Kreis zu Hessen-Darmstadt und wurde dann im Austausch gegen andere Gebiete an Preußen abgetreten. Er ist bewohnt von einem fleißigen, biederen und sparsamen Völkchen, das mit vieler Mühe dem oft recht mageren Boden des Landes das tägliche Brot abringen muß.

den Germanen, den Frauen obliegt, während die Männer ihrem Verdienst entweder in den Eisenhütten des Lahntales oder in Westfalen (Siegerland) nachgehen. In den Orten Steinperf, Nieder- und Obereisenhausen kommt es einem vor, als befände man sich in einem Frauenstaate. Da sieht man kräftige Bäuerinnen mit fester Hand das Rindergespann beim Pflügen leiten; auch alle sonstigen landwirtschaftlichen Arbeiten werden aufs beste von Frauen ausgeführt. Der Fleiß der Hinterländer Frauen ist, nebenbei bemerkt, sprichwörtlich. Bei der Fahrt auf dem Heu- oder Holzwagen, bei Gängen aufs Feld haben sie den Strickstrumpf in ihrer Hand; ja, Frauen, die Körbe auf dem Kopfe tragen, sieht man die Stricknadeln mit Emsigkeit handhaben.



Phot. M. Stephani, Biedenkopf.
Amt Blankenstein.

Zur Erntezeit ziehen Scharen von Mädchen in die fruchtbare Wetterau, in die Gegend von Butzbach, Nauheim und Friedberg, um dort als Schnitterinnen Geld zu verdienen.

2. Trachten.

Manch einer, der durch deutsche Gaue gepilgert ist, meint, daß keine Gegend in ganz Mittel- und Norddeutschland eine solche Fülle von verschiedenen Frauen- und Mädchentrachten böte, wie das waldumrauschte Hinterland. In der Tat, wenn man etwa an einem größeren Markttage oder einem Festtage nach den hervorragendsten Orten im Kreise Biedenkopf, Gladenbach, Battenberg und Hatzfeld kommt, muß man wirklich staunen über die Buntheit der **Volkstrachten.** Die Originalität der Trachten findet sich jetzt allein beim weiblichen Geschlechte. Im Schnitt der Mieder, in der Form der Mützen (Mutschen), besonders aber in der Zusammenstellung der Farben herrscht große Verschiedenheit; jeder Bezirk, oft jedes Dorf hat

seine eigne Kleidung und seine eigenen Farben. In dem Gewühle eines Jahrmarktes vermag der Fremde die Landsmannschaften sogleich herauszufinden.

Treffliche Abbildungen der Hinterländer Volkstrachten finden sich in dem bekannten hessischen Trachtenbuch von F. Justi (Marburg, N. G. Elwert) und in dem schönen „Trachtenalbum" (Biedenkopf, M. Stephani). Stephani hat auch ein koloriertes Trachtengruppenbild herausgegeben, auf dem sich Proben der früheren Männertracht finden: weißer Kittel und Dreimaster, weiße Jacke mit blanken Knöpfen (s. Abbildg.).



Phot. M. Stephani, Biedenkopf.

Aus Buchenau.

Im eigentlichen Hinterlande unterscheidet man vier verschiedene Arten von Trachten. In dem schon erwähnten Breidenbacher Grunde, einem von der Lahn zur Wasserscheide der Dill aufsteigenden Wiesentale, sind eng gefältelte, bis zu den Knien reichende Röcke üblich. Die Wolljacke ist je nach Gelegenheit grün, violett oder weiß und wird von einem verschnürten Mieder zusammengehalten. Auf dem Hinterhaupte sitzt eine rote, in Trauerfällen weiße Kappe (Stülpchen), die dem Deckel eines Ofenrohres nicht unähnlich ist. Im anstoßenden Eisenhäuser Grunde (Ober- und Niedereisenhausen u. s. w.) trägt man die gleichen Röcke, aber die Jacken sind hier bei allen Anlässen weiß, und das einer Papierdüte ähnliche Stülpchen ist schwarz. Ähnlich ist auch die Tracht des ehemaligen „Amtes" Gladenbach. Der Hauptunterschied gegen die vorige Tracht liegt hier in der Form des Stülpchens, das sich bis in die Stirn herabzieht und einen Wulst bildet. Zwischen Lahn und Edder sind die Faltenröcke etwas länger und bunt. Die bunten Strümpfe zeigen an der Seite bunte eingestickte Zwickel. Das Mieder

hat sich hier in eine Ärmeljacke verwandelt. Breite, seidene Bänder, welche die Ohren verdecken, halten das zierliche, hellfarbige Stülpchen auf dem Flachshaare fest.

Eine besondere Eigenheit wieder zeigt die Gewandung der Mädchen in Bottenhorn. Diese weicht von den Trachten des benachbarten Breidenbacher Grundes vor allem durch das schmale nach oben spitz zulaufende Käppchen ab. Eine besondere Eigenart in der Kleidung besteht darin, daß die Mädchen sämtlich eine Anzahl von Falten in den Strümpfen haben, so daß es aussieht, als wären diese zu weit und heruntergerutscht. Allein diese Ringel in den Strümpfen sind kunstvoll hineingestrickt und haben eine tiefere, sinnbildliche Bedeutung. Je reicher nämlich ein Mädchen ist, um so mehr Falten strickt es in seine Strümpfe, und zwar steht, wie behauptet wird, diese Skala so unabänderlich fest, daß Eingeweihte nach der Anzahl der Strumpfringel das Vermögen der Mädchen annähernd richtig zu schätzen imstande sind. Heiratslustige Mädchen werden jedoch dadurch nicht etwa zu unlauterem Wettbewerb, um einen Mann zu bekommen, angereizt. Lug und Trug sind etwas Unbekanntes im Hinterlande, und das Anbringen einer übertriebenen Anzahl von Ringeln würde der Übeltäterin zur Schande gereichen.



Aus Bottenhorn.
Nach einer Originalfederzeichnung von Otto Ubbelohde.

Im übrigen ist über die Tracht noch Folgendes zu bemerken. Der Rock ist nur hinten gefaltet; soweit die Schürze reicht, ist er glatt. Die meist blaue Schürze trägt am oberen Rande Stickereien. Die Schuhe sind niedrig und mit schwarzen Bändern versehen.

Die Jacken (Motzen) sind meist dunkel, mit Blumen übersät und unten weiß umgeschlagen, das Brusttuch zeigt Stickereien in allen Farben

und aufgenähte Perlen und Plättchen, das Halstuch hat dunkeln Grund und ist mit Blumen durchwirkt. In gleicher Weise sind die Jackenbändel verziert. Die Hemdbändel sind weiß mit schwarzer Stickerei. Bei Festlichkeiten werden weiße große Hemdärmel getragen, die unter den eigentlichen Hemdärmeln befestigt sind. Die Strumpfbänder sind bunt und in hellen Farben.

Die Haare werden bei den Mädchen von vorn nach hinten gekämmt und in zwei lange Zöpfe geflochten. Bei der Arbeit werden dieselben um die Mutsche gebunden.



Phot. M. Stephani, Biedenkopf.

Aus Bottenhorn und Umgebung.

Der Traueranzug ist schwarz, ohne jede Zierde. In allen bunten Farben ist violett vorherrschend.

Das trachtenberühmteste Tal des Hinterlandes ist der sogen. „Grund Breidenbach", der sich von dem zwischen Biedenkopf und Laasphe malerisch gelegenen Dorfe Wallau nach Süden erstreckt und dessen Mittelpunkt das Dorf Breidenbach bildet. Nach diesem Dorf nennt sich das althessische Adelsgeschlecht Derer von Breidenbach zu Breidenstein. Die älteste deutsche Reisebeschreibung — Reise ins gelobte Land 1483 — rührt von einem Gliede dieser Familie, dem Domherrn Bernhard von Breidenbach zu Mainz, her. Das Charakteristische der Frauengewandung in der genannten Gegend, dem

„Grund Breidenbach", liegt vor allem in der Kopfbedeckung, einer roten, das Hinterhaupt bedeckenden und nach hinten abstehenden, gestickten Mütze (Stülpchen), nach der man in der Umgegend auch die Trägerinnen dieser Hauben scherzweise „Kiwelchen" (Kübelchen) zu nennen pflegt. Der übrige Anzug besteht aus schwarzem Koller über grünem Mieder, grünrotem Halstuche, kurzem schwarzen, gefälteltem Rock mit blauer Schürze, hohen, bis an die Knöchel reichenden Schnürschuhen und weißen Strümpfen mit roten Strumpfbändern, deren grünrote Troddeln stets sichtbar sind, da der Rock an übermäßiger Länge nicht leidet. Für die Festkleidung wird statt des



Phot. M. Stephani, Biedenkopf.

Obergericht, Kreis Biedenkopf.

grünen Mieders ein blendend weißes gewählt; zum Tanze, wozu eine möglichst helle Tracht bevorzugt wird, tragen die Mädchen auch weiße Schürzen.

Merkwürdig ist die ganz feststehende Farbenordnung, die für die Zeit der Trauer und der Halbtrauer gilt. Die Farben tiefer Trauer für die Mädchen sind weiß und blau: die Mütze ist weiß (statt rot), das Halstuch blau (statt grün), die Troddeln der Strumpfbänder grünblau (statt grünrot); Halbtrauer (beim Tode entfernterer Verwandten) wird durch violette Kappe und violettes Halstuch angezeigt, Farben, die übrigens auch von älteren Personen als ständige Tracht getragen werden. Der Übergang von

der Halbtrauer zur gewohnten Kleidung wird durch Beibehaltung der violetten Kopfbedeckung und Annahme der grünroten (statt grünvioletten) Strumpfbandquasten angedeutet.

Im Sommer wird dieselbe schwere Tracht wie im Winter getragen, dem alten Spruch gemäß: Was für die Kälte gut ist, ist auch für die Hitze gut. Die Liebe zu der altheimischen Tracht ist bei den Frauen so groß, daß sie schon ihre Wiegenkinder, wenn sie kaum ein Vierteljahr alt sind, wie die Erwachsenen kleiden, und die Kinder wiederum wollen keine andern Puppen als solche, die genau so aussehen, wie sie selbst. Aus den Wiegenkindern entwickeln sich dann mit der Zeit oft recht anmutige, etwas untersetzte Mädchengestalten, wie z. B. in Wallau. Ein wahres Vergnügen bereitet es dem Zuschauer bei der berühmten Wallauer Kirmes, die munteren frischen Mädchen sich im langsamen Walzer drehen zu sehen.



Phot. W. Mauß, Marburg.
Obergericht (Eisenhausen u. s. w.).

Einen eigentümlichen Anblick bietet es, wenn am Sonntagabend die Mädchen spazieren gehen; sie ziehen dann, Arm in Arm, Schulter an Schulter, durch das Dorf, so daß sie mit ihren Reihen fast die ganze Straßenbreite einnehmen.

Der südliche Teil des Breidenbacher Grundes wird noch heute — nach einer in früheren Jahrhunderten giltig gewesenen Einteilung der Landschaft in verschiedene Gerichtsbezirke — das Obergericht genannt. In dieser Gegend, wozu unter anderen die Ortschaften Lixfeld, Simmersbach (hier wurde der aus der Gefangenschaft in den Niederlanden heimkehrende Landgraf Philipp der Großmütige von seinen Räten begrüßt), Gönnern, Ober- und Niedereisenhausen und Steinperf gehören, ist eine ähnliche Tracht wie die vorher beschriebene üblich, nur daß die Kappen, bei fast zylinderförmiger Gestalt, nicht nach hinten abstehen, sondern schräg in die Höhe gerichtet sind, wodurch die Tracht natürlicher und kleidsamer wird. Bei der Arbeit tragen übrigens die Frauen und Mädchen aus dem Obergericht durchweg schwarze Kopfbedeckung, und nur am Sonntag wird die rote, goldgestickte Mütze an-

gelegt. Die Festtracht wird außerdem ebenso wie in den das „Amt Biedenkopf“ bildenden Orten Eckelshausen, Kombach, Wolfgruben, Dautphe und Umgegend durch eingelegten, buntgestickten und mit Metallplättchen besetzten Brustlatz vervollständigt. Der Breidenbacher Grund ist nun einmal das eigentliche Land der kurzen Röcke und schönen Strumpfbänder. Hier hat sich der Grundsatz des fußfreien Rockes in höchster Vollkommenheit schon vor langer Zeit ausgebildet und bis heute erhalten. Das weibliche Geschlecht trägt noch immer stolz kurze eben über die Knie reichende Röcke, welche die bunten, mit zahlreichen Quasten behangenen Strumpfbänder frei hervortreten lassen. Schon im August 1844, anläßlich der Einweihung der Ludwigsäule in Darmstadt, fesselte die Nationaltracht der schönen Hinterländerinnen alle Blicke. Die Tracht ist durch den Maler van Emde auf seinen hessischen Genrebildern verewigt worden. Schon in früheren Zeiten sang man das schelmische Lied:



Phot. M. Stephani, Biedenkopf.
Aus dem Breidenbacher Grund.

Hessenländer Weiberchen
mit den schwarzen Häuberchen,
mit den kurzen Röckelchen
tanzen wie die Böckelchen.

Die Tracht in **Dautphe und Umgegend** wird die Ämtertracht, nach dem früheren „Amt“ Biedenkopf (mundartlich Birrekopp) genannt und zeichnet sich vor allem durch ihre Einfarbigkeit aus. Der Faltenrock ist schwarz und etwas länger, als ihn die Tracht im „Grund“ zeigt. Die Schürze ist schwarz und faltig. Die Jacke schwarz und mit kleinen bunten Blumen dicht übersät. Unten ist sie handbreit umgeschlagen, so daß das weißwollene Futter sichtbar ist. Um den Hals werden zwei Tücher geknüpft, ein schmales weißes Tuch, welches vorn zierliche Schleifen bildet, und ein schwarzes breites Tuch, das nach hinten gebunden wird.

Die Kopfbedeckung wird hier Mutsche genannt. Die Haare sind nach

hinten straff gekämmt und in zwei lange Zöpfe geflochten, welche bei der Arbeit nach vorn über den Kopf gelegt werden.

Bei Festlichkeiten wird die Jacke ausgelassen, und sind dann die breiten Hemdärmel sichtbar, welche mittels eines Fibelchens (Schnalle) am Hemde befestigt werden.

Eine recht kleidsame Tracht trugen die Konfirmanden in Buchenau in den fünfziger Jahren, nämlich sogen. Rinken (Schnallen)=Schuhe, hellblaue Strümpfe, kurze Manchesterhosen mit Schnallen an den Knien, Ober= und Unterleibchen, dunkelblauer Rock mit übersponnenen Knöpfen und ein bauschiges, seidenes Halstuch mit grüner Borte. Dazu kam ein niedriger schwarzer Hut mit Schnüren. Rock und Hut konnte man wohl, wie es Ortssitte war, leihen.



Phot. W. Mauß, Marburg.

Amt Biedenkopf.

Die Konfirmationsfeier fand zu Pfingsten statt. Es trugen dann die Konfirmanden des Morgens beim Gottesdienst einen Strauß aus Rosmarin und Pfingstnelken auf der Brust; am Pfingstsonntage, bei dem üblichen Spaziergange mit dem Pfarrer, einen ebensolchen Strauß an dem Hute.

Im ganzen Kirchspiel Gladenbach ist bei den Frauen die Tracht stets schwarz, bei den Mädchen ebenfalls schwarz bei Trauer und den kirchlichen Hauptfesten, bunt jedoch bei weltlichen Festen, so bei der Kirmes und an Markttagen. Die Mädchen tragen dann graue Röcke, bunte Jacken, weiße, auch bunte Schürzen, bunte Strümpfe, Schuhe mit Rosetten. Die drei fußfreien Bieberröcke in den Farben rot, grün, grau werden durch ein Hüftkissen, das am Mieder befestigt ist, zusammengehalten. Das Mieder ist von Plüsch, Rips oder Sammet und kann blau, braun, grün oder rot sein. Die Schürze aus Seide, Wollatlas oder Sammet, mit Spitzen oder Goldfransen besetzt, ist grün, blau oder braun. Die Jacke (Motze) ist aus Wollstoff, Sammet oder Plüsch in allen Farben. Die Halstücher sind bunt, aus Seide, Atlas oder Musselin. Perlenketten, etwa 10 Reihen, hinten mit einer Bandschleife zusammengehalten, werden zur Zierde um den Hals getragen.

Bei der Gladenbacher Tracht unterscheidet man auch eine jüngere und eine ältere. Die letztere verschwindet nach und nach. Die ältere Tracht fällt besonders durch die längliche, wulstige, holzschuhförmige Haube auf, an deren Stelle jetzt ein vielfarbiges, mit goldglänzenden Metallplättchen besetztes spitzes Käppchen getreten ist.

In Lixfeld (südwestliches Hinterland) wird die Volkstracht nur noch von älteren Frauen und einigen Mädchen getragen. Ihre Kennzeichen sind hohe Schnürschuhe, weiße Strümpfe, Strumpfbänder mit Troddeln und faltiger schwarzer Rock. Derselbe wird, damit die Falten bleiben, nach dem Gebrauche mit Bindfaden zusammengebunden. Dazu wird eine weiße Bind



Abendmahlstracht aus Oberhessen (weiße Haube) und Kirchtracht aus dem Amt Blankenstein.

Nach einer Originalfederzeichnung von Otto Ubbelohde.

(Mutz) um die Taille und ein schwarzes Stülpchen mit runder Scheibe getragen, die entweder rosen- oder blaufarbig, beim Abendmahle aber ganz weiß ist. Bei Beerdigungen kommt noch um den Kopf ein schürzenähnliches, faltiges schwarzes Tuch, welches senkrecht vom Kopfe herunterfällt und nur vorn einen Spalt für Augen und Nase freiläßt.

In Naunheim bei Gießen sind die dunkelfarbigen Röcke glatt, oder mit Falten, Schürze und Jacke in gleicher Farbe, ohne Gürtel und ohne Schürzenbändel. In den oberen Ausschnitt der Jacke wird ein weiß Dreiecktuch gelegt. Über der Jacke wird ein mit Fransen besetztes Brusttu getragen. Die Strümpfe sind dunkelblau, bei Festlichkeiten hell, Schu niedrig und mit Rosetten verziert. Bei der älteren Haartracht werden

Haare in Form eines Kranzes nach vorn getragen. Das Käppchen, Haube genannt, ist in Form eines Schiffchens gehalten und mit langen Bändern versehen, welche unter dem Kinn gebunden werden. Über die Haube ist ein weißer Streifen aus Spitzen gelegt.

Bei Festlichkeiten tragen die jungen Mädchen die sogen. Stirnhaube. Diese besteht aus weißer Unterhaube und schwarzer Oberhaube. Die weiße Unterhaube ist mit breiter weißer Spitze versehen, welche die Stirn beschattet.



Phot. M. Stephani, Biedenkopf.

Aus Niederweidbach.

In Niederweidbach bei Gladenbach sind die Röcke mittellang und meist dunkelfarbig, nur oben um die Hüften in kurze Falten gelegt und über einem Wulst befestigt. Die Jacke (Motze) geht kurz über den Rock und wird durch einen schmalen Gürtel zusammengehalten. Sammetstreifen verdecken die Nähte an den Jacken. Die in einem ziemlichen Dreieck ausgeschnittene Brust wird durch ein meist buntes Halstuch verdeckt. Den Hals ziert auch ein meist buntes Knüpftuch. Die Schürze ist glatt und aus demselben Stoffe wie die Jacke.

Das Käppchen ist rund, klein und schwarz, mit buntem, gestücktem Deckel. Die daran befindlichen Bänder sind breit und schwarz und werden immer unter dem Kinn zusammengebunden.

Die Strümpfe sind dunkelblau, die Strumpfbänder gestickt, aber nicht sichtbar.

Ganz junge Mädchen tragen die Käppchen nicht, sondern tragen die Haare in Form eines Kranzes, welcher mit schwarzen Haarnadeln verziert ist.

Bemerkenswert ist der Brautschmuck. Den Kopf ziert ein Perlenkranz, in allen möglichen bunten Farben schillernd. Das Haar wird ganz offen getragen. Von dem Kranze fallen eine ganze Reihe bunter Bänder über dasselbe, was der Braut einen eigentümlichen, anmutigen Reiz verleiht. Über die Hände wird während der Trauung ein schwarzes Tuch gedeckt (siehe Breidenbacher Grund).

Phot. M. Stephani, Biedenkopf.
Bezirk Rodheim. Abendmahlstracht.

In Rodheim bei Gießen ist der Rock der Frauen und Mädchen meist dunkelfarbig, oben in kurze Falten gelegt. Die Befestigung ist wie in Naunheim, nur ist der Wulst nicht so dick wie da. Die Jacke mit sogen. Puffärmeln ist meist verschiedenfarbig, wie auch die Schürze, welche oben in Falten gelegt und mit langem Schürzenband befestigt ist. Strümpfe sind meist in hellen Farben gehalten. Unter den wenig ausgeschnittenen Jacken wird das weiße sogen. Unterhalstuch befestigt, das am Hals mit weißer Spitze versehen ist. Die Schuhe sind niedrig, vorn mit Rosetten. Über der Jacke wird das seidene, in bunten Farben gehaltene Brusttuch lose geknüpft. Die Ärmel sind vorn mit Spitzen besetzt. Käppchen oder Stülpchen werden hier seit den sechziger Jahren nicht mehr getragen.

In Runzhausen bei Gladenbach unterscheidet man eine ältere und eine jüngere Tracht. Die erstere ist im Aussterben begriffen; die jüngere, die unterhessische Tracht (Dexbach, Engelbach, Oberasphe), ist hier seit 40 Jahren eingedrungen, und vor ihr weicht die ältere Tracht zurück. Bei der jüngeren Tracht ist der Rock meist hellfarbig, mit bunten Stickereien besetzt. Die Schürzen sind buntgestreift. Die Jacke (Motze) ist ebenfalls in hellen Farben, mit Blumen übersät. Der weite Ausschnitt der Jacken wird durch ein Einstecktuch, meist in grellen Farben und bunten Blumen gehalten, ausgefüllt, den Hals ziert ebenfalls

ein buntes Halstuch. Die Haare werden auf dem oberen Teil des Kopfes hochgebunden. Die Kopfbedeckung (Stülpchen) ist ein kleines, mit Perlen gesticktes, durch lange Bänder am Kinn befestigtes Häubchen.

Die Strümpfe werden hier Zwickelstrümpfe genannt und sind gewöhnlich mit hübschen Stickereien und Nähereien versehen. Die schmalen Schuhe weisen auch Verzierungen auf. Die oben gefalteten Röcke werden über einem sogen. Kissen an den Hüften befestigt und stehen folglich weit vom Körper ab. Die Hemden sind an den Ärmeln und am Kragen mit Spitzen besetzt. Wohlhabende Leute schaffen sich die Anzüge in Sammet und Seide an.



Phot. W. Mauß, Marburg.
Aus der Battenberger Gegend.

Die alte Tracht ist ähnlich der der Ämtertracht. Sie zeigt lange, gefaltete, schwarze Röcke, meist dunkle Jacke mit buntem Brusteinsatz (Brusttuch) und buntes Halstuch, Schürze gewöhnlich blau mit Stickereien am oberen Rande, Strümpfe meist ohne Zierstrumpfbänder. Auffallend ist die Kopfbedeckung, die sogen. Schneppekappe, die immer schwarz ist. Die Haare werden wie im „Amt" nach hinten gekämmt und in zwei Zöpfe geflochten.

Die Tracht der ehemaligen Grafschaft **Battenberg**, die 1291 an das Bistum Mainz und erst 1464 an den Landgrafen von Hessen kam, zeigt, obwohl sie späten Ursprungs ist, noch heute durch ihre Beschränkung auf das alte gräfliche Gebiet, daß sie ihre eigene Entwickelungsgeschichte gehabt hat. Sie besteht noch u. a. in Berghofen, Battenfeld, Allendorf und Rennertehausen.

Die Battenberger Tracht ist besonders am Mieder zu erkennen; es liegt über einem ärmellosen, aber im übrigen wie das Mieder beschaffenen Leibchen und wird von einfachem und gemustertem Zeug, für den feierlichen Anzug von Seide, verfertigt, schließt an und wird vorn zugehakt. Die Ärmel sind auf Schulter und Oberarm faltig gebauscht und werden nach der Hand hin eng. Am Hals erscheint ein mäßig runder Ausschnitt, der von einem bunten meist seidenen Halstüchlein ausgefüllt ist, welches auch mit Kettchen oder schmalem vorn verschleiften Zierband bedeckt und von

einer Brosche zusammengehalten wird. Schmale schwarze Sammetstreifen laufen von dem Ausschnitt zu beiden Seiten des Verschlusses und um die Enden der Ärmel, etwas breitere aber bedecken den unteren Rand des Mieders, und zwei schmale wieder steigen über die Mitte des Rückens und die Schulterblätter nach den Ärmeln wie bei der Breidenbacher Tracht.

Der Rock ist meist von grauer Beiderwand oder von Wolle und reicht bis auf die Füße, nur bei jungen Mädchen ist er kürzer. Sein unterer Rand ist mit einem nach oben ausgezackten schwarzen Sammetband besetzt; eine Strecke weit über diesem ist der Rock derart eingenäht, daß drei bis fünf, ja selbst zehn wagerechte Falten oder Ringe entstehen.

Die Schürze ist von demselben Stoffe wie das Mieder verfertigt, und ihr Rand ist oft von einem bunten Band bedeckt. (Nach Justi, Hessisches Trachtenbuch.)

3. Geburt, Hochzeit und Begräbnis.

In Lixfeld werden die kleinen Kinder unter einem weisen Rosenbusche hervorgeholt. Wenn sie die Wiege verlassen, darf diese nicht bewegt werden, sonst sterben die Kinder. Kleinen Kindern darf man die Nägel nicht abschneiden, sondern muß sie abbeißen, sonst entwickelt sich ein Hang zum Stehlen.

Beim Taufschmaus in Weidenhausen bei Gladenbach erhält der Pfarrer altem Herkommen gemäß zwei Wecke und Kaffee. Meist werden die Kinder auf dem linken Arme getragen. Als Wiegenlied wird gesungen:

Liebes kleines Kindelein.
schlaf du in guter Ruh.
Der liebe Gott will dein Vater sein,
tu' deine Äuglein zu.

Die **Hochzeiten** werden in Rennertehausen, einem treu an alter Vätersitte hangendem Dorfe, fast noch ebenso abgehalten, wie es vor 100 Jahren der Fall war. Der für die Hochzeitsfeier bestimmte Wochentag ist stets ein Dienstag oder Donnerstag; doch wird letzterem meist der Vorzug gegeben. Da sämtliche Verwandte, Nachbarn und gute Bekannte eingeladen werden, so erreicht die Anzahl der Gäste eine recht stattliche Höhe; oft sind 250—300 Personen, ohne die Kinder zu rechnen, beieinander versammelt. Die Vorbereitungen zu dem Feste nehmen fast die ganze Woche vorher in Anspruch. Da wird zuerst Kaffee gebrannt, dann ein Ochs geschlachtet, Berge von Kuchen gebacken, Meerrettich gerieben und was derartige Vorbereitungen zu einem tüchtigen Schmause noch mehr sind. Zu allen diesen Arbeiten, welche unentgeltlich geleistet werden, nimmt man nur die nächsten Verwandten und besten Freunde. Diese Verrichtungen werden stets als ein Ehrendienst an-

gesehen, und man hat Beispiele dafür, daß Feindschaft zwischen Verwandten entstanden ist, wenn sich diese durch Nichteinladung zu den Vorbereitungen zur Hochzeit zurückgesetzt glaubten.

Naht nun der Vorabend des Festes heran, so walten die Einlader ihres Amtes, was hier „gasten“ genannt wird. Von der Familie des Bräutigams werden zwei Einlader gesandt und ebenso viele von der Familie der Braut. Die beiden ersteren sind ein verheirateter Mann und ein Bursch, die letzteren ein verheirateter Mann und ein junges Mädchen. Diese Vier besorgen nun die Einladungen. Der Bursch ladet alle Burschen des Dorfes ein, das Mädchen dagegen „gastet“ nur bei den Freundinnen und den Verwandten der Braut.

Infolge dieser Einrichtung ist die junge Männerwelt stets stärker vertreten, als die Weiblichkeit. Zu den Einladern werden die allernächsten Verwandten, der Bruder oder die Schwester der Brautleute genommen. Zum „Gasten“ wird folgende Formel gebraucht: „Der (folgt der Name des Bräutigams) und die (folgt der Name der Braut) wollen morgen Hüsset (Hochzeit) halten, da sollst Du Dich um 12 Uhr mittags einfinden.“

Naht endlich der bedeutungsvolle Tag heran, so wimmelt es am Morgen in den beiden Hochzeitshäusern von Hilfskräften. Kinder gehen mit Körben von Haus zu Haus und borgen das nötige Geschirr, Teller, Näpfe und Tassen zusammen. Auch wird eine stattliche Anzahl kupferner Kaffeekessel zur Bereitung des beliebten Getränkes zusammengeliehen. Die nächsten Verwandten bilden jetzt das Küchenpersonal. Die Frauen haben bei ihren Hantierungen den obersten Rock umgeschlagen und in die Höhe gesteckt, damit sein Glanz keinen Schaden leide. Die Männer schaffen Bänke und Tische, sowie volle Bier- und Branntweinfässer nebst den nötigen Gläsern ins Haus. Das Getränk stellt der Bräutigam, während die Braut, beziehungsweise deren Eltern, für das Essen zu sorgen haben.

In der Zeit von 10 bis 12 Uhr wird die Braut „aufgemacht“. Dieser Ausdruck bezeichnet das Kämmen und Kranzaufsetzen. Es wird bei allen Hochzeiten von ein- und derselben Person besorgt. Manchmal gibt es auch zwei, welche die Kunst des Kämmens erlernt haben, und dann spricht bei der Bestellung der Haarkünstlerin wieder die Verwandtschaft mit. Die hochzeitliche Haartracht besteht gewöhnlich aus 5 bis 6 Zöpfchen, welche breit und kunstvoll geflochten und dann mit Haarnadeln an dem Kopfe festgesteckt werden. Der Kranz wird rund um den Kopf gelegt, und über den Rücken flattern 15 bis 18 seidene Bänder herunter. Das Kleid, der Orts-Tracht gemäß gearbeitet, reicht bis über die Waden. Die Knöchel sind noch sichtbar. Als Fußbekleidung trägt die Braut schwarze Tuchschuhe. In der Hand hält sie ein weißes Taschentuch. Der Bräutigam trägt einen

Zylinder(?) zu schwarzem Anzuge mit hochgeschlossener Weste. Auf der Brust prangt ein Strauß. Die Braut trägt Handschuhe, der Bräutigam dagegen nicht.

Sobald nun das [illegible] der Gäste erfolgt ist, werden dieselben zunächst mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Der Kuchen wird jedem Gaste in einzelnen großen Stücken vorgelegt; was davon übrig bleibt, nimmt er mit nach Hause. Die Bewirtung erfolgt im Hause der Braut. Hierauf ordnet sich der Hochzeitszug zum Gange in die Kirche, wo die Trauung stattfindet. Der Pfarrer eröffnet den Zug, dann folgt die Braut und hinter ihr der Bräutigam; hierauf folgen die beiden Väter und die Trauzeugen, alle in feierliches Schwarz gekleidet. Dann kommen die jungen Mädchen in Reihen zu je 8 bis 10. Die übrigen Hochzeitsgäste schließen den Zug. Nach der Trauung begibt sich die ganze Gesellschaft in das Haus des jungen Ehemannes.

Beim Verlassen der Kirche geht der Mann voran, und die Frau folgt ihm: „Und er soll Dein Herr sein!" Auf dem Hofe des jungen Ehemannes hat inzwischen eine Musikkapelle Aufstellung genommen und stimmt bei dem Eintritt des jungen Paares in dessen Heim einen Choral an. Die jungen Burschen und Mädchen singen hierauf das Brautlied, das folgendermaßen lautet:

> Wie bin ich doch so herzlich froh,
> daß mein Schatz ist das A und O,
> der Anfang und das Ende;
> er wird mich doch zu seinem Preis
> aufnehmen in sein Paradeis,
> des klopf ich in die Hände.
> Amen, Amen, komm du schöne Freudenkrone,
> bleib nicht lange, deiner wart ich mit Verlangen.

Hierauf wird das zweite Lied gesungen, das wie folgt lautet:

> [illegible]

Nach Beendigung des Gesanges [illegible] Burschen und Mädchen in einen Laden des Dorfes [illegible] für das junge Paar zu [illegible] in Ruhe. [illegible] und Mädchen [illegible] für den

Bräutigam. Die Musik ist mitgezogen und spielt im Kaufmannshause zum Tanze auf. Während dieser Zeit kleidet sich das junge Paar um. Die Braut vertauscht ihr Tuchkleid mit farbigem Rocke, Mutze und schwarzer Schürze; der Bräutigam legt Buckskinhose, Weste und Jackett an. Auf der Brust wird der Strauß befestigt. Die verheirateten Hochzeitsgäste erscheinen nun, um zu gratulieren und ihre Geschenke zu überbringen, welche aus allerlei Gebrauchsgegenständen bestehen; hauptsächlich wird aber buntes Bettzeug zu Bezügen geschenkt. Darnach kommt das junge Volk mit den Geschenken und der Musik wieder an. Die Sprecherin der jungen Mädchen übergibt mit einem kurzen Gedichte die Sachen und steckt sie mit großen Nadeln der Braut an; dieselbe Förmlichkeit verrichtet ein Bursch bei dem Bräutigam.

Nun beginnt der Hochzeitsschmaus. Ein Tischtuch ziert die Tafel nicht; Messer, Gabel und Löffel müssen sich die Gäste mitbringen. Die Speisenfolge ist bei allen Hochzeiten dieselbe: Reissuppe, gekochtes Rindfleisch, Meerrettich, Zwetschen und Kartoffelsalat. Als Nachtisch gibt es Frikassee von Lunge, Leber und anderen Stücken des geschlachteten Ochsen. Die jungen Eheleute helfen eigenhändig auftragen und bedienen.

Nach dem Essen tritt der Tanz in seine Rechte. Hierbei tanzt der junge Mann mit seiner Frau einen Tanz ganz allein, den sogenannten „Brautreigen“. Diesen Tanz ohne Unterbrechung zu Ende zu tanzen, ist eine wesentliche Bedingung für die jungen Eheleute. Morgens um 2 Uhr gibt es dann nochmals Kaffee; nur wird hierbei der Kuchen in Stücken auf Tellern herumgereicht und keiner mit nach Hause genommen. Bis Morgens 6 Uhr wird getanzt. Am andern Tage kommen dann die guten Freundinnen und hilfreichen Nachbarinnen herbei, um die gebrauchten Töpfe u. s. w. zu säubern und zurückzuliefern. Auch Männer finden sich ein, und dann wird von diesen noch manch kräftiger Trunk auf das Wohl des jungen Ehepaares getan. Am darauf folgenden Sonntage findet die letzte gesellige Zusammenkunft statt, bei der nur Frauen erscheinen. Da geht es noch einmal bei Kaffee und Kuchen hoch her, und in jede Tasse gibt es ein Stück Zucker. Das Hochzeitsfest, das so lange die Gemüter in Spannung erhielt, ist nun vorüber, und das Leben im Dorfe geht wieder in seinem gewohnten Geleise.

Eine eigentümliche Sitte herrscht bei Trauungen im „Grunde Breidenbach“. Die Braut birgt, wenn sie vor den Altar tritt, die gefalteten Hände unter einem gestickten Tuche — die beliebten Farben sind rot und grün —, und darf während der Dauer der feierlichen Handlung keine der Hände unter dem Tuche hervorziehen, bis sie die Rechte dem Verlobten reicht. Ähnlich erscheinen Frauen und Mädchen beim Abendmahle, doch so, daß

Verheiratete und Unverheiratete sich durch die Haltung des Tuches unterscheiden: während nämlich die Mädchen das Tuch einfach über die Hände legen, halten die Frauen einen Zipfel des Tuches mit einer Hand fest. In den verdeckten, gleichsam gebundenen Händen der Braut haben wir vielleicht ein altes Symbol der Unterwürfigkeit der Frauen, wie sie in Urzeiten bei den Franken bestand, zu erblicken, eine Erinnerung an die völlige Abhängigkeit des Weibes vom Manne, welche in dem Gesetzbuch der salischen Franken zum Ausdruck gebracht ist. Daß die Bedeckung der Hände der Frauen später bei Einführung des Christentums auch für die Entgegennahme des Abendmahls Vorschrift und Gebrauch wurde, würde sich danach von selbst erklären. Wer gibt eine andere Erklärung?

Über das Fahren des **Brautwagens** erzählt ein Berichterstatter aus dem Jahre 1854 folgendes: Als wir nach **Hartenrod** kamen, hörten wir eine Musik in der Ferne. Die **Braut** wurde von ihrem Dorfe ganz langsam herbeigefahren. Pferde und Fuhrmann waren mit Bändern geziert. In der Mitte des Wagens stand ein riesenmäßiger Rocken, an welchem 30—40 Pfund gehechelten Flachses gebunden waren; etliche Mann konnten ihn kaum umfassen. Außen war er mit Goldpapier umwunden, von dem vielfarbige Bänder herabflatterten. Ungefähr 20 hölzerne Spindeln steckten in dem Flachse. Unter diesem Gebäude saß die Braut und mußte weinen. Man sah sie kaum. Vor dem Aufsteigen werden ihr, wie man erzählte, die Augen durch die Verfertigerin des Brauthemdes zugebunden; dies Band aber wird sogleich wieder aufgelöst, sobald sie diesen Platz eingenommen hat. Alle ihre Gespielinnen standen aufrecht um sie herum. Oboes und Klarinetten begleiteten den Gesang eines wohlgewählten geistlichen Liedes. Hinter diesem Zeremonienwagen folgte der Packwagen mit dem Hausrat nebst 80—100 Pfd. gebrechten und geschwungenen aber ungehechelten Flachses. Um diese Wagen sprengten etwa 10 junge Burschen zu Pferde, die Brautrenner. Sie waren vorausgejagt und wurden auf der Grenze, wo wir mit unserer Chaise hielten, von ebensoviel Rennern des Bräutigams empfangen; es hatte jeder einen Krug mit Branntwein und zwar ohne Stöpsel bei sich. Diese Flaschen reichten sie einstweilen in Erwartung des Brautwagens einander über die Grenze.

Auf einem schwarzen Rosse ritt bald darauf der Bräutigam langsam herzu, wie die alten Deutschen, ohne Sattel; den Hut hatte er heruntergeschlagen und einen schwarzen Mantel um; begleitet wurde er von jungen Burschen auch in Mänteln. Noch vor seiner Ankunft warf die Braut, während ihr Wagen auf der Grenze still hielt, alle Spindeln, eine nach der andern, hinter sich zur Erde. Der Bräutigam hatte einen Hahn in der Hand: denselben übergab er dem Fuhrmann, welcher ihm dagegen ein

Erklärung zu dem Bild: **Trachten des „Hinterlands" (Kreis Biedenkopf).**

1 14 18 19 21	„Amt Gladenbach", insbesondere Dautphe, Silberg, Friedensdorf, Mornshausen bei Dautphe.
2 5 11	„Grund Breidenbach" (Wallau, Breidenstein, Breidenbach, Wolzhausen, Quotshausen, Nieder- und Ober-Dieten, Nieder-Hörlen, Achenbach, Wiesenbach und Klein-Gladenbach).
3 4 13 15	Gönnern, Frechenhausen, Lixfeld.
24 22	Nieder-Ober-Eisenhausen, Steinperf.
6 7 9 17 25 26 27	Frohnhausen, Eisa, Dexbach, Engelbach, Buchenau.
8 10 20 23	Eddertal: Battenfeld, Allendorf, Rennertehausen.
12 16	Rodheim a. Bieber.



6 7 10 9 12 13 16 15 17 18 22 23 21 26 24

1 3 2 5 4 8 11 14 19 20 25 27

Phot. M. Stephani, Biedenkopf.

Trachten des „Hinterlands‘, (Kreis Biedenkopf.)



Stäbchen mit Bändern überreichte. Dann umritt der Bräutigam mit allen seinen Rennern den Brautwagen. Das drittemal mußte das Pferd der Braut gegenüber Männchen machen. Weil dies Manöver gut von statten ging, so durfte dieselbe freudig unter dem Rocken hervorsehen; andernfalls würde sie eine vermeintliche üble Vorbedeutung beweint haben. Nun ging der Zug gemeinschaftlich fort. Noch am Dorfe rannten alle Begleiter, der Bräutigam in der Mitte, voraus. Im Hochzeitshofe sprangen sie ab, und als der Brautwagen ankam, hob der Bräutigam seine Braut und jeder Bursch sein Mädchen herab. An der Haustür wurde dem Bräutigam ein Krug Bier gereicht. Nachdem er, hierauf die Braut, sowie der Brautvater und die nächsten Verwandten getrunken hatten, trank der Bräutigam noch einmal zuletzt und warf den Krug mit dem Biere hinter sich. Alsdann ging das Paar in das Haus. Tränen vergoß die Braut jetzt nicht mehr; statt dessen klagte sie über den Druck der engen Schuhe, welche sie dem Herkommen gemäß bei dieser Gelegenheit tragen mußte. Ihr wurde nun die Brautkrone aufgesetzt, und das schöne kastanienbraune Haar, sonst in zwei Zöpfe geflochten, flatterte um ihre Schultern. So begleiteten wir sie zur Kirche, voraus die Musik und zum Beschluß die alten Frauen, welche bitterlich weinten. Ehestand, Wehestand! —

Gewöhnlich verheiraten sich die jungen Leute wieder im Ort selbst; da das Gut beim Tode der Eltern verteilt wird, so braucht nicht zu sehr auf das sog. „Einheiraten" gesehen zu werden. Selten wird aus dem Dorf gefreit. Kommt es aber doch mal vor, so erhält die oder der Betreffende natürlich auch einen Brautwagen; bei den Heiraten im Dorf ist dieses nicht Sitte. — Die Krönung des hochbeladenen Wagens besteht aus einem Spinnrad mit bändergeschmücktem Flachs-Rocken. Das junge Paar sitzt vorn und bezahlt das Wegegeld, welches ihm von Knaben, die die Straße mit Seilen gesperrt haben, abverlangt wird. Der Fuhrmann sitzt auf dem Handpferd. —

Bei einem **Todesfall** in Weidenhausen werden die Fenster geöffnet und die Katzen aus der Stube gebracht. Die Leichen bettet man auf Stroh, das später auf den Hof geworfen wird. Die Leichenwache halten männliche Nachbarn und Verwandte, welche dabei rauchen und Branntwein trinken; um Mitternacht gibt es Kaffee.

Bei der Beerdigung singen die größeren Schulkinder vor dem Trauerhause und auf dem Friedhofe vor und nach der Rede dreistimmig Choräle. Das Totenmahl ist nur für die auswärtigen Trauergäste bestimmt und wird vor der Beerdigung gehalten. Nach derselben bekommen alle Leidtragenden Kaffee und Kuchen. Altem Herkommen gemäß erhält jedes Kind des Schulchors 5 Pf.

Wenn bei einem Begräbnis in Lixfeld die künstlichen Kränze rasseln, so muß ein Kind sterben; wenn beim Schulläuten die Kirchenuhr schlägt, stirbt ein Schulkind, und wenn die Uhr beim Vaterunserläuten schlägt, muß jemand im Dorf sterben. Dies tritt auch ein, wenn es sehr stark läutet und lang nachklingt.

Ist ein Todesfall eingetreten, so werden bestimmte Geräte gerüttelt, ebenfalls Blumenstöcke; auch den Bienen wird der Tod angesagt, indem man an die Bienenstöcke klopft. Auf den Sarg wird ein schwarzer Ring gelegt. Wenn jemand auf dem Kopf einen Sarg mit einem Kinde trägt, so muß der „Kitzel" (Kissen) durch eine Kopfbewegung in das Grab geworfen werden. Beim Anrühren des Kitzels soll das Haar ausfallen. Vor Wiederkehr der Toten glaubt man sich durch drei über der Türe angebrachte Kreuze zu schützen. Die Trauerzeit bei Kindern dauert zwei, bei älteren Leuten drei Jahre.

4. Hausbau, Kirmes und Spinnstube.

Zu einem **Richtefest** in Rennertehausen werden sämtliche Einwohner des Dorfes, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft, eingeladen. Die Einladung besorgt der Bauherr selbst, eine feststehende Formel gibt es hierbei nicht. Natürlich müssen bei der großen Anzahl der Gäste für deren Bewirtung auch besondere Vorbereitungen getroffen werden. Es wird daher ein Stück Rindvieh geschlachtet, Kuchen gebacken und Getränke bestellt. Da aber die Frauen der eingeladenen Männer auf das Richtefest oder, wie man hier sagt, „Bauheben" einen großen Korb mit allerlei Eßwaren mitbringen, so sind die Kosten für den Bauherrn doch nicht sehr hoch. Die eingeladenen jungen Mädchen führen den Namen „Kranzjungfern".

Am Morgen des Bauhebens gehen die Männer und Burschen, aus jedem Hause nur einer, in etwas besserer Werktagskleidung mit Lederpantoffeln und schneeweißen Strümpfen auf die Baustätte. Ihren Morgenkaffee haben sie zu Hause getrunken, erst das Frühstück stellt der Bauherr. Dasselbe besteht aus Brot, Butter und Käse, als Getränk gibt es Branntwein und Bier. Nachdem die Männer gefrühstückt haben und die Tische von den aufwartenden Kranzjungfern wieder gesäubert worden sind, erscheint manch holde Gattin mit dem inhaltreichen Korbe. Henkelkörbe und auch große weiße Körbe sind üblich. Der Inhalt besteht unter anderem aus einem großen Butterwecke, der unter keinen Umständen fehlen darf. Dann birgt die Tiefe des Korbes 10—20 Eier, ebensoviele Käse, 2—3 Pfd. Weizenmehl, einen Laib Roggenbrot, 1—2 Pfd. Reis, einen Napf mit Hafergrütze oder Gerstengraupeln, getrocknetes Obst, ein Stück geräucherten Speck, einen Topf mit Milch, sowie einen Krug mit Branntwein. Natürlich ent-

halten nicht alle Körbe die gleichen leckeren Gaben. Hierbei gilt auch das Sprichwort: Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Doch bringen nahe Verwandte stets reichlich, auch wenn sie nicht so gut gestellt sind.

Die Spenderinnen aller dieser guten Dinge werden nun zuerst mit Butterbrot und Käse, sowie versüßtem Bier und feinen Likören bewirtet. Später gibt es Kaffee und Kuchen, wobei dieser in großen Stücken, eins für die Person, verteilt wird. Dieses Stück, von dem nur ein Pröbchen an Ort und Stelle genossen wird, ist Eigentum der betreffenden Empfängerin und wird mit nach Hause genommen. Nach beendetem fröhlichen Mahle begeben sich die Frauen in ihre Häuslichkeit zurück.

Mittlerweile kommt nun die Zeit des Mittagsessens heran. Dies besteht aus Biersuppe und Reisbrei. Ganz gewaltige Mengen Reis und Milch werden dazu verbraucht. Große runde Körbe sind mit Eiern angefüllt, die zur Bereitung der Biersuppe dienen sollen. Man speist ganz gemütlich ohne Teller. Der Brei wird einträchtig mit Löffeln aus den großen Näpfen gelangt, die Biersuppe schöpft man mit Obertassen aus den Suppenterrinen. Sobald das Essen beendet ist, wird von Schuljungen eine kleine Fichte aus dem Walde geholt; diese wird mit einem Kranze umwunden, den die Kranzjungfern inzwischen gebunden haben, daher ihr Name. Nun werden die leeren Eierschalen, welche man zu diesem Zweck aufgehoben hat, mit Bindfaden durchzogen und ebenfalls zu Kränzen aneinandergereiht zum Schmuck der Kranzfichte verwendet. Außerdem wird sie noch mit Goldpapier und Flitter u. s. w. reich behängt. Den Hauptschmuck bilden aber eine Menge roter Taschentücher, die an den Zweigen befestigt werden, und in welche man später die Trinkgelder einbindet. Während dieser Vorbereitungen haben die Männer tüchtig geschafft, der Bau ragt in die Höhe, und bald sind alle Dachsparren vollständig gelegt. Nun kommt das Wort zu seinem Rechte: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste."

Es erscheint jetzt eine Musikkapelle von 6—8 Mann, und man veranstaltet einen Zug durch das Dorf. Voran geht der Zimmermeister und der Maurermeister nebst Gesellen. Die beiden ersteren tragen je ein bändergeschmücktes Richtscheit und ein Winkelmaß. Die Gesellen tragen je ein Stück ihres Handwerkszeugs. Dann kommt die Musik. Hierauf folgen die Kranzjungfern mit der Kranzfichte. Diese wird nach dem Takte der Musik geschwenkt. Die Gäste beschließen den Zug. Sämtliche Kinder des Dorfes springen unter lautem Halloh mit. Nach dem Umzug besteigt der Zimmermann den Neubau und fragt die jungen Mädchen, welche mit dem Kranz unten stehen: „Ihr schönen Jungfern, was bringt ihr mir da?" Die Antwort lautet einstimmig: „Einen schönen grünen Jungfernkranz." Hierauf wird die Fichte nach oben gezogen und an einem Seil auf und nieder

gelassen. Es folgt nun der Weihespruch. Dieser fordert im ersten Vers den Bauherrn und die Bauherrin zu einem guten Trinkgeld für die Arbeiter auf, das die ersteren auch, nachdem der Kranz zu ihren Füßen niedergesunken ist, in die vorher erwähnten Taschentücher einbinden. Die nun folgenden Verse des Weihespruchs haben alle den Refrain: „Das hat man wohl schon gespürt, aber der (folgt ein Name) hat's noch nicht gehört." Der also Angeredete muß nun auch einbinden. Hierbei wird die Reihenfolge so gehalten, daß die nächsten Verwandten des Bauherrn zuerst gerufen werden; hierauf folgen die Kranzjungfern und später dann noch eine Anzahl von Personen, von denen man annimmt, daß ihnen die Markstücke lose in der Tasche sitzen. Die so mit Mammon beschwerten Taschentücher sind Eigentum der Zimmerleute und Maurer und werden von diesen mitgenommen. Der Kranz wird auf der Dachfirste befestigt.

Nun geht es zum lecker bereiteten Mahle. Es gibt Reissuppe und gekochtes Fleisch; Meerrettich und gedämpfte Kohlrabischnitte bilden das Beiessen, während getrocknetes Obst zum Nachtisch aufgetragen wird. Des Abends wird auf Tellern gespeist. Während des Essens erklingt manch kräftig Lied, so daß die Fensterscheiben zittern. Nach aufgehobener Tafel tritt der Tanz in seine Rechte, der bis zur Morgenfrühe dauert. Der folgende Tag ist für die Zimmerleute nur noch Klopftag.

Beim Aufschlagen eines neuen Hauses in Weidenhausen tragen Mädchen ein mit Bändern und Blumen geschmücktes Tannenbäumchen dreimal ums Haus herum. Dann wird das Bäumchen in der Giebelspitze befestigt. Der Zimmermann hält darauf die Weiherede, und ein großer Schmaus bildet den Schluß der Feier. Beim Einzug ins neue Haus wird meist eine Bibel zuerst hineingetragen. Das Hexenzeichen, drei Kreuze, wurde früher mit Kreide an die Türen gemalt und zwar vor der Walpurgisnacht.

Die **Kirmes** in Rennertehausen, ein echt volkstümliches Fest, wird im Juni gefeiert und zwar jedesmal am zweiten Mittwoch des Monats. Um diese Zeit ist die Aussaat beendigt, und auch in der übrigen Feldarbeit tritt eine gewisse Ruhepause ein. Deshalb verlegt man die Kirmes gerade auf den genannten Tag.

Der vorhergehende Sonntag eröffnet die Reihe der Lustbarkeiten. An diesem Tage wird in dem Saale des Wirtshauses von den jungen Mädchen des Dorfes ein Kranz gebunden, welcher den Kirmesbaum zieren soll. Bei dieser Gelegenheit wird dann bis morgens 4 Uhr nach den Klängen einer Harmonika flott getanzt. Am Montag werden in jeder Familie eine stattliche Anzahl leckerer Kuchen gebacken. Zur Kirmeszeit finden sich nämlich eine Menge Bettler ein, und von diesen bekommt jeder sein Stück.

Man legt dabei mehr Gewicht auf die Menge der Kuchen, als auf besondere Zartheit derselben. Der Wirt schlachtet 1 bis 2 Schweine und ein Stück Rindvieh, um alle die Hungrigen zu sättigen, die sich nun so manchen Tag bei ihm häuslich niederlassen wollen. Am Dienstag wird von den jungen Mädchen schon der Kirmesstaat zurecht gelegt. Vor allem wird große Sorgfalt auf das Kirmeshemd verwendet. Mädchen sowohl wie Burschen gehen nämlich die ganze Kirmes über hemdärmelig. Die Hemdsärmel der Burschen sind ähnlich wie bei modernen Oberhemden, nur sind sie an der Achsel bauschig. Die Mädchen dagegen tragen lange weite Ärmel, die unten mit Spitzen behäkelt sind. Die Ärmel werden nun zweimal umgeschlagen, damit der Unterarm freibleibt. Ein zweites notwendiges Stück des Kirmesstaates ist das Leibchen. Das Kirmesleibchen ist stets farbig und meist aus Sammet oder Seide gearbeitet. Es wird auf der Brust zugehakt; vorn ist es mit schwarzem Sammet besetzt und auch auf dem Rücken mit schwarzen Sammetstreifen verziert. Zur Vervollständigung der Kleidung gehören noch weiße und rote, spitzenbesetzte Unterröcke, sowie ein farbiger dunkler Tuchrock, mitunter auch ein grauer Bieberrock und Schürze. Letztere nebst den breiten Taffet-, Rips- oder Atlasbändern hat stets die Farbe des Leibchens. Unter den Ausschnitt des Leibchens am Hals wird ein seidenes Tuch, das mit einer Rüsche besetzt ist, gesteckt. Es werden Buntschuhe und blaue Strümpfe getragen. Die Röcke lassen die Knöchel sehen. Die Haartracht besteht aus 2 siebenteilig geflochtenen Zöpfen, sogenannten „Luisenzöpfen", die mit Haarnadeln um den Kopf befestigt werden; als einziger Schmuck wird ein schwarzes Sammetband darüber gebunden. Auch werden Broschen und Halsketten getragen. Reich geschmückt und mit verführerischem Lächeln steht nun die muntere Hessenmaid da: Burschenherzen wappnet euch!

Die Burschen tragen Buckskinhose mit hochgeschlossener Weste. Der Dienstag-Mittag naht nun heran. Die Burschen versammeln sich im Wirtshaus, um den Kirmesbaum zu holen. Es erscheinen zwei Wagen mit sträußegeschmückten Pferden; auf den einen setzen sich die Burschen, der andere ist zur Aufnahme einer grünen Fichte von ansehnlicher Länge bestimmt. Nun geht's mit Gesang in den Wald hinaus, von wo in 2 bis 3 Stunden die jungen Leute mit dem Kirmesbaume zurückkehren. Inzwischen ist eine Musikkapelle in der Stärke von zehn Mann angetreten. Der Baum wird nun von Rinde und Ästen befreit, nur an der obersten Spitze behält er beides; dann wird er mit dem Kranz geschmückt und schließlich in die Höhe gerichtet und befestigt. Als Wahrzeichen eines fröhlichen Festes umringt ihn jung und alt. Hierauf folgt ein fröhlicher Trunk in der Wirtsstube, und dann rüstet sich alles zu dem großen Umzug durchs Dorf. Nur männliche Personen und Kinder beteiligen sich daran, man nennt dies die

Kirmes „einblasen“. Unter den Klängen der Musik, mit Jubel und Geschrei, mit gelegentlichem Tänzchen mitten auf der Straße, geht der Zug durch das Dorf. Dann wird wieder der Rückmarsch zum Wirtshause angetreten, wo sich alsbald auch die jungen Dorfschönen einfinden. An diesem Abend geht keine Frau und auch keine Braut zur Kirmes. Der Dienstag-Abend ist nur den Mädchen vorbehalten, dagegen findet sich das stärkere Geschlecht vollzählig ein. Hier bewahrheitet sich das Wort: „Für die Spätzin sind die Pflichten, für den Spatz ist das Pläsier.“ Bis morgens ein Uhr wird getanzt. Am andern Morgen beginnt nun der erste Kirmestag. Dieser wird mit einem Gottesdienste eröffnet: die Choräle werden in der Kirche unter Musikbegleitung gesungen.

Nachmittags um 3 Uhr geht nun alles, Mann, Frau und Kind, zur Kirmes, die jungen Mädchen reihenweise in ihrer malerischen Tracht. Die Burschen sind bereits versammelt: in den blütenweißen Hemdärmeln machen sie einen sehr netten Eindruck. Nun beginnt der Tanz in zwei Sälen. Die Verheirateten tanzen in dem einen, die Unverheirateten in dem andern Saal. Die Zuschauer, welche meistens die Mütter oder ältere Verwandte des jungen Volkes sind, sitzen dichtgedrängt rundum auf Bänken. Gutgemeinte Stöße und Püffe sind bei dieser Enge billiger wie Pfeffernüsse. Die jungen Mädchen sitzen ebenfalls rundum und schauen sehnsüchtig nach den Burschen, die unverdrossen das Bierfaß und das Apfelweinfaß umlagern: heute wird ohne Zucker kein Glas Gerstensaft oder „Äppelwei“ getrunken. Es ist ja nur einmal Kirmes! Mittlerweile beginnt die Musik einen flotten Walzer zu spielen. Es naht jetzt gemessenen Schrittes ein Bursch und holt sich eine Tänzerin. Gewöhnlich ist es diejenige, die über das ganze Fest das „Geriß“ hat. Bald reiht sich Paar an Paar, und dicht gedrängt wird angefangen zu tanzen. Mancher Juchschrei zeugt von der allgemeinen Fröhlichkeit. Trotz der Enge und schweren Luft wird tapfer ausgehalten. Manches Mädchen sitzt noch und muß betrübten Herzens das fröhliche Treiben ansehen; womöglich singt ein Bursch ihm noch zum Hohn:

> Ein Mädchen, das keinen Tänzer kriegt,
> Zerreißt auch keine Schuh,
> Es stellt sich hinter die Stubentür
> Und guckt den andern zu.

Hin und wieder gibt's auch einen Extratanz, wenn ein Bursch „etwas springen läßt“, d. h. wenn er den Spielleuten ein Extrahonorar spendet. Endlich kommt der Abend heran. Man geht nach Hause, um sich umzukleiden, da der Kirmesstaat ziemlich mitgenommen ist.

Doch das ist so schlimm nicht, denn zum zweiten Kirmestag werden wieder andere Röcke und Leibchen angezogen. Abends geht dann das Ver-

gnügen weiter. Die Paare drehen sich, fest umschlossen, im langsamen Takt. Als in einer anderen Gegend einmal ein Fremder auf das Unbequeme dieser Tanzweise hinwies, meinte ein Bursch: „Des macht naut, wenn ma nur wos Wormes im Aorm hot.“ Jeder Bursch behält seine Tänzerin am Arm und nimmt sie dahin mit, wo der kühle Trunk kredenzt wird. Dies geschieht im Saale selbst. Nachdem der Bursch seinem Schatz und seinen Eltern sowie guten Bekannten zugetrunken hat, führt er seine Tänzerin zu ihrem Platz zurück und setzt sich auf ihren Schoß. Seelenvergnügt trägt die Schöne diese liebe, nicht immer leichte Last, ja, sie würde ihren Bursch, wie anno dazumal die Weiber in Weinsberg taten, auf dem Rücken davon tragen, wenn es gälte sein Leben zu retten. So sitzt denn abends alles in bunter Reihe auf den Bänken. Zwischen den Tänzen erschallen Rundgesänge, und manches Scherzwort fliegt hinüber und herüber. Man singt:

> Heut' ist Kirmes, morgen ist Kirmes,
> heut' die ganze Woche,
> und wenn der liebe Sonntag kommt,
> dann habe m'r nix zu koche,
> als lauter dürre Knoche.

Plötzlich ruft ein Bursch: „Mariekatche, hast ja e Loch im Hemd!“ „Uh“, schreit diese, „wo denn?“ „Na, wo du den Arm durchgesteckt hast.“

So kommt unter Gesängen und Scherzen die Mitternacht herbei. Nun geht es zum Wurstessen. Jeder Bursch führt seine Tänzerin in die Wirtsstube, wo Wurst kalt und gebraten auf Schüsseln steht. Das Beiessen besteht für jeden und jede aus einem Wecke. Auch bei dieser Gelegenheit wird manch kräftiger Trunk getan. Nachher wird wieder getanzt, und erst wenn die Hähne krähen, geht es nach Hause. Der Donnerstag, als zweiter Kirmestag, verläuft ganz wie der erste, nur mit dem Unterschied, daß morgens die Musik jedem Einwohner des Dorfes ein Ständchen bringt, wofür mit einem Geldgeschenk gedankt wird. Die Mädchen ziehen, wie bereits bemerkt, andere Leibchen, Röcke und Schürzen an, und wieder strömt alles im Wirtshause zusammen. Zuweilen wird dann noch des Nachmittags eine Polonaise durch das ganze Dorf veranstaltet, woran sich alles beteiligt. Nun naht der Freitag, der letzte Kirmestag. Aber an diesem müssen die Frauen und Bräute wieder zu Hause bleiben, da dieselbe Ordnung wie am Dienstag-Abend herrscht. Am Freitag-Abend wird nun die Kirmes begraben. Es erfolgt derselbe Umzug im Ort wie zu Anfang des Festes; dann wird Bier und Branntwein in ein gegrabenes Loch gegossen und dieses wieder zugeworfen. Am Samstag ist Ruhetag, aber am Sonntag ist die fröhliche Nachkirmes. Hierbei ladet der Wirt die Ehepaare zu einem Kaffee ein, und darnach dreht sich wieder alt und jung im Tanz. Montag-Morgen

ist alles zu Ende. Die Musik packt ihre Instrumente zusammen und wandert nach Hause, der Kirmesbaum wird umgelegt und verkauft, der Wirt präsentiert den Burschen die Rechnung, und mancher kraut sich hinter den Ohren. Allein in diesen schönen Tagen der Festfreude hat sich manch Herz zum Herzen gefunden, und im Herbst wird dann der Ehebund geschlossen.

In Rennertehausen und vielen anderen Orten trägt die Spinnstube ihren Namen noch mit Recht, denn es spinnen fast noch alle Frauen und Mädchen. Im Oktober, wenn die Feldarbeit zum größten Teil bewältigt ist, beginnen die wöchentlichen Zusammenkünfte der jungen Mädchen. Gewöhnlich gibt es 4—5 sogenannte „Banden“ im Orte. Unter diesen Banden versteht man Gesellschaften junger Mädchen, die je nach ihrem Alter, unterschiedlich 2—3 Jahre, eine abgeschlossene Gruppe für sich bilden.

Ist der Beginn der Spinnstube festgesetzt, so kommen an dem voraufgehenden Sonntage die „Märercher“ in einem Hause zusammen und losen, in welcher Reihenfolge jedes von ihnen die Spinnstube stellen muß. Es wird nämlich jede Woche in ein bestimmtes Haus gegangen. Sehr oft ist es das elterliche Haus der Teilnehmerinnen; oft aber kommt man gegen Entschädigung in anderen Häusern zusammen.

Sobald der Abend hereinbricht, finden sich die jungen Schönen mit dem Spinnrade in dem bestimmten Hause ein, das durch Umsage bekannt gegeben ist. Es sind 4—5 Häuser, wo jeden Abend Spinnstube gehalten wird. Nun wird gesponnen, gesungen und erzählt. Gegen 8 Uhr erscheinen dann auch die Burschen, die gemütliche lange Pfeife oder die Zigarre im Munde. Jetzt heißt es aber bei den Mädchen aufgepaßt. Sobald ein Faden reißt, nimmt zur Strafe dafür ein wachsamer Bursch den Rocken weg, und nur für einen Kuß als Lösegeld erhält ihn die unachtsame Spinnerin zurück. Es gibt sogar besondere „Drückabende“, wo unter keinen Umständen das Fadeneinschnappen ohne Buße durchgeht. Das Küssen wird nämlich „Drücken“ genannt. Nach der Ankunft der Burschen kommt das Singen erst recht in Gang, und alte Spinnstubenlieder ertönen, die schon der Großvater und der Vater gesungen haben und nun der Enkel mit Begeisterung wieder singt, z. B.:

Es ging ein schwarzbraunes Mädchen
wohl alle früh Morgen ins Gras,
und es ritt ihr alle früh Morgen
ein stolzer Reiter nach.

Der Reiter, er breitet seinen
Mantel wohl auf das grünige Gras,
und er rang sich mit dem Mädchen,
bis daß es bei ihm saß.

Was hilft mich all mein Sitzen,
ich hab' ja noch kein Gras,
ich hab' so eine schlimme Mutter,
die schlägt mich alle Tag.

Hast Du so eine schlimme Mutter,
schlägt sie Dich alle Tag,
so sag', Du hättest geschnitten
den kleinsten Finger Dir ab.

Sollt' ich meine Mutter denn belügen,
das steht mir gar nicht an;
ei, viel lieber wollt ich sagen,
der Reiter wäre mein Mann.

Derartige Lieder gibt es eine ganze Menge, und immer wieder ergötzt man sich an den alten Melodien. Nun vergeht ein Abend wie der andere unter Scherz und Neckereien; auch wird wohl einmal mit Erbsen an die Fenster einer andern Spinnstube geworfen oder was für Streiche sonst jugendlicher Übermut ersinnt. Endlich naht der Freitag-Abend, an welchem getanzt wird. Die Burschen erscheinen um 8 Uhr mit einem Musikanten; die Spinnräder werden zur Stube hinausgeschafft, und es beginnt das Tanzen. Jedes Mädchen muß zu den Unkosten des Abends einen Beitrag von 5 Pf. entrichten. Früher war der Beitrag noch geringer und betrug ganze 3 Pf. Man kann eben bei geringem Aufwande auch fröhlich sein. Gewöhnlich hat an diesem Abend manches Mädchen auf dem Nachhauseweg auch einen Begleiter, da die galanten jungen Burschen als Beschützer mitgehen. Samstag-Abend ist keine Spinnstube; man bleibt einmal zu Hause bei der Mutter. An diesem Abend wird auch grundsätzlich nicht gesponnen. Sonntag-Abend wird stets getanzt; die Mädchen sind dann aber von jedem Beitrag befreit. Am letzten Freitag vor Weihnachten ist der erste „Scheideabend", an welchem die ganze Nacht durchgetanzt wird. Auch gibt es ein Heringsessen und später Kaffee und Kuchen. Das erste Essen stellen die Burschen, das andere die Mädchen. Nach diesem Scheideabend tritt eine kurze Ruhepause in den Spinnstubenabenden ein. In der Zeit zwischen den Jahren spinnt niemand, da nach altem Volksglauben der Mann sonst zum Hause hinausgesponnen würde. In dieser Zeit werden neue Hemden genäht, von denen eins auf Neujahr angezogen wird; denn dann bleibt man das ganze Jahr über gesund. Am zweiten und dritten Weihnachtsabend, sowie am Sonntag-Abend zwischen den Jahren wird stets getanzt. In der Sylvesternacht geht kein Mädchen aus; die Burschen beherrschen allein das Feld und bringen vor jedem Hause ihren Glückwunsch dar. In der Neujahrsnacht werden die Burschen mit Kaffee und Brezeln bewirtet. Nun bleibt noch der heilige Dreikönigstag, der hier der „zwölfte Tag" genannt wird, sowie der „Bratentag" zu feiern übrig; an beiden Abenden wird nur getanzt. Der Bratentag fällt auf den Donnerstag nach Aschermittwoch; er ist hier gewissermassen der Ersatz für Fastnacht.

Ein fröhlicher Abend reiht sich nun an den andern, und endlich naht der zweite Scheideabend heran, welcher die Spinnstube beschließt. Dieser wichtige Tag fällt Mitte März, wenn die Tage wieder länger werden und die immer höher steigende Sonne den fleißigen Landmann nicht länger in

der Stube läßt. Dieser zweite Scheideabend beginnt Mittwoch-Abend, an dem zum erstenmale wieder getanzt wird, aber nur bis zur Polizeistunde. Donnerstag-Mittag gehen dann die Mädchen der einzelnen Banden in die betreffenden Häuser und bringen Milch, Mehl und alle nötigen Gerätschaften zum Kuchenbacken mit. Die Burschen liefern Zimmet- und Kirschlikör, damit die Kuchenbäckerinnen bei ihrem Geschäft sich gehörig stärken können. Wenn die Kuchen fertig sind, wird abends wieder getanzt. Am Freitag-Mittag gehen die Burschen mit schneeweißen Strümpfen, in Pantoffeln (diese werden Kommodschuhe genannt) und im Buckskinanzug, die brennende Zigarre im Munde, mit Musik und den nötigen Bierfäßlein versehen, in das Scheideabendhaus. Die Mädchen, welche einen weißen Korb voll Eßwaaren von Haus mitgenommen haben, sind bereits versammelt. Ihr Anzug besteht aus Beiderwand- oder Bieberrock, sowie aus blauen Strümpfen und Pantoffeln, farbiger Mutze und Schürze dazu. Der Tanz beginnt; doch schon gegen 5 Uhr wird er unterbrochen, um bei Kaffee und Kuchen sich gütlich zu tun. Später geht man zwischendurch nach Hause, damit die Familienglieder sehen, daß man noch lebt; doch bald geht es wieder zum Vergnügen zurück. Dabei gibt es allerlei Scherze, Verkleidungen u. s. w.; doch bleibt der Tanz die Hauptsache. Um Mitternacht wird zu Abend gespeist. Das Essen besteht aus Reissuppe und gekochtem Kalbfleisch; letzteres wird mit Brot und Meerrettich aufgetragen. Den Nachtisch bildet getrocknetes Obst, meistens aufgekochte Zwetschen und Äpfelschnitten.

Nach dem Essen geht das fröhliche Treiben weiter; mitunter wird auch einmal Dämmerstunde gemacht, d. h. die Lampe ausgeblasen.

Des Morgens gegen vier Uhr gibt es wieder Kaffee und Kuchen, und am Samstag-Vormittag um 11 Uhr wird das Mittagsmahl, welches aus gebackenen Eiern, Kartoffelsalat und magerem Speck besteht, eingenommen. Das Essen wird in der Regel von den jungen Mädchen selbst bereitet. Nach dem Mittagsessen begibt man sich nach Hause, um der so sehr nötigen Ruhe zu pflegen. Nachdem man frische Kräfte gesammelt hat, beginnt Sonntags die Feier des Nachscheideabends. Burschen und Mädchen staffieren sich wieder fein heraus, und es werden dabei die neuesten und besten Sachen hervorgeholt. Mittags ein Uhr ist wieder alles zu löblichem Tun versammelt. Wie bei der Kirmes wird auch hier hemdärmelig getanzt. Nachmittags gibt es wieder Kaffee und Kuchen, und während der Nacht wird so ziemlich alles verspeist, was der Freitag übrig gelassen hat. Montag-Morgen hat dann der Scheideabend sein Ende erreicht und mit ihm die Spinnstube. Das Weben beginnt jetzt und läßt zu Vergnügungen nicht mehr viel Zeit. Nur wenn die schönen, warmen Tage kommen, dann geht es „bandenweise“ mit Gesang hinaus ins Freie.

5. Die Feste des Kirchenjahres.

Am **Christabend** kommt in Weidenhausen der „Nickels“. Einzelne Kinder verkleiden sich, gehen in die Häuser und geben den jüngeren Kindern Äpfel und Nüsse. Auf Weihnachten holen sich die Kinder bei Paten und Verwandten das „Christkindchen“, bestehend aus Äpfeln, Nüssen und Zuckerzeug.

Wenn es in Weidenhausen zum letzten Male am **Sylvesterabend** läutet, bindet man um die Obstbäume Strohseile. Dann bringen die Bäume reichen Ertrag.

Die Kinder erhalten das sogenannte **Neujährchen** (1—3 Mk.), Gebäck und Stoff zu Kleidungsstücken. Die Paten, einheimische wie auswärtige, überbringen das Geschenk selbst und werden von den Eltern ihrer Taufkinder bewirtet.

Statt **Fastnacht** wird in Bromskirchen ein sogenannter Bratentag gefeiert, der auf den Donnerstag vor Fastnacht fällt. An diesem Tage gehen die Armen des Dorfes umher und haben ihren „Schlachtetag“. Sie erhalten in jedem Hause ein Stück Wurst, Fleisch oder Speck. Die noch nicht schulpflichtigen Kinder wandern, mit einem Holzspieße versehen, zu den Großeltern, den nächsten Angehörigen oder Paten; jeder steckt den munteren Kleinen ein Stück Wurst an den Spieß. Am Bratentag sorgt die Hausfrau für ein kräftiges Mittagsessen: Sauerkraut mit Speck. Am Nachmittag wandern die Männer ins Wirtshaus, die Burschen und Mädchen kommen spinnstubenweise zusammen, um untereinander fröhlich zu sein. Schon am Tage zuvor werden von den Mädchen zu dieser Feier Kreppeln und Kuchen gebacken. Oft haben dann einige Burschen, mitunter auch wohl Mädchen, schon am Morgen dieses Tages sich den Scherz erlaubt, als Fechtbrüder verkleidet, für Fleisch oder Wurst zu sorgen. Bier und süße Liköre spendieren die Burschen.

Auch die Frauen halten eine vergnügliche Zusammenkunft. Sie vereinigen sich nach Verabredung in dem Hause einer Freundin, welche die Backwaren besorgt hat, die bei einem kräftigen Kaffee und unter munteren Scherzen verspeist werden. Am Abend versammelt man sich gewöhnlich in einer Wirtschaft zu einem Tänzchen, an dem sich alt und jung beteiligt, und das bis zum anbrechenden Morgen währt! Kaum ist aber der Mittag vorbei, so erscheinen die Burschen und Mädchen in den betreffenden Lokalen und machen noch einen herzhaften Angriff auf die übrig gebliebenen Speisen und Getränke. Kann man ihrer nicht Herr werden, so wird der Rest verteilt. Die entstandenen Kosten für Eßwaren decken die Mädchen und Frauen, die für Getränke die Burschen. Man nennt dies „das Hellern.“

Am **Gründonnerstag** gibt es grüne Suppe und grüne Pfannkuchen aus Kartoffeln und Grünem, nämlich Sellerie und Porree.

Am **Charfreitag** wird kein Fleisch gegessen, sondern nur Brei von Reis oder Hirse und Mehlpfannkuchen.

Am ersten **Ostersonntag** holen in Friedensdorf die Mädchen, ohne irgend ein Wort dabei zu sprechen, Wasser am Brunnen. Dasselbe, in einer gut verkorkten Flasche oder einem Kruge aufbewahrt, hält sich das ganze Jahr hindurch frisch. Besonders wird darauf geachtet, daß das betreffende Gefäß zweimal gefüllt und wieder entleert werden muß, weil erst die dritte Füllung die rechte ist. Wird eine dieser Förmlichkeiten ausgelassen, so hat dies das Verderben des Osterwassers zur Folge. Das Osterwasser ist gut gegen alle Krankheiten, und seine Wunderkraft versagt selbst dann nicht, wenn es nur unter das Bett eines Kranken gestellt wird.

Der zweite Osterabend ist dem „Leiterstellen" gewidmet, d. h. die Burschen „g'langen" mittels einer Leiter an die Fenster ihrer Mädchen und bringen Ostereier dar, die nachher gemeinschaftlich verzehrt werden. Diese Ostereier sind gesotten und schön bunt gefärbt; diejenigen dagegen, welche die Burschen am Pfingstabend von Haus zu Haus aufheben, um sie dann im Wirtshause zusammen zu verzehren, sind nicht gesotten.

Auch in Weidenhausen wird frühmorgens vor 5 Uhr stillschweigend Osterwasser am Bache geholt. Dieses Wasser ist gut für schlimme Augen. Die in der Charwoche geschlachteten Ziegenlämmer werden nun gefüllt, gebraten und als Osterlämmer gegessen.

Am **Himmelfahrstage** suchen die Leute in Friedensdorf Kraut. Sie verstehen darunter die krautartigen Frühlingsgewächse, z. B. Wiesenschaumkraut, weiße Wucherblumen u. s. w. Dieselben werden getrocknet und sorgsam aufbewahrt. Wird nun im Laufe des Jahres irgend ein Stück Vieh krank, so wird ihm von diesem Kraut ein Trank gebraut, dem unfehlbare Heilkraft zugesprochen wird.

Am zweiten **Pfingsttage** ist in Weidenhausen Konfirmation, und die Paten gehen mit in die Kirche nach Gladenbach.

Am **Bartholomäustag** (24. Aug.) sagt man:

Heut ist Bartholomä,
wer Korn hat, der sä',
wer Hafer hat, der rech',
wer Äpfel hat, der brech'.

Auf **„Michel"** (29. Sept.) werden die Äcker zugesät, d. h. die Fahrten, die bis dahin offen lagen.

6. Volksmedizin, Glaube an Hexen.

Bei Krankheiten der kleinen Kinder in Weidenhausen soll das Besprechen helfen. Die Besprechungsformel wird dreimal hergesagt und zwar am Abend, am folgenden Morgen und dann wieder am Abend. Bei Gelbsucht, Gesichtsrose und ähnlichen Krankheiten wird Sympathie angewandt, was man auch „Besprechen" oder „Brauchen" nennt.

> Ein schwarzer Bock,
> ein Besenstock,
> die Ofengabel, der Wocken,
> reißt uns geschwind,
> wie Blitz und Wind,
> durch sausende Lüfte zum Brocken.
>
> Hölty (Walpurgisnacht).

Auch in Rennertehausen ist es, was Hexen anbelangt, nicht recht geheuer. Manchmal werden kleine Kinder sehr unruhig, schreien Tag und Nacht in einem fort und verfallen sichtlich dabei. Dann sagt man: „Die bösen Leute sind an ihm". Bevor das Kind in seinen krankhaften Zustand gekommen ist, hatte es eine Hexe mit dem „bösen Blick" angesehen; ferner wußte sie an die Wärterin des Kindes derart verfängliche Fragen zu stellen, daß diese dreimal nach einander mit „Ja" antwortete, und nun hat die Hexe Gewalt über das Kind. Dessen Angehörige müssen sofort Gegenmittel anwenden; sie gehen deshalb zu einer klugen Frau und lassen das Kind „brauchen", welcher Ausdruck hier bei Anwendung aller Sympathiemittel üblich ist. Die genannte Frau wendet nun alle möglichen Gegenmittel an, sie gießt Talg u. s. w. und fordert zugleich die Eltern auf, vor dem Abendläuten alle Gebrauchsgegenstände, hauptsächlich diejenigen, welche „wegzutragen" sind, ins Haus zu bringen und darauf die Türe zu schließen. Die Hexe möchte sonst unter irgend einem Vorwand ins Haus dringen. Wenn sie nun auch wirklich nicht ins Haus gelangt, so versucht sie doch wenigstens etwas von dem Eigentum der Betreffenden mitzunehmen, um ihre verderblichen Künste ausüben zu können. Bei dem Kinde, das „gebraucht" hat, sind nun Unruhe und Schlaflosigkeit gewichen; die Hexe umkreist zwar noch des Abends das Haus, allein durch die Fürsorge der Eltern, welche allen Anordnungen der „weisen Frau" nachkommen, wird das Vorhaben der Hexe vereitelt. Diese muß von ihrem Opfer ablassen, und das Kind gedeiht wieder zusehends.

Während nun nach alter Überlieferung die Hexen im allgemeinen sich in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg versammeln, erwählen die hiesigen Hexen am Charfreitag-Morgen die Kirche zu ihren Zusammenkünften.

Jede trägt ein Melkstühlchen auf dem Kopfe, ein allerdings sehr sicheres Erkennungszeichen in einer gefüllten Kirche. Aber — nun kommt etwas sehr Wichtiges — diese Melkstühlchen sind nur demjenigen sichtbar, der ein Ei, das ein Huhn am Gründonnerstag gelegt hat, in der Tasche trägt. Alle Übrigen sehen das Hexen-Erkennungszeichen nicht. Der Besitzer des Eies mit den wunderbaren Eigenschaften ist aber selbst in großer Gefahr. Die Hexen haben es bald heraus, wo das Ei steckt und bemühen sich mit den Beinen ihres sonst so friedlichen Zwecken dienenden Stühlchens, das Ei zu zerstoßen. Gelingt ihnen dies, dann haben sie das Herz des Besitzers getroffen. Es ist deshalb doch eine gewagte Sache, sich mit einem solchen Gründonnerstagsei in die Kirche zu begeben, um Hexen zu entlarven.

Auch hier haben es die Hexen oft auf die Kühe und besonders auf die Milch derselben abgesehen. Die behexte Kuh gibt dann beim Melken entweder gar keine Milch, oder diese wird sofort sauer und dick. Im ersteren Falle ist der Eigennutz der Hexe der Grund. Dieselbe melkt nämlich zu Hause einfach aus einem Handtuche die Milch heraus, welche die brave Milchkuh ihrem rechtmäßigen Herrn gegen ihren Willen vorenthalten muß. Ist die Milch gleich nach dem Melken unbrauchbar, so ist Neid und Bosheit der Hexe die Triebfeder ihres bösen Tuns. Doch in diesem Falle hat man ein wirksames Gegenmittel. Man macht ein Pflugeisen heiß und stößt es unter einem Zauberspruch in die verdorbene Milch, dann erhält diese wieder ihr ursprüngliches Aussehen.

Die Hexen in Lixfeld verstehen, wie auch anderwärts, das saubere Handwerk, vermittels Handtücher anderer Leute Kühe zu melken. Solchen Unholdinnen muß man aber mit gleicher Münze dienen. Ist z. B. ein Schwein behext worden und stirbt, so wird ein Teil des Körpers, etwa das Herz, unter gewissen geheimnisvollen Sprüchen in den Rauch gehängt. Wie nun dieses Herz allmählich zusammenschrumpft und schließlich verdorrt, so auch die Hexe. Ein probates Mittel! Hexen können sich auch verwandeln. Eine Frau rupft Gras im Walde beim Nistenberg. Der Förster will sie aufschreiben, aber kaum hat er nach dem Notizbuch gegriffen, fort ist die Frau, wie weggeblasen, und er sieht nur einen Hagebuttenstrauch vor sich.

Hexen treiben auch in Friedensdorf zuweilen ihr Unwesen und melken Milch aus Handtüchern. Ist der Winter vorbei und geht ein Stück Vieh zum erstenmal wieder auf den Acker, so werden ein Besen und eine Axt kreuzweis auf die Stallschwelle gelegt. Das Tier schreitet darüber weg und ist nun sicher vor jeglichem Angriff von Hexen.

Furchtsame Leute tun gut, zur Zeit der Geisterstunde der Grenze Lixfeld-Hirzenhain fernzubleiben, allwo sich gelegentlich eine Musikanten-

truppe ohne Köpfe sehen läßt. An der Grenze nach Oberhörlen zu erscheint zuweilen zu mitternächtiger Stunde ein Pfarrer im schwarzen Talar mit einem Gebetbuch in der Hand, sein Gesicht ist kreideweiß. Auch gespenstische Tiere ängstigen die Menschen. Zwischen Frechenhausen und Gönnern sieht der einsame Wanderer auf einmal zwei weiße Ziegenlämmchen vor sich, und nach Tringenstein zu begrüßt ihn eine große Katze mit feurigen Augen. Wer den Mut hat, die wenig Vertrauen erweckende Mieze anzugreifen, sieht auf einmal eine ganze Katzenfamilie vor sich.

Ganz geheuer ist es auch in Friedensdorf und seiner Umgebung nicht. In der Neumühle geht öfters der alte K. um, dem seine vielen unerledigten Prozesse keine Ruhe im Grabe lassen. Der sogenannte „Tellerhund“, d. h. ein Hund mit tellergroßen glühenden Augen, spaziert nächtlich durch die Dorfgassen und jagt allen denen einen heilsamen Schrecken ein, die als brave Staatsbürger schon längst hätten zu Hause sein müssen. In einem Wiesentälchen zwischen hier und Hommertshausen zeigt sich ein Gespenst bald als schußfester Rehbock, bald als ein rollender Klotz, der sich einsamen Wanderern in den Weg stellt.

Ein gutes Mittel gibt es hier, um einem Diebe auf die Spur zu kommen. Wenn nämlich Diebstähle vorkommen, so geht derjenige, der die Zauberformel kennt, abends unter Hersagen derselben dreimal um das Gehöft, den Garten u. s. w. Der Dieb kann dann wohl über den Zauberkreis hinein, aber nicht wieder heraus. Er ist gebannt; leichenblaß und bewegungslos steht er, mit dem Gegenstand seines Diebstahls beladen, da. Es soll vorgekommen sein — wers nicht glaubt, bezahlt einen Taler, — daß ein Schafdieb, das gestohlene Schaf auf dem Rücken, mit einem Bein über der Hürde war und dann bewegungslos sitzen blieb. Der Zauberspruchkundige muß aber Sorge tragen, daß er den Bann vor Sonnenaufgang wieder löst; denn unter den ersten Sonnenstrahlen würde der Dieb vertrocknen. Der „Kundige“ geht deshalb wieder dreimal um den Kreis und spricht einen geheimnisvollen Spruch, wodurch der Dieb befreit wird.

7. Volkshumor.

Bei der Heimkehr vom ersten Pflügen im Frühjahr erspäht in Friedensdorf die Hausfrau gar gerne einen günstigen Augenblick, um Ackersmann und Gespann mit einem Eimer frischen Brunnenwassers tüchtig zu übergießen; das erhöht, wie man glaubt, die Fruchtbarkeit des Feldes. In Weidenhausen herrscht dieselbe Sitte, der Flachs soll dann gut geraten.

Bei Schlachtereien in Bromskirchen werden die Kinder aufgefordert, bei Nachbarn das Darmenhäspelchen und das Magenhorn zu entleihen.

Folgt ein Kind der Aufforderung, so wird es von dem Befragten wie[illegible] weiter geschickt, bis es endlich die Neckerei herausfindet.

Tritt ein Bursch in die Spinnstube und sagt: „Guten Owed", so fo[illegible] die Antwort: „Guten Owed, stell en da in die Ecke".

Wenn Jemand niest, sagt das junge Volk: „Strunz" und als Antw[illegible] erfolgt: „Gib Deim Schatz an Schmunz (Kuß).

8. Besondere Volksfeste.

Das Grenzgangfest in Biedenkopf.

> Das Grenzgangfest, ein Fest aus alter Zeit,
> mit seinen Bräuchen, seinen schönen Sitten,
> wie machte es die Herzen stets so weit,
> wenn unsre Väter ihm entgegenschritten!
> In alter Zeit ein Fest von hohem Wert,
> der lieben Heimat Grenzen uns zu wahren,
> ein Fest der Freude heut', das uns beschert,
> um das begeistert wir vereint uns scharen.
>
> Grünewald, Bürgermeister in Biedenkopf.

Grenzgang! Dieses Wort läßt jedem rechten Biedenköpfer das Her[illegible] höher schlagen; denn mit vollem Rechte ist den Bewohnern des freundliche[illegible] Lahnstädtchens dieses alle sieben Jahre wiederkehrende ganz eigenartige Fest[illegible] ein Volksfest im besten Sinne des Wortes, ans Herz gewachsen. Wenn daher die Zeit des Grenzgangs wieder herangekommen ist, so bestrebt sich der in der Ferne weilende Biedenköpfer, an diesen Festestagen in der teueren Heimat zu sein. Ja, selbst die Biedenköpfer, welche sich in Amerika eine neue Heimat gegründet haben, werden von starkem Heimweh ergriffen, wenn sie erfahren, daß wieder einmal der Grenzgang „naus" gehen soll.

Gewöhnlich in der letzten Hälfte des August, jetzt alle 7 Jahre, früher alle 9 Jahre, begeht die gesamte männliche Einwohnerschaft die Gemarkungsgrenze. Aus dem 17. u. 18. Jahrh. sind noch Protokolle vorhanden, welche den Grenzgang bereits ein altes Herkommen nennen. Nachdem am Ende des 18. Jahrh. die hessische Regierung eine Vermessung des Landes und die Setzung von Grenzsteinen angeordnet hatte, verlor der Grenzgang seine praktische Bedeutung und wurde schließlich zu dem, was er jetzt ist, ein schönes Volksfest.

Ein aus hervorragenden Einwohnern der Stadt gebildetes Komitee erläßt zunächst einen Aufruf zur Bildung von Burschenschaften, d. h. zu geschlossenen Vereinigungen der unverheirateten Leute. Diese Vereinigungen entstehen meist in den Stammlokalen der Burschen, wo noch die alten

Fahnen vorhanden sind. Jede Burschenschaft wählt ihren Führer und ihren Fahnenträger. Ein oder zwei Mitglieder müssen das Amt eines Reiters (Offiziers) übernehmen. Die Reiter begleiten den Festzug. In einer Komiteesitzung, an welcher sämtliche Führer teilnehmen, werden Burschenoberst, Burschenhauptmann und die zwei Wettläufer gewählt. Der Burschenoberst hat das Kommando über sämtliche Burschen. Bei den letzten Grenzgängen trugen die Reiter dunkelblaue Joppen, hellgraue Beinkleider und hellblaue Schärpen. An der Linken klirren die Säbel. Der Hut war dunkelgrün mit weißen Straußenfedern.

Zu den originellsten Gestalten des Grenzgangs gehören neben dem Mohr die Wettläufer. Welchen Zweck diese Drei ursprünglich gehabt haben,



Mohr.



Sappeure.



Wettläufer.

ist nicht mehr festzustellen. Heutzutage dienen sie zum Überbringen von Botschaften und Anordnungen des Obersten und der Führer. Die Wettläufer fallen durch ihre Tracht besonders ins Auge: blaue oder rote Jacken, weiße Hosen, braune Schnürschuhe, Barett mit schwarz-weiß-roten Straußenfedern und eine Peitsche. — Eine höchst merkwürdige Figur ist auch der Mohr, dessen Ursprung ebenso dunkel ist, wie er selbst. 1894 trug er dunkelblaue Husarenuniform mit gelben Litzen, dazu einen Schleppsäbel. Der Mohr läuft am Zuge hin und her. Wenn man der Überlieferung trauen darf, so müssen die alten „Biedenköpper“ arge Schalke gewesen sein. Es wird erzählt, daß, wenn sie vor alters Grenzgang gehabt hätten, die Nachbargemeinden erschienen wären, um aufzupassen, damit die Grenze nicht gar zu sehr „berichtigt“ würde. Um diese lästigen Zuschauer los zu werden, hätten nun die „Biedenköpper“ einen Mann als Mohren verkleidet und

dem Zuge vorangeschickt. Die Landleute hätten den schwarzen Mann für den leibhaftigen Teufel gehalten und schleunigst Reißaus genommen. Die schlauen „Biedenköpper“ hätten dann die Grenze in ihrem Sinne berichtigt.

Etwas später als die Burschen erscheinen dann die Männer auf dem Plan, um auch ihrerseits Vorbereitungen zum Feste zu treffen. Die Männer treten nun nicht, wie die Burschen, in geschlossenen Vereinigungen zusammen, sondern nach altem Brauche straßenweise. Auch die Männer wählen ihre Führer und Fahnenträger. Die Führer tragen Degen, ebenso wie die Führer in den Burschenschaften. Bei den Männern haben sich auch gewisse originelle Bräuche erhalten, z. B. der Fahneneid. Der Führer einer Straße fordert im Verlaufe einer Zusammenkunft die in den letzten 7 Jahren zur Straße hinzugekommenen Männer auf, die vom ältesten Manne gehaltene Fahne zu berühren, um dadurch darzutun, daß sie derselben Treue geloben wollen. Während der halb feierlichen, halb spaßigen Zeremonie hält der Führer eine passende Ansprache. Die Männer erhalten dann noch ihren Obersten. Dieser Männeroberst wird allein vom Komitee gewählt; er ist das Haupt des ganzen Grenzgangs, und man nimmt nur einen sehr angesehenen Mann dazu.

Das Städtchen hat nun sein schönstes Festgewand angelegt, denn der Beginn des Festes ist herangekommen. In friedlichem Schlummer ruht noch die Einwohnerschaft, da donnert um 5 Uhr in der Frühe der erste Böllerschuß vom Schloßberge und scheucht die Bewohner vom Lager. Bald schlagen die Trommler ihren Weckruf durch die stillen Straßen, die sich indessen schnell beleben. Lustiges Peitschenknallen und lautes Säbelrasseln ertönt: die Wettläufer und der Mohr sind bereits in Tätigkeit. Die Burschenschaften streben in flottem Marschtempo, mit fliegenden Fahnen, dem Hauptversammlungsort, dem Marktplatze zu, wo der Burschenhauptmann seiner Getreuen harrt. Die Männer haben sich inzwischen straßenweise vor den Wohnungen ihrer Führer versammelt und rücken nun bedächtigen Schrittes ebenfalls dem Marktplatze zu. Der Burschenoberst kommt bald herangeritten und wird jubelnd begrüßt. Unter rauschender Musik wird jetzt das Stadtbanner herangetragen. Da, ein neues anziehendes Bild. Von der Schule her naht, von den Lehrern geleitet, in hellen Scharen Jungbiedenkopf, die lieben Kleinen, Knaben und Mädchen, in schmucken Festtagsgewändern und mit glückseligen Gesichtern. Jedes Kind hat eine Brezel am Arme hängen, die ihnen die Freigebigkeit des Magistrats gespendet hat. Dieser Anmarsch der Schulkinder ist eines der lieblichsten Bilder, die der Grenzgang bietet. Der Männeroberst gibt nun das Zeichen zum Abmarsch, und der Zug bewegt sich zunächst durch die Oberstadt mit ihren altertümlichen engen Straßen.

Dann geht es zum Marktplatz zurück, wo man noch einmal Aufstellung nimmt, um die übliche Ansprache des Bürgermeisters anzuhören, die mit einem Kaiserhoch endigt. Die Musikkapellen stimmen hierauf „Heil Dir im Siegerkranz" an. Dann geht der Zug die Hainstraße entlang nach der ½ Stunde entfernten Ludwigshütte (Eisenwerk), wo dicht hinter derselben der eigentliche Grenzaufstieg beginnt. Die Reiter suchen sich bequeme Zustreckwege. Die einzelnen Fahnen aber müssen nach altem Brauch mit über die Grenze und so werden sie von den betreffenden Fahnensektionen gewissenhaft an jedem Grenzstein vorbeigeführt. Rüstig geht nun der Zug immer vorwärts über Berg und Tal und nähert sich endlich dem Frühstücksplatz, von dem bereits fröhliches Stimmengewirr herübertönt. In früher Morgenstunde haben sich bereits fliegende Wirtschaften auf diesem Rastplatze eingerichtet, um die anrückenden ermatteten Grenzgangsmannen mit Speise und Trank zu erquicken. Viele, die am Zuge nicht teilgenommen haben, sowie die weiblichen Familienmitglieder und die Kinder haben sich direkt nach dem Frühstücksplatz begeben. Nach dem Eintreffen des Zuges entwickelt sich dort ein fröhliches munteres Treiben.

Auf diesen Frühstücksplätzen geht auch die merkwürdige Zeremonie des „Widerhuppchens" vor sich, die eine charakteristische Sitte des Grenzgangs ist. Nichtsahnend steht z. B. Herr N. da, der erst kurze Zeit in Biedenkopf weilt und die Gemarkungsgrenze noch nicht kennt. Da nahen auf einmal Mohr und Wettläufer, begleitet von einem Trommler, und bitten um die Ehre, dem Herrn N. die Grenze zeigen zu dürfen. Unter Trommelschlag geht es dann bis zum nächsten Grenzsteine. Derselbe wird fein säuberlich mit einem Tuche bedeckt, vier kräftige Fäuste fassen den Fremdling und lassen ihn dreimal behutsam mit dem Grenzsteine Bekanntschaft machen. Herr N. zeigt sich dann für die Belehrung durch ein kleines Geldgeschenk erkenntlich.

Nun ist es aber inzwischen Zeit geworden aufzubrechen, denn es bleibt noch ein tüchtiges Stück Grenze zu begehen. In etwas aufgelöster Ordnung, aber recht animierter Stimmung bildet sich der Zug von neuem und erreicht gegen Mittag die Stadt. Schnell wird das Mittagsmahl eingenommen; denn gegen 2 Uhr muß der Zug wieder zum Abmarsch nach dem Festplatz bereit stehen. An diesem Festzuge nimmt auch die junge Damenwelt Biedenkopfs, in duftigen, hellfarbigen Gewändern prangend, teil. Auf dem herrlich gelegenen Festplatze, dem Seewasen, auf den das alte Schloß herübergrüßt, findet nun Konzert und Tanz statt. Bei Einbruch der Dunkelheit wird gewöhnlich am Schloßberge ein Feuerwerk abgebrannt, das einen prachtvollen Anblick gewährt. Um 10 Uhr wird zur Stadt zurückmarschiert. Am folgenden Tage um 5 Uhr wecken die Böller wiederum die Bürger

zum zweiten Grenzgange. An diesem Tage wird die andere Hälfte d
Grenze diesseits der Bahn begangen, und alles vollzieht sich in dersel
Weise wie am ersten Tage. Am dritten Tage wird die Begehung jense
der Bahn vorgenommen, und man schlägt allein zu diesem Zwecke ei
Holzbrücke über den Fluß. Am letzten Grenzgangstage hält am letz
Grenzsteine der Männeroberst alter Sitte gemäß eine Ansprache, die m
einem Hoch auf die Stadt schließt.

Die Biedenköpfer hängen mit Leib und Seele an ihrem „Grenzgan
und ein besonderer Grenzgangverein sorgt dafür, daß das Interesse
dieses echte Volksfest stets wach gehalten wird.

———

VIII.

Die Schwalm.

Von

J. H. Schwalm.

Die Namen derjenigen Herren,

welche [illegible] Beiträge geliefert haben, sind im Text angegeben [illegible]

VIII. Die Schwalm.

Im schönen Land der „blinden Hessen“
Liegt gartengleich ein deutscher Gau,
Fernab der Straße, halb vergessen,
Umrahmt von Grün und Himmelblau,
Ein Gau so reich an Korn und Halm,
Mein Heimatland: das Tal der Schwalm.

Die Saaten wogen weich im Winde,
Grüngoldig lachen Flur und Hag,
Und aus den Furchen steigt so linde
Der Odem wie am ersten Tag,
Noch fand der hohen Schlote Qualm
Nicht Weg noch Steg ins Tal der Schwalm.

So liegst du da — fein schmuck und sauber
Von Waldeskuppen rings umzinnt —
Dem Röschen gleich, das Märchenzauber
Mit seinem süßen Bann umspinnt,
Du grüßest mich von Gott ein Psalm:
Mein Heimatland, du Tal der Schwalm.

Verborgen blühe kindlich heiter,
Frischkerngesund bis tief ins Mark,
Bewahr der Väter Sitten weiter
In Kleid und Glauben eichenstark,
Das sei dein Schild und deine Palm —
Das walte Gott, mein Tal der Schwalm.

Er schirm dich, liebe Heimaterde,
Mit seinem starken Himmelsheer,
Und naht der Zeitgeist deinem Herde,
Halt hoch die Faust zu Schutz und Wehr,
Die Schwälmer Faust, die den zermalm',
Der Unkraut sät ins Tal der Schwalm.

Wo dann auch deine Kinder weilen,
Und sei es an der Erde Rand,
Nichts kann ihr sehnend Heimweh heilen,
Und säumten Rosen gleich den Strand,
Im Wiesengrund, auf hoher Alm —
Ihr Herz entschwebt zum Tal der Schwalm!

Schwalm.

1. Die Schwalm im allgemeinen.

Wenn man mit der Main-Weserbahn von Frankfurt nach Cassel fährt und nähert sich dem Bahnhofe Treysa, so erblickt das Auge rechts durch das Wagenfenster ein weites, gesegnetes Gefilde. Im Vordergrunde liegt die ehemalige Feste Ziegenhain. Wie ein Silberband schlängelt sich ein Flüßchen zwischen saftigen Wiesen und üppigen Feldern, zwischen Dörfern und schattigen Baumgruppen hindurch; im Hintergrund ragen bewaldete Höhen massig empor: das ist „die Schwalm“, der Sitz des „Schwälmers“.

Von der Landsburg, die man von Schlierbach, der nächsten Haltestelle, aus bequem besteigen kann, hat man über dieses Gebiet einen herrlichen Überblick. Bis auf einige kleine Seitentälchen liegt die ganze Gegend wie eine Landkarte ausgebreitet da, oder wie ein großes Theater aufgestellt, dessen Kulissen die einzelen Höhen im Gelände bilden. Das Flüß-

chen aber, das zwischen ihnen zu Tal rinnt, die Schwalm, sieht mit seinen Nebenbächen aus wie ein gefällter Baum mit zwei großen und mehreren kleinen Seitenästen; von denen erstere Antreff und Grenf heißen, letztere die Namen Steina, Grenzebach und Wiera tragen. Den Flußläufen schmiegen sich die Täler an, wie Riesenfurchen ziehen sich dieselben dahin. Gleich hellen Edelsteinen auf einem Schmuckstücke heben sich die Felder der sanften Seitenhänge von den grünen Wiesen der Talsohle ab, hier die Saaten wie Smaragd, dort ein Rapsstück, ein Citrin, dazwischen freies Feld, ein Rupin oder Opal, und im Glanze der Frühlingssonne leuchtet dazwischen



auf wie von blitzenden Diamanten die Schwalm. Dorf reiht sich hier an Dorf, wie Perlen an der Schnur. Wieder und immer wieder schweift der Blick weit, weit hinaus, und wenn es auch kein Rheinstrom ist, der im Tale rinnt — keine Rebe gedeiht im Gelände, es müßte denn sein, daß sie an einem Schwälmer Bauernhause emporrankte, keine größere Stadt schaut daraus hervor, und die Schwalm ist nur ein bescheidenes Mägdlein neben dem Vater Rhein — so liegt's doch vor den entzückten Augen wie ein Garten Eden, daß einem das Herz hoch schlägt . . . . .

Die Schwalmgegend bildet ein Rechteck, dessen Längsseiten, ungefähr 5—6 Stunden lang, von Nordwesten nach Südosten und dessen Schmalseiten, 2—3 Stunden lang, von Nordosten nach Südwesten gerichtet sind. Die Grenze bezeichnen die Orte: Allendorf a. L., Michelsberg, Rörshain,

Nr.	Name.	Einwohner 1900.		Davon sind Schwälmer	
		Männl.	Weibl.	Männl.	Weibl.
1	Allendorf a. L.	251	289	41	84
2	Althattendorf	126	197	40	197
3	**Ascherode**	82	96	66	93
4	Asterode	181	205	39	190
5	Bersa	238	285	2	187
6	Christerode	111	164	15	146
7	Dittershausen mit Gutsbezirk	102	110	5	18
8	Florshain	92	105	73	90
9	Frankenhain	97	96	1	9
10	Görzhain	117	144	2	121
11	**Gungelshausen**	27	39	26	39
12	Hauptschwenda	61	75	6	63
13	**Holzburg**	175	176	153	171
14	Immichenhain mit Gutsbezirk	222	236	36	187
15	Klein-Ropperhausen	29	39	14	32
16	**Leimbach**	23	43	18	43
17	Leimsfeld	153	176	77	147
18	**Loshausen**	243	322	231	310
19	Mengsberg	230	265	30	230
20	**Merzhausen**	336	368	310	302
21	Michelsberg	124	135	1	4
22	Nauses	119	159	115	155
23	Neuhattendorf	68	83	15	53
24	**Niedergrenzebach**	240	277	173	260
25	**Obergrenzebach**	268	328	243	302
26	Ottrau	215	302	10	246
27	**Rausbach**	30	34	30	34
28	**Riebelsdorf**	259	281	223	268
29	**Röllhausen** (Hof)	11	5	11	5
30	**Röllshausen**	272	336	259	328
31	Rörshain	94	93	42	53
32	Rommershausen mit Gutsbezirk	128	155	4	11
33	**Rückershausen**	60	70	55	68
34	**Salmshausen**	42	59	41	55
35	**Schönberg**	57	45	49	45
36	Schönborn	57	62	37	62
37	Schorbach	146	188	24	131
38	**Schrecksbach** mit den 2 Gutsbezirken	398	467	323	406
39	Seigertshausen	292	315	90	301
40	**Steina**	69	83	65	81
41	**Trockenbach** (Hof)	20	18	20	18
		—	—	3015	5545

Nr.	Name.	Einwohner 1900 Männl.	Weibl.	Davon sind Schwälmer Männl.	Weibl.
		—	—	3015	5545
42	**Wasenberg**	382	441	217	423
43	Weißenborn	168	212	—	53
44	Wiera	202	243	130	237
45	**Willingshausen**	263	319	92	280
46	**Zella**	165	217	151	212
		—	—	3605	6750

Weiter wurden noch an Schwälmern in den an die Schwalm grenzenden Gebieten, bezw. in den Schwälmer Landstädtchen, ermittelt:

	Männl.	Weibl.
1. Breitenbach	—	2
2. Frielendorf	—	1
3. Friedigerode	—	1
4. Gebersdorf	—	1
5. Großropperhausen	—	3
6. Hausen	—	8
7. Ibra	—	4
8. Lingelbach	—	15
9. Neukirchen	10	60
	10	95

	Männl.	Weibl.
	10	95
10. Oberaula	—	2
11. Olberode	—	11
12. Schwarzenborn	—	10
13. Treysa	6	35
14. Ziegenhain mit Schafhof	10	25
	26	178
	3631	6928
Gesamtsumme	10559	

Leimsfeld, Seigertshausen, Hauptschwenda, Christerode, Asterode, Schorbach, Weißenborn, Görzhain, Ottrau, Bersa, Hattendorf, Holzburg, Merzhausen, Willingshausen, Wiera, Mengsberg, Florshain, Rommershausen und Dittershausen. Will jemand auch noch die drei Landstädtchen Ziegenhain, Treysa und Neukirchen zu den Orten der Schwälmer rechnen, so soll ihm das unverwehrt sein.

In obiger Zusammenstellung verzeichnen wir sämtliche in diesem Gebiete liegenden Dörfer nebst ihren Einwohnern, wobei wir besonders die Zahl derjenigen Angesessenen hervorheben, die noch bis jetzt an der altehrwürdigen Tracht dieser Gegend festgehalten haben. Daß diese letzteren Zahlen auf statistische Genauigkeit keinen Anspruch machen können, sei gern zugegeben. Trotzdem halten wir die Zusammenstellung, unsers Wissens die erste derart, nicht für wertlos bei der Beantwortung der Frage, ob und inwieweit die Tracht im Laufe der Zeit zurückgeht. Der altbeliebten Einteilung der Gegend in engere und weitere Schwalm sind wir dadurch gerecht geworden, daß wir die Dorfnamen der ersteren durch Fettdruck hervorheben.

Die Schwälmer weisen so manche Eigentümlichkeit auf, daß man gemeint hat, sie seien keine Hessen oder überhaupt keine Germanen. Und so sind denn über ihre „geschichtliche“ Herkunft schon die verschiedensten Ansichten ausgesprochen worden. Bald sollen sie aus Italien stammen, bald soll ihre Stammeswiege in Norwegen gestanden haben, ja als Slaven hat man sie schon bezeichnet. Noch jüngst hat ein Gelehrter die Hypothese aufgestellt, es seien bei der Einwanderung der Chatten „sitzen gebliebene“ Kelten. Ihre schlanke Gestalt, im Gegensatz zu der gesetzten Figur der Chatten, ihre braunen Augen und dunkelbraunen Haare, und nicht zum mindesten der Umstand, daß die Schwälmer in Blau trauern — das alles gilt als Beweis für die Verwandtschaft der Schwälmer mit dem Keltenstamm der Bretonen, bei welchen die genannten Merkmale vorhanden sind. Wenn die Ansicht auf den ersten Blick auch etwas für sich hat, so scheint uns doch folgendes zur Klärung der Frage von Wichtigkeit: Es ist richtig, daß sich die Schwälmer Frauen eines blauen Trauerschleiers bedienen, wenn auch auf der engeren Schwalm ein schwarzes Trauermäntelchen beliebt wird, mit dem man in fast orientalischer Weise das Gesicht beim Beerdigungsgange verhüllt; die eigentliche Trauerfarbe jedoch in der Denkweise des Volkes und in der übrigen Kleidung ist die schwarze. Sollte dieser blaue Schleier, der unserer Meinung nach mit der unter ihm getragenen „Kötzekappe“ ein Stück Mittelalter darstellt, wenn auch nur in der Farbe, keltischen Ursprungs sein?! Was die Figur, ferner die Haar- und Augenfarbe anlangt, so sind zwar die meisten Schwälmer, besonders die alteingesessenen Bauerngeschlechter, groß und schlank, braun von Auge und Haar, aber — es gibt auch der „Blauaugen“ und „Weißköpfe“ nicht wenige, und die „abgehackten Riesen“ sind ebenwohl nicht selten, wie überall in Hessen. Ein kleiner Prozentsatz hat sogar pechschwarze Augen und rabenschwarzes Haar und konstant von Geschlecht zu Geschlecht so dunkle Hautfarbe, daß man an Abkömmlinge der Römer denken muß. Die Rasseinsel der Schwälmer — bildet sie überhaupt eine besondere — ist eben so klein, daß, wenn Kelten den Grundtypus dazu hergaben, die Völkerwellen von nunmehr drittehalb tausend Jahren so lange davon entführt und wiederum neues hinzugeschwemmt haben, daß die Urrasse kaum mehr zu erkennen sein dürfte.... Wir nehmen an, daß die Schwälmer echte Chatten sind und führen als Stütze unserer Ansicht die Sitten und Gebräuche, die Sprache, die keinerlei Reste einer verklungenen Ursprache zeigt, sondern sich in die übrigen Mundarten Hessens ohne scharfen Bruch nach den Rändern hin einschiebt, die fast nur aus Leinen bestehende Kleidung, die Beschäftigung (Viehzucht und Ackerbau), die Körperbildung und

den zähen Charakter der Schwälmer an. Wenn diese Punkte auch nicht als unumstößliche Beweise gelten wollen und können — der Schleier, der leider über der Sache liegt, wird vielleicht nie oder nur von einer besonders begnadeten Hand weggezogen werden —, so sind jedoch auch die Gegengründe ebenso wenig stichhaltig. Warum aber in die Ferne schweifen? Ist's unsern Schwälmern doch gerade genug, wackere Hessen, Nachkommen der tapferen Chatten zu sein!...[1])

Der Leser kennt sie vielleicht schon ein wenig, die Schwälmer, diese Gestalten, wie aus Erz gegossen, die Frauen mit dem bunten Käppchen und den kurzen Beiderwandröcken, die kaum die Knie bedecken; die Männer im dunkelblauen Leinenkittel, reichend bis auf die Mitte der Unterschenkel, mit weißleinenen Hosen, auf dem Kopfe die Ottermütze!

Und in diesen Hünen wohnt eine kindliche, trotzige, verschlossene, geschwätzige, schlaue, rauhe, fröhliche Seele, in welcher die Gegensätze eng beieinander liegen, eine Seele, oftmals derb bis zur Grobheit, der aber auch Sparsamkeit,[2]) Stolz und zähes Festhalten am Althergebrachten besonders eigen sind.

Wenn ich im nachfolgenden Mitteilungen über die Schwalm und die Schwälmer mache, so tue ich es als einer, dessen Herz mit tausend Fasern an diesem schönen Fleckchen Erde hängt, der diesen Stamm liebt, wie man seine Brüder liebt und hofft, daß von dieser Liebe auch ein Hauch auf den Leser übergehen möge.

2. Die Tracht.

Von den hessischen Volkstrachten dürfte die Schwälmer diejenige sein, welche am meisten ins Auge fällt. Sie genau zu beschreiben, erweist sich ihrer Mannigfaltigkeit halber als eine nicht leichte Aufgabe. Eine andere ist dieselbe alltags, eine andere am Tage des Herrn, wieder anders die Trauerkleidung als die Tracht bei Freudenfesten, verschieden auch das Kleid der Jungfrau von dem der Frau und dieses wieder von dem des alten Mütterchens, zu unterscheiden der Anzug des Burschen von dem des verheirateten Mannes, wenn auch gewisse Grundeigentümlichkeiten fast immer denselben Gesamteindruck hervorbringen. Nur dem Wissenden entschleiern sich diese kleinen Geheimnisse, die wir zugleich neben der Tracht selbst ein wenig kennen zu lernen versuchen wollen.

1) Was des weiteren „Geographisches" und „Geschichtliches" der Schwalm anlangt, so siehe dazu Band I, der Kreis Ziegenhain.

2) Hierzu vergl. u. a. aus „Kreizschwerneng, Spaß muß seng!" Gedichte in Schwälmer Mundart von J. H. Kranz u. J. H. Schwalm: — Zeihääng, du Gäldschlånk!...

Um zu unserem Ziele zu gelangen, gehen wir zur Frau Nachbarin, die auch gern bereit ist, die einzelnen Kleidungsstücke der verschiedenen Schwälmer Anzüge uns vorzuführen, und begeben uns an die Kleiderladen — zunächst der **Hausfrau** und **Töchter**.

Schon die Möbelstücke, die vielleicht einigemale sich von der Mutter auf die Tochter vererbten, verdienen eingehende Betrachtung. Das Material zu diesen Riesen ist unverwüstliches Eichenholz. Eine zimperliche Bemalung wie letztere in neuerer Zeit, durch Abziehbogen hervorgebracht, beliebt wird, zeigen sie niemals. Heutzutage zieht man zu Kleiderschränken das Kirschholz vor, welches gewöhnlich poliert wird.



Schwälmer.
Nach Originalzeichnung von O. Ubbelohde.

1. Wenden wir uns nun zu dem reichen Inhalte. Wir beginnen mit dem Mützchen oder der „Betzel". Dieselbe hat die Gestalt eines Krönchens und erinnert bezeichnenderweise in der Farbe lebhaft an die Blüte des Feldmohns. Ihre Wände sind aus mehrfacher und dadurch steifer Leinwand hergestellt und an der Außenseite ringsum mit feuerroter Seide (bei Alltagsmützchen auch Wollstoff) überzogen. Den Boden bedeckt eine prachtvolle, rote Seidenstickerei; hier und da — besonders an den Rändern des Schwalmgebietes — sieht man wohl auch Hellerchen (linsengroße Messingscheiben) auf denselben. Es ist dieses nach den einzelnen Dörfern verschieden, wohl auch nach den Kunstwerkstätten, aus denen die Mützchen hervorgingen. Das Gesagte gilt von Mädchenbetzeln für gewöhnliche Fälle. Die Trauer schreibt für jedes Alter schwarze Mützchen vor, sowohl was die Einfassung, als auch die Stickerei angeht. Schwarz für immer sind auch die Mützchen der Frauen, der Boden jedoch bei denen für jüngere grün oder blau (oder grün und blau), bei denen für ältere entweder gar nicht oder schwarz, für ganz alte gar nicht gestickt, sondern nur mit einem weißen Blümchen auf schwarzem Kattun versehen, der hier den Boden bildet.

farbig[1]) der Boden, die Einfassung schwarz wird das Mützchen auch von Mädchen zum Abendmahle, am Karfreitag, an jedem ersten Festtage, auf Himmelfahrt und am jährlichen Bußtage getragen.[2]) — Einen besonderen Schmuck erhält das Mützchen durch zwei schwarz-wollene oder -seidene, handbreite Bänder, die es auf den zwei Flechten des allseitig nach der Mitte des Kopfes zu gestrichenen Haarschmuckes festhalten, soweit dies nicht schon durch die völlige Ausfüllung durch jene (bei Kindern und älteren Frauen wohl auch durch einen beigeflochtenen Flachs-„Schnatz" (Zopf) mit hervorgebracht) geschehen sein sollte. Sie liegen vom Betzelchen aus prall über die Schläfen an den Wangen herab und geben als Umrahmung den Mädchen- und Frauengesichtern in Verbindung mit dem Mützchen den charakteristischen langovalen Schnitt. Unter dem Kinne bindet man sie zu einer großen Doppelschleife zusammen. Ihre Enden sind bei Mädchen mit einer roten, bei jungen Frauen mit einer „farbigen" Seidenstickerei versehen, die auf den Busen herabhängt oder mit einem kühnen Schwunge, die Bänder etwas locker geschlungen, über den Rücken geworfen zu werden pflegt. — Als weitere Kopfbedeckung entsteigt dem Inneren des Kleiderschrankes ein eigentümliches Gestell von der Form des oberen Teils der Blüte des Eisenhutes (Aconitum), die Ketzekappe. Über dieselbe wird der „Flor" (blauer, gestärkter Gaceschleier) in der Weise befestigt, daß die eine Kante an der Stirn hin ziemlich straff ansitzt und mit den Augen abschneidet. Weiterhin ist die gegenüberliegende Seite nach der Mitte hin über dem Hinterhaupte, und sind die beiden anderen Seiten ebendort den Schläfen gegenüber je einmal an das Untergestell angenadelt. Dadurch hängen zwei Zipfel nach hinten wie die Flügel eines ruhenden Nachtschmetterlings; zur Seite, den Schläfen zu, entstehen zwei Ecken wie zwei



„Gebretterte" Braut in der Schwalm.

1) Unter „farbig" ist im nachfolgenden immer eine Zusammenstellung besonders von grün, rot und blau verstanden.

2) „Entwickelt" hat sich die Betzel aus einer ähnlich gestalteten, die aber den ganzen Oberteil des Kopfes bedeckte. An den zwei größeren Ohrenschnaufen saßen (wie bei den „Huppeln" der angrenzenden Gebietsteile) die Betzelschnüre. Sie war noch vor ca. 50 Jahren bei älteren Frauen im Gebrauch.

stumpfe Hörner, die quer über den Scheitel hin durch einen Wulst, den der Schleier bildet, verbunden sind. — Kindern zieht man (z. B. bei Trauerfällen) einen Schleier in der Form einer in der Mitte etwas eingeschnürten Papierdüte, wie sie die Krämer hierzulande benutzen, über das Betzelchen. Diese „Ziehhaube" kennzeichnet auch „gefallene" Mädchen am Hochzeitstage.

2. An Halstüchern bergen verschiedene Kästchen solche aus Wolle, Seide, Kattun und Baumwolle. Schon die „Schachteln", in denen sie aufbewahrt werden, dürften Interesse erregen. Sie sind aus Pappe gefertigt, von eigentümlich länglichrunder Form und außen entweder mit Tapeten oder Strohhalmstreifen beklebt. Die wollenen Tücher haben gewöhnlich Fransen. Für junge Mädchen sind sie grün, rot, blau in buntester Mischung, gestreift, kariert oder geblümt, für Frauen entweder einfarbig schwarz oder mit einer aufgestickten Blume auf einem Zipfel versehen, die beim Umknüpfen auf dem Rücken zwischen den Schultern sitzen muß. Auch die seidenen Tücher zeigen für verschiedene Altersstufen eine verschiedene Färbung. Herrlich feuer- oder karmesinrot mit grünen oder grün mit roten Blumen, wohl auch wunderbar blau und rot schillernd (changiert) sind dieselben für Mädchen. Junge Frauen tragen dieselben Seidentücher wie diese, rote Arten ausgeschlossen, oder die von ihnen gewählten weisen einen schuppenartig („fischerig") blau, grün und silberfarbig gezeichneten Rand auf. Mit schwarzen Seidentüchern erscheinen die älteren Frauen; eben dieselbe Farbe haben hier die eingewebten Blumen; manchmal ist auch ein blaues Streifchen ringsum und ein blaues oder grünes Blümchen in dem Zipfel vorhanden, der über den Rücken geschlagen wird. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten werden anstatt der seidenen kattunene Tücher angelegt, die Farben rot und schwarz für die einzelnen Alter wie oben. Die Zeichnung auf den roten Tüchern dieser Art ist eine gar merkwürdige. Neu sind dieselben mit diesem „Muster" nicht mehr im Handel zu haben; die, welche man gegenwärtig noch trägt, stammen von den vorigen Geschlechtern. Auf den schwarzen Kattuntüchern finden sich weiße Blümchen.

3. Weiter wandern aus den Kleiderschränken zahlreiche Arten von Jacken. Für den Sonntagsgebrauch und zum Unterziehen ist da zunächst das „Kneppdeng" (= Leibchen) zu nennen — so benamst, weil es von einer Anzahl (19!) rot oder grün gestickter Knöpfe geziert wird, auf denen Gold- oder Silberfäden in Form sich durchschlingender Dreiecke sitzen. In ihrer Gesamtanordnung bilden diese Knöpfe ein Herz. Nur diejenigen an der rechten Seite dienen zum Zuknöpfen der ebenfalls herzförmigen Klappe, auf welcher sie sitzen und die sich bei Gelegenheit des Schließens über die linke hinschiebt. Dieselbe ist am Rande rot oder grün eingefaßt und im Innern in denselben Farben verziert. Drei Knöpfe in der Mitte der betr. Reihe

läßt die dralle Maid als besonders schic offen stehen. Eine Ausschmückung von geblümtem Sammetband sitzt unter den Knöpfen und um die Öffnungen, wo die dem Kleidungsstücke fehlenden Ärmel angenäht sein müßten. Die letzteren vertritt im Sommer das reichgestickte, weißleinene Mieder (s. d.). Die eigentlichen Jacken sind aus dunkelgrünem Tuche, grüner rot-geblümter Seide, grünem Tibet, schwarzem Kaschmir, dunkelblauem, geblümtem Druckzeuge und hellblauem Flanelle angefertigt. Druckzeug- und Flanelljacken, sämtlich mit engen Ärmeln versehen, werden gewöhnlich in der Mitte der Brust, die besseren Arten an der rechten Seite derselben geschlossen, wie dies beim Knopfdinge angegeben ist. Auch die Knopfverzierung u. s. w. ist dieselbe wie an jenem, nur bildet um die Taille ein Kranz von steifen Fältchen („Krausel") den Schluß, die wagrecht über der stattlichen Anzahl der Röcke absteht, während der Unterrand des Knopfdinges unter den Taillenbündel der Röcke versenkt wird und diese durch zwei „Hüftenkißchen" tragen hilft. Neuerdings hat man auch angefangen, im Sommer bei der Arbeit Jacken mit Schluß in der Mitte der Brust und halben, ziemlich weiten Ärmeln aus geblümtem Barchent anfertigen zu lassen. Dafür trug man bis in die neueste Zeit, oder trägt man wohl noch heute, ein weißleinenes, jackenartiges Mieder, das von drei durch ein Kettchen verbundene Messingnadeln („Kerrespänel") geschlossen wurde. Görzhain (und einige angrenzende Dörfer) hat im Schnitte der Jacken etwas besonderes. Dieselben zeigen an der Brust einen großen, rundlichen Ausschnitt (ähnlich dem der Frauentrachten um Marburg), in den man ein umgeschlagenes geblümtes Halstuch kreuzweise steckt. Geschlossen wird das Kleidungsstück durch Bändel.

4. Die Röcke, von den Hüften bis zum oberen Teile der Waden reichend, sind aus blauem Beiderwand oder, wie der oberste des jedesmaligen Anzugs, aus schwarzem, „geglänztem" Beiderwand oder schwarzem Tuche geschneidert. Letzteres trifft zu beim Abendmahls- und Hochzeitsgewand. Als untersten Rock trägt man einen solchen aus feuerrotem oder stahlblauem Flanelle, „Büffel" genannt. Die blauen Beiderwandröcke werden nach der Farbe der Einfassung („Enbäddel", Bäddel = Borde) als rote, grüne, veilchenblaue und schwarze unterschieden. Weiterhin stehen im Gegensatze die „geschlangten" zu denen mit „Widerleiste" (Stoß).

Erstere tragen folgende Ausschmückung: über dem unteren Saume sind 1 bis 3 handbreit geblümte Seidenbänder aufgenäht und auf diese wieder rings herum fingerbreite Seidenbändchen, die in ihrem Verlaufe eine gebrochene Linie, die sogen. „Schlange" bilden. Ziert nur ein Bändchen in dieser Form das Gewand, so spricht man von einfach geschlangten, sind dagegen zwei (oder mehr) Streifen angebracht, die zusammen Rautenformen darstellen, so hat man es mit doppelt- u. s. w. geschlangten



Brautschmückung. Nach einer Originalbleistift-Zeichnung von W. Thielmann.

Röcken zu tun. Der Farbe nach gehören auf roten Untergrund rote, auf blauen dagegen blaue oder grüne Schlangen. An den „Widerleistigen" besteht die Verzierung aus rotem, grünem, veilchenblauem oder schwarzem „Damest" (Damast). Beim Ankleiden kommt auf die Wäsche ein „Büffel", darüber sitzen 3—10 und mehr blaue, mehr oder weniger ausgeschmückte Beiderwandröcke, endlich der geglänzte (dekorierte) Oberrock. Die Anordnung ist so getroffen, daß der unterste Rock am kürzesten, der vorletzte und am meisten ausgeschmückte dagegen am längsten ist, so daß er unter dem obersten mehr als fingerbreit hervorschaut. — Über den Röcken sitzen die Schürzen, von gleicher Länge wie diese, aus weißem, blauem oder schwarzem Leinen, Taffet, glatter oder geblümter Seide, Kaschmir oder Krep, letztere in Zeiten der Trauer. Orleans (Lüster) vertrat früher die Stelle der Seide.

5. Zum Staatsgewande gehören die Ecken. Es sind dieses vierkantige Platten aus Pappe, auf der Rückseite mit Leinen überzogen, auf der Vorderseite mit Wolle oder Seide, mit Gold- oder Silberfäden und „Hellerchen" (s. o.) gestickt. Sie werden auf den Hüften an der Schürze mit Stecknadeln befestigt. Als Zierformen für die Stickerei sind Sterne, Tulpen, Herzen, Täubchen u. dgl. beliebt. Die Arbeit selbst ist eine Art Plattstickerei, wobei die Fäden um die in Pappe geschnittenen Figuren geschlungen werden. Gleiche Arbeiten finden sich an Betzelschnüren, Betzelboden, Seidentüchern der Männer, Bruststück beim Schappelanzug u. dgl. mehr.

6. Die Hemden, die gewöhnlich ungefähr 3—4 Fingerbreit unter den Röcken hervorragen, zeigen eine einfache Machart, sind am Busen mit einem kleinen Ausschnitte versehen und haben keine Ärmel. Der Saum ist etwa 8 cm. breit. Etwaige Ausschmückungen weisen sie nicht auf, höchstens findet sich mit schwarzem oder rotem Garne der Name der Eigentümerin daran gestickt.

7. Als Vertretung der Hemdärmel ist ein besonderes Wäschestück im Gebrauch, das Mieder, eine Art Jäckchen aus weißem Leinen, dessen Hauptschmuck in einer kunstvollen, wohl 10—15 cm breiten Stickerei am unteren Rande der Ärmel besteht. Diese reichen zwar bis an die Handwurzel, werden aber so umgeschlagen, daß die Stickerei mit den Ellenbogen abschneidet.

Das schwarze Mieder wird in schweren Trauerfällen getragen, das blaue (aus „Limmet — Mull") gehört zum Schappelanzuge.

8. Indem die Strümpfe aus der Kleiderlade vorgezeigt werden, sei bemerkt, daß wir es hier mit Kunstwerken ihrer Art zu tun haben, deren Herstellung viel Mühe und Hiobs Geduld erfordert. Dem, der sie

[illegible] „Zeckbeutel“[1] [illegible] Sie be- [illegible] 2—3 [illegible] eines breiteren „[illegible]“ [illegible] Name [illegible] Schnallen- [illegible] denen [illegible] „[illegible]“ genannt zu werden. Alle [illegible] der eben- [illegible] Sterne. [illegible] werden [illegible] eine beson- [illegible] die „Baum- [illegible] „[illegible]“. Letztere sind [illegible] eigne Manier des Strickens [illegible] in die Woll- [illegible] Unsre Führerin [illegible] mehrmals wohlge- [illegible] doch den Stolz der Haus- [illegible] Jungfrauen auch leinene Strümpfe, [illegible] baumwollenen gänzlich verdrängt worden.

[illegible] mit Strumpfbändern [illegible], das dem Schranke weiter [illegible] lachen uns grell bunt entgegen. Da sehen wir [illegible] Tage, die an beiden Enden mit handgroßen [illegible] oder Silberstickereien, „Tritzer“ in Seiden- [illegible] und „[illegible]“ strotzenden Staat- und Fest- [illegible] Trauerbänder. An den Feier- [illegible] anzuziehen pflegt, werden auch farbige [illegible] desgleichen an solchen Sonntagen, an denen ein [illegible] vorausgeht. Die Enden dieser Strumpf- [illegible] einer großen kunstgerechten Doppelschleife als [illegible] an den Waden hinab und knistern und glitzern bei [illegible] Sonnenlichte.

[illegible] „Betrachtung“ gilt den Schuhen und zwar zunächst den [illegible]. Dieselben reichen den Mädchen und Frauen bis [illegible]. Die „Fausthandschuhe“, mit je einem Raume für [illegible], aus Wolle gestrickt, dienen dem gewöhnlichen Gebrauche,

1) [illegible] aus Schafleder von sackförmiger Gestalt, mit zwei Ohren und einer [illegible] versehen, erstere zum Öffnen, letztere zum Zusammenziehen; einige Schlüssel hangen daran, besonders der zum Tischkasten, in dem das Geld aufbewahrt zu werden pflegt.

während die meistens aus Baumwollengarn hergestellten, kunstvoll gestrickten „Fingerlingshandschuhe“ nur bei besonderen Anlässen benutzt werden.

11. Von der Fußbekleidung nennen wir zuerst die Schnallenschuhe. Sie zeigen, wie fast alle Schwälmer Schuhe, eine nicht allzu lang ausgezogene, mehr rundliche Spitze, zwei hohe, etwas unter den Fuß gerückte, sehr spitze Absätze („Kletz“, weshalb diese Schuhe in der Schwälmer Mundart auch „Kletzschuh“ genannt werden) und sind gewöhnlich aus Kalbleder angefertigt. Zwei quer über den Riegen gelegte, in der Mitte mit einer Herzform gezierte „Ohren“ geben in Verbindung mit einer Schnalle (zum Schließen) diesen Schuhen ihr eigentümliches Gepräge. Das ausgezackte Riegenstück („Lasche“) ist mit weißem Schafleder eingefaßt und lugt, nachdem die Schnallen geschlossen sind, als spitzenartige Borde über denselben hervor. — An Schnallen sehen wir zwei Arten, beide aus Messing gegossen, eine von viereckiger Form, durch aufgenietete rundliche oder viereckige Kupferknöpfe geschmückt, die andere oval, einfarbig und glatt. Eine Reihe kleiner Ausschnitte an den Seitenteilen lassen das Leder durchblicken. — Es folgen die Kommodschuhe,[1] welche manches Eigentümliche aufweisen. Da ist z. B. die Form, bedingt durch die seltsame Schuhspitze und besonders durch so ein ganz kleines „finsefiges“ Spitzchen, das auf dem Riegen sitzt; vor allen Dingen aber ist's der ziemlich unter die Sohle geschobene Absatz, welcher diesen Schuh auszeichnet und der so spitz ist, daß der schöne Fuß, wenn er nicht eben an Schwälmer Waden säße, gar leicht schwankend auftreten könnte. — Weiter erregen die „Doffeln“ (Pantoffeln) unsere Aufmerksamkeit. Spitze und Absätze haben dieselbe Form wie jene an den Kommodschuhen, nur sind letztere etwas weniger winzig. Die „Kappe“, die an anderen Schuhen Ferse und Knöchel schützt, fehlt hier. Die Ferse der Trägerin haftet auf einem Stück, das mit einem Herzen verziert ist. Auch das Zipfelchen auf dem Riegen darf vom Schuhmacher beileibe nicht vergessen werden. — Neben vorstehend beschriebenen verdienen als zuletzt eingeführte Schwälmer Fußbekleidung noch die „Straminschuhe“ Erwähnung. Durchaus nicht originell, sind sie das, was der Städter als Plüschpantoffeln kennt und schätzt.

Schon sind alle Stühle, Tische und Betten belegt, und noch immer steht manche Schachtel oder hängt manches Sehenswerte hier und da an Haken in den weiten Bäuchen der Kleiderschränke. Da nennen wir vor allen Dingen die Kästchen, welche die Dutzende von Seidenbändern und -Bändchen enthalten, wahre Kunstwerke der Weberei, manche — zumal die wert-

1) kommode = bequem.

vollsten — von ehrwürdigem Alter. Dem geschicktesten Schriftsteller möchte es die Haare zu Berge treiben, wollte ihm jemand die Aufgabe stellen, sie alle der Reihe nach zu beschreiben, und selbst ein Maler dürfte bei derselben Aufgabe in Verlegenheit geraten, in welche Farbe er zuerst oder zuletzt seinen Pinsel zu tauchen hätte. Sammet und Seide, Wolle und Baumwolle, Gold- und Silberfäden haben den Stoff geliefert, und alle Farben des Regenbogens und ihre Schattierungen sind benutzt worden, diese das Herz der Schwälmer Mägdlein hoch schlagen machenden, knisternden und flatternden bunten Streifen herzustellen. „Schnier!!" (Bänder), das Wort macht auf ein Schwälmer Frauenherz denselben Eindruck, als wenn man der Aristokratin von leuchtenden Edelsteinen, lachenden Perlen und blitzenden Diamanten sprechen wollte.

12. Hier verdienen auch die „Krälln" (Korallen) Erwähnung, welche die Schwälmer Schöne bei besonderen Festlichkeiten oder, als geringwertige Garnitur, auch an gewöhnlichen Sonntagen anlegt. Sie werden nicht, wie etwa der Name vermuten ließe, aus Korallen, sondern Bernstein geschnitten. Die älteren sind platt, pfennig- bis markstückgroß und am Rande brillantartig, die neueren rundlich, kirschgroß, „gitterartig" geschliffen. Auch in der Farbe unterscheidet sich ältere und neuere Ware, indem erstere dunkler, matt glänzend erscheint (wohl vom Tragen!), während letztere weinartig, fast durchsichtig aussieht. Als billigen Ersatz sind auch für die Werktage weiße, blaue oder grüne massive Glasperlen im Gebrauche. Zum „Schappelanzug" gehören rote, rauhe, hohle Glasperlen, die über die Bernsteinkorallen heraus am Halse herabhängen.

13. Einer besonderen Zierart sei hier noch gedacht, die zum Schappelanzuge gehört. Es ist dies ein mit Gold- oder Silberfäden gesticktes Brustschild oder Bruststück, das von den Mädchen in Gold und von der Braut in Silber getragen wird. Die Machart ist dieselbe, wie wir sie bei den „Ecken" kennen lernten. Es wird in einer besonders geformten Jacke getragen, die uns besonders interessiert, weil sie vor etwa 100 Jahren für alle Tage in der Mode war.

Ganz hinten im Kleiderschranke hängt auch der Mantel der Hausfrau. Derselbe hat etwa die Form eines Radmantels, besteht aus Kaschmir (sonst wohl auch Kattun) mit lila oder grünen Blümchen und ist mit weißem (oder blauem) Flanell gefuttert. —

Wollte man der Schwälmer Frauentracht den Vorwurf nicht ersparen, daß sie, was z. B. die Länge der Röcke angeht — mit den Augen des Städters angeschaut! — nicht allzu „anständig" sei, so verdient die **Männertracht,** mit Ausschluß des blauen Kittels, unsere uneingeschränkte

Anerkennung. Sie ist als Arbeitskleidung äußerst praktisch und billig, dazu hebt sie als „Sonntagsstaat" die Formen sehr gut hervor, drei hervorragende Eigenschaften, die man nicht jedem Anzuge nachrühmen kann.

1. Lassen wir die einzelnen Stücke derselben vor uns vorüberwandern. Wir beginnen jetzt mit den — Schuhen. Es sind neben den Schnallenschuhen auch Riemenschuhe und Stiefeln zu nennen. Erstere haben die Form wie die oben beschriebenen Frauenschnallenschuhe, nur erscheinen die Absätze weniger zierlich, und die Einfassungen auf dem Riegenstücke ist glatt und stets von roter, nur in Trauerzeiten weißer Färbung. — Die Riemenschuhe reichen bis an die Knöchel und werden, wie schon der Name andeutet, durch Riemen geschlossen. — Das Material zu den Stiefeln bildet gutes Kalbleder, und zwar sind zwei Kalbshäute dazu erforderlich. Die Schäfte, oben mehrmals umgeschlagen, enden am Knie. Von der handbreiten, rot eingefaßten, nach der Wade hin mit einem roten Herzen gezierten Umkrempelung baumeln zwei rohlederne „Ohren" herab.



Trauertracht eines Schwälmer Bauern.

2. Die Farbe der Strümpfe ist weiß oder dunkelblau. Nur die weißen, die für den Winter aus Wolle, für den Sommer aus Baumwolle gearbeitet sind, tragen einen Zwickel. Erstere strickt die Schwälmerin selbst, während die blauen gewöhnlich vom Strumpfwirker gekauft werden.

3. Über die Strümpfe ziehen die jungen Leute bei der Arbeit und im Winter weißleinene und die Männer blauwollene Gamaschen. Beide Arten werden geschlossen durch Knöpfe, die aus Holz hergestellt und mit dem betreffenden Stoffe überzogen sind; im schäbigen Alter tragen sie wohl auch Horn- oder Beinknöpfe. Von den Gamaschen ist noch zu bemerken, daß die blauen „fertig gekauft" werden, während die weißen Leinengamaschen der Dorfschneider anfertigt.

4. Die Hemden schmückt am Halskragen, an den Ärmelbändeln und am Schlitz eine schöne Stickerei. Das Konfirmationshemd, gewöhnlich Geschenk der „Gotel", und das Bräutigamshemd zeichnen sich in dieser Beziehung ganz besonders aus.

5. Von Hosen sind weißleinene, schwarze tuchene, weiße hirsch-

Farbig[1]) der Boden, die Einfassung schwarz wird das Mützchen auch von Mädchen zum Abendmahle, am Karfreitag, an jedem ersten Festtage, auf Himmelfahrt und am jährlichen Bußtage getragen.[2]) — Einen besonderen Schmuck erhält das Mützchen durch zwei schwarz-wollene oder -seidene, handbreite Bänder, die es auf den zwei Flechten des allseitig nach der Mitte des Kopfes zu gestrichenen Haarschmuckes festhalten, soweit dies nicht schon durch die völlige Ausfüllung durch jene (bei Kindern und älteren Frauen wohl auch durch einen beigeflochtenen Flachs-„Schnatz“ (Zopf) mit hervorgebracht) geschehen sein sollte. Sie liegen vom Betzelchen aus prall über die Schläfen an den Wangen herab und geben als Umrahmung den Mädchen- und Frauengesichtern in Verbindung mit dem Mützchen den charakteristischen langovalen Schnitt. Unter dem Kinne bindet man sie zu einer großen Doppelschleife zusammen. Ihre Enden sind bei Mädchen mit einer roten, bei jungen Frauen mit einer „farbigen“ Seidenstickerei versehen, die auf den Busen herabhängt oder mit einem kühnen Schwunge, die Bänder etwas locker geschlungen, über den Rücken geworfen zu werden pflegt. — Als weitere Kopfbedeckung entsteigt dem Inneren des Kleiderschrankes ein eigentümliches Gestell von der Form des oberen Teils der Blüte des Eisenhutes (Aconitum), die Ketzekappe. Über dieselbe wird der „Flor“ (blauer, gestärkter Gaceschleier) in der Weise befestigt, daß die eine Kante an der Stirn hin ziemlich straff ansitzt und mit den Augen abschneidet. Weiterhin ist die gegenüberliegende Seite nach der Mitte hin über dem Hinterhaupte, und sind die beiden anderen Seiten ebendort den Schläfen gegenüber je einmal an das Untergestell angenadelt. Dadurch hängen zwei Zipfel nach hinten wie die Flügel eines ruhenden Nachtschmetterlings; zur Seite, den Schläfen zu, entstehen zwei Ecken wie zwei



„Gebretterte“ Braut in der Schwalm.

1) Unter „farbig“ ist im nachfolgenden immer eine Zusammenstellung besonders von grün, rot und blau verstanden.

2) „Entwickelt“ hat sich die Betzel aus einer ähnlich gestalteten, die aber den ganzen Oberteil des Kopfes bedeckte. An den zwei größeren Ohrenschnaufen saßen (wie bei den „Huppeln“ der angrenzenden Gebietsteile) die Betzelschnüre. Sie war noch vor ca. 50 Jahren bei älteren Frauen im Gebrauch.

8. Der „schwarze Rock“ ähnelt dem Kamisole. Er besteht aus schwarzem Tuche. Die markstückgroßen Knöpfe sind mit schwarzen Woll- bezw. Seidenfäden übersponnen. Es sitzen deren je fünf auf der zwei Hände breiten Umkrempelung der Ärmel und außerdem zum Zuknöpfen eine Reihe am Vorderrand des Rumpfteiles.

9. Als weiteres Kleidungsstück, in der Form dem vorigen ähnlich, aber aus weißer Leinwand hergestellt, hängt im Kleiderschranke, der auf den „Aussterbeetat“ gesetzte weiße Kittel mit seinen glatten Messing- oder Stahlknöpfen. — Heutzutage ist derselbe durch einen dunkelblauen Kittel von hemdartiger Form ersetzt. Er ist ringsum geschlossen, an den Händen und am Halse zugeknöpft oder zugehakt und am Busen, auf den Achselstücken und am Stehkragen mit einer roten, grünen oder „farbigen“ Woll- oder Seidenstickerei ausgeschmückt. Trauerkittel und solche für ältere Leute ermangeln jedoch derselben. Geschlossen wird der Kittel am Halse durch eine große Messingklammer; junge Leute lassen ihn jedoch gewöhnlich offen stehen, damit z. B. die rote Weste zu sehen ist.

10. Ältere Männer schaffen sich einen Mantel an. Er ist aus demselben blauen Tuche hergestellt wie das Kamisol und hat die Form eines Havelocks. Der Kragen wird oftmals mit schwarzem Pelze verbrämt. Neuerdings ist auch der gewöhnliche Überzieher mit geringen Abänderungen ins Schwälmer Modejournal aufgenommen worden.

11. Das Halstuch, aus schwarzer Seide, vertritt die Stelle des Schlipses. Die Zipfel sind oftmals mit einer prächtigen roten, grünen oder „farbigen“ Seidenstickerei versehen. Die Zipfel hängen, wenn sie mit einer Stickerei versehen sind, über die Brust, fehlt ihnen jedoch dieselbe, so stehen sie hornartig schräg nach vorn. Neuerdings legt man im Winter auch ein Schaltuch an.

Zu letzteren harmonieren die bis ans Handgelenk reichenden, aus Wolle gestrickten Handschuhe.

12. Bezeichnend für die Schwälmer Männerkleidung sind endlich die Kopfbedeckungen: die „schwarze“ Kappe oder die Brambetzel und die Sammetkappe für alle Jahreszeiten, für den Sommer ein blaugraues Hütchen oder ein Strohhut. An der schwarzen Kappe ist der Deckel aus dunkelgrünem oder schwarzem Tuche gefertigt, die Seiten sind mit schwarzem Schafpelz („Bram“) besetzt. Unter dem „Bram“ ist ein Schild verborgen, das zum Vorschein kommt, wenn man den zu diesem Zwecke eingerichteten Pelz über die Ohren zieht, wobei für das Gesicht ein Ausschnitt frei bleibt. An der Seite baumelt eine kleine Quaste oder „Glocke“. — Die Sammetkappe wird aus Fischotterpelz hergestellt, der Deckel aus grünem, selten rotem Sammet. Man setzt diese Mütze so auf, daß die Linie, die

läßt die dralle Maid als besonders schic offen stehen. Eine Ausschmückung von geblümtem Sammetband sitzt unter den Knöpfen und um die Öffnungen, wo die dem Kleidungsstücke fehlenden Ärmel angenäht sein müßten. Die letzteren vertritt im Sommer das reichgestickte, weißleinene Mieder (s. d.). Die eigentlichen Jacken sind aus dunkelgrünem Tuche, grüner rotgeblümter Seide, grünem Tibet, schwarzem Kaschmir, dunkelblauem, geblümtem Druckzeuge und hellblauem Flanelle angefertigt. Druckzeug- und Flanelljacken, sämtlich mit engen Ärmeln versehen, werden gewöhnlich in der Mitte der Brust, die besseren Arten an der rechten Seite derselben geschlossen, wie dies beim Knopfdinge angegeben ist. Auch die Knopfverzierung u. s. w. ist dieselbe wie an jenem, nur bildet um die Taille ein Kranz von steifen Fältchen („Krausel") den Schluß, die wagrecht über der stattlichen Anzahl der Röcke absteht, während der Unterrand des Knopfdinges unter den Taillenbündel der Röcke versenkt wird und diese durch zwei „Hüftenkißchen" tragen hilft. Neuerdings hat man auch angefangen, im Sommer bei der Arbeit Jacken mit Schluß in der Mitte der Brust und halben, ziemlich weiten Ärmeln aus geblümtem Barchent anfertigen zu lassen. Dafür trug man bis in die neueste Zeit, oder trägt man wohl noch heute, ein weißleinenes, jackenartiges Mieder, das von drei durch ein Kettchen verbundene Messingnadeln („Kerrespänel") geschlossen wurde. Görzhain (und einige angrenzende Dörfer) hat im Schnitte der Jacken etwas besonderes. Dieselben zeigen an der Brust einen großen, rundlichen Ausschnitt (ähnlich dem der Frauentrachten um Marburg), in den man ein umgeschlagenes geblümtes Halstuch kreuzweise steckt. Geschlossen wird das Kleidungsstück durch Bändel.

4. Die Röcke, von den Hüften bis zum oberen Teile der Waden reichend, sind aus blauem Beiderwand oder, wie der oberste des jedesmaligen Anzugs, aus schwarzem, „geglänztem" Beiderwand oder schwarzem Tuche geschneidert. Letzteres trifft zu beim Abendmahls- und Hochzeitsgewand. Als untersten Rock trägt man einen solchen aus feuerrotem oder stahlblauem Flanelle, „Büffel" genannt. Die blauen Beiderwandröcke werden nach der Farbe der Einfassung („Enbäddel", Bäddel = Borde) als rote, grüne, veilchenblaue und schwarze unterschieden. Weiterhin stehen im Gegensatze die „geschlangten" zu denen mit „Widerleiste" (Stoß).

Erstere tragen folgende Ausschmückung: über dem unteren Saume sind 1 bis 3 handbreit geblümte Seidenbänder aufgenäht und auf diese wieder rings herum fingerbreite Seidenbändchen, die in ihrem Verlaufe eine gebrochene Linie, die sogen. „Schlange" bilden. Ziert nur ein Bändchen in dieser Form das Gewand, so spricht man von einfach geschlangten, sind dagegen zwei (oder mehr) Streifen angebracht, die zusammen Rautenformen darstellen, so hat man es mit doppelt- u. s. w. geschlangten



Brautschmückung. Nach einer Originalbleistift-Zeichnung von W. Thielmann.

[...]cken zu tun. Der Farbe nach gehören auf roten Untergrund rote, [au]f blauen dagegen blaue oder grüne Schlangen. An den „Wider=[...]stigen" besteht die Verzierung aus rotem, grünem, veilchenblauem oder [sc]hwarzem „Damest" (Damast). Beim Ankleiden kommt auf die Wäsche [ei]n „Büffel", darüber sitzen 3—10 und mehr blaue, mehr oder weniger ausgeschmückte Beiderwandröcke, endlich der geglänzte (dekorierte) Oberrock. Die Anordnung ist so getroffen, daß der unterste Rock am kürzesten, der vorletzte und am meisten ausgeschmückte dagegen am längsten ist, so daß er unter dem obersten mehr als fingerbreit hervorschaut. — Über den Röcken sitzen die Schürzen, von gleicher Länge wie diese, aus weißem, blauem oder schwarzem Leinen, Taffet, glatter oder geblümter Seide, Kaschmir oder Krep, letztere in Zeiten der Trauer. Orleans (Lüster) vertrat früher die Stelle der Seide.

5. Zum Staatsgewande gehören die Ecken. Es sind dieses vierkantige Platten aus Pappe, auf der Rückseite mit Leinen überzogen, auf der Vorderseite mit Wolle oder Seide, mit Gold= oder Silberfäden und „Hellerchen" (s. o.) gestickt. Sie werden auf den Hüften an der Schürze mit Stecknadeln befestigt. Als Zierformen für die Stickerei sind Sterne, Tulpen, Herzen, Täubchen u. dgl. beliebt. Die Arbeit selbst ist eine Art Plattstickerei, wobei die Fäden um die in Pappe geschnittenen Figuren geschlungen werden. Gleiche Arbeiten finden sich an Betzelschnüren, Betzelboden, Seidentüchern der Männer, Bruststück beim Schappelanzug u. dgl. mehr.

6. Die Hemden, die gewöhnlich ungefähr 3—4 Fingerbreit unter den Röcken hervorragen, zeigen eine einfache Machart, sind am Busen mit einem kleinen Ausschnitte versehen und haben keine Ärmel. Der Saum ist etwa 8 cm. breit. Etwaige Ausschmückungen weisen sie nicht auf, höchstens findet sich mit schwarzem oder rotem Garne der Name der Eigentümerin daran gestickt.

7. Als Vertretung der Hemdärmel ist ein besonderes Wäschestück im Gebrauch, das Mieder, eine Art Jäckchen aus weißem Leinen, dessen Hauptschmuck in einer kunstvollen, wohl 10—15 cm breiten Stickerei am unteren Rande der Ärmel besteht. Diese reichen zwar bis an die Handwurzel, werden aber so umgeschlagen, daß die Stickerei mit den Ellenbogen abschneidet.

Das schwarze Mieder wird in schweren Trauerfällen getragen, das blaue (aus „Limmet — Mull") gehört zum Schappelanzuge.

8. Indem die Strümpfe aus der Kleiderlade vorgezeigt werden, sei bemerkt, daß wir es hier mit Kunstwerken ihrer Art zu tun haben, deren Herstellung viel Mühe und Hiobs Geduld erfordert. Dem, der sie

„stricken läßt“, kosten sie einen ziemlich tiefen Griff in den „Ziehbeutel“.[1]) Besondere Geschicklichkeit an denselben verlangt die **Buntstrickerei**. Sie beginnt unter dem nur 2—3 Finger breiten Reifchen mit der etwas breiteren „Platte“, geht dann in den schmaleren „**Zwickel**“ über (wohl auch Name für die ganze Buntstickerei) und endet bei Strümpfen, die zu Schnallenschuhen gehören, am Knöchel, dagegen nahe den Zehen bei solchen, denen die Ehre zuteil werden soll, in „Kommodschuhen“ getragen zu werden. Alle Schwälmer Frauenstrümpfe sind einfarbig weiß. Als Zierformen der ebenfalls stets einfarbigen Zwickel verwendet man „Herzen, Tulpen, Sterne, Fenster, Gänseaugen, Zwetschenkerne“ u. s. w. „Für gewöhnlich“ werden Wollstrümpfe angelegt; in Zeiten der Trauer haben dieselben eine besondere Zwickelform. Im Sommer oder bei Festlichkeiten kommen die „**Baumwollenen**“ an die Reihe oder gar die „**Eingelegten**“. Letztere sind Wollstrümpfe, an denen die Zwickel durch eine eigne Manier des Strickens oder vielmehr „Einlegens“ und Ziehens von Baumwollenfäden in die Wollstrickerei hervorgebracht wird. Unsre Führerin streicht mehrmals wohlgefällig über die Prachtexemplare hin, bilden sie doch den Stolz der Hausfrau. Früher strickten unsre Schwälmer Jungfrauen auch leinene Strümpfe, diese sind aber durch die baumwollenen gänzlich verdrängt worden.

9. Ein Kästchen mit **Strumpfbändern** ist's, das dem Schranke weiter entsteigt. Sein Inhalt leuchtet uns grell bunt entgegen. Da sehen wir die **rotwollenen für alle Tage**, die an beiden Enden mit handgroßen „Platten“ versehenen, von Gold- oder Silberstickereien, „Tritzer“ (in Seidenband eingenähte Erbsen) und „Hellerchen“ strotzenden **Staat- und Festbänder** und endlich auch einige Arten **Trauerbänder**. An den Feiertagen, an denen man sich „farbig“ anzuziehen pflegt, werden auch **farbige Strumpfbänder** angelegt, desgleichen an solchen Sonntagen, an denen ein Leichenbegängnis dem Kirchgange vorausgeht. Die Enden dieser Strumpfhalter baumeln mit den Ohren einer großen kunstgerechten Doppelschleife als Beinverzierung lustig an den Waden hinab und knistern und glitzern bei jedem Schritte im Sonnenlichte.

10. Unsere weitere „Betrachtung“ gilt den Schuhen und zwar zunächst den — **Handschuhen**. Dieselben reichen den Mädchen und Frauen bis an die Ellenbogen. Die „**Fausthandschuhe**“, mit je einem Raume für Hand und Daumen, aus Wolle gestrickt, dienen dem gewöhnlichen Gebrauche,

[1]) Eine Geldbörse aus Schafleder von sackförmiger Gestalt, mit zwei Ohren und einer Schnur versehen, erstere zum Öffnen, letztere zum Zusammenziehen; einige Schlüssel hängen daran, besonders der zum Tischkasten, in dem das Geld aufbewahrt zu werden pflegt.

während die meistens aus Baumwollengarn hergestellten, kunstvoll gestrickten „Fingerlingshandschuhe“ nur bei besonderen Anlässen benutzt werden.

11. Von der Fußbekleidung nennen wir zuerst die Schnallenschuhe. Sie zeigen, wie fast alle Schwälmer Schuhe, eine nicht allzu lang ausgezogene, mehr rundliche Spitze, zwei hohe, etwas unter den Fuß gerückte, sehr spitze Absätze („Kletz“, weshalb diese Schuhe in der Schwälmer Mundart auch „Kletzschuh“ genannt werden) und sind gewöhnlich aus Kalbleder angefertigt. Zwei quer über den Riegen gelegte, in der Mitte mit einer Herzform gezierte „Ohren“ geben in Verbindung mit einer Schnalle (zum Schließen) diesen Schuhen ihr eigentümliches Gepräge. Das ausgezackte Riegenstück („Lasche“) ist mit weißem Schafleder eingefaßt und lugt, nachdem die Schnallen geschlossen sind, als spitzenartige Borde über denselben hervor. — An Schnallen sehen wir zwei Arten, beide aus Messing gegossen, eine von viereckiger Form, durch aufgenietete rundliche oder viereckige Kupferknöpfe geschmückt, die andere oval, einfarbig und glatt. Eine Reihe kleiner Ausschnitte an den Seitenteilen lassen das Leder durchblicken. — Es folgen die Kommodschuhe,[1]) welche manches Eigentümliche aufweisen. Da ist z. B. die Form, bedingt durch die seltsame Schuhspitze und besonders durch so ein ganz kleines „finsesiges“ Spitzchen, das auf dem Riegen sitzt; vor allen Dingen aber ist's der ziemlich unter die Sohle geschobene Absatz, welcher diesen Schuh auszeichnet und der so spitz ist, daß der schöne Fuß, wenn er nicht eben an Schwälmer Waden säße, gar leicht schwankend auftreten könnte. — Weiter erregen die „Doffeln“ (Pantoffeln) unsere Aufmerksamkeit. Spitze und Absätze haben dieselbe Form wie jene an den Kommodschuhen, nur sind letztere etwas weniger winzig. Die „Kappe“, die an anderen Schuhen Ferse und Knöchel schützt, fehlt hier. Die Ferse der Trägerin haftet auf einem Stück, das mit einem Herzen verziert ist. Auch das Zipfelchen auf dem Riegen darf vom Schuhmacher beileibe nicht vergessen werden. — Neben vorstehend beschriebenen verdienen als zuletzt eingeführte Schwälmer Fußbekleidung noch die „Straminschuhe“ Erwähnung. Durchaus nicht originell, sind sie das, was der Städter als Plüschpantoffeln kennt und schätzt.

Schon sind alle Stühle, Tische und Betten belegt, und noch immer steht manche Schachtel oder hängt manches Sehenswerte hier und da an Haken in den weiten Bäuchen der Kleiderschränke. Da nennen wir vor allen Dingen die Kästchen, welche die Dutzende von Seidenbändern und -Bändchen enthalten, wahre Kunstwerke der Weberei, manche — zumal die wert-

1) kommode = bequem.

vollsten — von ehrwürdigem Alter. Dem geschicktesten Schriftsteller möchte es die Haare zu Berge treiben, wollte ihm jemand die Aufgabe stellen, sie alle der Reihe nach zu beschreiben, und selbst ein Maler dürfte bei derselben Aufgabe in Verlegenheit geraten, in welche Farbe er zuerst oder zuletzt seinen Pinsel zu tauchen hätte. Sammet und Seide, Wolle und Baumwolle, Gold- und Silberfäden haben den Stoff geliefert, und alle Farben des Regenbogens und ihre Schattierungen sind benutzt worden, diese das Herz der Schwälmer Mägdlein hoch schlagen machenden, knisternden und flatternden bunten Streifen herzustellen. „Schnier!!" (Bänder), das Wort macht auf ein Schwälmer Frauenherz denselben Eindruck, als wenn man der Aristokratin von leuchtenden Edelsteinen, lachenden Perlen und blitzenden Diamanten sprechen wollte.

12. Hier verdienen auch die „Krälln" (Korallen) Erwähnung, welche die Schwälmer Schöne bei besonderen Festlichkeiten oder, als geringwertige Garnitur, auch an gewöhnlichen Sonntagen anlegt. Sie werden nicht, wie etwa der Name vermuten ließe, aus Korallen, sondern Bernstein geschnitten. Die älteren sind platt, pfennig- bis markstückgroß und am Rande brillantartig, die neueren rundlich, kirschgroß, „gitterartig" geschliffen. Auch in der Farbe unterscheidet sich ältere und neuere Ware, indem erstere dunkler, matt glänzend erscheint (wohl vom Tragen!), während letztere weinartig, fast durchsichtig aussieht. Als billigen Ersatz sind auch für die Werktage weiße, blaue oder grüne massive Glasperlen im Gebrauche. Zum „Schappelanzug" gehören rote, rauhe, hohle Glasperlen, die über die Bernsteinkorallen heraus am Halse herabhängen.

13. Einer besonderen Zierart sei hier noch gedacht, die zum Schappelanzuge gehört. Es ist dies ein mit Gold- oder Silberfäden gesticktes Brustschild oder Bruststück, das von den Mädchen in Gold und von der Braut in Silber getragen wird. Die Machart ist dieselbe, wie wir sie bei den „Ecken" kennen lernten. Es wird in einer besonders geformten Jacke getragen, die uns besonders interessiert, weil sie vor etwa 100 Jahren für alle Tage in der Mode war.

Ganz hinten im Kleiderschranke hängt auch der Mantel der Hausfrau. Derselbe hat etwa die Form eines Radmantels, besteht aus Kaschmir (sonst wohl auch Kattun) mit lila oder grünen Blümchen und ist mit weißem (oder blauem) Flanell gefuttert. —

Wollte man der Schwälmer Frauentracht den Vorwurf nicht ersparen, daß sie, was z. B. die Länge der Röcke angeht — mit den Augen des Städters angeschaut! — nicht allzu „anständig" sei, so verdient die **Männertracht,** mit Ausschluß des blauen Kittels, unsere uneingeschränkte

Anerkennung. Sie ist als Arbeitskleidung äußerst praktisch und billig, dazu hebt sie als „Sonntagsstaat" die Formen sehr gut hervor, drei hervorragende Eigenschaften, die man nicht jedem Anzuge nachrühmen kann.

1. Lassen wir die einzelnen Stücke derselben vor uns vorüberwandern. Wir beginnen jetzt mit den — Schuhen. Es sind neben den Schnallenschuhen auch Riemenschuhe und Stiefeln zu nennen. Erstere haben die Form wie die oben beschriebenen Frauenschnallenschuhe, nur erscheinen die Absätze weniger zierlich, und die Einfassungen auf dem Riegenstücke ist glatt und stets von roter, nur in Trauerzeiten weißer Färbung. — Die Riemenschuhe reichen bis an die Knöchel und werden, wie schon der Name andeutet, durch Riemen geschlossen. — Das Material zu den Stiefeln bildet gutes Kalbleder, und zwar sind zwei Kalbshäute dazu erforderlich. Die Schäfte, oben mehrmals umgeschlagen, enden am Knie. Von der handbreiten, rot eingefaßten, nach der Wade hin mit einem roten Herzen gezierten Umkrempelung baumeln zwei rohlederne „Ohren" herab.



Trauertracht eines Schwälmer Bauern.

2. Die Farbe der Strümpfe ist weiß oder dunkelblau. Nur die weißen, die für den Winter aus Wolle, für den Sommer aus Baumwolle gearbeitet sind, tragen einen Zwickel. Erstere strickt die Schwälmerin selbst, während die blauen gewöhnlich vom Strumpfwirker gekauft werden.

3. Über die Strümpfe ziehen die jungen Leute bei der Arbeit und im Winter weißleinene und die Männer blauwollene Gamaschen. Beide Arten werden geschlossen durch Knöpfe, die aus Holz hergestellt und mit dem betreffenden Stoffe überzogen sind; im schäbigen Alter tragen sie wohl auch Horn- oder Beinknöpfe. Von den Gamaschen ist noch zu bemerken, daß die blauen „fertig gekauft" werden, während die weißen Leinengamaschen der Dorfschneider anfertigt.

4. Die Hemden schmückt am Halskragen, an den Ärmelbändeln und am Schlitz eine schöne Stickerei. Das Konfirmationshemd, gewöhnlich Geschenk der „Gotel", und das Bräutigamshemd zeichnen sich in dieser Beziehung ganz besonders aus.

5. Von Hosen sind weißleinene, schwarze tuchene, weiße hirsch-

lederne und Knopfhosen anzuführen. Alle, mit Ausnahme der Knopfhosen, welche an den Knien mit Schnallen versehen sind, werden durch blaue, bei Trauerfällen durch weiße Hirschlederbändel geschlossen. An Knabenhosen sieht man wohl auch Bändel aus weißer Baumwollenschnur. Die Hosen weisen stets dieselbe Machart auf und reichen von den Hüften bis unter das Knie. Der „Bengel“ (gürtelartiger, um den Leib gehender Träger) wird vorn durch zwei Knöpfe geschlossen; an ihn knöpft man auch das falltürartig angesetzte vordere Stück, den Latz, an. Die Knopfhosen, selten noch neu angefertigt, tragen auswärts an beiden Beinen eine Reihe weißer Beinknöpfe zum Zusammenknöpfen der Beinlinge.

6. Was die Westen anbelangt, so haben wir in den feineren Sorten wieder Prunkstücke vor uns. Die gewöhnlicheren setzen sich vorn aus zwei „Straminblättern“ zusammen, während das Rückenteil aus weißer Leinwand besteht. Auf der Brust prangen zwei Reihen kleiner Messingknöpfe, die durch farbige Glassteinchen ein buntes Gepräge erhalten. Die „rote Weste“ ist aus einem besonders feinen roten Stoffe hergestellt; die Kläppchen am Halse sind mit grünem, fellartigen Stoffe (Sammetborde) überzogen. Aus blauem Tuche wird der „Brustlappen“ verfertigt. Ihn zieren gut ausgeführte Stickereien, die auf, unter und über den Klappen der Taschen sowie auf dem Rückenteile am unteren Saume prangen. Die Brust schmücken zwei Reihen von Messing- (früher Stahl-) Knöpfen, wovon nur eine zum Zuknöpfen dient. Drei Knöpfe sitzen auch auf den Taschen und zwei an den Ärmelaufschlägen. Die Kläppchen und die Brustteile sind mit Challon (blauer Wollstoff) überzogen bezw. gefuttert.

Genau so wie der Brustlappen ist das Ärmelding geschneidert, nur hat es zwei Ärmel und zeigt noch reichere Stickerei. Es wurde früher anstatt des Kittels getragen; jetzt sucht man's nur noch manchmal zur Kirmes hervor oder wenn ein Brautpaar den Jahrmarkt besuchen will.

7. Hier reiht sich das Kamisol an, das oberhalb genau wie ein Ärmelding aussieht, also auch wie dieses keinen Kragen aufweist, unterhalb aber ungefähr die Form eines bis an die Waden reichenden Gehrockes hat. An Knöpfen sitzen je zwei an den enganschließenden Ärmeln, weiterhin je fünf an den zwei Taschen, von denen einer zum Zuknöpfen der mit Kamelgarn (Angorawolle) gestickten Klappen dient, und endlich eine Reihe vom Halse bis handbreit vom Unterrande, wo ebenso wie unter dem Halse eine Stickerei angebracht ist. Die Stickereien am Rücken, da wo der Schlitz beginnt, sind durch eine an jedem Ende zu einer dreiköpfigen Schlinge gezogenen Kordelung verbunden. Gefuttert ist das Kleidungsstück mit weißer Leinwand, die Vorderteile und die Flügel am Schlitz mit blauem Wollstoff (Challon).

8. Der „schwarze Rock“ ähnelt dem Kamisole. Er besteht aus schwarzem Tuche. Die markstückgroßen Knöpfe sind mit schwarzen Woll- bezw. Seidenfäden übersponnen. Es sitzen deren je fünf auf der zwei Hände breiten Umkrempelung der Ärmel und außerdem zum Zuknöpfen eine Reihe am Vorderrand des Rumpfteiles.

9. Als weiteres Kleidungsstück, in der Form dem vorigen ähnlich, aber aus weißer Leinwand hergestellt, hängt im Kleiderschranke, der auf den „Ausſterbeetat“ gesetzte weiße Kittel mit seinen glatten Messing- oder Stahlknöpfen. — Heutzutage ist derselbe durch einen dunkelblauen Kittel von hemdartiger Form ersetzt. Er ist ringsum geschlossen, an den Händen und am Halse zugeknöpft oder zugehakt und am Busen, auf den Achselstücken und am Stehkragen mit einer roten, grünen oder „farbigen“ Woll- oder Seidenstickerei ausgeschmückt. Trauerkittel und solche für ältere Leute ermangeln jedoch derselben. Geschlossen wird der Kittel am Halse durch eine große Messingklammer; junge Leute lassen ihn jedoch gewöhnlich offen stehen, damit z. B. die rote Weste zu sehen ist.

10. Ältere Männer schaffen sich einen Mantel an. Er ist aus demselben blauen Tuche hergestellt wie das Kamisol und hat die Form eines Havelocks. Der Kragen wird oftmals mit schwarzem Pelze verbrämt. Neuerdings ist auch der gewöhnliche Überzieher mit geringen Abänderungen ins Schwälmer Modejournal aufgenommen worden.

11. Das Halstuch, aus schwarzer Seide, vertritt die Stelle des Schlipses. Die Zipfel sind oftmals mit einer prächtigen roten, grünen oder „farbigen“ Seidenstickerei versehen. Die Zipfel hängen, wenn sie mit einer Stickerei versehen sind, über die Brust, fehlt ihnen jedoch dieselbe, so stehen sie hornartig schräg nach vorn. Neuerdings legt man im Winter auch ein Schaltuch an.

Zu letzteren harmonieren die bis ans Handgelenk reichenden, aus Wolle gestrickten Handschuhe.

12. Bezeichnend für die Schwälmer Männerkleidung sind endlich die Kopfbedeckungen: die „schwarze“ Kappe oder die Brambetzel und die Sammetkappe für alle Jahreszeiten, für den Sommer ein blaugraues Hütchen oder ein Strohhut. An der schwarzen Kappe ist der Deckel aus dunkelgrünem oder schwarzem Tuche gefertigt, die Seiten sind mit schwarzem Schafpelz („Bram“) besetzt. Unter dem „Bram“ ist ein Schild verborgen, das zum Vorschein kommt, wenn man den zu diesem Zwecke eingerichteten Pelz über die Ohren zieht, wobei für das Gesicht ein Ausschnitt frei bleibt. An der Seite baumelt eine kleine Quaste oder „Glocke“. — Die Sammetkappe wird aus Fischotterpelz hergestellt, der Deckel aus grünem, selten rotem Sammet. Man setzt diese Mütze so auf, daß die Linie, die

zwischen dem hohen und niederen Teile des Pelzes liegt, ungefähr auf die Nasenwurzel zeigt. — Über den Filz- und Strohhut ist wenig zu sagen, nur ersterer ist einigermaßen originell. — Zum Abendmahle, zu Leichenbegängnissen, zur Kirche, zur „Leichenbitte“, Hochzeit u. dgl. wandert der Dreimaster aus der Kleiderlade. Seine Ausdehnung ist eine nicht geringe. Beim Aufsetzen muß die eine Spitze nach vorn und die „glatte“ Seite nach hinten zeigen. — — —

Damit wären wir mit der „Besichtigung“ zu Ende. Dankend verabschieden wir uns, nachdem wir noch vernommen, daß d's Käthereng morgen, am Sonntage, für die im nächsten Orte stattfindende Hochzeit „gebrettert“ und d's Annmergreth „geschappelt“ werden soll. Es wird uns freundlich erlaubt, bei der Ausführung dieser Haupt- und Staatsaktion zugegen zu sein. Dieses freut uns um so mehr, als wir uns vorgenommen, **die Schwälmer noch in den verschiedenartigsten Abänderungen ihrer Tracht** vorzuführen. Als wir frühmorgens erscheinen, liegt alles bereit, was Verwendung finden soll, auch haben beide junge Mädchen schon ihre 14—15 Röcke erster Qualität an, die meisten doppelt geschlangt. An den Beinen erblicken wir eingelegte Strümpfe und die Strumpfbänder mit den allergrößesten goldgestickten Platten. Die Füße stecken in „funkelnagelneuen“ Kletzschuhen.

Die zu bretternde Maid erhält nun auf den Rücken aus neun Bändern (nämlich vier „dicken“, vier „goldplattigen“ und einem „kleinen“) ein eigentümliches Gebilde aufgenadelt, das die Form eines doppelten Fächers hat, der kleinere Teil kragenartig am Hinterhaupt emporstehend, der größere am Rücken abwärts liegend. Auf der blauen Schürze werden die teuersten Ecken befestigt. Um den Hals schlingt sich ein rotseidenes Halstuch. Das Haupt krönt das Mützchen mit prachtvoll gestickten Betzelschnüren. Um den Hals schlingen sich die besten „Krälln“. Um die „Mitte“ (Taille) zieht die Mutter nun der „Brettermäd“ ein breites Seidenband, dessen Zipfel über die Schürze hinabhängen, weiterhin ein korsetartiges Jäckchen, das vorn einen weiten Schlitz offen läßt, in den das goldgestickte Bruststück eingesetzt wird.

Die „Schappelmäd“ ist ebenso gekleidet, auf dem Kopfe trägt sie jedoch das „Geschappel“. Staunend sehen wir dasselbe bauen. Die Nähterin befestigt zunächst ein jochartiges Holzgestell mit den Zöpfen quer über den Kopf. Es war schon vorher mit einigen Bändchen umwickelt, von denen nun die übrigen 30 Ellen (!) verschiedener Bänder, die harmonikaartig zusammengefältelt sind, ziemlich symmetrisch (was die Farbe u. s. w. angeht) befestigt werden. Über der Stirn wird das „Kränzchen“, grüne Zweige mit roten Glasperlen und kleinen Puppenköpfen, angebracht. Das ganze schwer beschreibbare Gebilde sieht schließlich einem Blumenkörbchen nicht

unähnlich. Brustschmuck und Taillenband gehören ebenfalls zur Vervollständigung des Anzugs. — Wir dringen jetzt auch ins Hochzeitshaus ein, wo die Braut bereit steht, um von ihrem Bräutigam nach auswärts geholt zu werden (siehe dort). Sie ist genau so geschappelt wie 's Annmergreth, nur ist ihr Geschappel „farbig“, Bruststück und Ecken sind mit einer Silberstickerei verziert.

Am nächsten Tage sitzen wir im Garten der Frau Nachbarin, und die immer Gütige läßt nun ihre „Mädchen“ und „Jungen“ in allen nur möglichen Schattierungen der Tracht Revue passieren.

Der „Herr Maler“ skizziert da zuerst eine Schwälmer im Alltagskleide. Er zeichnet ein ovales Gesichtchen, ein rotes Betzelchen mit schwarzen, wollenen Bändern ohne Verzierung, wirft in einigen Strichen das etwas verschossene Knopfding hin und um den Hals ein gelbes Untertuch. Die Arme läßt er aus einem weißen Mieder hervorsehen. Nachdem er die Röcke, deren Zahl er auf 4—5 schätzt, flink entworfen, zeichnet er an die Waden baumwollene Strümpfe, an die Füße zwei Schnallenschuhe, und gibt dann mit Wasserfarben das erforderliche Kolorit. Indem wir das Mädchen ausforschen, was sie denn im Winter „für alle Tage“ anziehe, wird es rot, zögert erst ein wenig, gibt dann aber ganz hübsch Bescheid und zwar dahin gehend, daß sie dann anstatt der baumwollenen Strümpfe wollene, um den Hals ein farbiges, wollenes Franseltuch tragen und das Knopfding vielleicht mit einer grüntuchenen Jacke vertauschen würde. Sie erzählt weiter, daß sich kleine Mädchen ebenso kleiden und Frauen schwarzes Zeug anziehen und dazu eine schwarze mit Wollstoff gefutterte oder blaue Flanelljacke mit Schluß in der Mitte der Brust tragen.

2. Jetzt biegt eine Schwälmer Maid im „roten“ Sonntagsstaate um die Ecke. Der Maler zeichnet: Kommodschuhe, eingelegte Strümpfe, zwei ziemlich großplattige Strumpfbänder, 9—10 Röcke mit roter Einfassung und Schlangung, eine grüne seidene Jacke mit roten Blümchen, rotes Seidentuch mit roten Bändern, rotes Käppchen mit „Bäschtebaand“ (Atlasband), welches mit einer roten Stickerei verziert ist.

Als Nr. 3 erscheint eine „farbige Jungfrau“. Schwarzes Mützchen mit grünem Boden und roten Blümchen in denselben, grün gestickte Betzelbänder, grünes Seidentuch mit grünen oder „farbigen“ Bändern, grüne Tibetjacke, 9—10 grün eingefaßte oder geschlangte Röcke, eingelegte Strümpfe und Kommod- (oder Schnallenschuhe) sind an ihr bemerkenswert.

4. Weiter zeichnet der Maler ein Mädchen in dem Kleide, das „leichte“ Trauer künden soll. Dazu gehören: schwarzseidene Jacke mit veilchenblauen Blümchen, schwarzseidenes Halstuch mit Fransen, Atlasband (nicht

gestickt) am schwarzen Mützchen mit grün und veilchenblau gesticktem Boden, wollene Zwickelstrümpfe und Schnallenschuhe. Die Strumpfbänder sind veilchenblau, die Platte besteht aus einem Stückchen „leichtem", farbigem Seiden- oder Sammetband. Die Röcke werden mit blauem Damast eingefaßt. — Zum „roten" und „farbigen" Sonntagskleide, wohl auch bei leichter Trauer, trägt die junge Schwälmerin ihre „Krälln".

Ernste Farben erfordert Skizze 5. Schon die Einfassung der Röcke ist tiefschwarz; als Halstuch wird ein schwarzwollenes gewählt, das Mützchen ganz schwarz mit schwarzwollenen Bändern, der Boden ohne Näherei, nur mit einem weißen Blümchen in der Mitte versehen. Wollenstrümpfe, Schnallenschuhe mit glatten Schnallen und schwarze Strumpfbänder, welche nicht geknüpft, sondern gewickelt werden, vervollständigen das Kleid tiefer Trauer.

6. Die freundliche Hausfrau bereitet uns jetzt die Überraschung, selbst im „Staat" zu erscheinen. Sie „gibt sich dazu her", wie sie sagt, weil die Herrn nicht über die Tracht ihren „Jux" (Spaß) machen. Der Anzug, den sie gewählt, ist derjenige, den sie zum Abendmahle anzulegen pflegt: Schnallenschuhe, eingelegte Strümpfe, grüne Strumpfbänder, grüngeschlangte Röcke, schwarz-atlasseidene Jacke, eine Schürze aus schwarzer, „blumiger" Seide, ein schwarzseidenes Halstuch mit veilchenblauer Borde und endlich Krälln. Auf dem Kopfe trägt sie die Ketzekapp mit Schleier. Sie erklärt, daß sie sich „zur Leiche"[1]) ähnlich ankleide, nur würden alsdann alle bunten Farben verschwinden, die angelegten Strümpfe wollenen Platz machen, die Korallen abgelegt und das Seidentuch mit einem solchen aus „Krep" vertauscht werden. Von Krep oder Lüster müßte dann auch die Schürze sein und die Strumpfbänder würden befestigt wie bei 5 angegeben. Ganz so kleideten sich in beiden Fällen (Abendmahl und Leiche) auch ihre Mädchen. Ihr „farbiger" Anzug für gewöhnliche Sonntage entspreche dem als Nr. 3 geschilderten der Mädchen. Sobald ein Kind gestorben, ebenso im Alter, kleide sich jedoch die Frau stets wie Nr. 5. —

Etwas weniger interessant fallen die Skizzen der Vertreter des männlichen Geschlechts aus.

1. Werktagsanzug. Riemenschuhe bedecken die Füße des Mannes und Burschen, blaue, wollene Gamaschen und weißleinene Hosen die Beine. An Stelle der letzteren werden im Winter neuerdings schwarztuchene benutzt. Um die Brust schmiegt sich der Brustlappen. Die Kopfbedeckung besteht

1) Direkt am Schwalmflusse benutzen die Frauen „zur Leiche" das Trauermäntelchen von schwarzem Tuche, das sie an Stelle der Ketzekappe und des Flores ums Haupt schlagen, gewissermaßen, um das Gesicht damit zu verhüllen.

in einer schwarzen Betzel, im Sommer in einem blauen Hütchen bezw. Strohhut. — Knaben ziehen eine Straminweste an, im Sommer weiße Baumwollen-, im Winter blaue Wollstrümpfe, tragen aber selten eine Kopfbedeckung.

2. Sonntags tragen Burschen und Knaben Schnallenschuhe, baumwollene Zwickelstrümpfe, weißleinene Hosen, Kittel, Seidenhalstuch, Brustlappen (Knaben Weste) (die 3 letzten Stück fein genäht) und Brambetzel.

3. Junge Männer kleiden sich zur Kirche mit Schnallenschuhen, blauen Strümpfen, weißleinenen oder weißhirschledernen Hosen, Brustlappen, Kamisol und Dreimaster. Für Sonntagnachmittag wandert das Kamisol in den Kleiderschrank, desgleichen der Dreimaster, und es wird ein Kittel und eine schwarze Kappe für ihre Stelle demselben entnommen.

4. Bei alten Männern sieht man in der Kirche: Schnallenschuhe, blaue Strümpfe (auch wohl Gamaschen), hirschlederne Hosen, „schwarzen Rock" (im Winter Mantel) und Dreimaster. Nachmittags ziehen sie sich an wie junge Männer auch.

5. Männer und Burschen kleiden sich zum Genusse des heiligen Abendmahls wie bei Nr. 3 u. 4 angegeben, nur daß die letzteren Stiefeln anlegen.

6. Auch zwei Burschen im Kirmesstaate verleibt der Maler seinem immer hungerigen Skizzenbuche ein. Der eine hat anstatt des blauen Kittels den weißen, rockartigen Vetter angezogen und trägt darunter die rote Weste. Der andere wählte das Ärmelding für die Kirmestage, darunter leuchtet ebenfalls die rote Weste hervor. Beide schneidige junge Männer gehen in Stiefeln einher, beide tragen die Ottermütze als Kopfbedeckung.

Wie der Maler eben von angestrengter Arbeit aufatmen will, bietet sich ihm ein allerliebster Anblick. Eine Anzahl ganz kleiner Kinder ist herbeigekommen und steht nun, „den Finger im Munde", verlegen vor dem fremden Manne. Auch sie haben im Skizzenbuche Aufnahme gefunden. In der Form eines Prinzeßkleides aus großblumigem Kattune angefertigt, machen ihre Kleidchen einen drolligen Eindruck, dessen Wirkung durch aufgenähte schmale Bänder und „Tritzer" auf der Brust, glänzende Messingknöpfe auf den Ärmelaufschlägen und an den Taschen verstärkt wird. Die Mädchen tragen dazu mit kleinen Platten versehene Strumpfbänder und das übliche rote Käppchen, während die Jungen des ersteren Schmuckes entbehren und anstatt des letzteren entweder ein Pelzkäppchen mit über die Ohren

reichenden Kläppchen zum Festbinden oder — oftmals — nur die „Naturbetzel“ besitzen. — — —

Es dürfte nun mancher die Frage aufwerfen, ob denn die vorstehend beschriebene Kleidung gar keiner **Veränderung**, keiner **Mode** unterworfen sei. Hierüber zum Schlusse noch einige Worte: Ich muß gestehen, daß auch die Schwälmer Tracht der Göttin Mode huldigt, daß auch auf der Schwalm der alles niederzwingende Ausdruck: Es ist Mode! ('s eß Moore!) bekannt ist. Die Schwälmer Göttin „Moore“ steht aber in ihrer Behendigkeit zur Göttin Mode in dem Verhältnis wie ungefähr die altehrwürdige Postkutsche zu unserem





Schwälmer Kindergruppen.

heutigen Blitzzuge. Und wenn der Schwälmer Herr Vater ein besonders wertvolles Kleidungsstück angeschafft hat, dann kann er sich nach dem erleichternden Geschäft des Bezahlens in seinen „Sorgenstuhl“ setzen, kann sein Pfeifchen schmauchen und kann befriedigt seufzen: „Gott sei dank! auch das ist überstanden!“ Denn während seiner und seines Sohnes Lebzeit, wenn's einigermaßen gut geht, kommt dieses Stück nicht wieder zur Anschaffung. Einmal ist es aus einem Stoffe verfertigt, dessen Haltbarkeit für ewige Dauer bestimmt zu sein scheint, und sodann — es bleibt auch sicher während [illegible] Menschenalter in der Mode. Nach dieser „Saison“ freilich tritt auch auf der Schwalm ein kleiner Modewechsel ein, und es heißt: „'s eß schād, [illegible] de nāch gutt, äwwer — es eß nu emol ke Moore mie!“ . . . .

3. Haus und Hof, Essen und Trinken.

Die Straßen eines Schwälmer Dorfes lassen am absichtslosen Durcheinander und an den vielen Biegungen bald erkennen, daß bei ihrer Anlage meistens der blinde Zufall ausschlaggebend war. Verengerungen und Er-



Haus älterer Bauart. (1607.)

weiterungen innerhalb weniger hundert Meter, zumal in Nebengassen, gehören nicht zu den Seltenheiten.

Was die **Bauart der Häuser** anbetrifft, so haben wir's, abgesehen von verschwindenden Ausnahmen, nur mit zweistöckigen Gebäulichkeiten fränkischer Bauart zu tun. Drei Bauzeiten lassen sich deutlich unterscheiden. Bei den ältesten Gebäuden sind die Stockwerke äußerlich nicht zu erkennen, die Ecksäulen streben als Ganzes von der Mauer zum Dache hinan. Großes Fach-

werk zeichnet deise Altertümer aus. Sie lassen das Bestreben durchblicken, möglichst wenig Holz zu verbrauchen. — Starkes Holzwerk, in verschwenderischer Weise besonders an den Ecksäulen verwendet, kleine Gefache, abgesetzte, niedere Stockwerke, das zweite nach mittelalterlicher Bauart etwas über das erste hinausragend, kennzeichnet die zweite Art. In diesem Stile sind die meisten „Bauernhäuser“ aufgeführt; ihre Dachfirste ist an beiden Enden in

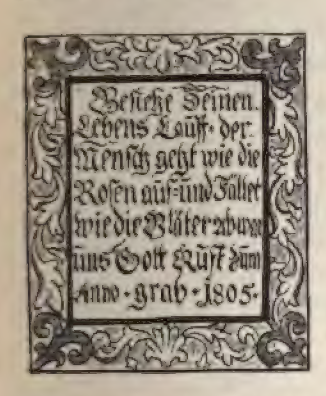


Hausanlage in der Schwalm.

Form eines gleichschenkeligen Dreiecks schnaufenartig abwärts gezogen. — Die Neuzeit vertritt Häuser mit verhältnismäßig hohen Stockwerken. Sie bevorzugt das Tannenholz, besonders zu Streckbalken, während an alten Gebäulichkeiten nur Eichenholz benutzt wurde Es hat dies nicht nur seinen Grund in der besseren Tragfähigkeit desselben, sondern in dem Umstande, daß gutes Eichenholz gegenwärtig fast unerschwinglich hoch im Preise steht.

Weitere Eigentümlichkeiten der Wohnstätten werden wir am besten kennen lernen, wenn wir in ein Gehöfte eintreten. Weit dehnt sich das-

selbe aus und umschließt einen fast rechtwinkligen Hofraum. Da steht zunächst das Wohngebäude; unter einem Dache mit demselben befinden sich die Stallungen für die Pferde oder Ochsen. Gegenüber diesem erblicken wir das Auszugshaus, dessen Fortsetzung ebenfalls Ställe und zwar für Kühe und Schweine einschließt. Die Schafställe sind als Teil der Scheune gebaut, welche die dritte Seite des Hofes umgrenzt. Nach der Straße hin ist die „Hofraithe“ durch eine Staketenwand abgeschlossen, deren weiße Planken mit blauen Köpfen einen gar einladenden Eindruck hervorbringen. In der Mitte des Hofes macht sich des Landmanns „geruchvolle Sammelbüchse“ breit, die Dungstätte oder Miste. Größere Obstgärten liegen gewöhnlich hinter der Scheune, kleinere Gemüsegärten wohl unmittelbar unter den Fenstern des Wohn- oder Auszugshauses. — Bei kleineren Besitzungen verschwinden die Seitengebäude immer mehr, der Hof wird enger und enger, bis zuletzt das Wohnhaus oder -häuschen allein übrig bleibt, ein Zwerg neben Riesen.



Gleich beim Eintritt in den Hof fallen uns die Ornamente und sonstigen Verzierungen auf, welche an den Wänden angebracht sind, sei's nun eine Kirche, oder ein Storch, ein „Einhorn“, oder ein Engel, ein Butterfaß, oder ein Blättergewinde. Und das muß man sagen, jene Handwerksleute, die diese Bildwerke entwarfen, haben ihre Sache meistens gar nicht übel verstanden, und wenn auch, zumal bei Tier- und Menschenfiguren, in der Zeichnung „nicht alles ganz in Ordnung ist“, es wandelt einem doch ein gar sonderbares Gefühl beim Beschauen an, so ungefähr wie beim sinnenden Betrachten des Vermächtnisses teuerer Toten. Neben diesen Figuren oder auf besonderen Feldern, vielleicht von einer handbreiten Borde umrankt, stehen allerlei Sprüchlein. Bald geistlichen, bald weltlichen, bald traurigen, bald fröhlichen Inhalts. Wie lange wird's dauern, dann sind auch diese letzten Zeugen volkstümlicher Kunst in Staub und Asche gesunken. Verweilen wir darum einige Augenblicke dabei, in elfter Stunde noch zu retten, was zu retten ist. Hier eine kleine Blütenlese:[1])

1) Auch manche der bei dem Artikel „Das fränkische Niederhessen“ mitgeteilten Sprüche finden sich an Häusern der Schwalmgegend.



Wiera und andre Orte (Schütz, Wiera):

Auf Erden leben wir,
im Grabe ruhen wir,
im Himmel leben wir,
ach, wer wollt bleiben hier!

3 4 3 (Treu für Treu) versprech ich dir,
3 zu bleiben 4 und 4,
3 zu sein einem wohl in 8,
weil 3 bei 2 Vergnügen macht.

Frischer Mut, gesunder Leib,
viel altes Geld, ein junges Weib
und Gottes Hilf[1]) und Glück dabei:
sag einer mir, was besser sei!

Der Mensch gleich einer Blume ist,
die in des schönen Frühlings Frist
am Morgen in der Blüte steht,
am Abend hinfällt und vergeht.

Ein Schweinebraten kalt,
ein Mädchen 18 Jahre alt,
wem das nicht gefallen mag,
der bleibt ein Narr sein Lebetag.

Oder: (Zeile 3 u. 4)
Wer diese Kost veracht,
der bleibt ein Narr bei Tag und Nacht.

Zella u. a. O. (Hasenpflug, Zella).

Lieber Freund, steh still und tu mich lesen,
ein wilder Baum bin ich gewesen,
der Zimmermann hat mich recht bedacht
und hat mich an diesen Bau gebracht.

Dies Haus sei offen nur dem Freund,
doch stets geschlossen für den Feind,
Unglück hinaus und Glück herein.

All' mein Tun zu jeder Frist
gescheh im Namen Jesu Christ,
der steh mir bei so früh wie spat,
bis all mein Tun ein Ende hat.

Durch Weisheit wird ein Haus gebaut
und durch Verstand erhalten.

A: Jetzt zieh ich meine lange Stiefeln an,
denn ich hab mir einmal vorgenommen,
gerade durch die Welt zu kommen.

B: Halt, Bruder, dorten ist ein Loch,
da mußt du dich bücken (mit Bildern).

Obergrenzebach u. a. O.

Oder:

Ich hatt' mir einmal vorgenommen,
gerade durch die Welt zu kommen,
es wollte mir nicht glücken!
als ich hindurch wollt, mußt ich mich bücken.

Fürchte Gott, sei unverzagt,
Geld und Gut gibt's allen Tag,
Geld ist Geld und bleibt der Welt,
wer nur Gott zum Freund behält.

Frömmigkeit laß gefallen dir
viel mehr denn Gold; das glaub du mir,
wenn Geld und Gut sich von dir scheid't,
so weich' doch nie der Frömmigkeit.

1) Statt Hilf auch wohl Huld (Seigertshausen).

Ich weiß nicht viel von guten Tagen,
hingegen viel von Herzeleid,
so führt mich Gott, das kann ich sagen,
nur dadurch zu der Frömmigkeit,
zwar kränkt es heftig Fleisch und Blut,
jedoch ist dieses Kreuz mir gut.

Das Grab ist da, so heißt es immer,
wir gehen ein und aus,
die Welt ist gar ein schlechtes Zimmer
und dazu ein geborgtes Haus,
bequemt man sich am besten hier,
so weiset uns der Tod die Tür.

Treue, Glauben, Liebe und Recht,
diese 4 haben sich schlafen gelegt,
wenn dieselben werden auferstehn,
alsdann wird die Welt untergehn.

Oder:

Die Wahrheit ist gen Himmel gezogen,
die Treue ist übers Meer geflogen,
Gerechtigkeit ist gar vertrieben,
Untreue ist allein auf Erden geblieben. (Zella.)

Hafer und Heu ist die beste Arzenei —
und ein muntrer Knecht dabei.

Wo Friede und Einigkeit regiert,
da ist das ganze Haus geziert.

Zeigertshausen u. a. O. (Bähr, Zeigertshausen).

Des Hauses Zier ist Reinlichkeit,
des Hauses Ehr Gastfreundlichkeit,
des Hauses Segen Frömmigkeit,
des Hauses Glück Zufriedenheit.

Wenn die Mißgunst brennte wie Feuer,
wär' das Holz nicht halb so teuer.

Auch in unserm Haus
geht Gottes Segen ein und aus.

Die Morgenstund' nimm wohl in acht,
weil dieselbe uns viel Guts gebracht,
was nicht des Morgens früh geschicht,
das bleibt den Tag oft unverricht't.

Wer ein- und ausgeht dieser Tür,
der soll bedenken für und für,
daß unser Herrgott Jesus Christ
die rechte Tür zum Himmel ist.

Der Herr ist ein getreuer Hirt,
hält mich in Hut und Weide,
darum mir nie es mangeln wird
an irgend einer Freude.

Jetzt bin ich aller Sorgen frei,
weil Gottes Sohn mir stehet bei.

Gott bewahre diesen Bau
vor Unglücksfällen gar genau!

Ich wünsche und begehr,
begehr nur ihn allein,
er soll mein Ruhm und Ehr
mein ganzer Reichtum sein.

Wer an die Straße baut, hat viele Meister.
Könnt ein jeder seine Fehler recht verstehen,
würd' keiner auf den andern sehen.

Der treuste Führer in der Not,
das ist und bleibt der liebe Gott!
Scheint's auch manchmal trübe,
tröstet mich doch Gottes Liebe.
Wer Gott und seinen Heiland ehrt,
für den wird täglich Brot beschert.
Nimm diesen Spruch zum Wanderstab,
er leitet dich bis an das Grab.

Der Bauer ist ein Ehrenmann,
er bauet ja das Feld,
wer seines Standes spotten kann,
der ist ein schlechter Held.

O Gott, mit deiner starken Hand
steh mir bei in diesem Stand,
hilf mir überwinden,
denn bei dir ist Trost zu finden.

Leimsfeld u. a. O. (Siemon, Leimsfeld.)

Es stehen 3 Gebäude hier,
erbaut von Johann Heinrich Hoos;
sie sind des Hofes Schmuck und Zier,
obgleich der Tod fast war sein Los,
als dort die Scheune ward erricht.
Im Jahre 1833, so schickt's ihm dennoch nicht,
denn 1834 hat er, wie der Leser schaut,
dort den Holzstall neu erbaut.

Die einz'ge Frau, die sagen kann:
„Ich hab' erbaut den dritten Bau",

ist Margarete Lingemann,
des Bauherrn zweite Ehefrau.
Sie kann erzählen, was es kostet,
wie sehr die Hausfrau ist geplagt,
die Würste sind ihr nicht gerostet,
es hat sie manchen schönen Taler gekostet,
wenn ihr's nicht glaubt —
geht hin — und bau(b)t.

Trau keiner Jungfrau auf grüner Heid',
keinem Jud' auf seinen Eid,
keinem Schäfer auf sein Gewissen,
sonst wirst du von allen dreien be . . . . .

Es ist keine größere Kunst noch List,
als wer seiner Zunge Meister ist.
Rörshain u. a. O. (Thiel, Rörshain).

Ich stehe hier an den Straßen
und wünsch' allen Vettern und Wasen,
die hier gehen vorbei,
daß Gott ihr Beschützer sei.

Hab' ich ein Häuschen und etwas Geld,
so ist es herrlich um mich bestellt,
dann nehm ich ein brav, lieb Weibchen dazu,
arbeite fleißig und lebe in Ruh.

Schau auf mich und nicht auf dich,
tu' ich unrecht, so hüte dich,
wie glückselig ist der Mann,
der sich an andern spiegeln kann.
Wasenberg u. a. O. (Glinzer, Wasenberg.)

Laß den Neider neiden und den Hasser hassen,
was Gott mir bescheren tut, muß man doch gelten lassen.

Was stehst du da und tust mich schelten,
geh deiner Straß' und laß mich gelten.

Christlich gelebt und selig gestorben
ist auf dieser Welt genug erworben.

Von Mißgunst und Neid
ist niemand befreit,
hab' ich aber Gottes Segen
ist mir an niemand nichts gelegen.

Das schönste Wappen in der Welt,
das ist der Pflug im Ackerfeld.

Was Adam tat
nach Gottes Rat,
er baute Gottes Erde!
Desgleichen tu' auch ich,
der Feldbau nähret mich —
mit Weib und Kind und allem, was ich hab'.
(Gungelshausen.)

Nimm das Blumenfeld in acht
und den Seidenwurm betracht',
so wirst du in dem Vorbild sehen,
daß die Toten auferstehen.

Alle, die sich Freunde nennen,
die muß man erst lernen kennen,
meinen sie es noch so treu:
Herz und Mund ist zweierlei!

Im Himmel ist gut wohnen,
wo mit dem Ehrenkleid
mein Jesus wird belohnen
der Frommen Herzeleid.
Da glänzt der Leib und funkelt
gleich wie ein Edelstein,
das Licht wird nicht verdunkelt,
im Himmel ist gut sein.

Dies ist das beste in der Welt:
der Tod und Teufel nimmt kein Geld,
sonst müßte mancher Schelm
für den Reichen in die Höll'.

Oder:

Sonst würden sich die Reichen zusammengesellen
und die Armen an die Spitze stellen.
(Hauptschwenda.)

Wenn's einem wohl geht auf Erden,
da kommt ein jeder und will sein Freund werden,
wenn er aber kommt in Not,
dann sind alle seine Freunde tot.
Schrecksbach u. a. O. (Lauth, Schrecksbach.)

Wie bauen für uns und unsre Erben,
wie bald ist's geschehn, so gehn wir hin und sterben.

Wandrer, stehe still und frage dich:
Wo gehst du hin:
Gehst du auf dem breiten Weg zur Verdammnis,
oder auf dem schmalen Weg zum ew'gen Leben?

Der Edelmann hat seinen eignen Tribut.
Der Pfarrer sagt: „Ich bin frei!"
Der Schullehrer schreibt sich auch dabei.
Der Soldat sagt: „Ich gebe nichts!"
Der Bettelmann: „Ich habe nichts!"
Darum muß der Bauer den lieben Gott lassen walten
und diese Herren (auch „Schelme!") all erhalten.

Holzburg u. a. O.

Sieh vor dich, sieh hinter dich,
die Welt ist gar zu wunderlich:
Die Liebe ist gemein,
die Treue gar zu klein.

Willingshausen (Steinmeier, Willingshausen).

Die Zimmrer und die Maurer
das sind die rechten Bauerer:
Eine Stunde essen sie,
eine Stunde messen sie,
eine Stunde rauchen sie Tobak —
und so vergeht der ganze Tag.

Merzhausen u. a. O. (Reichmeier, Merzhausen.)

Es zeigen alle Elemente,
wie weis' und gut der Schöpfer sei;
wenn das Stumme reden könnte,
so stimmt es der Ermuntrung bei:
„Ihr Menschen ehrt des Schöpfers Pracht,
auch euch sind wir gemacht."

Ich weiß ein Blümlein, ist hübsch und fein,
das tut mir wohl gefallen;
es liegt mir im Herzen mein,
das Blümlein für andern Blümlein allen.
Das Blümlein ist das göttlich Wort,
das Gott uns hat gegeben;
es leuchtet uns durch die enge Pfort'
wohl in das ewige Leben.

Hin geht die Zeit,
her kommt der Tod:
O Mensch, tu' recht
und fürchte Gott.

Auf die freundliche Einladung des Hausherrn hin begeben wir uns nun auch in das Haus, überhören dabei jedoch nicht die eindringliche Warnung, uns nicht zu stoßen, es könnte uns sonst übel bekommen. Die Haustür besteht nämlich aus zwei Teilen, von welchen der obere stets verriegelt gehalten zu werden pflegt. Sie ist aus Eichenholz hergestellt; die Füllungen sind gewöhnlich mit breitköpfigen Eisennägeln beschlagen. An alten Türen finden sich sehr hübsch verzierte Schloß- und Spangenteile; auch vertritt hier ein Ring die Stelle des Türdrückers. Wir treten in die Stube ein. Feste Eichendielen bedecken den Fußboden. An den unten getäfelten, oben bis noch vor wenigen Jahren mit Kalk geweißten, jetzt tapezierten Wänden ziehen sich weißgescheuerte Bänke und über denselben „Kammbretter" mit vielen „Orlekrappen" oder „Orlehaken" (Krampen) hin, an welchen Kittel, Peitsche, Pfeife u. dgl. hängen. Der feste Tisch[1]), mit Fußbänkchen zwischen den Beinen und blank gescheuerter Ahornplatte, steht in der einen Ecke des Zimmers; einige blendend weiße Holzstühle, deren eigentümlich geformte Lehnen wieder die hierzulande so allgemein verbreiteten Herz-, Tulpen- oder Vogelformen ausgeschnitten tragen, haben vor demselben Platz gefunden.

1) Hierzu Illustr. Seite 252 rechts.

Eine andere Ecke nimmt der Ofen ein, ein fester Gesell, der kalt und warm vertragen kann. Nur sein unterer Teil besteht aus Eisen, der zweite „Satz" dagegen ist gewöhnlich aus Lehm geformt und ultramarinblau angestrichen. Nach der Küche hin hängt daran das Wasserschiff, die „Blos". In manchen Wohnstuben, besonders wenn keine Kammer daran stößt, steht weiter auch das große Familienbett. Vier hohe Stollen, von einem hellblauen Leinenvorhange mit eingewebten merkwürdigen weißen Blumen umgeben, schließen das „Himmelbett" ein, das am Tage zum Paradebett dadurch umgewandelt wird, daß die Kissen und der „Pehl" (Pfühl) in Überzüge von feinem



Origineller Hauseingang.



Schwälmer Stube mit Himmelbett, Ofen und Stuhl.

weißen Leinen gesteckt werden, deren „Zwischensätze" prächtig ausgenäht sind. Geschlossen werden diese Prachtstücke durch kleine, bunte Seidenbänder; auch nadelt man als besondere Zierde zu einer Schleife gelegte „dicke Schnier" daran. Als Hauptstück dieser Anordnung fällt jedoch das Betttuch auf, das mit seiner etwa einen halben Meter breiten, überaus kunstvollen Stickerei, zu deren Herstellung Jahre nötig waren, prahlerisch über die Bettspanne herabhängt. Beim Heraustreten aus der Tür bemerken wir noch den Wochenkalender an derselben. Unter die mit Ölfarbe gemalten Anfangsbuchstaben der Wochentage (S(o) M(muß) D(er) M(ann) D(ie) F(rau) S(chlagen)) hat der fürsorgliche Hausvater mit Kreide das Datum des betr.

Tages hingesetzt, wovon er nun allemal, wenn die ewige Vorsehung einen Tag hat verbleichen lassen, eine Zahl mit seinen schwieligen Händen tilgt. Neben der Türe prangt das mit „Glocken“ und „durchbrochener“ Stickerei verzierte Paradehandtuch.

Ein Blick in die Küche belehrt uns, daß vielmals auf ihre peinliche Instandhaltung kein allzugroßes Gewicht gelegt wird. Der aus Steinen gemauerte Herd (neuerdings finden auch sogenannte Kochmaschinen Aufnahme), ein großer Siedekessel, vielleicht noch ein Küchenschrank aus Eichenholz und wenige Kleingeräte bilden ihre ganze Einrichtung. Da ferner bei den „alten Öfen“ der Rauch zum größesten Teile aus dem Ofenloche entweichen muß, um alsdann von dem ein halbes Stockwerk höher beginnenden und darum recht weitmäuligen Schornsteine aufgefangen zu werden, liegt es auf der Hand, daß mancher qualmende Hauch die Küche verräuchert. Bei der ganz alten Einrichtung, die aber nur noch äußerst selten angetroffen wird, hängt über der einfachen „Herdstätte“ an einer Kette ein kleiner Siedekessel oder Henkeltopf. Über dieser Art Herd schwebt dann gleichsam ein sehr großer „Rauchfang“.

Im zweiten Stockwerke führt uns der Hausherr durch ein Zimmer von gleicher Lage und Größe wie die Wohnstube; ein Bett, einige Kleiderschränke und einige „Laden“, vielleicht neuerdings auch ein „Glasschrank“, stehen darin; im Weitergehen deutet unser Führer auf die Mägdekammer und schließt die noch „wohlgespickte“ Wurstkammer auf, in der an einer seltsamen Vorrichtung — ein Mittelholz mit abwechselnd kreuzweise stehenden Stäben — „des Schweines Vermächtnis“ hängt.

In allen diesen Zimmern, die meistens nur geweißt sind, heimeln uns die Fenster mit Schiebvorrichtung und sechsseitigen oder runden Scheiben von grünlichem Glase traulich an. Wir betrachten sie uns genau, diese Reste des Mittelalters; denn auch ihr Stündlein hat geschlagen, und wenn eine dem Steinwurfe eines unnützen Jungen oder einem sonstigen glasbrecherischen Anpralle erliegt, so setzt der Schreinermeister eine viereckige ein, oder spricht wohl gar leichten Herzens das Todesurteil über das ganze, nachgerade morsch gewordene Fenster aus, und so verschwindet eins nach dem andern, wie denn in den Wohnstuben schon längst der alten neumodischen haben Platz machen müssen.

Auch der Besuch des Hausbodens, der „Lew“, dürfte besonders dem, der selten oder niemals das platte Land besucht hat, manches Neue bieten. Da liegen links und rechts vom dickbauchigen Schornsteine große Haufen der Früchte des Feldes: der goldene Weizen, der nahrhafte Roggen und der die Pferde begeisternde Hafer, die rollende Erbse, der ölreiche Raps, und auf dem „Kehlboden“ (zweite Etage des Bodens) ruhen Hunderte von

Gebunden herrlichen Flachses aufgestapelt bis hinan ans „Auwelsloch" (Auwel = Eule) in der Firste.

Wollten wir nun hinab in den Keller steigen, lohnte sich dieses kaum der Mühe, denn weder Bier noch Wein birgt er, nur ein Gläschen echten alten „Schafhof" in ungetaufter Qualität könnte sich der Liebhaber gebrannter Wasser zu Gemüte führen, sonst ist die Stätte, zumal im Sommer, leer gegessen: verschwunden sind die großen Haufen „Dickwurzeln" (Runkelrüben) und Kartoffeln, und auch die Sulperknochen sind den „Weg alles Fleisches" gewandert.

Doch jetzt winkt die Hausmutter ihren Mann herbei, und wir merken bald, daß sie nichts Böses im Schilde führt, denn jener ladet uns freundlich zu einem kleinen Imbisse ein, und nun klärt sich uns auch die Merkwürdigkeit auf, warum der Hausherr, seitdem wir die Wurstkammer verließen, fortwährend die rechte Hand im „Kittelschlitze" hielt, — eine Sitte, die auf der Schwalm zum guten Tone gehört — er zieht nämlich jetzt ein Etwas hervor, das mit einem Pistol eine gewisse Ähnlichkeit hat. Keinen Schrecken! 's ist nur eine Wurst, „dürrer Hund" nennt der Niederhesse diese Spielart gefüllter Därme.

Wir lassen uns nicht lange nötigen und greifen zu. Teller gibt es dabei nicht; jedoch ist dieses in manchen Häusern der Fall, wenn „Vornehme mit dabei sind"; auch schneidet sich jeder selbst so viel Brot und Wurst ab, als ihn Neigung und Fähigkeit heißen. Aus einem „Reihe um" gehenden Glase kann dazu jeder so viel Schnaps trinken, wie er will. Wer die Wurst nicht liebt, sei's, daß sie ihm ein wenig zu hart oder zu viel mit Knoblauch durchtränkt oder zu stark gepfeffert vorkommt, der ißt Butterbrot und streut sich „Kimmelsaalz", eine Mischung von Kümmel und Salz, darauf. Auch die selbst gemachten Käse wird der Liebhaber nicht verachten, und wer ein Freund von Süßem ist, der ißt vielleicht Honig, Birnensaft oder -Mus über die Butter gestrichen.

Bald kommt auch das Mittagessen auf den Tisch. — Wir haben uns unterdessen noch auf dem Hofe und in den Ställen umgesehen, auf der „Hinnerdees" (Hühnerhaus) die vielen Hühner, auf dem Taubenschlage die Tauben, weiter die talerfleckigen „Schwälmer Pferde", und die fetten, gelben „Schwälmer Rinder"[1]) bewundert, dazu das Konzert der Schweine gehört und auch das Innere der Scheunen genau betrachtet: die hohen Gerüstteile, das „Chor", die langen Tennen, vielleicht auch an der senkrecht stehenden Scheunenleiter durch die „Luche" (Luke) einen Forschungsaufstieg gemacht. — Es gibt heute Hirsebrei, ein Gericht aus einer Mischung von Hirse und Reis gekocht. Sowohl der Herr und seine Familie, als auch Knechte,

1) Beide Rassen fast verschwunden.

Mägde und Tagelöhner essen gemeinschaftlich aus demselben Napfe, niemand benutzt einen Teller. Als Eßbesteck verwendet jeder einen hölzernen Löffel, der aus Ahornholz geschnitzt ist und wovon jedem Mitglied des Hauses sein „beschieden Teil“ als unveräußerliches, mit dem Namen versehenes Eigentum auf Lebens- oder Dienstzeit übergeben wird. Zum Schlusse der Mahlzeit wischen alle Teilnehmer dieses Holzinstrument an „ihrem Ende“ mit dem „Brottuche“ sauber ab und stecken es in das an der Wand hängende Löffelkörbchen; ein zeitraubendes Abwaschen desselben erfolgt nicht. Jeder verzehrt nun wohl noch ein Stücklein Brot, wozu saure Milch gereicht wird; pünktlich sind alle miteinander fertig geworden (von einem Übereilen kann jedoch keine Rede sein: der Schwälmer ißt sehr langsam), es wird von einem Kinde oder von dem Hausherrn oder der Hausfrau ein Gebet gesprochen, wie auch am Anfange der Mahlzeit geschehen, und die ganze Schar geht so stumm und geräuschlos, wie sie gekommen und auch beim Essen dagesessen hat, wieder an ihre Arbeit.

Auf unsere diesbezügliche Anfrage teilt uns die Hausfrau bereitwillig noch ein paar Rezepte zu weiteren Schwälmer Gerichten mit, jedoch sei gleich bemerkt, daß ihr Kochbuch nicht so dick als das von Davidis aussieht. Der Durchschnittsschwälmer ist ein einfacher, genügsamer Naturmensch, der vielleicht gesottene Kartoffeln und „Duckfätt“ oder höchstens einen Kälber-, Schweine- oder Rinderbraten mancher den Magen verderbenden Leckerei vorzieht.

1. Saure Brühe. Zu geriebenem Brote tut man nach Belieben gehacktes Schweinefleisch, eine Hand voll Rosinen und etwas Obstsaft und kocht dieses Gemenge in Fleisch- oder Wurstbrühe zu einem steifen Brei, der mit Zucker und Zimmet bestreut, auf den Tisch gegeben und zu frischer Bratwurst gegessen wird.

2. Um Weizengries-Brei zu bereiten, läßt die Köchin Weizengries in kochende Milch laufen und kocht diesen zu Brei. Beim Genusse tunkt man denselben löffelweise in Obstsaft, den man auf die Mitte der Schüssel in eine mit einem Holzlöffel gedrückte Vertiefung des ziemlich steifen Gerichtes zu gießen pflegt.

3. „Sammetse Brei“ (Sammetbrei) ist ein Gericht aus breiartig gekochtem Weizenmehl.

4. Stampfklöße. Salzkartoffeln werden zerstampft und mit ein wenig Milch und Mehl vermischt. Von dem so entstandenen Brei schneidet man mit einem Holzlöffel, den man jedesmal vorher in Milch tunkt, kloßförmige Bissen ab und legt sie in die Schüssel, auf der sie gereicht werden sollen. Milch und Fett von ausgebratenem Speck helfen mit, daß die Klöße besser über die schiefe Ebene nach Magenheim hinabrutschen.

5. „Plotzkartoffeln“[1]) sind gesottene kleine Kartoffeln, die mit Mehlsauce gemengt werden. Es ist eine Art Kartoffelsalat, bei dem nur die Kartoffeln nicht zerschnitten sind und an dem der Essig fehlt.

---

1) Auch in Niederhessen bekannt.

6. „Trockene Weckesuppe" stellt die Hausfrau her, indem sie die Wecke in Scheiben schneidet und diese mit so viel Fleischbrühe begießt, daß sie hübsch aufquellen. Als Aufstreu wird Zimmet benutzt.

7. Bei den „Weckschneere" werden die Weckescheiben in der Pfanne mit sehr dünnem Weizenmehlteig so umgossen, daß ein zusammenhängender Pfannkuchen entsteht.

Hier sei auch das Märlein in das rechte Licht gesetzt, das mancher, der die Verhältnisse nicht genauer kennt, in gutem Glauben verbreitet, das nämlich, daß hierzulande die Tagelöhner und das Gesinde frühmorgens mit Suppe oder Brei anstatt mit Kaffee gespeist würden. Wenn wir auch nicht auffinden können, warum?, so ist dies doch unserem teueren Hessenlande im allgemeinen und der Schwalmgegend im besonderen sozusagen als Stufe hier herrschender Unkultur ausgelegt worden. Daß Kaffee nicht besser und vor allen Dingen nicht nahrhafter als Suppe oder gar Brei ist, leuchtet ein, aber es darf wohl auch behauptet werden, daß beide lieber genossen wurden als „Kaffeebrühe", wie man auf der Schwalm das Geschenk Arabiens in verblümter Weise nennt. Heute ist jedoch die erwähnte Sitte außer Gebrauch — es müßte denn sein, daß sie auf besonderen Wunsch des Gesindes oder der Kinder des Hauses, die von älteren Leuten davon vernommen haben, einmal „hervorgeholt werde", wie ungefähr der „weiße Kittel", zu dem sie gehörte, und mit dem sie leider! verschwunden ist, um dem „Allerweltskerl" Kaffee Platz zu machen.

Auch die Geräte, in denen das Essen und die Getränke aufgetragen werden, zeigen manches Originelle. Da sind zunächst alle Teller, Näpfe, Kaffeekannen u. dergl. Irdenwaren. Jedoch macht sich auch hier wie auf fast allen vorher berührten Gebieten der Kampf des Neuen mit dem Alten, hier des Porzellans und der Emaille mit dem Irdengeschirr, bemerkbar, der unfehlbar zum Siege dieser beiden und besonders der Emaille führen wird. Den Kaffee trank der Schwälmer früher ebenwohl aus irdenen, sogenannten Hellersnäpfchen, desgleichen benutzte er als Trinkgefäße irdene Krüge, während man größere Portionen Wasser noch heute in einer Holzkanne, Schlefkanne (schlefen = schleifen, tragen), bei Arbeiten im Felde mitführt. Beim Essen gebraucht jeder sein eigenes Taschenmesser, besonders geschieht dies beim Schlachtefest, bei welchem vor allen die geladenen Kinder ihre „Wehr": Löffel, Messer und Gabel, in der Tasche mitbringen. Diese Gabeln sind gleich den Taschenmessern zum Zusammenlegen eingerichtet. Originell ist auch das Löffelkörbchen, ein würfelförmiges Gestell mit dem Namen des Eigentümers, gewöhnlich der Frau, zu deren Eingebrachtem es gehört hat. Die Kaffeekanne ruht beim Gebrauche auf dem „Kaffeeschlitten", dessen Querbrettchen zwischen den Schlittenbäumen beweglich ist. Das Gerät hat den Zweck, das Einschenken zu erleichtern. Man darf nur den vorderen Teil

der Kanne oder des Kessels, der manchmal auch auf den Tisch kommt, niederdrücken, und der braune Trank läuft heraus. Den Feldarbeitern schickt man neuerdings das Essen in zwei Blechtöpfen, deren Boden je einen Halbkreis bilden. Sie werden im Korbe mit den platten Seiten aneinander gestellt, und es bilden nun die beiden Halben ein genußreiches Ganzes.

Alle diese Geräte tragen entweder auf dem Holze selbst, oder, wie z. B. die Blechsachen, auf Messingschildchen den Namen des Besitzers, gewöhnlich wieder den der Hausfrau. Daneben zieren die irdenen Teller und Schüsseln bald witzige, bald triviale Verse. Einige Treffer dieser „Schüsselpoesie“ [1]) mögen hier den Schluß bilden.

Geh treu und redlich durch die Welt,
das ist ein schönes Reisegeld.

Es ist kein Häuslein, es hat sein Kreuzlein.

Alte Taler, junge Weiber
sind zwei lust'ge Zeitvertreiber.

Mein Teller ist leer, ich will noch mehr.

Kaiser, König, Arm und Reich, —
im Tode sind wir alle gleich.

Wer den Armen Gutes tut,
stehet unter Gottes Hut.

Liebe mich allein, oder laß es sein.

Ein Mann ohne Geld ist halb tot in der Welt.

Wenn Weiber auseinander gehn,
dann bleiben sie noch lange stehn.

Ein Geizhals und ein fettes Schwein
können nach dem Tode nützlich sein.

Aus Ton bin ich gemacht,
zerbrich mich nur, der Töpfer lacht.

Ein Mädchen jung und reich
ist Gold und Perlen gleich.

Ein Weib, ein Esel und eine Nuß
sind Sachen, die man klopfen muß.

Wer mich will lieben, darf mich nicht betrüben.

Alle Morgen Branntewein
macht die großen Taler klein.

Mit Danken und mit Beten
sollst du vor den Tisch treten.

Zum Tanz geht unsre Magd schon hin,
beim Arbeiten schläft sie meistens in (ein).

Alles Essen schmeckt mir gut,
wenn mich nur recht hungern tut.

Das Neiden und das Hassen
regiert auf allen Gassen.

Lieber will ich ledig leben
als der Frau die Hose geben.

Wenn die Weiber Kaffee trinken,
hüpfen sie wie Distelfinken.

Blumen malen ist gemein,
aber den Geruch geben kann Gott allein.

Mit Gott und mit der Zeit
tu' ich meine Arbeit.

Aus der Erde mit Verstand
macht der Töpfer allerhand.

Lieben und geliebt zu werden
ist die größte Freud' auf Erden.

---

1) Die Teller dieser Art werden namentlich in Frielendorf und Michelsberg angefertigt.

Lieben und nicht haben
ist härter wie Steine graben.

Gut ist gut, zu gut bringt Armut.

Alle Morgen muß ich sorgen,
wo ich will den Kaffee borgen.

Meine Frau hat gar zu gern,
wenn ich bleib' dem Wirtshaus fern.

Wer will borgen, der komm morgen,
heut ist nicht der Tag, wo ich borgen mag.

Wer will mausen, der bleib draußen,
unsre Katz kann selber mausen.

Viele Rosen auf meinem Hut,
Hätt' ich Geld — so wär' es gut.

Auf der Mutter Schoß
wird 's Kindlein groß.

Auf der Mutter Arm
wird 's Kindlein warm.

Auf der Welt ist alles eitel:
Wer kein Geld hat — braucht kein' Beutel.

Auf der Welt ist alles gut:
Wer kein Kopf hat — braucht kein' Hut.

Das alte Geld wird abgebracht,
das neue wird nichts nutz gemacht.

Zwei Rosen auf einem Stiel:
Es gibt der Mädchen gar zu viel.

An der Zucht erkennt man die Frucht.

Bewahrst du deine Unschuld rein,
wirst du noch schön im Alter sein.

Weiberlist betrüget, was auf Erden ist.

Was man erspart am Mund,
das frißt die Katz oder der Hund.

Gedenke stets bei dem Genuß,
daß auch der Arme leben muß.

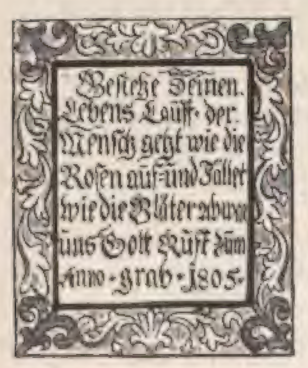
Alte Weiber und Affen
hat der Teufel erschaffen.

Alte Weiber und Katzen
helfen dem Töpfer zu Batzen.

(Riemann, Frielendorf und Fennel, Michelsberg.)

Damit nehmen wir Abschied von dem Dörflein und von dem gastlichen Hause. Möge der Klapperstorch, der auf dem Dache in philosophischer Ruhe thront, beide nie verlassen, damit sie, wie der Volksglaube meint, vor des Feuers gefräßiger Gier geschützt bleiben.

4. Von der Wiege bis zur Bahre.



Geburt. Wenn der Storch in einem Hause „einfällt", entsteht keine geringe Aufregung. Auch auf der Schwalm macht sich das Treiben bemerkbar, das mit ihm einzukehren pflegt, wenn man auch nicht allgemein hierzulande ihm die Schuld an diesem „frohen" Familienereignisse den Kindern gegenüber in die Storchschuhe schiebt, sondern der „Kinderfrau", die den schreienden Zuwachs der Familie in einem Teiche oder Brunnen in der Nähe des Hauses plätschern sah und als gutherzige Frau aus dieser mißlichen Lage befreite. Der merkwürdige Umstand, daß nur sie die Kleinen im Wasser krabbeln sieht, macht sie zu einer wichtigen Persönlichkeit im Schwälmer Kinderleben.

Damit der kleine Ankömmling hübsch und reich werde, wirft der Vater ein dickes Geldstück in sein erstes Bad, und die Hebamme hält ihn dreimal stillschweigend unter den Tisch, ihm Genügsamkeit beizubringen. Schon vor seiner Geburt hat die Mutter mancherlei zu beobachten. Sie darf nicht ins Feuer blasen, sonst verunzieren rote Haare den zu erwartenden Sprößling. Von größter Gefahr für das Leben des Ungeborenen ist es, wenn sie beim Nähen den Zwirn um den Hals hängt; es führt dies nämlich herbei, daß sich jenem die Nabelschnur so um das Hälschen schlingt, daß es bei der Geburt ersticken muß. Stumm wird das Kind, wenn die Mutter absichtlich jemand nicht grüßt, also dem Gefühle des Hasses in ihrem Herzen Raum gibt. Sieht sie etwas Schreckenerregendes, oder fällt sie, stößt oder klemmt sich, soll sie „zurückdenken", d. h. daran denken, in welchem „Stande" sie sich befindet, irgend ein Mal, welches das Kind lebenslang herumtragen muß, ist sonst die Folge.

Der neue Weltbürger wird baldmöglichst zur heiligen **Taufe** getragen. Vorher darf man ihn nicht mit seinem Namen nennen; auch unterläßt man's ängstlich, ihn ins Freie zu bringen, weil er in beiden Fällen stirbt und im letzteren Falle — außerdem noch — „Sommervel" (Sommersprossen) bekommt. Als Paten melden sich die nächsten Anverwandten, „die gerade an der Reihe sind". So stehen gewöhnlich beim ersten Kinde die Eltern oder die Schwiegereltern Pate, die im Hofe als Auszüger wohnen, zum zweiten das betreffende Elternpaar auf der entgegengesetzten Familienseite. Arme Leute „tragen wohl auch den Paten aus", indem sie zu irgend jemand gehen und ihn bitten, die Patenschaft zu übernehmen. Willigt die betreffende Person aus irgend einem Grunde nicht ein, so kauft sie sich durch ein Geldgeschenk (gewöhnlich 1 Taler) los. Dieser Fall dürfte jedoch darum schon nicht allzu häufig eintreten, weil der schöne Volksglaube herrscht, ein Pate bedeute einen Stuhl mehr im Himmel. Freilich ist auch das Sprichwort bekannt: „Gevatterehr macht den Beutel leer!" Um den Sinn desselben zu verstehen, sei bemerkt, daß das Patenkind bis zum vollendeten 14. Lebensjahre jährlich ein „Nauwjohr" (Neujahrsgeschenk) erhält, bestehend in 3—10 Mark, jenachdem es mit dem Geldbeutel und mit dem Herzen des Paten senior bestellt ist. Im dritten Jahre wird es von Kopf bis Fuß gekleidet. Zum ersten Schulgange schenkt der „Pedder" den Schieferstein und die Griffelbüchse. Mit dem gleichfalls „spendierten" „A-Buch" (Fibel) schlägt er den kleinen Paten dreimal auf das „Gedankenstübchen", damit Klugheit dort einziehe. Dasselbe wird auch erzielt durch eine „doppelte Kornähre", die man den Kindern in die Kleidchen näht. Zur Konfirmation bekommt der kleine Pate ein fein genähtes Hemd und die „Görrel" (Gotel), eine reich mit Goldschnitt und einem Messingverschluß verzierte Bibel, die

in ihrem Anhang auch das Gesangbuch enthält. Nicht selten tritt auch der Fall ein, daß kinderlose Leute einen Paten an Kindesstatt annehmen und zum Universalerben einsetzen, oftmals mit der Klausel, daß er eine Gotel heirate oder derselben eine namhafte Summe „herauszahle“.

Am **Tauftage** findet eine fröhliche Festlichkeit statt. Früher ging's dabei hoch her. War der Pate bezw. die Gotel ledig, so machte eine „Kindkirmes“, verbunden mit einem Tänzchen, den jungen Leuten, die eingeladen wurden, die Tauffestlichkeit vergnügter. Am Abend vor dem Tauftage kam der „Gevatterkorb“ an, wohlgefüllt mit Kuchen, Eiern, Weizenmehl, Wecken, Butter, Kaffee, Zucker, getrocknetem Obste, Würsten, Speck, Linsen, Bohnen, Gerste; auch eine Meste Weizen und sogar eine „Bouteille“ Branntwein waren nicht vergessen. Die eingeladenen Verwandten legten ein gleiches Opfer auf dem Familienaltare nieder, um diesen „Wanderpreis“ womöglich baldigst mit Zinsen wieder zurückzuheischen. Beim Tanzvergnügen hatte die Gotel den ersten Reigen.

Diese Umständlichkeiten, als da sind „Görrelkärb“, Tanz u. dgl. dürften jetzt wohl allerorts verschwunden sein, trotzdem ist eine Schwälmer Kindtaufe großen Stils heute noch ein Festchen, das sich sehen lassen kann. Der Taufakt geht nach dem Frühstücke in der Kirche vor sich. Wie ein Fürstenkind in Seide eingehüllt, mit seidenen Bändern geschmückt, ruht der Täufling auf den Armen der Hebamme, der die Ehre zuteil wird, ihn zu dieser heiligen Handlung bis an den Altar zu tragen, wo sie ihn vor dem Verlesen der Glaubensartikel dem Paten bezw. der Gotel übergibt, um ihn später heimwärts wieder ihrem Kattunmantel anzuvertrauen. Unter den Tönen des Liedes 177 (Herr, wir stehen hier vor dir) tritt die Taufgesellschaft in die Kirche ein, zuerst der Vater, dann die Hebamme, weiter der Pate und die Gotel, und darauf folgen die männlichen und endlich die weiblichen Gäste, um nach dem Taufakte, nachdem jede Person ein „Opfer“ auf den Altar gelegt, in gleicher Ordnung wieder heimwärts zu wandern. Mittlerweile ist der Mittagstisch gedeckt. Die Weckesuppe, mit Zimmet bestreut, hat wie der Reisbrei die nötige Steifheit, das Rindfleisch prangt in seiner ganzen verlockenden Saftigkeit, gleicherweise das Schweinefleisch und der Sauerkohl — nicht zu vergessen, daß auch die Zwetschen, die das Schlußgericht bilden sollen, genußfertig dastehen. Die Festgesellschaft setzt sich zum Essen. Den Durst löscht zwischendurch manch ehrbarer Trunk aus dem Bier- oder — nach Lust und Belieben — Branntweinglas. Zeitig am Nachmittage wird der Kaffee aufgetischt, und wenn alsdann noch die Gäste „glücklich den Kalbsbraten überstanden haben“, denken sie so um die Zeit, „wenn die Hühner ihr Nachtquartier aufzusuchen pflegen“, allgemach an den Heimweg.

Wie alle Teile des Schwälmer Volkslebens, ist auch die Taufe mit vielen teils sinnigen, teils wunderlichen Sitten und Gebräuchen umrankt. Es ist dabei ungemein gefürchtet, daß zwei Kinder „aus einer Schüssel" (aus einem Taufwasser) getauft werden, da in diesem Falle eins derselben jung stirbt. — Die Mutter muß während des Taufaktes still im Bette liegen, weil sonst der Täufling zu schreien beginnt, was nicht nur der Sache halber unangenehm ist, sondern auch den Paten in argen Mißkredit bringt, da alsdann die Annahme als berechtigt gilt, er „hebe" das Kind ungern. Während der Taufe darf der Täufling nicht geschaukelt werden, sonst bekommt er später leicht Schwindel. — Beim Frühstücke enthält sich der Pate des Trinkens, damit der Kleine kein Trinker werde. — Übrigens liegt auch die Gefahr für andre Fälle nahe, daß das Patenkind seinem Paten nachschlage; denn „die 9. Ader rührt von dem Paten", weshalb man schon dieserhalb unsoliden Menschen nicht gern die Gevatterschaft überläßt. — Stillschweigend steckt der Pate dem „Petterchen" drei Geldstücke in die Wickel — sparsam und wohlhabend soll es dadurch werden. — In allen Handarbeiten wird Gotelchen geschickt, wenn die Gotel stillschweigend, mit dem Kinde auf dem Schoße, näht. — Das Gebetbuch, den Kindern unters Köpfchen gelegt, bezweckt, daß sie recht fromm und rechtschaffen ihre Lebenstage hinbringen. — Die etwa schon vorhandenen Geschwister erhalten am Tauftage von den Gästen Geldspenden (Webgeld = Wiegegeld), damit sie klein Brüderchen oder Schwesterchen gern haben und fleißig wiegen. Zu gleichem Zwecke hat das Wickelkind schon vorher durch die Hände der Hebamme hübsche Zuckerdüten verteilen lassen.

Der erste Gang der Wöchnerin aus dem Hause führt in die Kirche! Sie trägt dabei neue Schuhe, „damit ihr Kind niemals einen bösen Fall tue." Verborgt wird vorher nicht das Geringste, damit das Kind nicht behext werde. Sehr vorsichtige Leute lassen wohl auch das Kind der in die Kirche gehenden Mutter vom Bodenschalter aus nachschauen, weil es alsdann später hoch steigen kann, ohne Schwindelanfälle zu bekommen. Am Tage des Kirchganges ist der Mutter anzuraten, kein fremdes Haus zu besuchen, will sie anders nicht einen „Schnorrer" (Herumschwätzer) großziehen.

Kindheit. Im ersten Jahre wird das kleine Schwälmerkind nicht gekämmt; die Fingernägel werden ihm durch „Abbeißen" gekürzt; es erhält keine Schläge, darf keine Katze anfassen, keine geflickten Kleider tragen u. dgl. m. Nach und nach wächst es heran, und wenn man auch nicht sagen kann, daß es besonders verzärtelt würde — das Gegenteil ist oft der Fall — so ist doch die süße Mutterliebe auch auf der Schwalm zu Hause, und zwar in allen Spielarten, bis zu jener, die man Affenliebe benannt

hat. Schreit das Kleine, so tritt die Wiege in Tätigkeit. Zu wiegen, ohne daß es darin liegt, bringt ihm den Tod! Dabei summt die Mutter jene kleinen Liedchen, wie sie eben nur einem Mutterherzen entsteigen können. Bald sind es nur Töne, bald einzelne Liederstrophen oder ganze Lieder, von denen mehrere schon weiter oben erwähnt sind, einige jedoch noch hier Platz finden mögen.

Schlaf, Kindchen, schlaf,
dein Vater hütet die Schaf,
deine Mutter hütet die Lämmerchen
in den grünen Tännerchen.
Was soll ich dir denn mitbringen?
E Äbbelche on e Neßche,
Marèilèische schlefft em Keßche.

Schlaf, Kindchen, schlaf wohle,
Zuckerchen wollen wir holen,
Zucker, Rosinen und Mandelkern,
Essen die kleinen Kinder gern.

So, so, sâuse,
de Hätzelmann es drâuse,
hä left d's Gäßche rof on râb:
Er Wèiwer keft m'r Hätzeln âb.

So, so, sâuse,
d's Kätzche well net mâuse,
wonn m'rsch of d's Schwänzche schmèiße,
däß es sall d's Mèische bèiße.

So, so, sâuse,
Eiwel (Oberaula) leit bei Hâuse (Hausen),
Schwazebân leit no d'rbei,
kâcht d'm Kengche Häschebrei
on e besche Botter droff,
gett d's Mèilche schnipp schnapp of.

Troll, troll, treppche,
sure Kohl ens Deppche,
Eier on Späck ens Pännche,
gett's e wacker Männche.

Grau, grau Mäuschen
bleib in deinem Häuschen,
frißt du mir das Butterbrot,
kommt das Kätzchen und beißt dich tot.

Endlich sprechen die Kinder selber manches wohl ziemlich sinnlose, aber trotzdem nicht wertlose Verslein. Auch hiervon eine kleine Auslese:

Batsche, batsche Küchelchen,
mir und dir ein Schüchelchen,
mir und dir ein Hellerchen,
sind wir zwei Gesellerchen.

Halli, hallo!
Wâs rappelt em Stroh?
d's Kätzche well stärwe,
's Mèische eß froh.

Hänsche von Wier (Wira!)
stell' Linse beis Fier (Feuer),
kâch Ärwes (Erbsen), kâch Ärwes, d's Kânn
(Korn — Roggen) eß so dier (teuer).

Em e (Uhr!)
feng m'r en Ste, (Steina)
em zwo
feng m'r do,
em drei
äsſe m'r de Brei,
em vier
trenke m'r d's Bier,
em fenf
komme die Welf,
em fächs
kemmt die Här,
em seww
feng m'r dreww,
em âcht
wäd's Nâcht,
em neng
trenke m'r de Weng, (Wein)
em zah
eß alles geschah.
em elf, zwelf, drèize, väze
well inse Mäd schätze.

Ist der Frühling eingekehrt, sitzt auf dem Dache der Buchfink, der im Winter kläglich sang: „Bau'r, Bau'r, laß mich in dein Schi .... ier!" (Scheune) und ruft übermütig: „Bau'r, Bau'r, ich — flieg über dein' Schiir!", läßt die Meise ihr „Spetz die Schär! Spetz die Schär, märn wonn mer on Acker fährn!" vernehmen, und das Huhn ruft munter: „Gätz, gätz, geleht! De Sommer muß ich Eier leeng, em Winter muß ich barwes (barfuß) geh, eß das erlebt, erlebt, erlebt?!" Dann hält es auch die Kinder nicht länger in den vier Wänden. Scharenweise sammeln sie sich wie die Vöglein auf der Wiese zum Spiele. Da klingt's gar lustig:

1. Kriechen sie durch den Busch,
meine Mutter hat geschlagen
mit dem Stock
ein Loch in Kopf,
das darf ich niemand sagen.

Die Kinder marschieren im Gänsemarsche auf, wobei das nächstfolgende immer das vorhergehende am Rocke anfaßt. Zwei bilden den „Busch", indem sie sich an beiden Händen gegenseitig ergreifen. Alle Mitspielenden kriechen unter ihren hochgehobenen Händen hindurch, bis auf den letzten, der vom „Busche" festgehalten wird. Auf die Frage „Wurst" oder „Speck?" (Himmel oder Hölle), entscheidet er sich für eine Partei. Sind durch wiederholtes „Durchziehen" alle Kinder verteilt, faßt Abteilung „Wurst", wovon sich die einzelnen Kinder um den Leib oder an den Kleidern festhalten, die Gegenpartei „Speck", die sich ebenso widerstandsfähig gemacht, und nun kommt's zum Ziehen. Das Häuflein, welches verliert, wird mit dem Zetergeschrei: „Verloren! verloren!" verspottet.

2. Kohlräberchen, Kohlräberchen,
das sind die schönsten Pflanzen;
wenn (Name eines Kindes) Hochzeit hat,
dann woll'n wir alle tanzen.
Weißer Wein, roter Wein,
morgen soll die Hochzeit sein!
Und was dann? Und was dann?
(Name eines Kindes) heißt der Mann.

Die Kinder schreiten singend im Kreise um eins, das in ihrer Mitte steht, herum. Bei der Frage: „Und was dann?" geht dieses auf einen Spielgefährten los und erwählt denselben zum „Manne". Nun stehen die Kleinen im Kreise still, und die beiden in der Mitte tanzen und singen dabei:

Schwarze, schwarze Heidelbeer'n
gibt's in unserm Garten,
gib mir paar, gib mir paar,
kann nicht länger warten.
Wenn sie all zum Tanzen gehn,
muß ich bei der Wiege stehn:
„Zwick, zwack, zwick, zwack,
unser kleiner Dicksack."

3. **Was tust du in meinem Weingarten? Ein Kind stellt sich breitspurig dahin, eins „verkriecht" sich hinter dieses und das dritte nimmt seinen Platz davor. Letzteres fragt, und das — „im Weingarten" — verkrochene antwortet.**

A: Was tust du in meinem Weingarten?
B: Ich ess' Trauben.
A: Wer hat dich das geheißen:
B: Mein Herr.
A: Wenn aber der Lix und der Lax kommt?
B: Dann lauf' ich . . . .

Nun laufen die beiden Kinder, indem A — B zu haschen sucht. Ist dieser Fall eingetreten, sagen sie sich ins Ohr, wer nun weiter die verschiedenen Rollen übernehmen soll.

4. Bei Ringelreigen wird gesprochen:

Wir treten auf die Kette,
daß die Kette klingt;
wir haben einen Vogel,
der gar so schön(e) singt,
singt so klar
wie ein Haar,
hat gesungen 7 Jahr,
die 7 Jahr sind um,
(Name des Kindes) dreh dich 'rum.
(Name des Kindes) hat sich 'rum gedreht,
hat den ganzen Kreis verdreht,
pfui, schäme dich, pfui, schäme dich,
daß alles rappeln muß.

Guten Morgen, Herr Spielmann,
wie geht es denn dir,
mit der kleinen Violine,
mit dem großen Bombom?
Es rasseln die Schellen,
es klappert der Top (Topf),
es tanzen die Mädchen einen Galopp.

5. Beim Losschlagen der Weidenrinde sprechen die Knaben:

Hoppe, hoppe Häschen,
drei Spannen Gräschen,
wenn du nicht heraus willst gehn,
werf' ich dich ins wilde Meer . . .

Mein Vater ist ein Schnitzeler,
er schnitzte mir ein Pfeifchen.
So pfeif' ich jeden Morgen,
das geht so wie 'ne Orgel.
Eckerchen, Eckerchen, piff, paff . . . .

Einige der bekanntesten Abzählreime sind:

Kling, klang, Glecke,
owe stett e Stecke,
owe stett e Schillerhâus,
gucke drei Mamsälln herâus,
die äschte huß Lowische,
die zwete huß Rosinche,
die drette schloß de Himmel of,
do kâm die liewe Sonne rof,
guckte ewwer inse Höus.
Liewes Mäje, du best öus.

1, 2, 3,
Schieferdeckerei,
Schieferdeckerkompagnie,
und du bist ein dummes Vieh,
warum bist du fortgelaufen
und schon wieder da?
darum sollst du Strafe haben
24 Jahr!

Was wollen wir wetten?
Um eine goldne Ketten,
um eine Flasche Wein,
und du mußt's sein.

Ensel, densel, ich will laufen,
ich will einen Vogel kaufen.
Vogel soll Gras holen,

Gras soll die Kuh haben,
Kuh soll Milch geben,
Milch soll der Bäcker haben,
Bäcker soll Kuchen backen,
Kuchen soll der Vater haben,
Vater soll Taler geben,
Taler soll die Mutter haben,
Mutter soll Röckchen kaufen,
Röckchen soll der Schneider machen —
o, wie will ich lachen!

Eie, weie,
du sat greie,
du sat lurn,
buchstaburn.

Iche, biche,
du sat siche,
du sat lurn,
buchstaburn.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 Kinder aßen gern,
saßen bei der Tafel,
waren alle rein gewaschen,
da kam der Jäger mit den Flaschen.
Hox, box Maus,
wer will raus?
Ich, du oder die alte Bäckers Kuh.

Amen, Amen.
Die Geiß ging in'n Samen,
Samen ging in die Geiß,
die Suppe, die war heiß,
heiß war die Suppe,
die Kuh kriecht den Schnuppen (Schnupfen),
Schnuppen kriecht die Kuh,
aus Leder macht man Schuh,
Schuh sind aus Leder,
die Gans trägt Federn,
Federn trägt die Gans,
der Fuchs einen Schwanz,
einen Schwanz trägt der Fuchs.
Und wer das nicht glaubt,
ist ein dummer Luchs.

Äbelche, bäbelche, wie, wa, wäck.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
meine Mutter, die kocht Grieben,
meine Mutter, die kocht Speck,
da wollt ich einmal lecken,
da kam sie mit dem Stecken.
Da ging ich zu der Katz',
die Katz', die wollt' mich kratzen.
Da ging ich zu dem Hund,
der Hund macht: Hau, hau!

Ich gung emol en Käller,
do fäng ich emol in Häller,
ich stuß mich werr'en Trenkezappe (Trenke — Bier),
Zippe, Zappe, Käselappe.

1, 2, 3,
hopp die bobb die Gei (ge?),
hopp die bobb die Wundertasche,
hopp die bobb die Wunderflasche.
1, 2, 3.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9,
Junge, hol' Wein,
Knecht, schenk' ein,
Herr, trink' aus:
du bist aus.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
in Berlin, in Stettin,
wo die Rosen zweimal blühn.
Jungen tragen Rattenschwänze,
Mädchen tragen grüne Kränze.
1, 2, 3,
du bist frei.'

11, 12, 13,
geh hin und hole Weizen,
geh hin und hole Korn,
bleib hinten oder vorn.

1, 2, 3, 4,
geh hin und hole Bier,
geh hin und hole Wein,
und du mußt's sein.

Ene, mene, dixe, daxe,
auf dem Berge woll'n wir wachse,
wo die 5 Kanaillen stehn,
5 Kanaillen Bäckerbrot,
schießt den besten Bauer tot.

[illegible]:

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] (Joſua: [illegible] teil ...

[illegible] (ſing 30) [illegible] ...

[illegible] ... Eſel.)

[illegible] (?)
(Erbſe.)

[illegible] dennoch nicht?
(Backtrog.)

[illegible] und ſteckt den [illegible]?
(Strang Garn.)

[illegible] (Handſchuh.)

[illegible]: „[illegible] doch Tag wäre,
[illegible] würde!“ (Tien.)
[illegible]: „Wenn's doch Nacht wäre,
[illegible]!“ (Stubentür.)
[illegible]: „Was habt ihr zu klagen?!
[illegible] Tag und Nacht tragen.
(Balken am Hauſe.)

[illegible] Stall voll weißer Lämmer,
[illegible] naß. (?) (Zähne.)

Oder:

[illegible] im Stallala,
[illegible] net droff on ſchneit net droff
[illegible] immer naaß. (Zähne.)

Oder:

Ich weeß in Gâde
met weiße Palisâde,
es ränt net nenn on schneit net nenn
on leit in rorer Hânkel (Hund) dren.
(Mund.)

Was liegt im Keller und ziehen's keine 6 Pferde heraus? (Knäul Garn.)

Was geht im Wasser und macht sich kein Füßchen naß? (Kalb i. d. Kuh.)

Wer hat 4 Beine und einen Dappchfuß (Tretfuß?) (Schnitzbank.)

Einer ist gestorben und nicht begraben, er hat Gott gedient und ist nicht selig geworden. (?) (Esel.)

Es ging eine Dame spazieren,
die hatt' ein Kleid mit 6 Garnüren,
die hatt' 2 rote Schühlein an,
die kein Schuster machen kann. (Taube.)

Was geht am Wasser her und ruft:
Trink, trink! und trinkt
doch selber nicht? (Glocke am Schaf.)

Wie tragen 5 Hämmel die Schwänze?
(Ungerade.)

Ich weiß ein Töpfchen,
's ist dreierlei Fleisch drin
und ein haarig Deckelchen darauf. (?)
(Auge.)

Ich hätt (hörte) e Kuh krische (schreien)
henger 3 Trische (Triescher),
henger 3 tiefe Dâl,
die Kuh on die wâr eisefâhl. (Glocke.)

Wenn's „heute" regnet, wird's Leder billig,
(Häute.)
wenn's „morgen" regnet, wird's Land billig,
(Morgen.)
wenn's „abermals" regnet, wird's Bier billig.
(aber Malz.)

's war einst ein Weib, eine schöne Figur,
die heiratete, ehe sie alt war eine Uhr,
sie gebar, ehe sie alt war ein Jahr
und starb, ehe sie — geboren war. (Eva.)
(Schütz, Wiera.)

Dort unten im Grund
steht ein bunter Hund,
hat ein grün Röckchen an
und ein blau Käppchen auf. (Flachs.)

Was ist kleiner wie eine Maus
und hat mehr Fenster wie ein Königshaus?
(Nähhut.)

Was ist kleiner wie eine Mücke
und hat die Kirche auf dem Rücken.
(Sandkorn.)

Wann hat man die Hülle und die Fülle?
(Wurst.)

Es liegt ein Klötzchen in einem Walde,
ach Gott, wer will mir's helfen spalten?
Es gibt 2 Mulden und 2 Diel'n
und ein Pfännchen mit einem Stiel.
(Eichel.)

Was ist stärker denn ein Löwe
und süßer denn Honig? (Schlaf.)

Im Lande, da ich war, da war kein Frost und keine Hitze, kein Sommer und kein Winter, und ich war doch drin. (?)
(Spiegel.)

Was geht im Holz in die Höhe?
(Brotteig.)

Es luffe 4 Hâse
of glichem Râse,
konn kinner de ahner kreie.
(Wagenräder.)

In Deutschland wohn' ich,
in Ho(h)land hantiere ich,
ein Sammetkleid trag' ich,
nun rate, wer bin ich? (Maulwurf.)

Ein armer Soldat muß Schildwache stehen,
er hat kein Bein und muß doch gehen,
er hat kein Arm und muß doch schlagen.
Wer kann mir dieses Rätsel sagen?
(Uhr.)

5 Studenten bauten ein Haus,
als sie fertig waren, mußten sie raus.
(Strickstöcke.)

Es sind 24 Herr'n auf dieser Erden,
dadurch die ganze Welt muß regieret werden,
sie essen kein Brot und trinken keinen Wein,
und jedermann muß ihnen untertänig sein.
(Tagesstunden.

Schimpfreime:

Konerâd,
Schlapperbârt,
leg dich en die Dorelâd (Sarg),
watt, ich well's deng Vâter säng,
sall dich werre râuser jäng.

Else, belse, Bilsebâck,
stâp die Hänner eng͡en Râck,
owe nen on enge râus
bus nâch lâhme Schnéiresch Hâus.

Heinerich,
der Wagen bricht,
der Vater spricht:
Tausend Taler schicken nicht.

Annkâthreng, Quätschekâthreng!
Wo best͡e da? En Remwelbârf en
Grewe Hâus. Wâs machst͡e da?
Ich trenk alle Glesser (Gläser) âus.

Annkâthrin,
leß die Sonn schinn,
leß de Mann on Acker fâhrn,
on die Frä d's Hâus bewâhrn.

Wâs (Base) Barweléis, meng Mann eß
kraank.
Wâs fählt äm da?
Hä höt die Jecht (Gicht).
Es schâd't äm necht.

Fritz, Franz, Friederich,
nimm den Kamm und kämme dich,
aber nicht so rein,
sonst kriechst du schiefe Bein.

Hännes, bännes, Botterbrot,
schloh die Katz met Lompe dot,
wärf se en de Grâwe,
da frässe͡se die Râwe.

Annemari,
fitter die Kih,
fitter die Spatze,
däß͡se platze. (Rörshain.)

Annéils,
Bannléis,
bâs mache die Gens?
Se puddeln sich on wackeln met de Schwenz.

Wenn ein Hühnerhabicht hoch in den Lüften seine Kreise zieht, rufen die Kinder:

Hinkelhâbbch (Hühnerhabicht),
Krenzelkrâbbch,
dreimol em de Krees rem,
du höst meng Motter die Eier gestohln,
Mässer här,
Hals âbschnéire: Quik, quik, quik!

Den Raben grüßt das Verslein:

Râwe, Râwe rik,
geh m'r net en Kri(e)g,
geh m'r net nâch Angerod,
schlo͡se dich met Stange dot.

Saß 'ne Jungfrau an der Wand,
hat einen Apfel in der Hand,
hätt' ihn gern gegessen,
hatte doch kein Messer,
da kam ein Messer owe râb
on schnett dem Kend e Beeche âb.

Dem Storche gilt der Spruch:

Storch, Storch, Langebein,
bring uns doch ein Kind herein,
leg es auf die Stiegen,
wollen es fein wiegen,
leg es in den Garten,
wollen es fein warten,
leg es in das grüne Gras,
ach, was schad't dem Kinde das.

Nicht nur der Frühling, sondern auch jede andre Jahreszeit bringt für die kleinen „Spielrätze" besondere „Sorgen". Bald sind es die Stelzen, die zurechtgezimmert werden müssen, bald die Bälle (aus Garn gewickelt und mit Wollfäden gestickt), jetzt die „Flitzebogen", und dann wieder die „Geescheln" (Peitschen), die besonderes Nachdenken verlangen .....

Als besondre Oase in des Winters Eintönigkeit wird es von den Kleinen und von der ganzen Familie begrüßt, wenn der „Ellerväter" oder die „Görrel" oder der „Vetter" (Onkel!) Hann-Jost **Schlachtefest** ansagt. Wie eilig versammeln sich da alle Vettern und „Wasen", um wacker hacken und — essen zu helfen! Am Mittag beim „Quellfleisch" und am Abend zur „Wäschtsäpp" (Wurstsuppe) sind alle Mann an Bord. Und diese Freude und diese Eile ist die Festlichkeit auch wert. Hier der Küchenzettel: 1. trockene Brot- oder Wecksuppe, 2. Sauerkraut und Schweinefleisch, 3. steifer Reisbrei und Rindfleisch, 4. Kohlraben und Schweinefleisch, 5. Saure Brühe, 6. (Kartoffelklöße), 7. Zwetschen, 8. „Weckemilch". Die Kinderschar sitzt an einer besonderen Tafel; ihr werden die Schüsseln gereicht, wenn sie den Tisch der „Großen" verlassen. Diese vergessen neben fleißigem Essen auch das Trinken nicht. Schon beim zweiten Gerichte ertönt der Alarmruf: „Suure Kohl on kin?" (kein, nämlich Branntwein). Jedoch kann man sagen, daß der Schnaps immer mehr in Mißkredit gerät, bezw. daß an seine Stelle das Bier tritt.

Ungefähr in der Mitte der Gasterei erscheint das „Schlachtemännchen" (eine vermummte, arme Person oder auch ein Knecht oder eine Magd) mit großem Knüppel und weitbauchigem Gefäß, um die Kinder mit verstellter Stimme drohend zum Beten aufzufordern; vor allen Dingen aber, wenn's eine arme Person ist, um einen kleinen Tribut an Fleischbrühe und — -Brocken einzuheimsen. Die armen Kinder, „Trollgäste" genannt, sind schon am Nachmittage gespeist worden. Steckt dagegen eine Magd (Knecht) in der Verkleidung, so gilt der Mummenschanz hauptsächlich dem kleinen „Hanskurt" oder der kleinen „Lèisewit", um sie noch wochenlang mit dieser Schreckperson bei Gelegenheit zum Gehorsam zu zwingen, und das gelingt dann, wie versichert wird, durch dieses zwar drastische, aber keineswegs empfehlenswerte Mittelchen besser, als durch die am „Striche" (Tragbalken) in der Stube drohend liegende Familiengerte vom Haselnußstrauche. —

Bald liegt die schöne Kindheit in traumhafter Ferne. Aus dem schüchternen Mädchen ist eine blühende Jungfrau („Mäje!", später „Mensch!") und aus dem eckigen, trotzigen Jungen ein lebenslustiger, wenn auch meistens etwas ungelenker junger Mann („Källe!") geworden. Bald hat „hä" (er) und „es" (sie) auch das „Schatzwerk in Ordnung"; anfangs verstohlen,

wird bald die Angelegenheit ein offenes Geheimnis. Denn auf der Kirmes hat „er" stets mit „ihr" getanzt, und vor dem Kammerfenster war er ihr auch schon, und zum „Wing" (Wein) hat er sie „aufs Markt" geführt, und ein „Marktstück" hat er ihr auch gekauft (so ein prachtvolles Zuckerherz mit noch süßerem Sprüchlein von Lieben und Geliebtsein!), und aus der Spinnstube bringt er sie alle Abend heim — „folglich!" (sagen alle Klatschbasen), „es muß wâs dro seng!" Und es ist auch etwas daran. Wird er sie heiraten?

* * *

„De Jâng muß **freie**!" So ist nach vielen Wenn und Aber im Familienrate mit zwei gegen eine Stimme beschlossen worden. Dafür stimmen die Eltern, dagegen ihr mit „Herzen, Mund und Händen" sich sträubender Sprößling. Ach, in seinem Herzen, da thront ein Bild! . . . das Bild der schönen Annmergret, seiner Jugendliebe! Aber — sie ist arm! 's ist das alte Lied, immer dasselbe garstige, alte Lied. Er wehrt sich: er sei noch zu jung, er wolle noch „warten". Vergeblich! Sein Vater weiß ihm an den Fingern seinen Vorteil herzuzählen, „Schatzerei sei noch lange keine Freierei", und seine Mutter schmeichelt so süß, und er selbst ist nicht auf den Kopf gefallen, daß er nicht wüßte, sie haben recht. Armes Annmergret! Seine Abwehrversuche werden immer matter und matter; eines schönen Tages bricht er mit ihr und erklärt seinen erfreuten Eltern, er sei — zu freien bereit.

Es wird jetzt die viel Kopfzerbrechen verursachende Frage umständlich erwogen, auf wen er sein Auge zu lenken habe. Angenommen nun, es sei im Dorfe keine gute Partie für ihn zu machen, und die fürsorglichen Eltern hätten nach überreichlichem Nachdenken und mühevoller Nachfrage irgendwo eine solche entdeckt, wo man hofft, ein Antrag werde nicht übel aufgenommen werden, so tritt der Freiersmann in Tätigkeit. Das Handwerk desselben wird als manchmal sehr einträgliche Nebenbeschäftigung von allen mundfertigen Schäfern, Wirten und besonders Personen ohne nachweisbares Gewerbe, die das Zeug dazu in sich fühlen, schwunghaft betrieben.

Zwar hat der Freiersmann schon an den Vorfragen im Schoße der Familie reichlich Anteil erhalten, von dem Zeitpunkte an aber, wo man „eine Bestimmte" im Auge hat, überläßt man die Angelegenheit getrost seinen bewährten Händen gänzlich. Und er versteht es zu machen! Er weiß alles, kennt alle, sein „Mundwerk" ist imstande zu den äußersten Kraftleistungen, und seine Beine sind allen Wegen und Stegen in jeder Tages- und Nachtstunde gerecht. Vor der Hand wandert er nun allein zu der Braut Eltern. Er ist in „Geschäften" da und spricht nur zu-

fällig vor, fragt nach allem „übrigen" Vieh im Stalle und kommt schließlich auch auf die heiratsfähige Tochter zu sprechen: daß er ihr „Einen" weiß u. dgl. Die Neugierde ist damit erweckt. Er wird gefragt, „darf aber natürlich nichts sagen, weiß es eigentlich auch nicht", ist überhaupt zugeknöpft bis an den Hals, aber so viel gibt er zu verstehen, daß der und der vielleicht (!?) nicht abgeneigt sei . . . Allgemeines Staunen! Fragen hin und her! Es ist ihm Gelegenheit geboten, seinen Auftraggeber so herauszustreichen, daß die erstaunt horchenden Eltern eigentlich, wenn er recht hat, einen unverzeihlich dummen Streich begehen würden, wenn sie sich diese nie so wiederkehrende gute Gelegenheit entschlüpfen ließen. Jedoch, sie sind vorsichtig, sie wissen: „beim Heiraten tragen alle Äcker Weizen", sie wollen sich befragen und gestatten sich darum allerlei Ausflüchte. Schmunzelnd zieht der Freiersmann ab. Es ist Hoffnung vorhanden, andernfalls wäre er einfach abgewiesen worden; denn daß seine Absicht durchschaut worden ist, haben ihm die eingehenden, „sachgemäßen" Fragen zur Genüge bewiesen.

Nicht allzu lange Zeit später macht der Freiersmann wieder einen Gang. Die Eltern der Braut haben unterdessen Erkundigungen eingezogen, die zugunsten des Bräutigams ausgefallen sind. Sein etwas gedrücktes Gemüt hellt sich auf; denn bald nach seinem Erscheinen spricht der Hausvater das „erlösende" Wort: „Frä, lang wäs!" — ein Befehl, der vorderhand als gleichbedeutend mit dem Jaworte angesehen wird. Nun kann der Freiersmann frisch von der Leber weg reden. Daß er eine eigentliche Erklärung nicht bekommt, verursacht ihm weiter keine Kopfschmerzen; er hat wenigstens schon etwas erreicht, ist es doch Sitte, mit dem „Ja" nicht gleich bei der Hand zu sein, sonst würden böse Zungen gar sagen, „es hätte an der Übertür[1]) gehangen."

Jetzt ist es an der Zeit, den Freier selber auf der Bildfläche erscheinen zu lassen. Dabei ist es wieder der Brautwerber, der seine Beine mit anstrengen muß, besonders wenn er's mit einem „schichen" (scheuen) Jungen zu tun hat. Nachts um die 12. Stunde schleichen zwei Gestalten um den Hof der Zukünftigen. Eine Leiter wird angestellt, und bald sind die jungen Leute im besten Einvernehmen. Es stellt sich heraus, daß sie schon miteinander getanzt haben in Ziegenhain auf dem „wëiße Mirreschmäd" (Weißen Mieders-Markt) oder in Neukirchen auf dem Neujahrs- oder Ostermarkt. Inzwischen steht der arme Freiersmann gelangweilt in einer Ecke oder, wenn die Nacht gar zu schwül und der Weg gar zu weit, sitzt er auf einem Steine und schläft, bis ihn der junge Mann an der Schulter rüttelt und ihm

1) Vergl. die Beschreibung der Türe Seite 258.

ins Ohr zischelt: Kommt, eß wäd bal Dââk! (Kommt, es wird bald Tag!) — Nicht ganz ungefährlich sind diese nächtlichen Zusammenkünfte, zumal wenn das betreffende Mädchen schon einen Schatz im Heimatsdorfe hat, der dem Nebenbuhler in Gemeinschaft mit seinen handfesten Freunden auflauert und ihm samt dem Freiersmanne Belehrungen über „Mein und Dein“ mit ungebrannter Eichenholzasche auf den Rücken zu schreiben Lust trägt. In den meisten Fällen jedoch läuft dieser Brigantendienst, den Freier abzufangen, nur darauf hinaus, eine freie Zeche von ihm, wenn nötig, herauszu — schlagen.

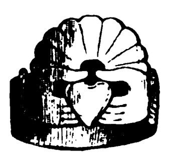
Wieviel solcher Wege gemacht werden müssen, ist ein tiefes Geheimnis, und es wird uns niemand zumuten, dasselbe entschleiern zu sollen, zumal da selbst der „allgegenwärtige“ Freiersmann, wenn sich das Drama glücklich weiter aufbaut, nicht zu jedem „Gängelchen“ mitgenommen zu werden pflegt. Gibt's aber irgendwo einen Knoten, so ist er sofort zur Stelle. Er macht auch inzwischen gelegentlich die Brauteltern mit dem „Aufsatz und Kaufbrief“ bekannt.

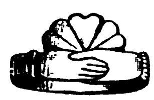
Schließlich muß die Angelegenheit zum vorläufigen Ende kommen, und der heitere Augenblick tritt ein, wo sich Eltern und Tochter wechselseitig die Entscheidung zuschieben. Dieselbe fällt günstig aus, es erfolgt eine „Besichtigung“ in Haus und Hof des Bräutigams. Daß hier alles am Schnürchen ist, bedarf keiner weiteren Versicherung. Das Haus war schon im vorigen Jahre neu geweißt worden; die ausgelaufene Treppe mußte einer neuen Platz machen; der Hof bekam ein neues Pflaster; die am chronischen Ziehen in allen Gelenken leidenden Fenster sind verschwunden und neue an deren Stelle getreten; sogar der Fußboden, der mit Schmutze überrindet lag — man kennt hierzulande in den weitaus meisten Häusern nur Kehren mit dem Birkenbesen. Waschen schadet den Dielen! — ist gestern gescheuert und mit weißem Sande bestreut worden; die fetten Kühe und talerfleckigen Pferde stehen spiegelblank geputzt in den Ställen: — nun kann der folgenreiche Besuch eintreffen.

Und er kommt! Der Vater oder Bruder der Erwählten, ein Freund des Hauses, und auch besonders noch zwei Sachverständige im Weiberrocke fahren pünktlich in den Hof ein. Nach dem Wechselgruße: „Gu'n Dââk!“ — „Schien Dank!“ „Seid wellkomm!“ — „Schien Dank!“ „Setzt Uch!“ wird Platz genommen und ein wenig von all den Herrlichkeiten genossen, die eine Schwälmer Wurstkammer begehrenswert machen. Darauf ist große Parade vom Keller bis hinauf auf die Lew (Boden). Alle Ställe und Scheunen werden mit einer Genauigkeit betrachtet, die bewunderswürdig erscheint. Felder und Wiesen, Schränke und „Laden“ trifft ein gleiches Schicksal. Gutsübergabe, Herausgift, Auszug sind desgleichen Kapitel von

großer Wichtigkeit. Aber es fällt alles zur Zufriedenheit der „Besichtigungsleute“ aus, und selbst das weibliche Scherbengericht, das im Kuhstalle und hernach an der Tuchlade gehalten wurde, ist günstig verlaufen. Wer aber nun meint, die „Freierei“ sei beschlossene Sache, der kennt unsere Schwälmer nicht; bewahre, noch manche Klippe ist glücklich zu umschiffen, manchem „Geschwätz“ sind die Giftzähne auszubrechen, manche heikle „Frage“ ist zu beantworten. Manches Freischifflein strandet noch kurz vor dem — Standesbeamten am Felsen der Mitgift.

Hat sich auf die geschilderte Weise die Heirat einige Wochen oder gar Monate hingezogen, und sind weiter keine Fadenbrüche entstanden, so holen Bräutigam und Freiersmann das entscheidende Ja. Bei dieser Gelegenheit, wo nebenbei bemerkt — der „Gengder“ (gefüllter Schweinemagen) auf dem Tische prangt, wird gleichzeitig geregelt, wieviel „Sie mitkriegen“ soll. Daß es dabei manchmal zu strammem „Handeln“ kommt, haben wir uns bei einem besonderen Falle von einem humorvollen Freiersmann ausführlich erzählen lassen, desgleichen auch, daß bei dieser Gelegenheit, als der Bräutigam erzürnt „abrücken“ wollte, die Braut bittend sich an den Vater wandte: Âch, Vâter, dutt's dâch!“, worauf denn dieser nach einigem Zögern wirklich einlenkte, und die „Herzenssache“ zu allseitiger Zufriedenheit geordnet wurde.





Trauringe.

Zum **Handschlag** (Verlobung), der stets auf einen Dienstag- oder Freitagabend fällt, gewöhnlich Ende März bis Mai, werden die beiderseitigen männlichen Verwandten eingeladen. Pünktlich stellt sich einer nach dem andern ein. Nachdem die blauen Mäntel abgelegt sind, fragt der Vater der Braut, was denn eigentlich los sei, und was die vielen fremden Männer bei ihm wollten. Der Freiersmann ergreift das Wort:

„Da keiner aus unserer Gesellschaft Auskunft darüber gibt, so will ich solche vorbringen. Ein Junggeselle weilt unter uns hier, der mein Freund und Kamerad ist und welcher, auf der Höhe seines Lebens angekommen, den Ruf seines Vaters vernommen hat: „Stelle dich auf deine Füße; denn ich übergebe dir meine Güter, da sich mein Geist nach Ruhe sehnt. Manche Saat habe ich der Furche anvertraut, manch herrliches Gewächs hat sich daraus erbaut! Des Himmels Sonnenschein und Regen begrüßten die Gewächse auf der Flur, und es entstand daraus ein großer Segen. So bleibe nun treu in meinem Berufe und trete in meine Tritte, so wird auch Gottes Segen bei dir wohnen in deiner Hütte.“ Mein Freund und Kamerad hat den Ruf seines Vaters herzlich willkommen geheißen, doch ein Bedenken ist bei ihm entstanden, er fragte sich: „Kann ich denn alle diese Pflichten erfüllen? Nein! sondern dazu muß ich eine Gehilfin haben.“ Deshalb hat er die Sache kurz gemacht und hier in der Nachbarschaft um eine solche angefragt. Er hat die Worte beachtet: „Frei dir des Nachbars Tochter,

ins Ohr zischelt: Kommt, eß wäd bal Dââk! (Kommt, es wird bald Tag!) — Nicht ganz ungefährlich sind diese nächtlichen Zusammenkünfte, zumal wenn das betreffende Mädchen schon einen Schatz im Heimatsdorfe hat, der dem Nebenbuhler in Gemeinschaft mit seinen handfesten Freunden auflauert und ihm samt dem Freiersmanne Belehrungen über „Mein und Dein“ mit ungebrannter Eichenholzasche auf den Rücken zu schreiben Lust trägt. In den meisten Fällen jedoch läuft dieser Brigantendienst, den Freier abzufangen, nur darauf hinaus, eine freie Zeche von ihm, wenn nötig, herauszu — schlagen.

Wieviel solcher Wege gemacht werden müssen, ist ein tiefes Geheimnis, und es wird uns niemand zumuten, dasselbe entschleiern zu sollen, zumal da selbst der „allgegenwärtige“ Freiersmann, wenn sich das Drama glücklich weiter aufbaut, nicht zu jedem „Gängelchen“ mitgenommen zu werden pflegt. Gibt's aber irgendwo einen Knoten, so ist er sofort zur Stelle. Er macht auch inzwischen gelegentlich die Brauteltern mit dem „Auffatz und Kaufbrief“ bekannt.

Schließlich muß die Angelegenheit zum vorläufigen Ende kommen, und der heitere Augenblick tritt ein, wo sich Eltern und Tochter wechselseitig die Entscheidung zuschieben. Dieselbe fällt günstig aus, es erfolgt eine „Besichtigung“ in Haus und Hof des Bräutigams. Daß hier alles am Schnürchen ist, bedarf keiner weiteren Versicherung. Das Haus war schon im vorigen Jahre neu geweißt worden; die ausgelaufene Treppe mußte einer neuen Platz machen: der Hof bekam ein neues Pflaster; die am chronischen Ziehen in allen Gelenken leidenden Fenster sind verschwunden und neue an deren Stelle getreten; sogar der Fußboden, der mit Schmutze überrindet lag — man kennt hierzulande in den weitaus meisten Häusern nur Kehren mit dem Birkenbesen. Waschen schadet den Dielen! — ist gestern gescheuert und mit weißem Sande bestreut worden; die fetten Kühe und talerfleckigen Pferde stehen spiegelblank geputzt in den Ställen: — nun kann der folgenreiche Besuch eintreffen.

Und er kommt! Der Vater oder Bruder der Erwählten, ein Freund des Hauses, und auch besonders noch zwei Sachverständige im Weiberrocke fahren pünktlich in den Hof ein. Nach dem Wechselgruße: „Gu'n Dââk!“ — „Schien Dank!“ „Seid wellkomm!“ — „Schien Dank!“ „Setzt Uch!“ wird Platz genommen und ein wenig von all den Herrlichkeiten genossen, die eine Schwälmer Wurstkammer begehrenswert machen. Darauf ist große Parade vom Keller bis hinauf auf die Lew (Boden). Alle Ställe und Scheunen werden mit einer Genauigkeit betrachtet, die bewundernswürdig erscheint. Felder und Wiesen, Schränke und „Laden“ trifft ein gleiches Schicksal. Gutsübergabe, Herausgift, Auszug sind desgleichen Kapitel von

großer Wichtigkeit. Aber es fällt alles zur Zufriedenheit der „Besichtigungsleute“ aus, und selbst das weibliche Scherbengericht, das im Kuhstalle und hernach an der Tuchlade gehalten wurde, ist günstig verlaufen. Wer aber nun meint, die „Freierei“ sei beschlossene Sache, der kennt unsere Schwälmer nicht; bewahre, noch manche Klippe ist glücklich zu umschiffen, manchem „Geschwätz“ sind die Giftzähne auszubrechen, manche heikle „Frage“ ist zu beantworten. Manches Freischifflein strandet noch kurz vor dem — Standesbeamten am Felsen der Mitgift.

Hat sich auf die geschilderte Weise die Heirat einige Wochen oder gar Monate hingezogen, und sind weiter keine Fadenbrüche entstanden, so holen Bräutigam und Freiersmann das entscheidende Ja. Bei dieser Gelegenheit, wo nebenbei bemerkt — der „Gengder“ (gefüllter Schweinemagen) auf dem Tische prangt, wird gleichzeitig geregelt, wieviel „Sie mitkriegen“ soll. Daß es dabei manchmal zu strammem „Handeln“ kommt, haben wir uns bei einem besonderen Falle von einem humorvollen Freiersmann ausführlich erzählen lassen, desgleichen auch, daß bei dieser Gelegenheit, als der Bräutigam erzürnt „abrücken“ wollte, die Braut bittend sich an den Vater wandte: Ach, Väter, dutt's dâch!“, worauf denn dieser nach einigem Zögern wirklich einlenkte, und die „Herzenssache“ zu allseitiger Zufriedenheit geordnet wurde.





Trauringe.

Zum **Handschlag** (Verlobung), der stets auf einen Dienstag- oder Freitagabend fällt, gewöhnlich Ende März bis Mai, werden die beiderseitigen männlichen Verwandten eingeladen. Pünktlich stellt sich einer nach dem andern ein. Nachdem die blauen Mäntel abgelegt sind, fragt der Vater der Braut, was denn eigentlich los sei, und was die vielen fremden Männer bei ihm wollten. Der Freiersmann ergreift das Wort:

„Da keiner aus unserer Gesellschaft Auskunft darüber gibt, so will ich solche vorbringen. Ein Junggeselle weilt unter uns hier, der mein Freund und Kamerad ist und welcher, auf der Höhe seines Lebens angekommen, den Ruf seines Vaters vernommen hat: „Stelle dich auf deine Füße; denn ich übergebe dir meine Güter, da sich mein Geist nach Ruhe sehnt. Manche Saat habe ich der Furche anvertraut, manch herrliches Gewächs hat sich daraus erbaut! Des Himmels Sonnenschein und Regen begrüßten die Gewächse auf der Flur, und es entstand daraus ein großer Segen. So bleibe nun treu in meinem Berufe und trete in meine Tritte, so wird auch Gottes Segen bei dir wohnen in deiner Hütte.“ Mein Freund und Kamerad hat den Ruf seines Vaters herzlich willkommen geheißen, doch ein Bedenken ist bei ihm entstanden, er fragte sich: „Kann ich denn alle diese Pflichten erfüllen? Nein! sondern dazu muß ich eine Gehilfin haben.“ Deshalb hat er die Sache kurz gemacht und hier in der Nachbarschaft um eine solche angefragt. Er hat die Worte beachtet: „Frei dir des Nachbars Tochter,

[illegible] dieses Hauses
[illegible] unternehmen will?

[illegible]

[illegible] Die Braut [illegible]
[illegible] 14 Jahren [illegible]
[illegible] Auf die [illegible]
[illegible] neue Verlegen[illegible]
[illegible] Weibern an
[illegible] Der Freiers
[illegible] Der [illegible]
[illegible] Ende [illegible] daß,

[illegible]

[illegible] Jungfrau [illegible] finden,
[illegible] als [illegible]
[illegible] die Hand, [illegible]
[illegible] sondern auch die [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Damit [illegible]
[illegible] Alles, was
[illegible] denn [illegible] kommt
[illegible] Den [illegible]
[illegible] sondern [illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible] und Heiland
[illegible]
[illegible] Himmel
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] über zwei
[illegible] die Gäste nieder
[illegible] schmeden.
[illegible] des Ortes
[illegible] fast jedes

[illegible] werden [illegible]

Dorf dies oder jenes bevorzugte hat, während andre gewissermaßen eine Allgemeinherrschaft ausüben. Hier nur einige derselben:

1.

Wir singen dir, vertrautes Paar,
nicht wie die Vöglein singen,
wir singen dir das ganze Jahr
von unbekannten Dingen.

Ihr habt den heil'gen Ehestand
nun lustig angefangen,
und aller Welt ist längst bekannt,
da gibt's viel gute Stunden.

Doch alle Welt weiß auch gar wohl,
da gibt's viel böse Zeiten,
denn Mann und Frau macht's oft zu toll,
drum singen wir euch beiden,

wie ihr euch nun verhalten sollt
als Mann und Frau im Hause,
wenn ihr so einig bleiben wollt,
wie heut bei diesem Schmause.

Die Frau muß nicht im Fenster stehn,
mit jungen Herrn zu gaffen;
der Mann hat bloß auf sie zu sehn,
mit andern nichts zu schaffen.

Der Mann ist Herr, doch was er will,
muß er nicht streng gebieten,
und brummt er 'mal, so schweigt sie still,
hält ihren Mund in Frieden.

Das haben wir, vertrautes Paar,
dir heute vorzusingen,
und alles ist gewißlich wahr,
drum müßt ihr es vollbringen.

(Aufgezeichnet von H. Hasenpflug, Zella.)

2.

Ein Mädchen von achtzehn Jahren,
das hatte schon zwei Bräutigam,
der erste war ein Schäfer,
der zweite ein Amtmannssohn.

Und sie fragt' gleich die Mutter,
welchen sie heiraten sollt.
„Lasse du den Schäfer laufen,
heirate du den Amtmannssohn."

Und als drei Wochen um waren,
da fing die Hochzeit an,
da kam ein Herr geritten,
der setzt sich oben an.

Wer soll dem Herrn aufwarten,
und wer soll sein Diener sein?
„Ich brauche keinen Diener,
denn ich tanz mit meiner Braut."

3.

Es stand eine Linde im tiefen Tal,
die war oben breit und unten schmal,
worunter zwei Verliebte saßen,
die vor Freud' ihr Leid vergaßen.

Und das Mädchen, das ging in den Garten,
sein Feinsliebchen zu erwarten,
und das Mädchen ging in das grüne Holz,
da begegnete ihr ein Reiter, und der war stolz.

Sag, Mädchen, warum bist du denn so traurig,
ist dein Vater oder Mutter krank?
Mein Vater und Mutter sind fürwahr nicht krank,
ich hab meinen Schatz in dem fremden Land.

Was zog er aus der Tasche?
Ein Tuch, war schneeweiß gewaschen.
„Trockne ab deine Äugelein,
übers Jahr sollst du mein Eigen sein!"

4.

„Guten Abend, o schön Schätzchen,
find't sich nicht bei dir ein Plätzchen,
wo man könnte kehren ein,
zu dir gehn in deine Kammer,
da vergeht mir aller Jammer
und auch Wehmut, Schmerz und Pein.“

„O wie spät kommst du gegangen,
du kannst meiner nicht erlangen:
Hör' Schatz, wie die Glocke schlägt!
Zwölfe hat sie schon geschlagen,
du darfst dich nicht zu mir wagen,
meine Mutter wird's gewahr.“

„Deine Mutter, die tut schlafen,
darum darfst du mich einlassen,
wenn du willst mein Schätzchen sein,
oder geh ich zwei Schritt weiter,
da ist eins, das ist mir heiter,
dabei darf ich kehren ein.“

„Komm', herzliebster Schatz, mit Freuden,
alles will ich von dir leiden,
komm' doch nur zu mir herein,
ich will dir dein Mündlein küssen,
dich in meine Arme schließen,
dann kann ich recht glücklich sein .... —“

„Dies war erstlich mein Betrüben,
daß ich dich mußt heimlich lieben
und im Dunkeln zu dir gehn.
Wenn man will sein Schätzchen sprechen,
muß man erst die Zeit ausrechnen,
wenn es kann allein geschehn.“

Wenn das „zweite Lied“ ertönt, tritt das junge Paar vor die Haustür, geschäftige Hände reichen Schnaps und Kuchen den Sängern und Zuhörern, denn auch deren hat sich eine nicht geringe Anzahl eingefunden, und noch fleißigere Hände nehmen das Dargebotene ab. Dazwischen kracht Schuß auf Schuß, daß die Fenster klirren. Eine Spende von 10—20 Mark und mehr, die der Bräutigam für diese Ehrung den Sängern überreicht und die dann im nächsten Wirtshause auf die Gesundheit des neuen Paares vertrunken wird, schließt diesen Zwischenakt.

Die Festgesellschaft ist inzwischen bei den herkömmlichen Schwälmer Gerichten angelangt: Steife Weckesuppe, Reisbrei und Rindfleisch, Sauerkohl und Schweinefleisch, saure Brühe und zuletzt gedämpfte Zwetschen. Darnach gruppieren sich die Gäste um einige nimmermüde Erzähler und Witzemacher. Besonders beliebt sind „alte Frankreicher“ (Teilnehmer am Kriege 1870); andre schwingen unermüdlich der Karte magische Blätter. Es wird neuerdings Bier (früher nur Schnaps) herumgereicht; nur einige wetterfeste Seelen verschmähen dasselbe, sie genehmigen sich grundsätzlich nur „einen Kurzen“, und wenn sie Bier trinken, „gibt's unbedingt Regen“. Die Stimmung wird dabei immer urgemütlicher, mancher griesgrämige Graukopf trägt heute ein Lied vor. Jeder sucht eine Ehre darin, wacker auszuhalten, die Schläfrigen werden weidlich gehänselt. Vor allen Dingen darf dem Bräutigam nicht das Unglück geschehen, einzuschlafen. Ach, er spielt eine gar traurige Rolle, wortkarg sitzt er neben seiner Braut, die

ihm, wollte er sie wirklich etwas fragen, nur ganz einsilbig antworten würde. So will es die Sitte. Er schaut vor sich hin und denkt vielleicht im stillen: „Wenn doch dieser Kelch erst an mir vorüber wäre!"

Gegen 3 Uhr wird der Kaffee und etwas später der Braten aufgetragen. Wenn sich der Tag im Osten mit rosigem Schimmer angemeldet, wandert jeder von dannen, einen halben Kuchen im „Schnupftuche".

Da der Schwälmer von einem langen Brautstande kein Freund, dieser bittersüße Übelstand für ihn auch nicht nötig ist, er sucht eine Braut, wenn er einer Hausfrau benötigt, so werden schon alsbald Mitte Mai bis Juni Anstalten zur Verheiratung getroffen. Inzwischen muß der Bräutigam wenigstens jeden Sonntag seine Braut besuchen. Er schenkt ihr von jeder Sorte Geld ein Stück, das Treugeld, und ein paar Schuhe. Auch macht er mit ihr „Staat" auf den Märkten in Neukirchen, Ziegenhain oder Treysa.

Das Brautpaar tut weiter persönlich die nötigen Schritte beim Standesbeamten und Pfarrer. Früher gaben an diesem Tage die Eltern „Kaufbrief", ebenso „verschrieb" nach der alten Gerichtsformel „Schleier bei Hut, Hut bei Schleier" die Braut dem Bräutigam ihr Vermögen (die Mitgift), der Bräutigam dagegen der Braut das halbe Gut. Verschiedentlich machten dabei und machen noch heute die beiderseitigen Eltern einen sogenannten Rückfall. Bei dem Umstande nämlich, daß eins der jungen Leute ohne Erben stirbt, soll eine bestimmte Summe, von dem eingeheirateten Teile, auch gewöhnlich der Kleiderschrank mit Inhalt, an die betreffenden Eltern zurückgegeben werden. Auch das Altenteil, der Auszug, bestehend in Frucht, Butter, Milch, Holz usw., bezeichnete man bis ins einzelnste genau. Dieser Tag wurde dann unter dem Namen „Wingköf" ebenfalls besonders festlich begangen. Einladungen erhielten diesmal auch die weiblichen Verwandten. Man setzte ihnen wiederum vor, was Küche und Keller boten. Nachdem jetzt das junge Paar nicht mehr unbedingt an diesem Tage zu Gericht muß — man nimmt die Erfüllung vorstehend aufgeführter Formalitäten an einem beliebigen andern Tage vor —, hat jener sein festliches Gepräge eingebüßt.

Vor dem Hause des Standesbeamten und vor dem Pfarrhause sind arme Leute und Kinder scharenweise angetreten, um dem jungen Paare „Glück zu wünschen", welches Glück mit einer nicht allzu kargen Gabe an jeden und besonders an jede erkauft werden muß, will man nicht durch zehn Dörfer ausgetragen und verrufen werden.

Im Juni oder Juli ist die **Hochzeit**, damit Jakobi der junge Mann das Gut übernehmen und von da ab den Auszug entrichten kann. Am Sonntage vor derselben fährt das Brautpaar von Ort zu Ort zu den Ver-

wandten, um möglichst alle persönlich einzuladen, einem Briefe oder einer Postkarte wird fast nie Folge gegeben.

Goldig hebt sich die Sonne am Hochzeitsmorgen — ein gutes Omen. Regentropfen in den Brautkranz bedeuten Tränen im Ehestande. Schwellender Glockenklang durchflutet die Natur, Lerchen steigen jubelnd empor. Was fährt da für ein Wagen auf vereinsamter Straße, geschmückt mit Blumen und Laubgewinden, bänderbehangen die vier stattlichen Pferde, die ihn ziehen? Das ist der *Brautwagen*, dazu bestimmt, die Braut aus ihrem Heimatsorte abzuholen. Sie und die Hochzeitsgäste aus dem Orte, dem sie entstammt, besteigen denselben. Die Braut sitzt auf einem Rohrstuhle und darf sich weder halten noch anlehnen, sonst wird sie nicht Herrin im Hause. Damit sie den Rückweg nicht wieder finden soll, ist vor ihren Augen in dem Laubgewinde (Beicl=Bügel) ein rotes Seidentuch ausgespannt. Vor dem Wagen her galoppieren 6—8 Reiter in „weißen Kitteln".

Ehe sich der Wagen in Bewegung setzt, hält der Freiersmann folgende *Abschiedsrede*:

Holde Braut, dein Bräutigam schickt uns mit Rossen, Wagen und Reitern, um dich zu ihm zu führen; darum folge seinem Rufe. Tue wie einst Abraham tat, da der Herr zu ihm sagte: „Gehe aus deinem Vaterhause und aus deiner Freundschaft." Da du nun an der Schwelle deines Elternhauses stehst, so besieh dir noch einmal den Ort, an dem deine Wiege stand, und an welchem du deine fröhliche Kindheit verlebt hast, an dem du vergnügt bei deinen lieben Eltern saßest und Freud' und Leid mit ihnen teiltest. Sage nun allem ade; denn wir müssen fort von hier. Nun lebt wohl ihr Fluren, ihr Wiesen lebt wohl, auf denen du dir so manchmal ein Blümlein geholt. Ihr Eltern, ihr Brüder, ihr Schwestern, ade, wir eilen, um zu deinem Bräutigam zu ziehen, damit du mit ihm teilest alle Freude und alles Weh, mit ihm teilest alle Schmerzen und Not, bis euch Gott scheidet durch den Tod." (H. Hasenpflug, Zella.)

An der Gemarkungsgrenze ihres neuen Wohnortes erwartet der Bräutigam die Braut, und der lungenstarke Festredner heißt sie in seinem Namen willkommen.

Die Vorreiter veranstalten ein *Wettrennen*. Derjenige, welcher zuerst am Hochzeitshause anlangt, erhält als Belohnung ein seidenes Tuch und ist der Held des Tages. Bald kommt auch die Braut an. Der Freiersmann tritt an den Bräutigam heran und fragt:

„Herr Bräutigam, ist dies das Haus,
worin die Braut soll gehen ein und aus?
Herr Bräutigam, ist das „das" Saal,
worin gehalten werden soll das Hochzeitsmahl?"

(Schmidt, Allendorf.)

Der Hochzeitszug nach der Kirche — eine Haustrauung ist auf der Schwalm unbekannt, von verschwindenden Ausnahmen in kritischen Fällen

abgesehen — ordnet sich folgendermaßen: An der Spitze schreiten Kinder und junge Mädchen, entweder „geschappelt“ oder „gebrettert“, dann folgt die Braut mit zwei Brautführern, dann der Bräutigam mit zwei Brautjungfern, endlich die Verwandtschaft, zuerst die Männer, schließlich die Frauen. Am Hute des Bräutigams prangt ein einen halben Arm langer Strauß aus Flittergold. An seinen Oberarmen sowohl als an denen seiner geschappelten Braut sind solche von Rosmarin mit weißem Zwirne befestigt. Letzterer wird später zum Nähen des Kleinkinderzeugs benutzt. Sobald das junge Paar vor dem Altare so Aufstellung genommen hat, daß die Braut zur Linken des Bräutigams steht, drücken sich geschwinde ein paar Frauen dicht hinter dasselbe, damit niemand zwischen den zu Vermählenden hindurchsehen kann“, würde dies doch unfehlbar bezwecken, daß ewiger Zwist zwischen ihnen herrscht. Bewegt sich bei der Trauungsfeierlichkeit der Bräutigam zuerst, so stirbt er vor der Frau, unter gleicher Bedingung trifft die Braut dieses Schicksal. Auf dem Nachhausewege geht der junge Mann **vor** der Braut, zum Zeichen, daß er nunmehr ihr Herr[1]) ist.

Am Hause des Hochzeiters wird wieder eine der vielen Reden gehalten:

„Da ihr soeben in den heiligen Ehestand eingetreten seid und euch die Hände gegeben habt, so hoffen wir, daß sich Herz zum Herzen gefunden; Gott segne deshalb eure verbundenen Lebensstunden.“

„Der schöne Tag ist euch erschienen,
dir, Bräutigam, dir, holde Braut,
daß ihr euch dürfet ewig lieben,
als treue Gatten seid getraut.

Das beste Los sei euch beschieden,
euch störe nie ein Ungemach,
der Himmel öffne sich hinieden
und schenk' euch Glück an jedem Tag.

So lebt vergnügt gleich Engelscharen,
wie heute stets gesund und froh,
so feiern wir nach 50 Jahren
die goldne Hochzeit ebenso.“

Der junge Mann trinkt alsdann seiner Frau zu, und diese **wirft**, nachdem sie „Bescheid getan“, **das Glas über sich hinweg**. Eine gute Vorbedeutung hat es, wenn dasselbe zerspringt: „denn zerbricht das Glas, bleibt das Glück, bleibt das Glas, zerbricht das Glück“. Andernfalls nimmt es einer der Gäste auf und zerschmettert es an einem Steine, das drohende Unheil zu bannen. Wer von beiden Vermählten zuerst die Treppe betritt, erlangt die Herrschaft im Hause. **In den Schuhen der Braut** macht eine begünstigte Ortsarme einen guten Fund. Wer Geld bei der Trauung im Schuh hat, dem fehlt es nie daran! Nun wünschen alle Hochzeitsgäste Glück und treten nach dem Brautpaare ins Haus ein.

1) Charakteristisch drückt die Frau dieses Verhältnis dadurch aus, daß sie Dritten gegenüber ihren Mann immer als „de Härr“ (der Herr) bezeichnet.

Bei dem Hochzeitsschmause gibt es die schon mehrmals aufgeführten Schwälmer Gerichte, dazu neben Branntwein besonders Bier, und in den meisten Fällen ist auch ein Fäßchen Wein nicht vergessen worden. Das junge Paar ißt von einem Teller, das bringt Einigkeit ins Haus. Wird die Hochzeit besonders großartig gefeiert, füllt ein Tänzchen die noch übrige Zeit des Tages aus. Gegen abend räumen die Hochzeitsgäste beizeiten das Feld.

Mit dem Namen „Ziehhaubshochzeit" bezeichnet der Schwälmer den Trauungsakt derjenigen Pärchen, denen ein Fehltritt nachgewiesen ist, weil die Braut in diesem Falle die Seite 238 beschriebene Kopfbedeckung trägt.

Ungefähr 4–6 Wochen nach diesem Feste fährt der Kammerwagen, der das Hausgerät der Braut herbeibringt. Man benutzt zu diesem Zwecke einen gewöhnlichen Erntewagen. Sein ganzer gewaltiger Bauch ist mit dem herrlichsten, in „vier Seiler" gebundenen Flachs ausgefüllt, zwischen welchem vorn eine Kleiderlade und mitten und hinten Bütten, Fässer u. dgl. stecken. An die Leitern angelehnt stehen die Bettgestelle, besonders das des Brautbettes. Obenauf haben Stühle und Spinnräder ihren Ort, letztere den Rocken voll schneeweißen Flachses. Hier nehmen diejenigen Personen Platz, denen die Ehre zuteil wird, „auf den Kammerwagen zu kommen": die junge Frau und einige Vertreter des weiblichen Geschlechts aus den verschiedenen Lebensaltern. Vorn und hinten ist als Abschluß ein Packen „Bettwerk" angebracht, an denen die genähten Betttücher und die mit bunten Bändern ausgeschmückten Kissen besonders bemerkt werden. Neuerdings fehlen auch Sofa und Glasschrank nicht. Rings um den Wagen hängen die hunderterlei Kleinigkeiten aus Blech und Holz, dazu eine nicht geringe Anzahl von „Ketzeln" und Weidenkörben, von denen einige in allen Farben des Regenbogens leuchten. Sie führen den Namen Brautkörbe und werden dazu benutzt, das Essen auf dem Kopfe ins Feld zu tragen — eine Obliegenheit, die der Frau zuzukommen pflegt. Einen Ketzel gebraucht sie dabei als Unterlage des Korbes, damit dieser nicht allzu unsanft die langen Flechten drücke.

Jetzt ist der Wagen vollständig geladen: vier mit Blumensträußen geschmückte Pferde scharren unruhig den Boden: munter knallt die Peitsche, und mit kräftigem Rucke wird angefahren. „Das Feuer sprüht vom Hufschlage aus den Steinen." Schwer, sehr schwer ist der Wagen! Und wäre er's nicht, dann leise ein, zweimal am Hemmwerke gedreht, damit — doch das sind Geheimnisse, die wir eigentlich nicht ausplaudern sollten. . . . Dreimal wird angefahren, beim drittenmale „gilt's", so will's Sitte und Herkommen!

Aber — was ist denn los, der Wagen hält aufs neue?! Gott

sei Dank, es ist etwas entzwei gegangen, eine Kleinigkeit nur, aber eine gute Vorbedeutung hat's immerhin.

Doch schon wieder steht das Gespann, und diesmal ist das Hindernis gar lustiger Natur. Zwei „alte Knaben", von denen die Dorfzeitung zu berichten weiß, daß sie zweierlei nicht ausstehen können, ihre Nasen besagens in Kupferschrift: kein volles und kein leeres Glas! — stehen und „hemmen". Sie halten eine Stange quer über die Straße und schwören überlaut, diese Schätze auf dem Wagen nicht aus dem Dorfe lassen zu wollen, es sei denn, daß ... Und da kommt auch schon der junge Mann mit einem gewissen Etwas in der Hand; es ist ein Selterkrug, aber was darin „gluckelt", ist nicht etwa Selterswasser, sondern echter, alter „Schafhöfer" von ungetaufter Güte. Wenn er außerdem den alten Jungen noch einen vernickelten oder gar versilberten Händedruck reicht, sind sie bestochen, lassen ihre Schranke fallen und gehen schmunzelnd davon: „Ja, der junge Mann ist doch ein guter Kerl!" ...

Ist auf diese Weise noch manche „Gefahr" glücklich überwunden, so kann der Wagen endlich ungehindert seinem Ziele zusteuern. Man muß sagen, er macht einen stattlichen Eindruck mit seinen vier prächtigen Pferden, seinen geputzten Reitern, die das Viergespann vom Sattel aus lenken, seinen Insassen und seiner Ladung. Am Bestimmungsorte zwischen 11 und 12 mittags angekommen, wird Stück für Stück abgeladen, „daß man alles zählen und wohl betrachten kann". Das halbe Dorf, wenigstens was die weiblichen Bewohner anbelangt, ist herbeigeeilt, um zu sehen, „bās se hōt". Als erstes wandert die Bibel ins Haus, wohl auch ein Gebetbuch, in einen „Packen Bettwerk" gewickelt, den der junge Mann hineintragen muß. Einzelne Zuschauer helfen fleißig, andere machen noch fleißiger ihre teils zustimmenden, teils absprechenden Bemerkungen. Arme Weiber werden zum Schlusse mit Flachs und Kleingeld entlohnt, das man womöglich in die „Rappsche" wirft. — —

Im vorstehenden haben wir stillschweigend angenommen, daß der Hochzeiter ein wohlhabender Mann war, der, nachdem er „ein Weib genommen", auf seinem ererbten väterlichen Gute wirtschaftet und in dieselben Fußstapfen tritt, die Vater und Großvater schon ziemlich weit ausgetreten haben. Ganz anders liegen die Verhältnisse, wenn armer Leute Kinder sich freien. Zwar werden auch sie die Tage der Liebe durchkosten, zwar werden auch sie des „Kammerfensters" süße Heimlichkeit kennen lernen, auch in Ziegenhain auf dem Markte oder auf der Kirmes miteinander tanzen, aber im übrigen geht alles ganz still ab. Ihr Freiersmann ist ihr junges, lebenslustiges Herz, einer „Besichtigung" sind sie gänzlich überhoben, und wenn sie endlich mit dem Wunsche herausrücken, sich heiraten zu wollen,

fällt auch weiter kein einziger Ziegel darüber vom Dache, und nur ein paar Jungen geraten auf einige Tage in Aufregung. Still wird die Hochzeit gefeiert; vielleicht sind die jungen Leute auch die einzigen Hochzeitsgäste. Das naiv-spöttische Liedlein findet weiterhin fast wörtliche Anwendung:

Bäsebengesch Tächter
on Ketzefleckesch Sohn,
die harre sich versprache,
on wolle sich öch honn.

On bie se sich nu harre,
do harre se ke Häus — —
se saaßte sich ens Ketzelein
on — guckte owe räus! . . . .

Sie wohnen ein paar Jährchen zur Miete, sparen sich einige Hundert Taler und denken nun allgemach daran, ein Hüttlein zu errichten. Die Bauern des Ortes leisten gemeinschaftlich und unentgeltlich die sämtlichen Fuhren. So war's wenigstens früher. Heutzutage sind beide Teile, Arme und Reiche, leider oftmals anders gesinnt.

Zur **„Hebekirmes"** ladet der Bauherr annähernd das ganze Dorf ein, während „Grundbier" und Soosbier[1], ersteres von den Maurern, letzteres von den Zimmerleuten als kleine Festlichkeit der betreffenden Zunft angesprochen wird. Jede Bäuerin bringt einen „Hebekirmeskorb"[2], in dem so ziemlich von allem etwas Platz gefunden, was zur Leibesnahrung dient. Kann doch der Bauherr diese Beisteuer recht gut gebrauchen, wenn hernach die Maurer usw. am Häuschen ihres Handwerks walten; denn der Volkswitz behauptet, daß sie mit ausgezeichnetem Appetite begabt seien. Bald haben viele hilfreiche Hände das Balkenwerk des oft nur einstöckigen Häusleins aufgestellt. Der Kampf um die letzte Sparre, der zwischen der oberen und unteren Partei ausgefochten wurde, ist endlich mit dem Siege der Gerüstpartei entschieden, und nun prangt auf der Firste ein Tannenbäumchen, das hinaufgezogen wurde, nachdem es dreimal ums Haus getragen worden war. Es pflegt mit bunten Papierstreifen, mit Binsenmark verzierten Eiern, einem „Schnupftuch" für jeden Zimmergesellen u. dgl. behängt zu sein. Der Zimmermeister erklettert seine hohe Kanzel und hält in der Manier des Hans Sachs seinen Zimmerspruch:

Geehrte Herren und Frauen!
Wie dieser Bau, von unsrer Hand gemacht,
mit Glück recht schön zu Ende ward gebracht, —
der Höchste sei zuerst gelobet und gepriesen,
für alle Güte, die er uns dabei erwiesen.
Sein Segen hat diesen Bau erbaut,
wohl dem, der immer auf ihn traut!

1) „Soos" — vorläufige Zusammensetzung der Balken der einzelnen Stockwerke auf dem Zimmerplatze.

2) Vergl. Kindkirmeskorb. S. 268.

Wir Menschen können nichts schaffen und vollenden
und werden unsern Fleiß umsonst verschwenden,
hilft er nicht mit uns bauen: er gibt uns Verstand,
Geschicklichkeit und Kunst, er stärket unsre Hand.
Das Werk, das würde bald zerfallen,
gäb' er nicht sein Gedeihen. Ihm muß ein Danklied schallen
von alt und jung, von Weib und Mann;
denn Großes hat der Herr getan!
Den Bau, den wir hier aufgeführt,
ein Werk ist's seiner Macht,
drum sei ihm, wie es sich gebührt,
ein Opfer dargebracht,
das bis zum Himmel flammt.
Vermag ich's nicht, in süßen Weisen
und schönen Worten ihn zu preisen,
doch kommt mein Dank aus einer treuen Brust,
und das gefällt ihm schon, er siehet es mit Lust,
auch schicken sich die hochstudierten Worte
für keinen Zimmermann. Ich steh an diesem Orte
nach Handwerks Brauch und deutscher Art,
zu sagen, was mein Herz in seinem Grund verwahrt . . . . .
Wir schwebten täglich in Gefahren,
als wir mit diesem Bau beschäftigt waren:
Wer auf Gerüsten steht, kann fallen, eh' er's glaubt
und wird des Lebens oft sehr schnell beraubt.
Uns hielt des Höchsten Huld, ja, seine Güt' und Treu'
ist über uns alle Morgen neu.
Er hat die Welt erbaut, die voll ist von den Spuren
der Liebe, die er trägt zu seinen Kreaturen;
die Erde, wo der Mensch sich seines Daseins freut,
erschuf er uns aus Lieb' und Gütigkeit;
die Felder und den Wald, die Täler und die Höhen
ließ er aus nichts zu unserm Wohl erstehen,
und Vögel, Tiere, Fische, Kräuter, Most
bracht er hervor zu unsrer Kost;
er ist unendlich groß im Himmel und auf Erden,
Allvater kann er d'rum mit Recht genennet werden.
Ein Obdach gibt er uns vor Regen, Frost und Wind,
daß Mann und Weib, daß Vater, Mutter, Kind
in süßer Zärtlichkeit beisammen wohnen,
und Eintracht, Friede, Glück in ihrer Mitte thronen.
Vor Zeiten baute man aus Buschwerk und aus Moos
nur Hütten schlecht und klein; doch allzugroß
die Zahl der Menschen ward, da nahm man statt der Reiser
die Bäume selbst und machte daraus die Häuser.
So baute Gott durch den Verstand,
den er den Menschen gab, das wüste Land.
Auch dieser Bau steht hier gebaut mit Kunst und Fleiß,

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] mag immer taugen,
[illegible] fremden Augen
[illegible] selbst, zu sehen,
[illegible] auch recht verstehen.
[illegible] Gnad' und Macht
[illegible] Bau vollbracht,
[illegible] Gott zu Lob und Ehren
und unsers Bauherrn Wohl zu mehren
[illegible], in Stadt und Land
[illegible] durch unsern Stand.
Wie uns die heilige Schrift erzählt, worin wir alle lesen,
sind Zimmerleut' schon im Anfang dagewesen,
ja, Adam selber war der erste Zimmermann,
er fällte Holz und fing zu bauen an,
ein Hüttchen zwar nur, dürftig, klein und schlecht,
doch zum Gebrauche ihm gerade recht.
Auch unserm Vater Noah kam,
der einen Schiffsbau unternahm.
Mit vollem Grunde sage ich darum,
das Zimmerhandwerk hat ein hohes Altertum.
Auch kam dies Handwerk zu großen Ehren,
den Kindern Israel erbauten wir aus Föhren
und Ebenholz die Bundeslade, den Altar,
den Gnadenstuhl und was sonst darin war.
Der große König Salomo rief auch zu seiner Zeit
viel Zimmerleut' zusammen weit und breit.
Und Gott hat das Zimmerhandwerk noch reicher gesegnet und erhoben,
daß er unsern Heiland einen Zimmermann werden ließ, den wir alle loben.
Ein Zimmermann hat auch den Stall gemacht,
wo Jesus Christus ward geboren zur Nacht,
und die Krippe, die ihn da in seiner Ruh geschützt,
war ebenfalls von unsrer Hand geschnitzt.
Der Stand des Zimmermanns ist folglich, wie wir lesen,
zu aller Zeit sehr hoch geehrt gewesen.
So ist's auch noch bis diesen Tag.
Ein Zimmermann gar viel vermag,
es könnte ja kein Haus von allen, die wir sehen,

ohne unsrer Hände Fleiß erstehen,
und wird ein Bau von lauter Stein gebaut,
so wird er doch zuletzt uns anvertraut;
wir müssen ohne Furcht und Schrecken
ihn mit dem Dachstuhl überdecken.
Die höchsten Türme besteigen wir, um ihre Spitze zu bedachen,
das sind doch wahrlich nicht geringe Sachen.
Kein Graf und Fürst, ja selbst der Kaiser
kann die Zimmerleute nicht entbehren,
es würde schlimm aussehn, wenn wir nicht wären.
In Kriegs- und Friedenszeit ist unser Stand
ganz unentbehrlich für das Land;
wo kämen Kirchen und Schlösser her,
wenn unsre wackre Zunft nicht wär'?!
Überall, wie sich's gehört,
wird unser Handwerk darum hoch geehrt,
d'rum dank ich Gott mit Herz und Sinn,
daß ich ein Zimmermann geworden bin!
Mit meinem fröhlichen Gemüte
preis ich des Höchsten Wundergüte,
der mich von meiner Jugend an
hat bauen gelehrt nach manchem Plan,
ihm danken ist mir frohe Pflicht,
verschmäht er doch mein Bitten nicht.
Herr Gott, du Schöpfer dieser Welt,
der alles, was da lebt, erhält,
beschütze diesen neuen Bau in Gnaden
vor Feuer und vor allem Schaden,
vor Stürmen und vor Ungewittern,
die seinen festen Grund erschüttern!
Beschirme Fürst und Vaterland
und jedes Alter, jeden Stand!
Du wollst auch segnen dieses Haus
und die darin gehen ein und aus.
Du wollst auch unserm Bauherrn geben
ein langes und gesundes Leben,
und seine Gattin wollest du bedenken:
ihr brave Söhn' und Töchter schenken!
Ja, alle segne, Gott, in dieser Zeit
und nachmals dort in Ewigkeit."

Er trinkt alsdann dem Bauherrn zu, und dieser wirft nach einem tiefen Zuge das Glas über sich hinweg zur Erde. Es ist auch hier von guter Vorbedeutung, wenn es zerschellt. Die Festgesellschaft stimmt nun den Choral „Nun danket alle Gott" an. Eitel Fröhlichkeit herrscht hernach den ganzen Tag. Ist der Bauherr nicht gerade ein Ausbund von Armut, so sorgt er für Musik, und sei es nur eine einzige Geige oder eine Har-

monika, damit auch das junge Völklein sein Vergnügen nicht vermisse. Dem Zimmermeister und der Baufrau gehört dabei der erste Tanz. Diejenigen Frauen, die zum ersten Male einer Hebekirmes beiwohnen, werden dadurch aufgedingt, daß sie an dem auf die Festlichkeit folgenden Sonntage ihre verheirateten Mitschwestern und deren Männer mit Kaffee und Kuchen zu bewirten haben. Dabei gehört auch wohl ein Tänzchen zur Tagesordnung. Daß ferner bald jemand im neuen Hause geboren werde oder sterbe, wird allgemein geglaubt. —

Begräbnis. Durchs Dorf eilt dann die Kunde: „Es eß immets gestärwe!" (gestorben) und ruft allgemeine Teilnahme hervor. „Wissende" sind zwar nicht erstaunt darüber, hat ihn doch das „Komm mitche" (Steinkauz) schon wochenlang gerufen und die Totenuhr (Anobium pulsator) sein Ende mit eifrigem Ticken verkündet. Und voriges Jahr war auf seiner Wiese der „schrecklich große" Maulwurfshaufen, von dem das ganze Dorf sprach, desgleichen die vielen weißen „Dickwurzelblätter" (Runkelrübenblätter) auf seinem Acker. Die Glocke hat gestern zu gleicher Zeit mit dem Schlagen der Uhr geläutet, und die Hunde haben schaurig geheult, so mit der Schnauze nach dem Himmel zu .... Die Verwandten bis „Andergeschwisterkind", und in manchen Fällen noch weiter, „bekommen Trauer": Das Rot in der Tracht macht eintönigem Schwarz Platz. Es sei hier gleich bemerkt, daß sich dieses „Trauerhaben", besonders bei Fällen, welche die Familie nahe angehen (Eltern, Geschwister, Großeltern) oft über zwei Jahre hinaus ausdehnt.

In dem Hause, wo ein Toter liegt, wird so lange nichts gearbeitet, bis sich das Grab über ihm geschlossen hat. Starb der Hausvater, müssen alle „lebenden" Dinge, wie Bienen, Saatfrucht u. dgl. „angerührt" werden, sonst sterben und verkümmern sie. Die „stehen gelassene" Uhr zeigt die Todesstunde an.

Die auswärtigen Verwandten werden durch besondere „Leichenbitter" „angesprochen", im andern Falle erscheint wohl kein einziger. Die „Vergessenen" rächen sich eintretendenfalls gleichwohl durch Übergehen des Betreffenden.

Dem Entschlafenen legt man ein besonderes Totenkleid an, erwachsene ältere Leute liegen schmucklos in ihrem schmalen Kämmerlein; Kinder und junge Leute erhalten wohl ein Kränzlein ums Haupt und ein Rosmarin in die kalte Hand. Auf Tote darf man nicht weinen, sonst folgt die betreffende Person bald nach. Erstgeborene Kinder nehmen die „Brautlâst" (Hochzeitsstrauß) mit ins Grab. Auf dem Sarge der Jünglinge und Jungfrauen befestigt man bunte Papierkronen und neuerdings auch Kränze, während dies bei der stillen Wohnung älterer Leute gegen die Sitte verstößt.

Das Näpfchen, aus dem der Tote gewaschen wurde, wird zerbrochen, die Stühle, die den Sarg bei der Aufbahrung trugen, werden umgestürzt, wenn dieser zu Grabe wandert.

Der Leichenzug ordnet sich in der Weise, daß sich Schulkinder, Pfarrer und Lehrer, die Träger mit dem Sarge (gewöhnlich die vier nächsten Nachbarn), die Anverwandten und endlich Freunde, Nachbarn und Bekannte hintereinander dem Gottesacker zu bewegen.

„Vor dem Hause“ singen die Kinder ein „Sterbelied“, desgleichen „auf dem Wege“ und am Grabe. Geläutet wird morgens in drei Anfängen mit einer, dann mit allen Glocken „zu Grabe“, endlich auch während des Leichenzuges.



Begräbnis in der Schwalm.

Bei der Einsenkung des Sarges werfen die nächsten Anverwandten drei Hände voll Erde auf denselben; Eltern dürfen aber nie ihrem verstorbenen Kinde ins Grab „nachschauen“, es sterben sonst die andern auch. Die eigentliche Trauerfeier findet in der Kirche statt. Es wird nach dem Gesange über eine „passende“ Bibelstelle gepredigt und alsdann nach einer weiteren Strophe die „Abdankung“ (Parentation) gehalten, an deren Schluß der Prediger das vom Lehrer verfaßte „Personal“ (Lebensbild) des Verstorbenen verliest.

Nun gehen die Verwandten von auswärts wieder dem Trauerhause zu; dort wird das „Leidmahl“ gegessen, zu dem oft 30—60 und mehr Kuchen gebacken und 30—60 Pfd. Rind- und Schweinefleisch gekauft werden. Wer „aus dem Dorfe“ an dieser sonderbaren Schmauserei teilnehmen soll, wird besonders dazu „invetiert“ oder „angesprochen“ (eingeladen).

Fällt das Grab bald ein, so ist das ein Zeichen, daß der Tod aus der betreffenden Familie eine neue Beute fordern will. — — —

5. Festlichkeiten und Vergnügungen.

Einladung zur Kirmes.

Von Ferdinand v. Lüder, gestorben 1759 als Regierungsrat zu Fulda.

Bann d's Gräumet of d'm Boore,[1])
höt e Eng[2]) de Burn ähr Last,
da eß of d'r Schwalm die Moore[3]),
däß m'r äm zur Kärmes gast.
Weckfäpp, Flesch, öh[4]) Härschebrei
eßt m'r öh trenkt Bier d'rbei.

Inse Kärmes zu Leshäuse[5])
honn[6]) m'r i[7]) die aaner[8]) Wäch,
ver em[9]) Johr, do hat se Fläuse[10]),
deß Johr ämmer sall se dâch,
bann mersch âckescht[11]) iwest[12]) kah,
schi i Rauw[13]) öh Freed geschah.

Bärze[14]) Dââ[15]), die seng verstreche,
däß m'r honn die Sauw gemest,
Käp öh Fiß seng scho vergleche;
âch, ehr liewe Kärmesgest!
Kommt dâch jo, föst wäd gro,
bâs nâch von d'r Sauw eß do.

Däß m'r ins die Zéit vertréiwe,
öh net seng so gâr allé,
so sall uch bâs schlächte Schréiwe
öch schi gaste ens gemé[16]).
Kommt dâch jo, ich bitt uch drem,
däß die Zéit gett lâstig rem.

Bann d'r kommt, da sollt d'r wärklich[17])
öh ins Kärmesgens besah,
âch, se seng von Häze närklich[15]),
drem wäds klene Stecker gah,
dâch m'r macht, es gett scho o,
Päffer, Safft öh Brieh brâv dro.

Ohndig[18a]) hon m'r öch geschroore
Malz zum liewe Kärmesbier,
däß eß ins räächt gutt geroore;
m'r wonns trenke met Pläsier.
Waldmann spannt di Pärr[19]) vern Wääng
öh fehrt fât, ich wells uch sääng.

Mârn[20]) da wonn m'r Wees[21]) isacke[22])
i di Mehl se mâhle duh[23]),
däß m'r öh kann Kuche g'backe.
Denkt mol oh, bâs stelln m'r zu!
Branntewing leit scho em Käller
henger m[24]) Schläß öh henger m Schäller[25]).

Ens herr[26]) ich nâch baal vergässe,
meng,[27]) ich honn e schiene Kârt,
die nâch nauw öh net seresse[28]),
of d'm Zeiehäänger Mârt[29])
ver zwi Sächster ogeköft;
saht se âckescht, macht öh löst.

Macht m'r jo ke Wéiwerglosse[30]),
denkt, es wer' d'r Mih net wärt,
däß m'r em so Fratzebosse
zu d'r Léit zur Kärmes sehrt,
ne, bei Léiw[31]), macht so ke Streech,
macht, däß ich meng Zwäck erreech.

Macht m'r jo ke Lappärkise,
wengt[32]) m'r än die Ärwet[33]) ver,
meent er, bann er mich lißt griße,
däß mersch do genung met wer?!
Mer hon ins che net gesprocht
on so hoch här net gedocht.

---

1) Boden. 2) Ende. 3) Mode. 4) und. 5) Loshausen. 6) haben. 7) in. 8) nächste. 9) voriges. 10) Flausen. 11) nur. 12) einigermaßen. 13) Ruh. 14) vierzehn. 15) Tage. 16) alle zusammen. 17) wirklich. 18) niedlich (?) 18a) ehegestern. 19) Pferde. 20) morgen. 21) Weizen. 22) einsacken. 23) tun. 24) hinter dem. 25) Riegel. 26) hätte. 27) Mein (Himmel)! 28) zerrissen. 29) Markt. 30) Weiberglossen. 31) bei Leibe! 32) Wendet. 33) Arbeit.

Hengt de Häushaalt[1]) o de Krappe[2]),
bis ins Kärmes eß zum Eng[3]),
ärrwer gréit er[4]) auwe Dappe[5])
schi d'rwäscht[6]) öh i die Leng[7]);
bann d'r net geschölln wollt seng,
hett ersch!! so besennt uch schweng.

Höt d'r mich öh errwer n berrwer[8])
i meng'm Schréiwe räächt verstih[9]),
so packt uch vo Roßbach rerrwer,
da, ich weeß, es kann gegih[10]).
Leßt de Bärnd d's Höus verwåhrn
oh de Waldmann rerrwer fåhrn! . . . .

Wollt er än om Eng nåch wesse,
bi ich mich met Nåme schréib?
Dås eß går in kleener Besse,
bann ich bei d'r Wohrret bléib:
Gurrer Frengd[11]), so eß meng Nåm',
on em Bee, do seng ich låhm.

(Mitgeteilt von Korell, Loshausen.)

Die letzten Früchte des Jahres sind eingebracht worden. Heftig arbeitet die Dreschmaschine, den Erntesegen aus den Ähren zu zausen. In der Scheune des „geringen Mannes“ ertönt daneben das taktmäßige Geklapper der Dreschflegel und raubt die Ruhe der Nächte.

Heute schweigen beide. Des Feiertages Stille ist über das Dorf ausgegossen; auf den Straßen hat der Birke Tochter, der Besen, seine Schuldigkeit getan: es ist **Kirmes!** —

Pünktlich erscheinen die Gäste, und bald ist ein fröhliches Geplauder im Gange.

Früher wurde die Kirmes etwas umständlicher und gründlicher und, man möchte sagen, poesievoller begangen als heute, wo diese Festlichkeit nur an wenigen Orten noch an einstige Herrlichkeit erinnert, während sie in den weitaus meisten Fällen fast ohne erzählenswerte Eigentümlichkeit verläuft.

Schon 8 Tage vorher fuhren die Burschen in eins der Landstädtchen, um sich das „ordinäre“ Bier, welches dem damaligen Geschlechte noch mundete, und den Schnaps zur Kirmes zu besorgen. Vier mit Sträußen geschmückte Pferde zogen den Leiterwagen, dessen man sich zu diesem Zwecke bediente. Auf demselben thronten alle Burschen des Ortes, wenigstens aber die 8—12 Platzburschen. Als Erkennungszeichen trugen sie einen branntweingefüllten Selterskrug, woraus jedermann im Dorfe einen herzhaften Trunk frei hatte, an schnallenbesetztem Gürtel in der Hand. Mannigfach waren diese Anforderungen, welche eine Kirmes an die Platzburschen stellte: sie galten als Tanzordner, die auch gegebenenfalls zum „Anpacken“ (Engagieren) anhalten, „stehen“ gebliebene Mädchen „unterbringen“, schüchternen Burschen eine „Tanzmäd“ verschaffen mußten, und wie diese delikaten

1) Haushalt. 2) Krappen, Orlehaken (siehe S. 259). 3) Ende. 4) kriegt ihr. 5) Hiebe. 6) quer. 7) Länge. 8) über und über. 9) verstanden. 10) gehen. 11) Freund.

Füllt das Grab bald ein, ...
... Familie eine neue

5. Festlichk...

Ein

Von Ferdinand v. Lüder.

Wann d... Brämmet of d'm Bo...
hot ... de Burn ihr Last,
... of d'r Schwalm die Me...
...; m... am zu Karmes gast.
...kläpp, Fleich, oh ... Härsche
... oh trenkt Bier d'rbei.

... Karmes zu Leshäuse...
... m'r ... die aaner ...
... Johr, do hat se ...
...; Johr ämmer sall se ...
... merich äckeicht ... ime
... Mann ... oh Freed ...

... Tää ..., die sene
... m'r hom die Sam...
... oh Fiß seng scho ...
..., eh lieme Märmese...
Kommt dach jo, söst ...
... nach von d'r Sa...

... m'r ... die ...
... net seng ...
... dås schlää...
... gaste ...
Kommt dach jo, ...
... die ... gett ...

Wann d'r kommt, de...
... Märmesgens ...
..., se seng von ...
... mads ...
... macht, ...
...

1) Boden ...

... die Musikanten ...
... nach Hause zu ... Die
... werden. Nachts ... sie
... Stroh. Als Gegenleistung
...mes, welche man Beidinger
... derselben. Reichten die
... mußten sie „darauflegen", er
... sich in die angenehme Lage
...

...erte auch das, daß sie eine
... unter Halstücher, eines
...ten. Dazu verkauften sie
... und unter Schwenken der
... „Nummern" animierten,
... an die Stubentür schrieben.
... ihr Handwerk und ver...
... Humor und allerlei Ver...
... Tänzer u. dgl. für ihre Sache
...warts „auf Besuch" im Orte
... Mark lassen zu müssen. Den
... Nummern auf die Unterseite des
...gehaltenen flachen Holzteller
... Gedankenkrücke, indem immer
... wurde. Am letzten Kirmes...
... „schwarzen Kappe" zählten
... Nummern" ausgegeben worden
... dar.

... das Tanzvergnügen und ...
... dauerte die Freude gar lange.
... mahnten: „Gett heem, ehr
..." da setzt em Kräut³, hä ...
...

... Bett auf, sondern in der Tanz...
... eingenommen, wurde. ...
... die ganze ermüdete Gesellschaft
... des Schlafes.

... 2 oder 3 Hauptstr...

... Blätter ...

gel, sie schleichen herein, das „Leitseil" in den Händen, und schlingen mit schäftigem Fleiße so viel Schläfer an den Beinen fest, als nur immer möglich. Ist diese Eulenspiegelei vollendet, dann schlägt einer mit der Peitsche einen schallenden Wirbel und peitscht nun auch ziemlich unsanft auf die so schändlich aus dem Schlafe Gerissenen los, die wütend auffahren. O weh! Schelten, Fluchen, Rumoren! — — Und die Anstifter?! Die sind, wenn sich die Getroffenen mit vieler Mühe losgekoppelt haben, längst um alle Hausecken. Doch deshalb keine Feindschaft, nächstes Jahr kriegens die anderen! . . . .

Die Langschläfer band man an ein Seil und führte sie im Dorfe herum, nebenher gingen sechs bis zehn Burschen und ließen wacker ihre Peitschen erschallen.

Etwas sonderbar wirkte inmitten dieser Narretei die Sitte, daß man jeden Kirmestag mit einem „Morgensegen" (Choral) begann, dem ein Walzer folgte. — —

Heute dauert die Kirmes auch auf der Schwalm nicht länger als in den übrigen Landschaften Hessens; doch hat sie sich von ihren ehemaligen Eigentümlichkeiten noch manches bewahrt, das wir alsbald kennen lernen wollen. Am Freitag Mittag wird dem Pfarrer, dem Lehrer und dem Bürgermeister ein Ständchen gebracht und damit nach altem Brauche die Kirmes feierlichst eröffnet. Bald schwingen sich die Paare unter der uralten Dorflinde, die schon manches Geschlecht beim Reigen gesehen.

Horch? Eine eigenartige Tanzweise! Es ist der „der Schwälmer!" [1]) Wild wirbeln dabei die Paare eine Zeitlang, bald links, bald rechts herum. — Alsdann tanzen Bursche und Mädchen allein, gewissermaßen sich haschend, wobei mit einem kurzen, dann langen Schritte der Boden kräftig gestampft und das Stampfen durch Klatschen mit den Händen markiert wird. — Bei einer dritten Tour erfaßt die Tänzerin den hochgehobenen Zeigefinger der rechten Hand ihres Tanzliebsten und bewegt sich tanzend um denselben herum, während sich jener, vorwärts schreitend, nur um sich selbst dreht, wobei er singt:

> Ich hat mich en die Kech [2]) verdengt [3]),
> ich soll die Broore [4]) wenge,
> ich leet [5]) mich bei die Mäd ens Bett
> on luß die Broore senge usw.

Ein ganz anderer Schwung ist dabei in das junge Volk gekommen, man sieht, es ist etwas Charakteristisches, den Menschen Eigentümliches, dem sie

1) „Schwälmer Tänze." In Wort und Weise in der Schwalm gesammelt, für Klavier gesetzt, mit Anmerkungen versehen und zum erstenmal herausgegeben von Johann Lewalter. Berlin, Verlag von Ries & Erler. Preis 2 Mk.

2) Küche. 3) verdingt, vermietet. 4) Braten. 5) legte.

tanzend Ausdruck geben. Freilich machen wir auch die Wahrnehmung, daß beim „Dolle“ besonders die jüngeren Tänzer und Tänzerinnen Zuschauer spielen. Doch muß man bedenken, daß es Platz erfordert, wenn „der Schwälmer“ gut getanzt werden soll, daß es also am besten ist, wenn ihn nur einige Paare allemal allein vorführen.

In der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend ziehen die Musikanten von Haus zu Haus und bringen Ständchen: ein Volkslied und ein „Dolles“ drauf. Dabei fließen mancherlei Schalkereien bei der Auswahl der ersteren mit unter. Da bekommt z. B. der Schmied:

„Schwarz bin ich, die Schuld ist meiner nicht,
die Schuld ist meiner Kindermagd,
die mich so schwarz gewaschen hat . . . .,“

ein junges Ehepaar:

„Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,
einer reichen Gräfin an dem Rhein;
Schlangenbisse, die den Falschen quälten,
ließen ihn nicht ruhig schlafen ein . . . .,“

ein ehemaliger Husar:

„Husar kam aus dem Kriege, hurra!
War alles zerrissen, war alles zerschmissen,
mein lieber Husar, hurra!“

der Förster:

„Der Jäger in dem grünen Wald
wollte suchen seinen Aufenthalt . . .,“

der Lehrer:

„Weißt du, wieviel Sternlein stehen? . . .,“

der Pfarrer:

„Wo findet die Seele . . . . .,“

ein „nasser Bruder“:

„Der Graf von Luxemburg“ u. s. f.

Kein Bursche vergißt dabei, auch seinem Liebchen ein Liedlein blasen zu lassen, wie:

„Du warst meine erste Liebe,
meine letzte sollst du sein . . . .“

Der Sonnabend (früher Freitag) bringt die lustige Sitte des süßen Branntweins. Schon die „Invedierung“ (Einladung) zu demselben, die von einem Burschen unter Peitschenknall und Trompetensignal von Straße zu Straße vorgebracht wird, erregt Heiterkeit. Sie lautet nach althergebrachter Weise folgendermaßen:

„Ich lade alle jungen Mädchen zum süßen „Brannduwein“ ein, Kopf für Kopf bezahlt 6 Mark. Sollte vielleicht jemand gar keinen Kopf haben, so braucht er nichts zu bezahlen. Derjenige, welcher eine Doppelnase oder

Kamelsnase besitzt, muß das Doppelte bezahlen. Ein jedes Mädchen hat 20 Ellen Buttermilch, einen Schoppen „Döchtergarn" (Dochtgarn) und Hanfzwirn mitzubringen. Und die alten Weiber, welche ihren Mund nicht halten können, bekommen ein Schloß davor. Die Männer lade ich zum „Elsterbittern" ein. Ein jedes Mädchen, welches nicht erscheint, wird für eine nicht geachtete Person erklärt und darf über die ganze Kirmes nicht mehr tanzen. Am Schlusse wird noch eine Kollekte erhoben und zwar für einen zerbrochenen Baßbogen." (Hasenpflug, Zella.)

Um lange Tafeln sitzen die drallen Figuren, munter kreisen die Gläser mit Branntwein, den der Bienen süßer Seim in den Nektartrank der Götter verwandelt hat. Jedoch Vorsicht, meine Schönen! er ist ein Heuchler, dieser Trank, weich geht er ein, aber die Mächte, die mit ihm einziehen, sind unheimlich und unbeschreiblich. Übermütiges Singen zeugt bald von seiner Wirkung. . . . Hernach gibt's Warmbier und Kuchen.

Nach und nach erscheinen auch die Burschen vollzählig. Mannigfaltig war ihre Arbeit schon am Morgen gewesen. Da galt es, die Musikanten auf ihrer „Sammelreise" durchs Dorf zu begleiten, wo sie die Beträge für die „Nachtmusik" einheimsten, und wiederum vor jedem Hause ihre Kunst hören ließen. Andere hatten dem Gotte Bacchus das Frühopfer darbringen müssen, bestehend in „Punsch" oder „Elsterbittern".[1])

Die Kosten des „Süßen" werden von den Mädchen getragen, die sich aber gewöhnlich so „geberschnebbsch" (gebefreudig) zeigen, daß von ihrem Beitrage ein gut Teil der Kirmeskosten überhaupt gedeckt werden.

So dauert die Freude einige Stunden. Inzwischen erscheinen auch die Musikanten und bringen dem lustigen Völklein der Reihe nach gegen eine kleine besondere Vergütung eine „Gesundheit". Darauf ordnet sich „der Zug" nach dem Tanzplatze. An seiner Spitze schreiten trompetend die Spielleute, fast übertönt von dem Jauchzen der „Jugend", die ihnen Paar hinter Paar folgt. Dabei wird die mit Bändern geschmückte „Bodäll" (Bouteille) von dem vordersten Burschen unter Juchzen und Hüpfen lustig geschwenkt. Daß bei der Auswahl der Mädchen selten der blinde Zufall ausschlaggebend zu sein pflegt, wird besonders einleuchten, wenn ich hinzufüge, daß der Zug von allen, denen die öffentliche Meinung das Reifezeugnis als Klatschbase erteilt, scharf darauf fixiert wird, wie sich die einzelnen „gepäärt" haben.

Mancher Scherz läuft auch bei diesem „Auszuge" mit unter. Alle

1) Ersteres Getränk wird „gebraut", indem man braunen Zucker in Schnaps legt, und letzteren anzündet. Der Zucker zerfließt dabei und verleiht dem so gewonnenen Trank seinen eigentümlich süßlich-brennenden Geschmack. — Den Elsterbitterschnaps machen die hineingestreuten Blütenköpfe der Wermutpflanze (Absynthum Artemisium) zu dem Universalmittel gegen alle Kirmesbeschwerden.

scheinen zufrieden. O weh, da sitzen wirklich noch einige, die keinen Begleiter gefunden. Doch die Platzburschen helfen den Armen, indem sie opferfreudigen Gemütes selbst den Übriggebliebenen unter einem Scherzworte den erlösenden Arm reichen.

Am Tanzplatze angelangt, werden drei Reigen getanzt, die ist jeder „Rausführer" seiner Schönen schuldig, dann tritt die Kaffeepause ein.

Hernach ist der geschlossene Bund gelöst, und jeder kann zum Tanze bitten, wen er will. Es geschieht dies auf die Weise, daß der Tänzer seiner Auserkorenen mit dem Taschentuche winkt oder ihren Namen ruft. Selten zwar, aber doch hin und wieder, kommt es dabei vor, daß ein regelrechter Vergriff entsteht, indem eine unrechte dem beglückenden Rufe des Schicksals in der Person des winkenden Tänzers folgt — für diesen ein in manchen Fällen gar nicht angenehmes Geschehnis, da er die Pflicht hat, bis zur nächsten Pause, welche die Sorge für des Leibes Nahrung in den Tag schneidet, also immerhin mehrere Stunden mit derselben fürlieb zu nehmen, während vielleicht seine Herzallerliebste enttäuscht am Tanzplatze steht und „Trübsal bläst". Ist er deshalb einer, der nicht gerade dabei war, als das „Pulver auf die Welt kam", so platzt er wohl gar mit den gestotterten Worten heraus: „Du net!", worauf das arme Mädchen beschämt den Rückzug antritt; ist er dagegen ein gewitzter Bursche, der das Herz auf dem richtigen Fleck sitzen hat, so nimmt er, wenn auch heimlich fluchend, so doch äußerlich ruhig sein Geschick hin, weiß er doch noch manchen Ausweg, ohne gerade der Sitte ins Gesicht zu schlagen. Entweder er bittet einen guten Freund, dem er sein „Malér" (Malheur) mitteilt, sein „Annels" (Anna Elisabeth), „das noch steht", zu erlösen, oder er tanzt ein paar Reigen mit seinem Aufdringling, dann aber — richtig, da steht noch ein „Kleiner" (junger Bursche, der voriges Jahr oder vor zwei Jahren konfirmiert wurde), der sich „geniert, anzupacken", weil er das Tanzen noch nicht richtig kann. Ihm tritt er seine Tänzerin ab, nicht ohne daß sich derselbe mit Händen und Füßen gegen diese Beglückung sträubt.

Am Sonnabend erscheinen die geladenen Gäste, von denen unser Schwälmer Kirmeslied singt. Auf grünen Wägelchen oder neuerdings schönen Breaks fahren sie ins Dorf. Auf die „Kirmes gehen" ist ein gutes, altes Recht für Mann, Frau und Kind. Dem Manne winkt ein guter Trunk neben vorzüglichem Essen und abends ein Spielchen, „Solo" oder „Schafskopf"; die Frau schaut tagsüber dem Tanze zu und beteiligt sich fleißig an dem Gericht, das über dieses oder jenes Pärchen gehalten wird, und das Kind, wenn es noch jung ist, tollt mit seinesgleichen herum.

So kommt der Sonntag-Abend heran. Noch einmal fluten die Wogen des schönen Volksfestes hoch empor, aber man merkt, es neigt dem Ende

zu. Gegen 4 Uhr nachts ertönt die Weise: „Die Kärmes eß rem[1]), die Kärmes, die Kärmes eß rem.“

Am Montag bewegt sich „der Zug“ nach Abrechnung mit den Musikanten zum letzten Male nach dem Tanzplatze; noch einmal schmettern die allgemach heiser gewordenen Festtrompeten in die Felder hinaus, in denen die Bewohner, der eine mit mehr, der andere mit weniger Lust und Behagen die Arbeit wieder aufgenommen haben: „die Kirmes wird begraben“. Auf dem Tanzplatze schaufeln die „Leidtragenden“ ein Loch, und jeder wirft eine kleine, alte Münze, einen Knopf oder dergleichen „wertvolle“ Dinge hinein, . . . „die Kärmes eß rem!“ blasen dazu die Hörner. Manche Jungfrau lauscht, und ein Jauchzer entsteigt wie ein Echo ihrem Munde; aber auch mancher Alte, manche Alte horcht auf und erinnert sich bei den Tönen mit stiller Wehmut einstiger, schönerer Tage, die unwiederbringlich in den Schoß der Zeiten hinabgesunken sind . . . . .

Die freudenreichste Zeit des Jahres für die Schwälmer Jugend ist die Zeit der **Spinnstuben.**

Kaum senkt sich nach den kurzen Tagen des Winters die Nacht auf die schneeweißen Gefilde, kaum ist die „Abendsuppe“ verzehrt und auch der vierfüßigen und geflügelten Haustiere gebührend gedacht, dann putzt und rüstet sich das unverheiratete weibliche Geschlecht für die Spinnstube. Aus der Stubenecke wandert das Spinnrad, dessen Rocken mit Flachs kunstvoll umwickelt ist; um die „Mitte“ desselben ist ein buntfarbiges Band geschlungen, und an seiner Spitze ist der Flachs in einige nickende Ringellöckchen ausgedreht. Aus der Schieblade steigt das bunte Strickkörbchen mit der angefangenen Prachtstickerei, und fort geht es, dem Hause zu, in dem heute der Reihenfolge nach die Spinnstube sein soll. Bald ist „das Chor“ zusammen, 6—15 Mädchen sitzen um eine Hängelampe. Munter plappern die Lippen um die Wette mit den schnurrenden Rädern und klappernden Stricknadeln, und nun ertönen jene „Volkslieder“, ohne die man sich eine rechtschaffene Spinnstube schlechterdings kaum denken kann. Es mag sein, daß manche bedenkliche oder gar giftige Pflanze neben herrlich duftenden Blumen hier einen Boden gefunden, aber die Lieder kommen aus gar frohen Herzen und — sie gehen auch zu Herzen. Und manch eine sang schon ihrem ungetreuen Liebsten ein Liedlein an einem solchen Spinnstubenabend, das diesem lebenslang einen Stachel ins Gemüt gedrückt — einen Stachel, der noch in den Tagen des „eisgrauen“ Alters seine bittersüße Wirkung nicht verloren hat . . . .

Gegen 9 Uhr erscheinen auch die Burschen. Immer neue Lieder er-

1) herum.

tönen: bald von Liebe und Treue, bald von der Bitterkeit des Abschiedes, bald von der Lust des Soldatenlebens, alles in bunter Reihenfolge.

Nach mancherlei Sang und Klang beendigt ein halb komisches, halb ernstes Bravourstücklein den Abend. Ein Bursche geht in gravitätischer Weise unter einigen Scherzworten von Mädchen zu Mädchen und „dreht den Rocken bez. einen Strickstock herum“. Darauf steht die Tochter des Hauses auf und gibt jedem Burschen je einen Kuß auf beide Wangen. Ihrem Beispiele folgen alle Spinnstubenbesucherinnen.

Um 10 Uhr wird die Spinnstube geschlossen. In der sogenannten langen Nacht (Mitte Dezember) spinnen die Fleißigen bis der Tag anbricht. Der Freitag vor Weihnacht wird als „Scheideabend“ bezeichnet.



Als besondere Festlichkeit, die in die Zeit der Spinnstuben fällt, ist der Bratabend (Fastnacht) zu nennen. Spielten auf Kirmes die Burschen die Hauptrolle, so diesmal die Mädchen. Das geht so weit, daß dieselben sogar zum Tanze auffordern, während sonst auf der Schwalm der Grundsatz in ganzer Strenge gilt: „Die Meirerche[1]) geh of die Freierei, bann de Himmel blo on banns wendstill eß“. Bei diesem ungewohnten Tun der Töchter der Schwalm ist bemerkenswert, daß es mit einer bewundernswürdigen Gedächtnisstärke für alle diejenigen geschieht, die ihnen im letzten Jahre die Ehre eines Tanzes angedeihen ließen.

Alles hat sich die jugendliche Schar schon während der langen Winterabende „bekädert (abgekartet)[2])“: wie's „gehen“ soll, wo getanzt werden soll, wieviel Kuchen gebacken, wieviel Musikanten genommen werden sollen u. s. f.

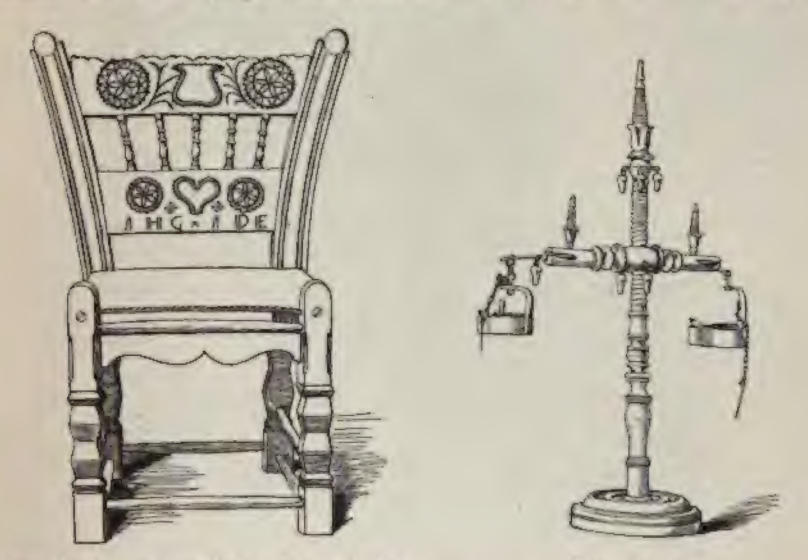
Donnerstag vor Aschermittwoch endlich gewinnen alle diese Pläne greifbare Gestalt. Es wird gekocht, gebacken und gebraten. Nun ist es Abend geworden, und nachdem sich die Burschen eingestellt haben, beginnt das Tanzvergnügen.

1) Mädchen. 2) besprochen.

Es folgt alsdann ein gemeinschaftliches Essen, wobei die Tänzerinnen die liebenswürdigen Wirtinnen machen. Bei dem sich anschließenden Kaffee darf der Zucker nicht gespart werden. Die Burschen versuchen es bei dieser Gelegenheit nicht selten, „alles trocken zu trinken“, was dann den Veranstalterinnen der Festlichkeit große Verlegenheit bereitet.

Freitag-Nachmittag geht die Lustigkeit weiter, der „Satz“ wird aufgekocht, die Überbleibsel werden verzehrt, und auch am folgenden Sonntag, wenn's ans Bezahlen der Musikanten geht, ist noch „ein bißchen 'was los“.

Feiert man in einem Jahre „stillen“ Bratabend, sei es, daß viel Trauer unter dem jungen Volke herrscht, sei es, daß dasselbe durch irgend



„Brautstuhl“ aus dem Anfange des 19. Jahrh. — Alter Leuchter.

welche besonders hervorragenden Ungezogenheiten die Erlaubnis zu einem „lauten Bratabend“ verwirkt hat, so verzehrt man die Bratwürste während der Spinnstubenzeit und trinkt den Kaffee ebenso ohne Sang und Klang. Hernach wird vielleicht „heimlich“ ein Stündchen getanzt, wenn irgend ein Harmonikakünstler da ist, der aus seinem Instrumente einen „Schleifer“ (Walzer), einen „Zessellichte“ (Schottisch), einen Polka oder dergleichen herauszu—drücken weiß.

Freilich so war's früher! Heutzutage sind alle oft der Poesie nicht ermangelnden Sitten dieser Festlichkeit so ziemlich weggewischt oder liegen in den letzten Zügen. Ein kahler „Tanz“ ist an ihre Stelle getreten, und nur der Name desselben erinnert an Brat—würste und süßen, süßen Kaffee....

Im Nachwinter, Frühling und Sommer winken dem Schwälmer die

Genüsse verschiedener **Jahrmärkte.** Für den Mittelpunkt der Schwalmgegend ist es besonders Ziegenhain mit seiner Salatkirmes und seinem „wëiße Mirreschmäät“[1]), für die sogenannten „Heckenester“ knüllwärts Neukirchen mit dem Neujahrs- und Ostermarkt neben der dortigen Salatkirmes, für die Umgegend von Treysa besonders der „Scherzmarkt“, was dabei in Frage kommt. Einzelne Überläufer, besonders Heiratskandidaten, binden sich jedoch an diese Norm nicht und erscheinen wie die Strichvögel hier, da und dort.



Schwälmerinnen auf der „Salatkirmes“ in Ziegenhain.

„Geßt e of's Määt?“ (of die Kärmes?) das ist eine Frage, die das junge Herz hoch schlagen macht und die mit dem gespanntesten Gesichtsausdruck von Mund zu Mund wandert.

Ist der im Kalender dick unterstrichene Tag da, dann strömt, wenn das Wetter sich günstig anläßt, gegen Mittag die Bevölkerung nach dem betreffenden Städtchen. Jeder Marktbesucher trägt als unentbehrliches Reisestück den originellen Schwälmer Regenschirm mit Messinggriff und großkarriertem Überzug unter dem Arme oder, wie die Frauen und Mädchen, mit Über- und Untergriff auf beiden Armen. Am Ellenbogen hängt letzteren ein

1) Markt der weißen Mieder.

weißes Henkelkörbchen, an dessen Stelle ältere Frauen wohl auch eine „Zich“ (Kissenbezug) benutzen.

Die Jugend geht besonders des Tanzens wegen zum Markte. Hier sprossen die Keime zu all den für Nichtkenner der Verhältnisse ziemlich verwickelt liegenden Fäden von herüber und hinüber von Dorf zu Dorf und von Herz zu Herz, Beziehungen, die vielleicht nach Jahren erst in einer Heirat zum Vorscheine kommen.



Von der „Salatkirmes“ in Ziegenhain.
Links zwei Schwälmerinnen, rechts Schwälmer in Sonntagstracht.

Nach dem Tanze führt der Bursche, hat er auch nur einen Schimmer von „Absicht“ für später, seine Tanzliebste „zum Wein oder Kaffee“ in das verschwiegene Stübchen einer Wirtschaft oder Bäckerei.

Diejenigen Pärchen, die schon glücklich in den Hafen der Verlobung eingelaufen sind, zeigen sich heute im vollen Glanze ihrer neuen Würde. Der Bräutigam trägt Ärmelding, Knopfhose und lange Stiefeln, während die Braut „gebrettert“ erscheint. Bemerkenswert ist besonders die mit allerlei Bänderwerk geschmückte „Zich“, die sie beim Gehen vor die Schürze hält, damit die Ausschmükkung so recht zur Geltung kommt.

Als bemerkenswerte Sitte des Ostermarktes sei noch hervorgehoben, daß die Mädchen den Burschen Ostereier schenken, wohingegen letztere ein „Marktstück“ spenden müssen, bestehend in einem herzförmigen Honigkuchen, oder einigen „meeren“ (mürben) Wecken.

Ein solches Marktstück wird von den Burschen auch sonst hin und wieder an Markttagen „spendiert“. Auch den kleinen Geschwistern nimmt man nicht gerade immer ein „silbern Rechtelchen“ oder „golden Rautchen“

(naut — nichts) und „Wartebißchen", sondern wirklich etwas Gutes und Süßes mit nach Hause.

Sind die Köpfe einigermaßen erhitzt, kommt es hin und wieder zwischen den Burschen verschiedener Gemeinden zu einer regelrechten Keilerei. Wenigstens verging in früheren Jahren kein Markttag, ohne daß einige „Hauptschmesser" abgeführt und eine Nacht ins „Loch" gebracht werden mußten, damit sich ihre erregten Gemüter beruhigten. Heutzutage ist der kriegerische Sinn wohl nicht geschwunden, aber des Gesetzes gefühllose Paragraphen lassen solche kleinen Scherze, als da sind zerbrochene Arme und Nasenbeine, blutige Köpfe, zerbleute Rücken, nicht mehr ungesühnt geschehen. Da verlegt sich denn der einmal vorhandene Überschuß an Kraft auf andre, zwar auch nicht ganz erlaubte Kraftproben.

Auch ohne die bis jetzt angeführten „Festlichkeiten" leidet das Schwälmer junge Volk keinen Mangel an Tagen, die ihm der Sitte gemäß gestatten, miteinander zu verkehren. Vom 2. Ostertage an versammelt es sich an schönen Sonntagabenden vor dem Dorfe und läßt seine Weisen ertönen. Weiter helfen dann allerlei **Spiele** die Zeit verkürzen: „Drettmännche (den Dritten abschlagen), Huthörnchen jagen [1]), Gesellchen vermieten [2]) und dgl. mehr.

Hier sei auch auf die Schwälmer Sitte des „**Mailiehs**" [3]) hingewiesen. Steht da vor dem Dorfe die große, schattige Linde. Es ist Walpurgisnacht. Neues quellendes, schwellendes Leben durchpulst ihre Zweige. Lauscht sie dem Gesange der Burschen, die unter ihr sitzen? . . . Jetzt besteigt sie einer, um des Mailiehs althergebrachte Sitte zu vollbringen.

Ich stehe hoch und sehe weit
und sehe den König von Frankreich
und rufe aus das Lieh.

Oder: . . . und sehe den Kaiser von Österreich
und seine Gemahlin.
Es sollen zwei beisammen sein!

1) 5 Personen stellen sich so auf, daß 4 die Ecken eines Vierecks besetzt halten; Nr. 5 steht in der Mitte und ruft: Hu . . . ut, hut in allen Ecken! Die 4 Spieler wechseln ihre Plätze; gelingt es 5, sich während der Zeit eines Platzes zu bemächtigen, so übernimmt derjenige, welcher keinen Platz gefunden, dessen Amt.

2) Beim „Gesellercheſpeel" wählt sich jeder Bursche ein Mädchen als „Gesellchen". Ein Bursche wandert von Paar zu Paar und fragt: „Wie gefällt dir dein Gesellchen?" Erfolgt die Antwort: „Gut!" so schreitet er weiter, heißt's dagegen: „Schlecht!" so forscht er: „Welches willst du haben?" Der Gefragte gibt sein Begehren kund, indem er ein Mädchen nennt. Ist der betr. „Herr" einverstanden, so wechseln die beiden „Gesellchen", im andern Falle sucht ihn der „Frager" durch eine von dem Gegner vorher bestimmte Zahl Schläge mit einem Plumpsack auf die innere Handfläche dazu zu zwingen. Gibt er nach, so geht das Spiel weiter oder aber, wenn er ein Hartkopf oder, hier vielmehr, eine Harthand ist, so läßt vielleicht derjenige seinen Wunsch fallen, der ihm sein „Gesinde abdringen" wollte.

3) Vergleiche Vilmar, Idiotikon S. 240—242.

ruft er hinaus in die stille Nacht. Die Burschen fragen: Wem (Wer) soll das sein. Der „Weitseher“ nennt ein Paar zusammen und deklamiert:

Das erste Jahr zur Lieb',
das zweite Jahr zur Eh',
das dritte Jahr zur Haustür hinein.

Der Chor stimmt an:

Wenn ein Mädchen klein ist,
aber doch recht fein ist,
alle Mädchen klein,
aber doch recht fein:
alle Mädchen hoch!

Wenn ein Mädchen dick ist,
aber doch geschickt ist,
alle Mädchen dick,
aber doch geschickt,
alle Mädchen hoch!

Wenn ein Mädchen lang ist,
aber doch recht schlank ist,
alle Mädchen lang,
aber doch recht schlank,
alle Mädchen hoch!

Wenn ein Mädchen schwa(r)z ist,
aber doch mein Schatz ist,
alle Mädchen schwa(r)z,
aber doch mein Schatz,
alle Mädchen hoch!

Nun geht der „Reigen“ wieder von neuem an, bis alle Paare zusammengeliebt sind. Liebrecht und -pflicht besteht darin, daß der Bursche mit seinem „Liebschatz“ das Jahr über bei Gelegenheit tanzen muß. Nicht selten wird aus diesem Zusammengeben durch die vox populi eine Liebschaft auf Lebensdauer. Heutzutage ist die Sitte des Mailiebs in nur noch wenigen Schwalmdörfern bekannt, ebenso findet nur hier und da eine regelrechte Versteigerung der Mädchen statt.

Pfingstsonnabend holt der Schwälmer den „Maibaum“. Im Birkenwalde scheinen dann die Geister der Ahnen lebendig geworden zu sein. Zu Hause werden alle, besonders aber die Schlafstuben geschmückt. Auch vergißt kein rechtschaffener Bursche, seinen Schatz mit einer Birke zu beschenken, die alsdann durch die enge Pforte des Kammerfensterleins in ihr Schlafstübchen wandert.

Um die Pfingstzeit schmücken die Schulkinder das Pfingstmännchen, indem sie einen Knaben vollständig mit Laub und Blumengirlanden umwickeln, fertigen auch wohl einen Pfingstbügel mit Blumen und Bändern an. Beide Kunstwerke werden im Dorfe gezeigt und dabei Spenden erhoben, bestehend in Eiern, Geld u. dgl.

Sobald die Kräuter des Waldes und Feldes: Waldmeister, Blutkraut, Odermennig, Krötenkraut, Thymian, gelbe Taubnessel, „Schmirrekraut“, Lungenkraut, Goldgüldenkraut, Kamille ihre Düfte spenden, werden sie an den Sonntag-Nachmittagen von den jungen Mädchen gesammelt, wobei ihnen die Burschen fleißig helfen.

Bricht endlich der Sommer mit seiner ununterbrochenen Kette von Arbeiten vollständig herein, dann hören diese Spaziergänge von selbst auf,

der liebe Sonntag wird zum Ruhetag im vollsten Sinne des Wortes. Arbeit, nichts als Arbeit birgt die Woche, oft von 2 Uhr morgens an bis in die sinkende Nacht hinein. Doch davon sprechen wir am besten in einem neuen Abschnitte.

6. Der Schwälmer bei der Arbeit.

1. Die Größe der Wirtschaften schwankt zwischen 50—150 Acker (Morgen, 23,87 Ar); selten beträgt sie 200 und mehr, gewöhnlich annähernd 100 Morgen. Ein solches Besitztum heißt ein Gut; kleinere Anwesen bezeichnet man als „Wärk" oder „Wärk—chen", letzteres wohl auch spottweise als — „Bärrel". Je nach dem Umfange der Besitzung werden Pferde, Ochsen oder Kühe als Zugtiere benutzt. Auf einem Gute von ungefähr 100 Acker herrschen folgende Zahlenverhältnisse:

Ackerland	70—80	Morgen,
Wiesen	20—30	„
Winterfrucht ca. . . .	25	„
(nämlich Roggen . .	13	„
Weizen) . .	12	„ [1]
Sommerfrucht	20—25	„
(nämlich Hafer . . .	20	„
Gerste) . .	5	„
Hackfrucht, Klee u. a. Leguminosen	20—25	„
(nämlich Kraut u. Runkeln	5—6	„
Kartoffeln . .	3—4	„
Klee, rot . .	4—5	„
Klee, weiß . .	2—3	„
Erbsen . . .	3—4	Morgen,
Saubohnen (vicia faba) . . .	1—2	„

Dazu noch kleine „Striemel" für Hirse, Linsen usw.

An Vieh werden gehalten:

Pferde 4 (und 1—2 Fohlen),
Kühe 5—8,
Jungvieh 8—10,
Schweine 9—12,
Schafe 30—40 (wenn nicht ganz abgeschafft),
Hühner 30—40,
Gänse 10—15.

Zur Verrichtung der einschlägigen Arbeiten verwendet der Besitzer gewöhnlich 2 Knechte und 2 Mägde.

2. Bis auf die Domäne Schafhof bei Ziegenhain und einige Rittergüter wirtschaftet die Gegend nach der altehrwürdigen Dreifelderwirtschaft. Ihr „Plan" zeigt immer einmal Hackfrucht und zweimal Halmfrucht als Winter- und Sommersaat. Diese „nährende Drei" macht sich denn auch überall um die Dörfer herum bemerkbar: auf dieser Seite die schweren Halme der Wintersaat, auf jener die Sommerfrüchte, und auf einem dritten Teile der Feldflur ein buntes Durcheinander von Kraut und Rüben, Klee und Kartoffeln

1) Im Schwalmtale selbst überwog früher der Roggen; an den Rändern der Gegend (z. B. in Obergrenzebach) wurde mehr Weizen als Korn (Roggen) gebaut. Gegenwärtig hat sich jedoch allgemein eine Verschiebung zugunsten des Weizenbaues vollzogen.

und was hernach den weiten Keller als Kellergemüse füllen soll. Jeder muß schon darum dieser eisernen Reihe in der Fruchtfolge gehorchen, „weil er sonst keinen Weg hat“.

Was dieses „Weg-haben“ (bezw. nicht haben) besagen will? Diejenigen, denen die einschlägigen Verhältnisse gänzlich unbekannt sind, mögen sich hierzu die Tatsache merken, daß es in den Gemarkungen nur einige wenige Hauptfeldwege gibt, von denen aus die entfernter liegenden Äcker „die Fahrt“ über ihre Vorderleute haben. Das Recht besteht im „Winter- und Sommerfeld“ darin, daß der Hintermann über die betr. Äcker einmal zur Aussaat und dann wieder zur Ernte fahren darf. Im Brachfelde dauert dasselbe unbeschränkt bis „ahle Mechel“ (Michaelis, 10. Okt.) und kommt geduldetermaßen zur vollständigen Ausnutzung, wenn die Ernte in Klee besteht. Bei Ausübung der Gerechtsame muß „Spur gehalten“, d. h. in einem Jahre ziemlich haarscharf derselbe Streifen befahren werden.

Es leuchtet ein, daß durch vorstehende Sitte der einzelne in seinem Eigentumsrecht beschränkt wird. Noch mehr springt dieses in die Augen, wenn ich noch hinzufüge, daß auch von der Ernte bis zum Spätherbste alle Schafe, Schweine, Gänse und früher auch Kühe auf die Gesamtfläche zur Hute getrieben werden; dasselbe bezieht sich auch auf die Wiesen bis zum 1. April. Die Gemarkung bildet hierdurch ein Ganzes, worauf jeder, was Hute angeht, nach Maßgabe seines Viehstandes Rechte und nach Maßgabe seiner Ackerzahl Pflichten hat. Aus dieser Anschauung einer gewissen Gemeinsamkeit des Besitzes ergaben sich zum Teil auch von selbst gewisse „Regeln“, manche Arbeiten an ganz bestimmten Tagen zu beginnen, so z. B. am 11. Mai (Dickebönndååk [Dickebohnentag] oder „Gangeltag“) die Bohnen, auf Vitus (15. Juni) das Kraut zu setzen, auf Johannis (24. Juni) den Sommersamen zu säen und die Heuernte, auf Jakobi (25. Juli) die Kornernte zu beginnen, Bartholomäi (24. August) mit der Roggensaat anzufangen u. s. f. Mag dieses Verhältnis für Fernstehende recht patriarchalisch, gemütlich aussehen, in der Praxis stellt sich die Sache anders dar. Schlendrian, Zank und Streit, Prozesse sind oft die Folge . . . .

In den verschiedenen Dörfern, wo bereits „verkoppelt“ (separiert) ist, hat sich mancher, außer zu vielen anderen wertvollen Verbesserungen, auch zur Siebenfelderwirtschaft belehren lassen, obwohl diese „Fortschrittler“ noch dünn gesät sind. Abweichungen, die darin bestehen, daß man nicht immer streng auf Halmfrucht Hackfrucht folgen läßt, sondern die Jahrgänge der ersteren auf Kosten der letzteren vermehrt, hat sich dieselbe jedoch gefallen lassen müssen, „weil sonst der Ertrag an Stroh für die Betriebe nicht ausreichen würde“. — —

3. Den Leser dürfte es interessieren, weiterhin über die Arbeit und den Bienenfleiß einer solchen Lebensgemeinschaft, gewissermaßen eines Staats im Staate, den man Gut nennt, und auf dem der Bauer wie ein Patriarch oder Fürst schaltet und waltet, einiges zu hören.

Ein feuriger Streifen weit im Osten verkündet den Morgen. Am Hausgiebel pfeift das Rotschwänzchen, und weiter feldeinwärts steigen die ersten Lerchen empor. Da wird's vor den Pferdeställen in allen Bauerngehöften der Schwalmgegend lebendig. Es ist Frühlingszeit, und die Aussaat muß bewerkstelligt werden. Der Knecht, der schon einige Stunden „vor Tag“ mit Füttern zugebracht hat, spannt die „mutigen“ Tiere vor den Pflug, und nachdem er auch mit dem Gespann seines Herrn dasselbe getan, schwingen sich beide auf die „Reitspferde“ (Handpferde), und nun geht es in den frühen Morgen hinaus an den Acker.

Der Knecht arbeitet (bis vor kurzem) mit einem „alten Pflug“, an dem das Streichbrett aus Holz besteht; es ist dies zwar ein „Möbel, das angehalten werden muß, daß es einem fast schwarz vor den Augen wird“, aber in dem steinichten Acker könnte die neuere, bis auf den Kringel aus Eisen bestehende Art des Pfluges, welche die Nase tiefer in die Erde wühlt, leicht Schaden nehmen.

Beim Eggen benutzen beide Ackerleute die alte Holzegge, mit langen, eisernen Zinken; selten sieht man Eggen, die ganz aus Eisen geschmiedet sind. Beide ruhen beim Transporte auf dem Vorderpfluge und der „Schleife“, auf die man sie mit einem kleinen Kunstgriffe befestigt.

Mehr und mehr sieht der Schwälmer auch den Nutzen einer Sä- und Mähmaschine ein.

Die Mägde dörren an schönen Frühlingstagen den Flachs, und dann ertönt wochenlang die eintönig klappernde Musik der Flachsbreche.

Heu- und Kornernte bringen heiße, lange Tage. Oft stehen die erprobten Scharen schon morgens gegen 2 Uhr auf dem Plane und sind abends um 10 Uhr noch nicht soweit, das Lager aufsuchen zu können. Und das geschieht nicht etwa hin und wieder einmal, nein, wenn das Wetter anhaltend günstig bleibt, ein und alle Tage, wochen-, monatelang. Hier offenbart der Schwälmer eine Zähigkeit im Ertragen von Strapazen, die geradezu bewunderungswürdig erscheint. Dabei ist durch die Dreschmaschine, durch das Mähen des Getreides, anstatt des Schneidens desselben, wie es bis vor wenigen Jahren mit Aufwendung von einer Menge Arbeitern gang und gäbe war, dem Menschen ein schönes Sümmchen allerschwerster Arbeiten abgenommen worden. Wenn man „alte, knorrige Eichen“ aus der Zeit des Dreschflegels und der Sichel erzählen hört, vermag man sich eines gelinden Grauens kaum zu erwehren. Im Herbste ging's damals um 10 Uhr ins Bett, um 12 Uhr auf die Dreschtenne und gegen 3—4 Uhr

nahmen die Fleißigen die Sense auf die Schulter, das Grummet abzumähen. Dazu gab's tagsüber alle Hände voll zu tun. Zur Kirmeszeit (gewöhnlich 18. Oktober) mußte das „Herbstmanöver" vorüber sein; Schimpf und Spott denjenigen, die diesen Termin nicht einzuhalten vermochten! Daß dabei manchmal die Augen zufielen, ohne daß gesungen zu werden brauchte, bedarf keiner Versicherung. Eine kleine Festlichkeit, die Ausdreschkirmes, bildete das fröhliche Ausrufungszeichen zu diesem langen Satze. Aber auch noch jetzt verlangt die schöne Sommerzeit manchen Schweißtropfen. Hei, wie rasseln da die Viergespanne! Sie überholen die Haufen von Arbeitern mit „Lenzeln" (Strohseile), die in das Feld schreiten oder sich auf ein anderes Ackerstück begeben wollen, gefolgt von der Kleinmagd, welche die „Schlefkanne" nachtragen muß. Hier sind Schnitter damit beschäftigt, den Erntesegen abzumähen, dort andre, ihn zu binden; an einer andern Stelle wird ein Wagen geladen; 5—6 „Gelege" (Lagen von Gebunden, von den Leitern aus gerechnet) muß er haben, soll er anders für voll angesehen werden. Gegen Mittag beleben die Hausfrauen das Bild, die in bunten Körben auf dem Kopfe das Essen ins Feld befördern. Endlich wird es Abend!

Müde rauschen die Sicheln im Korn:
Lang war der Tag seit der Frühe,
spitzig die Stoppel, holprig der Schorn,
tausendfältig die Mühe.

Horch! da tönt aus dem Dörflein heraus
Abendglocke den Frieden,
und den Acker zum Gotteshaus
weihen scheidend die Müden.

Betend beim friedlichen Glockenschlag
ihre Reihen durchhallt es:
Herr, du schirmtest uns diesen Tag,
schirme uns weiter . . . . Gott walt' es![1]

Schwalm.

Weiterhin holt sich der Schwälmer auch im Herbste bei der Aussaat manchen „nassen Buckel". Und ist's im Winter nicht gar zu „schuckerig" draußen, oder alles weit und breit schuhtief verschneit, so schwingen Herr und Knecht, zumal in den sogen. „Heckennestern", unermüdlich die Rodehacke. Letzterer schneidet auch wochenlang „Futter" (Häcksel) und knüpft „Lenzeln" (Strohseile), während die Mägde stricken und zu ca. 20 Steigen (à 20 Ellen) das Garn spinnen, und der Herr auf dem „Lierrade" (eine Art Spindelrad[?]) Seilergarn „drespelt", woraus er die Stricke für den Wirtschaftsbedarf eigenhändig zu drehen pflegt. Während der langen Wintertage werden auch die Pflüge, Eggen, Wagen, Rechen usw. in den Stand gesetzt, damit alles in Ordnung ist, wenn die Frühjahrsarbeit beginnt; denn manches Rad wackelte nur noch einher, mancher Rechen hatte im vorigen

1) Leider wird die angedeutete hehre Sitte nur noch von wenigen, alten Leuten beobachtet.

Jahre alle Zähne (Zinken) verloren, mancher Pflug in steinichtem Boden Hals und Bein (Kringel und Schar) gebrochen: da muß ausgebessert werden, was noch auszubessern ist. Dies und jenes macht der Herr mit geschickten Händen selbst.

In Summa: es ist ein arbeitsreiches Leben, das Leben eines Schwälmers, und wen der Schöpfer nicht mit einer „hagenbuchenen" Gesundheit und einem ziemlichen Maß von Körperkraft ausgerüstet hat, der hält's nimmer aus. Augenscheinlich hat die Natur schon jahrhundertelang Auswahl getroffen, um endlich diese wind- und wetterbeständigen Recken der Arbeit hervorzubringen, wie dieses die überwiegende Anzahl der Schwälmer sind. . . . . — —

4. Heute ist dritter Weihnachtsfeiertag, ein schwerer Tag für die Kasse des Schwälmer Bauern, neben dem Michaelistag gewissermaßen der Zahltag aller Zahltage. „Wer ihn heute anguckt, will Geld von ihm haben." Auch der gute Mann, in dessen Hause wir nun schon oft weilten, sitzt in der uns wohlbekannten Stube vor dem Ahorntisch, weit ist der Tischkasten geöffnet, er „rechnet ab" mit Knecht und Magd, mit Schmied, Wagner, Schneider und wie sie alle heißen, seine Helfer, gewissermaßen seine Arme bei der sauern Arbeit des Jahres.

Da ist zunächst der Knecht. Der Herr liest aus seinem Notizbuche laut vor: „Du kriegst 81 Taler Lohn" — der Schwälmer rechnet überhaupt gern nach Talern. „Seit die Marken" herrschen, taugt's nichts mehr in der Welt!" — „darauf hast du 10 Taler „aufgehoben", es trägt dir noch 71 Taler. Hier sind sie. Die 6 Mesten (à 30 Pfd.) Korn hat deine Frau im Herbste erhalten. Hier liegen: 1 Steige (20 Ellen) „flässe" (flachsen) mittelgute Sorte!) Tuch, 5 Ellen Schmaltuch (beste Sorte!), 2 Pfd. Wolle. Außerdem habe ich dir „von einer Meste Land Kartoffeln 'nausgemacht", du hattest 10 Sack, dein Stückchen Land ist „zurecht gemacht worden", und du hast ein „Geleg Futterage" (Heu) und 2 „Geleg" Stroh bekommen. Hier ist dein „Scherzlaib" und deine „Scherzwurst".

Damit tritt der Knecht zur Seite, und die Magd kommt an die Reihe. Sie erhält: 36 Taler, 1 seidenes Halstuch mit Schnüren, 1 „Betzel" mit „Betzelschnüren", 30 Ellen kleinwergs (geringste Sorte) Tuch, 7 Ellen Schmaltuch, 7 Ellen „flässe" Tuch, 7 Pfd. Wolle, 1 Steige „Beiderwand," 2 Mesten Weizen, von 1 Meste Land Lein gesät, von 2 Metzen Kartoffeln „'nausgemacht", 10 Ellen „Bettwerk" (Bettbezüge), 6 Tage darf sie „zum (Flachs-) Brechen" heimgehen. (Dabei mag die Bäuerin nicht vergessen, ihr einen „Brechkorb", gefüllt mit allerlei Eßbarem, mitzugeben); im Winter strickt sie 3 Wochen für sich; Scherzwurst und Scherzlaib gehörten auch zu ihrem „Auszuge". Ihren Eltern leistet der Herr so ziemlich alle Fuhren unent-

geltlich. — (Bei einer Verlobung oder einem Trauerfall im Hause erhält das Gesinde ein „Braut-“ bezw. „Trauerstück“ als Extragabe.)

„So,“ spricht der Herr, „jetzt habt ihr alles“. „Ja, Herr,“ antworten Knechte und Mägde wie aus einem Munde, denn auch der Kleinknecht und die Kleinmagd haben das Ihrige empfangen, und packen ihre Siebensachen ein. „Verzehrt's gesund!“ wünscht der Herr.

Für das nächste Jahr hat er sie bereits in der Mitte des Sommers wieder gemietet, eine Sitte, die zur Notwendigkeit geworden ist, seitdem Knechte und Mägde immer rarer werden — erstere deshalb, weil sie anderwärts lohnendere Arbeit suchen und letztere — das klar zu machen, muß ich schon ein wenig ausholen. Hatte in früheren Zeiten ein „Geschäftsmann“ (nicht zu verwechseln mit armem Manne, denn da war das Nachstehende erst recht selbstverständlich) ein Mädchen, und war's auch die einzige Tochter, sie mußte „dienen“, dienen, bis sie 30 und mehr Jahre zählte, um das kärgliche Einkommen ihrer Eltern durch ihren Verdienst aufbessern zu helfen. Ganz anders heute, wo der Mann dieser Art meistens so viel verdient, daß er eine kleine Familie reichlich ernähren kann, und „dann soll sich seine Tochter doch nicht so „abschinden“. Trat weiterhin einmal der Fall ein, daß eine Dienstmagd wegen eines ganz bestimmten Umstandes den Dienst aufgeben mußte, so war hundert gegen eins zu wetten, daß sie hernach das Kind ihrer alten Mutter oder Tante überließ und weiter diente. Heute wird sie entweder Amme, oder heiratet als „blutjunges Ding“, wie überhaupt die gute Sitte der Altvorderen dieser Klasse, zu heiraten, wenn man sich einen Sparpfennig zurückgelegt, Kleidungsstücke, Tuch, Flachs verdient hatte, immer mehr schwindet. Die Folge davon ist, daß die blasse Not bei vielen bald einkehrt. Ihr zu entgehen wandert alsdann der Mann nach Westfalen in die Backsteinfabrik. Zerrissene Ehen, schlecht erzogene Kinder sind die Folgen .... Dieser Mangel an Dienstboten hat, wie gesagt, die angeführte Sitte großgezogen, schon Mitte Sommer oder noch früher das Gesinde für das nächste Jahr zu dingen, wobei ihnen der „Mietpenk“ (Mietpfennig — Miettaler) übergeben wird.

Da Knechte und Mägde, die wir kennen lernten, von auswärts stammen, so holen sie ihre Altersgenossen am Scherztage ab; dieselben tragen auch bereitwillig ihre verdienten Sachen. In derselben Weise werden sie nach den Wochen, die sie sich „zu Hause zu bleiben“ ausbedungen haben, wieder „eingebracht“.

Der Schmied bekommt ebenfalls einen Teil seines Guthabens, so den Betrag für das Schärfen der Sensen und Pflüge in Bausch und Bogen mit Frucht bezahlt, wohingegen der Wagner und Schneider ihre Vergütung in barem Gelde erhalten. In gleicher Weise wie der erstere empfängt

Michaelis auch der Schweinehirte und Peterstag der Schäfer seinen Jahreslohn fast durchweg in Getreide. Die Taglöhner werden meistens nach dem Worte der Schrift entlohnt: „Du sollst den Dürftigen und Armen den Lohn des Tages geben. Sie bekammen pro Tag 70 Pfennig bis eine Mark und die Kost. Ihnen „macht der Herr Kartoffeln 'naus", d. h. er räumt ihnen ein Stück Feld dazu ein. Den Dünger holt er auf der Dungstätte des betr. Arbeiters, das Ackern usw. besorgt er. Selten noch lassen sich „geringe Leute" Flachs „'naus machen", ist es aber der Fall, so arbeiten sie mit 6 Tagen à Meste diese Gefälligkeit ab. Im übrigen gibt der Tagelöhner dem Bauern den Vorzug, wenn ihn mehrere für denselben Tag zur Arbeit begehren, der ihm 'naus gemacht hat.

Wie mit Knecht und Magd, ist der Herr auch mit Schmied und Wagner, mit Hirte und Schneider zufrieden, sie werden ihm im nächsten Jahre wieder arbeiten, desgleichen wird auch das Verhältnis zu den Tagelöhnern, die als Menschen von altem Schrot und Korn nun schon so viele Jahre auf seinem Gute gearbeitet haben, dasselbe bleiben, und wenn der liebe Frühling kommt, kann der Faden der Arbeit da wieder angeknüpft werden, wo er im Herbste abgerissen ist.

7. Abergläubische Sitten und Gebräuche.[1])

Krankheitsbeschwörungen. Ganz am Ende des Dorfes wohnt sie, die alte Kärren (Katharina), die „für" alles etwas weiß, alle heilkräftigen Kräuter kennt und Sprüchlein dazu in Hülle und Fülle gegen alle Gebresten des Leibes. Und richtig, da kommt schon eine Botschaft, „d's Hännesche wer kraank, se sill dâch emol sah, äb hä 's Fiewer hett'." Stillschweigend geht sie ans Handtuch (auch ein Stück „Salband" tut gleiche Dienste) und mißt über Ellenbogen und Fingerspitzen — einmal, zweimal, dreimal. Sie nickt: beim dritten Male war's ganz deutlich zu sehen, daß das Überbleibsel nach dem Messen länger herabhing als das erste Mal. Also Fieber! und — der lange Zipfel sagt's deutlich — sehr starkes Fieber. Da muß gebraucht werden! Sie besorgt dies folgendermaßen:

„Hännesche (Name des Betr.) hat verloren
an Herzen, Mund und Sporen,
an Herzen-, Mund- und Lungenkraft. † † †[2])

Oder („wenn's ganz, ganz schlimm ist"):

„Lieber Herr Jesus, ich komme zu dir, siebzigerlei Fieber bring' ich zu dir,
nimm sie mir ab und schick' sie nicht wieder zu mir. † † †."

---

1) Eine reiche Blütenlese findet sich auch in die übrigen Ausführungen hier und da eingestreut. Vergl. besonders den Abschnitt „Von der Wiege bis zur Bahre."

2) Im nachstehenden bedeutet dieses Zeichen immer die Formel: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

So weiß sie gegen allerlei Übel ein Sprüchlein:

2. Gegen Mundfäule:

„Mundfäule falle ab, wie der tote Mann sinkt ins Grab". Dreimal bläst die Sybille dann in den Mund und spricht weiter: „† † †."

Oder: „Mundfäule und Faulzahn, du sollst vergehen und mußt vergehen wie der heil. Huchtichon (Hauch dich an?).

3. Beim Blutstillen:

„Jesus und Petrus gingen durch eine enge Gasse, da begegnete ihnen nichts als Blut und Wasser. Da sprach Jesus: „Blut, du sollst stille stehn! † † †"

Oder: „Blut, du sollst stille stehn, wie drei ungerechte Müller in die Kirche gehn. Du sollst nicht gären und sollst nicht schwären, du sollst nicht beißen und auch nicht unter dich reißen, sondern herausfleißen. † † †."

4. Gegen kleine Wunden:

„Heiligste Wunde, glückselig war die Stunde, da unser Heiland geboren ward. † † †."

Oder: „Jesu Wunden seien unverbunden, sie schwären nicht und schwellen nicht. † † †."

Oder: „Gott bewahre diese Wunde, schwäre nicht und schwelle nicht, sondern schwinde. † † †."

Oder: „Du sollst nicht roten, du sollst nicht bluten, du sollst nicht heizen, du sollst nicht beißen, du sollst nicht hitzen, du sollst nicht schwitzen, sondern du sollst heilen. † † †."

Oder: „Blut, du sollst stille stehn wie das Wasser im Jordan. † † †."

Dabei nimmt man ein Stückchen Holz oder ein Steinchen von der Erde, drückt damit drei Kreuze auf die Wunde und legt den Gegenstand auf die Erde, wie er gelegen hat.

5. Nasenbluten stillt die Alte dadurch, daß sie die Blutstropfen auf zwei kreuzweise übereinander gelegte Strohhalme fallen läßt.

6. Auch wenn jemand „etwas ins Auge gekriegt" hat, hilft dasselbe Mittel, nur mit der Abänderung, daß es diesmal das zum Auswaschen des Auges benutzte Wasser ist, das die Halme netzen muß. Hier mögen noch einige andere „Mittelchen" aus der Schwälmer Augenheilkunde folgen. Den Nachtschatten vertreibt Mutter Kärren folgendermaßen: Der Kranke muß sich in die Kuhstallstür stellen, nach dem Walde schauen und sprechen:

„Nachtschatten, du sollst fliegen über den Wald, wie die Kuh eilt zu ihrem Stall. † † †."

7. Ein Fell auf dem Auge heilt auf die Formel:

„Fell, du mußt weichen mit den 5 Fingern, womit ich dich tu streichen, die mir Gott gab, eh' ich die Welt sah. † † †."

Oder: „Es gingen drei heilige Mäjen (Mädchen) über drei heiligen Stegen, die erste ging den Weg, die zweite ging den Steg, die dritte tat den Stoß, daß das Fell vom Auge floß. † † †."

Oder: „Fell und Schmerzen, wie Rauch fliegt von des Menschen Aug'. † † †"

8. Die **Striemel** vergehen, wenn man braucht:

„Striemel verfliegt, wie die heilige Maria ihren ersten Sohn hat gekriegt. † † †."

9. Das „Ende" des **kalten Brandes** (Blutvergiftung) und **Rotlaufs** einer Wunde bedeutet es, wenn gebraucht wird:

„Die Mutter Jesu ging über Land, führt ihren Sohn an der rechten Hand, da fand sie einen Stab, der war verbrannt, damit schlug sie den kalten Brand. † † †."

Oder: Jesus zog einst über Land, da stand ein Stock vor der Wand, der war entbrannt. Da kam die heilige Maria, legt darauf ihre schneeweiße Hand, davon verschwand der Rotlauf und der kalte Brand. † † †."

Oder: „Cornelius ging über Land. Was trug er in seiner Hand? Einen glühenden Brand. Soll nicht verschlimmern, soll nicht verschlimmern, soll nicht verschlimmern. † † †."

Rotlauf vertreibt auch:

„Schwäre nicht, schwelle nicht und schwinde nicht, wie die Wunden unsers Herrn Jesu Christi am Kreuze, die sind nicht geschworen, nicht geschwollen und nicht geschwunden. † † †."

Oder: „Ich ging durch einen grasgrünen Wald, da sah ich einen Wacholderstrauch, der brannt. Ich nahm ihn in meine rechte Hand. N. N. ihm versprech' ich das Feuer (Fieber) und auch den Brand. † † †."

10. **Schnupfen**, hierzulande ebenfalls Rotlauf genannt, heilt das Reimlein:

„Holunderstrauch, tu dich auf, Rotlauf setz' dich drauf; ich hab' dich getragen einen Tag, du sollst ihn tragen Jahr und Tag. † † †."

11. Gegen **Zahnweh**: In der auf die ersten Festtage (Weihnachten, Ostern, Pfingsten) folgenden Nacht gehe nackend ans fließende Wasser und sage:

„Jesus und Petrus gingen über den Bach Kidron. Da sprach Jesus zu Petrus: Warum bist du so traurig? Petrus sprach: Mir verfaulen die Zähne im Maule! Jesus sprach: Nimm Wasser aus dem Bach in deinen Mund, spei es aus bis auf den Grund, so werden deine Zähne gesund. † † †."

Man kann sich auch gegen Zahnweh brauchen, indem man am ersten Ostertage vor Sonnenaufgang stillschweigend an einen Ort geht, von dem aus der Tannenwald zu sehen ist. Das betreffende Sprüchlein lautet:

„Guten Morgen, lieber Ostertag, grüner Wald mit Erden, wollte wünschen, daß mir meine Zähne oben und unten nicht gären und nicht schwären. † † †."

12. Die ausgegangenen **Milchzähnchen** wirft das kleine Schwälmerkind mit den Worten in ein Mausloch:

„Mèische[1]), ich gabb d'r e knechern Zehche[2]), schenk' m'r e eisens[3])!"

Damit die neuen Zähne recht dauerhaft werden.

---

1) Mäuschen. 2) Zähnchen. 3) eisernes.

13. Die **Gesichtsrose** vertreibt die Formel:

„Hier in diesem Paradiese stehen Rosen, sie wachsen nicht, sie blühen nicht, sondern sie stehen. † † †."

14. Um **Gesichtswarzen** zu entfernen, knüpft man in einen Zwirnsfaden so viel Knoten, als man Warzen hat und vergräbt denselben „stillschweigend" unter die Dachtraufe. Sobald er verwest ist, vergehen auch die Warzen.

15. **Krampfringe** verfertigen die Schmiede aus den Nägeln einer vermoderten Totenlade.

16. **Nabelbrüche** vergehen, wenn sie mit einer „Totenhand" gedrückt werden.

17. Gegen die **Gelbsucht** bei Kindern „verordeniert" die Alte „Menschenfett" (Rizinusöl!) oder dergleichen schöne Sachen, oder ein paar Schafläuse, die dem wehrlosen Patienten in Mus eingegeben werden. „Böses muß Böses vertreiben," lautet der oberste Grundsatz dieser Art Volksmedizin.

18. Ähnlich rein ist auch das Mittel bei der „**armen Krankheit**" (Fallsucht). Eine Person, die noch nie einen solchen „in den Krämpfen" liegenden bedauernswerten Menschen gesehen hat, muß ihm stillschweigend dreimal in den Mund — speien. Von Kindern, die mit derselben Krankheit behaftet sind, verbrennen die Angehörigen stillschweigend das Hemd, das sie bei einem Anfalle getragen haben, wickeln sie wohl auch in „reine" schwarze Seide.

19. Bei starken **Kopfschmerzen** spricht man:

„St. Paulus, St. Petrus, St. Johannes, die 3 heiligen Apostel, gingen miteinander über einen Berg, da begegnete ihnen der Elbe und die Elbin. Da sprachen die heiligen Apostel: Wo wollt ihr hin, ihr Elbe und Elbin? Sie sprachen: Wir wollen nach N., in dem NN. sein Haus und wollen seiner Tochter (Sohn, Frau x) NN. ihr angehängtes Blut lassen. Da sprachen die 3 heiligen Apostel: Das sollt ihr jetzt nicht tun, wir sind schon dagewest und haben ihr gebüßt für die graue, für die blaue, für die rote, für die gelbe, für die schwarze und für die weiße und für die siebenzigerlei Krankheiten. Sie sein (sind) weg, sie sollen ihr alle gebüßt sein. † † †."

20. Ein „Gebet" gegen alle möglichen „Übel des Leibes", besonders aber gegen **Gicht**, ist das nachfolgende:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Habe ich das reißende oder das wütende Nerven- oder Krampfgicht, oder das fressende oder das laufende oder das kalte oder das warme Gicht in meinem Fleisch oder in meinem Blut, in Wangen und Beinen, so vertreibe sie mir der liebe Herr Jesu Christ. Ich verbitte dir alle Gichter, so lauter und so rein sollst du sie weichen aus meinem Rücken, aus meinen Armen und Beinen, aus allen meinen Gliedern, so lauter und so rein, wie Maria, die Mutter Gottes, durch ihr liebes Kindlein. Das tue

mir zur Lust. † † †[1]). Du seist das schießende, das laufende oder das stechende Gicht, so sollst du heute zu Tag stille stehn und nicht mehr in meinen Gliedern sein, so helfe mir der liebe Herr Jesus Christ. Das tue mir zur Lust. † † † (w. o.). Jesus, Maria, Joseph."

Dieses kräftige, für alle Menschen heilsame Gebet zum heiligen Kreuze Christi wurde im Jahre 1505 auf dem Grabe unseres Herrn gefunden. Als Kaiser Karl zu Felde zog, erhielt er es vom Papste zum Geschenk, und teilte er es nach der Stadt Michael in Frankreich mit, wo es auf einem Schilde in goldenen Buchstaben, wunderbar schön ausgedrückt, zu lesen ist. Wer dieses Gebet täglich betet oder beten hört oder bei sich trägt, oder wer täglich 5 Vaterunser und ebensoviel Ave Maria zur Ehre des bitteren Leidens unseres Herrn Jesu Christi betet, wird nicht des jähen Todes sterben, in keinem Wasser ertrinken, in keinem Feuer verbrennen, in keiner Schlacht umkommen und von keiner Gicht Ungemach haben. (— —) Seht ihr einen mit St. Johannes- oder Cornelius-Krankheit behafteten Menschen auf die Straße fallen und legt ihm dieses Gebet in die rechte Seite, so wird er gleich aufstehen und sich seiner Genesung freuen. Wer dieses Gebet von Haus zu Haus bringt, wird von mir gesegnet, wer aber damit spottet, wird von mir verflucht. Das Haus, worin sich dieses Gebet befindet, wird von Donner und Blitz keinen Schaden leiden, und man wird ein Zeichen von Gott sehen.

(Schütz, Wiera.)

Auch mit den Tieren beschäftigt sich das Brauchen eingehend. Entweder sollen allerlei Krankheiten derselben damit vertrieben werden, oder man sucht sich lästiger Gäste unter ihnen dadurch zu erwehren, oder nützliche gefügiger zu machen u. dgl. mehr.

Schon die Geburt der wichtigsten unter ihnen, der Haustiere, bietet reichlich Gelegenheit zu allerlei Hokuspokus. Ist z. B. ein Kälbchen auf die Welt gekommen, darf nichts verborgt werden, sonst ist dem Behextwerden Tür und Tor geöffnet. Die Mutter Kuh bekommt einen besonderen Laib Brot, den sogen. Lochlaib, in den mit der Faust ein Eindruck — Loch — gemacht wurde. —

Gegen Hunsch (entzündetes Euter) braucht man:

„Der Hunsch und der Drach, die gingen einst über den Bach, der Drach versank, der Hunsch ertrank. † † †."

Beim Entwöhnen eines Kalbes wirkt der Spruch Wunderdinge:

„Ich will dich binden an einen Pflock, du sollst schweigen wie ein Stock, du sollst Heu und Stroh fressen und deiner Mutter Ditz (Euter) vergessen. † † †."

Frißt eins nicht, wird gebraucht:

„Kalb, friß Gras, Heu und Stroh, dann wirst du nicht schro (mager). † † †."

Wird eins verkauft, wickelt man den Strick, an den es angebunden war, der „Mutter" um die Hörner und schmiert seinen Kot an ihre Krippe, damit sie ihren Sprößling vergesse. — Soll eine Kuh nicht über Gebühr

1) 3 Kreuze schlagen.

lang „trocken stehen", muß sie als „Erstling" durch einen Astring gemolken werden.

Besser wie die geduldigste Spatzenscheuche wirkt es, wenn der Bauer um seinen Weizenacker geht und sagt:

„Ihr Vögel und Vogelinnen, euch soll das Maul vor diesem Weizen verbunden sein, wie die Jungfer Braut trägt ihren Kranz. † † †."

Wird ein Huhn oder eine Gans zum Brütegeschäft „gesetzt", vergessen vorsichtige Leute nie, das kurze Verslein dabei zu „besbeln":

„Sesamme nen (nämlich die Eier), sesamm röus (die Küchlein oder Gänslein). † † †."

Gegen die Bräune der Schweine braucht die vorsorgliche Hausmutter (auf Walpurgis):

„Jesus ging über die Heide, da begegnete ihm Petrus mit seiner Herde Schweine. Petrus, was machst du hier? Ich hüte meine Schweine. Meine Schweine kranken mir und sterben mir. Nimm 3 Hand voll Winterkorn, gib es ihnen. Das soll sein „für" siebenzigerlei Krankheiten. † † †."

Auch „für" Wambes (Aufblähen der Kälber) und Veibel (Kolik der Pferde) fehlt ein Reimlein keineswegs:

„Wambes (resp. Veibel), du sollst weichen, mit 5 Fingern ich dich überstreiche, die mir Gott der Vater gab, ehe ich auf die Welt kam. † † †."[1])

Dazu gehört, daß man mit den fünf Fingern über den Rücken des Tieres vom Maule bis zum Schwanze streicht, an letzterem zupft und dann über das Stück Vieh bläst. — Wer kann unfehlbar den Veibel vertreiben? Wer sogleich nach seiner Geburt von der Hebamme auf ein Pferd „hinterrücks" (mit dem Gesichte dem Schwanze zu) gesetzt wurde. Er braucht später nur das kranke Pferd zu besteigen und auszureiten, dann verschwindet augenblicklich die Krankheit.

Beim Kaufen und Verkaufen von Vieh ist folgendes von Bedeutung: Bringst du ein gekauftes Stück in den Stall, so lege eine Barte (kleine Axt) und einen Besen in die Tür und lasse jenes darüber schreiten. Dreierlei Ding (Holz, Stahl und Eisen) schützt vor dem Behextwerden! Auch ein Geldbeutel tut gleiche Dienste. Dasselbe gilt es vorzunehmen beim Ausfahren im Frühling, wobei dem Neuling in der „Kopfarbeit" des Ziehens durch ein bißchen Mist oder Erde aus dem Stalle, den (resp. die) man stillschweigend ins Joch tut, dasselbe angenehmer zu machen ist.

Beim Einbringen von Ferkeln lasse man das kleinste zuerst in den Stall laufen, damit es den „Vorzug" erhalte.

Tüchtig „eingehauen" heißt es beim Weinkauf und fleißig getrunken, damit das erhandelte Vieh besser frißt und säuft.

1) Siehe Reim gegen Fell auf dem Auge.

mir zur Lust. † † †[1]). Du seist das schießende, das laufende oder das stechende Gicht, so sollst du heute zu Tag stille stehn und nicht mehr in meinen Gliedern sein, so helfe mir der liebe Herr Jesus Christ. Das tue mir zur Lust. † † † (w. o.). Jesus, Maria, Joseph."

Dieses kräftige, für alle Menschen heilsame Gebet zum heiligen Kreuze Christi wurde im Jahre 1505 auf dem Grabe unseres Herrn gefunden. Als Kaiser Karl zu Felde zog, erhielt er es vom Papste zum Geschenk, und teilte er es nach der Stadt Michael in Frankreich mit, wo es auf einem Schilde in goldenen Buchstaben, wunderbar schön ausgedrückt, zu lesen ist. Wer dieses Gebet täglich betet oder beten hört oder bei sich trägt, oder wer täglich 5 Vaterunser und ebensoviel Ave Maria zur Ehre des bitteren Leidens unseres Herrn Jesu Christi betet, wird nicht des jähen Todes sterben, in keinem Wasser ertrinken, in keinem Feuer verbrennen, in keiner Schlacht umkommen und von keiner Gicht Ungemach haben. (— —) Seht ihr einen mit St. Johannes- oder Cornelius-Krankheit behafteten Menschen auf die Straße fallen und legt ihm dieses Gebet in die rechte Seite, so wird er gleich aufstehen und sich seiner Genesung freuen. Wer dieses Gebet von Haus zu Haus bringt, wird von mir gesegnet, wer aber damit spottet, wird von mir verflucht. Das Haus, worin sich dieses Gebet befindet, wird von Donner und Blitz keinen Schaden leiden, und man wird ein Zeichen von Gott sehen.

(Schütz, Wiera.)

Auch mit den **Tieren beschäftigt sich das Brauchen** eingehend. Entweder sollen allerlei Krankheiten derselben damit vertrieben werden, oder man sucht sich lästiger Gäste unter ihnen dadurch zu erwehren, oder nützliche gefügiger zu machen u. dgl. mehr.

Schon die Geburt der wichtigsten unter ihnen, der Haustiere, bietet reichlich Gelegenheit zu allerlei Hokuspokus. Ist z. B. ein Kälbchen auf die Welt gekommen, darf nichts verborgt werden, sonst ist dem Behextwerden Tür und Tor geöffnet. Die Mutter Kuh bekommt einen besonderen Laib Brot, den sogen. Lochlaib, in den mit der Faust ein Eindruck — Loch — gemacht wurde. —

Gegen Hunsch (entzündetes Euter) braucht man:

„Der Hunsch und der Drach, die gingen einst über den Bach, der Drach versank, der Hunsch ertrank. † † †."

Beim Entwöhnen eines Kalbes wirkt der Spruch Wunderdinge:

„Ich will dich binden an einen Pflock, du sollst schweigen wie ein Stock, du sollst Heu und Stroh fressen und deiner Mutter Titz (Euter) vergessen. † † †."

Frißt eins nicht, wird gebraucht:

„Kalb, friß Gras, Heu und Stroh, dann wirst du nicht schro (mager). † † †."

Wird eins verkauft, wickelt man den Strick, an den es angebunden war, der „Mutter" um die Hörner und schmiert seinen Kot an ihre Krippe, damit sie ihren Sprößling vergesse. — Soll eine Kuh nicht über Gebühr

1) 3 Kreuze schlagen.

lang „trocken stehen", muß sie als „Erstling" durch einen Astring gemolken werden.

Besser wie die geduldigste Spatzenscheuche wirkt es, wenn der Bauer um seinen Weizenacker geht und sagt:

„Ihr Vögel und Vogelinnen, euch soll das Maul vor diesem Weizen verbunden sein, wie die Jungfer Braut trägt ihren Kranz. † † †."

Wird ein Huhn oder eine Gans zum Brütegeschäft „gesetzt", vergessen vorsichtige Leute nie, das kurze Verslein dabei zu „besbeln":

„Sesamme nen (nämlich die Eier), sesamm röus (die Küchlein oder Gänslein). † † †."

Gegen die Bräune der Schweine braucht die vorsorgliche Hausmutter (auf Walpurgis):

„Jesus ging über die Heide, da begegnete ihm Petrus mit seiner Herde Schweine. Petrus, was machst du hier? Ich hüte meine Schweine. Meine Schweine kranken mir und sterben mir. Nimm 3 Hand voll Winterkorn, gib es ihnen. Das soll sein „für" siebenzigerlei Krankheiten. † † †."

Auch „für" Wambes (Aufblähen der Kälber) und Beibel (Kolik der Pferde) fehlt ein Reimlein keineswegs:

„Wambes (resp. Beibel), du sollst weichen, mit 5 Fingern ich dich überstreiche, die mir Gott der Vater gab, ehe ich auf die Welt kam. † † †."[1])

Dazu gehört, daß man mit den fünf Fingern über den Rücken des Tieres vom Maule bis zum Schwanze streicht, an letzterem zupft und dann über das Stück Vieh bläst. — Wer kann unfehlbar den Beibel vertreiben? Wer sogleich nach seiner Geburt von der Hebamme auf ein Pferd „hinterrücks" (mit dem Gesichte dem Schwanze zu) gesetzt wurde. Er braucht später nur das kranke Pferd zu besteigen und auszureiten, dann verschwindet augenblicklich die Krankheit.

Beim Kaufen und Verkaufen von Vieh ist folgendes von Bedeutung: Bringst du ein gekauftes Stück in den Stall, so lege eine Barte (kleine Axt) und einen Besen in die Tür und lasse jenes darüber schreiten. Dreierlei Ding (Holz, Stahl und Eisen) schützt vor dem Behextwerden! Auch ein Geldbeutel tut gleiche Dienste. Dasselbe gilt es vorzunehmen beim Ausfahren im Frühling, wobei dem Neuling in der „Kopfarbeit" des Ziehens durch ein bißchen Mist oder Erde aus dem Stalle, den (resp. die) man stillschweigend ins Joch tut, dasselbe angenehmer zu machen ist.

Beim Einbringen von Ferkeln lasse man das kleinste zuerst in den Stall laufen, damit es den „Vorzug" erhalte.

Tüchtig „eingehauen" heißt es beim Weinkauf und fleißig getrunken, damit das erhandelte Vieh besser frißt und säuft.

---

1) Siehe Reim gegen Fell auf dem Auge.

Drei Stückchen Brot, Schweinchen beim Beziehen des neuen Stalles stillschweigend gegeben, bezwecken, daß sie glücklich „groß" werden.

Die Hühner läßt man beim Verziehen rückwärts zum Fenster hinausfliegen, damit sie in der neuen Wohnung „bleiben". Der gekaufte Hahn gewöhnt sich leicht ein, wenn er sich im Spiegel betrachten darf. Auch zerhackte Teile der „Schuhlasche" der Hausfrau, mit den Hühnern gefüttert, haben „bleibenden" Einfluß.

Soll der Bienenschwarm nicht wegschwärmen, muß der Imker ein Messer an den Mutterstock einstechen, wenn das frohe Ereignis des Schwarmfluges eintritt. Andere Bienenväter hauen auch wohl eine Axt in die Ecksäule des Hauses.

Das **Pflanzenleben** ist ebenfalls ein Gebiet, das man durch sympathische Mittel günstig zu beeinflussen sucht. Beim Säen des Leins kleidet sich der Säemann neu an, dann gibt's kein Unkraut. — Der Flachs gerät dem besonders, der bei der Saat den „Brustlappen" links anzieht. — Im „Leinsack" bewahrt man die Rippen des auf Aschermittwoch verzehrten „Rippenstückes", was ebenfalls gutes Gedeihen dieser wichtigen Gespinstpflanze bezweckt. — Wer ungewöhnlich langen Flachs oder riesengroßes Getreide ziehen will, darf den Saatfruchtsack nicht „zudrehen", sondern muß ihn so zubinden, daß ein langer „Schwinnsel" (Zipfel) bleibt. Weiterhin ist dann noch erforderlich, das Saatgut mit recht großen Schritten ins Feld zu befördern. — Die Erbsen sind „in den Vollmond" (zur Zeit des Vollmondes) zu säen, dann tragen sie voller und werden auch dick und rund.

Handelt es sich beim **Brauchen** um **leblose Dinge,** so verfolgt es entweder den Zweck, verlorene Gegenstände wieder zu finden, oder andere vor der Wut der Elemente (Feuer) zu schützen u. dgl.

Hierher gehört es, wenn „ganz superkluge" Leute, die die Flöhe husten hören und das Gras wachsen sehen, mit Hilfe eines Siebes, eines Erbschlüssels und einer Erbschere festzustellen versuchen, wer einen in Frage kommenden Diebstahl u. dgl. ausgeführt hat. Von diesen drei Gegenständen wird die Schere mit den beiden Backen in den Siebrand festgestochen. Durch den einen Griff hängt der Schlüssel. Die Neugierigen fassen jetzt am Siebe an, daß es zwischen ihnen schwebt, und nun wird gefragt: „Wer hat's getan?" Es werden jetzt alle Personen genannt, die in Beziehung auf Langfingerigkeit Orts- oder gar Landesberühmtheit besitzen. Das Orakel tut dadurch seine Schuldigkeit, daß der Schlüssel laut klappert, wenn der richtige Name fällt.

Gegen Feuersgefahr beschreibt der Beschwörer einen hölzernen Teller mit den Buchstaben:

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S[1])

und wirft ihn ins Feuer. Andere, die 'was dagegen können, gehen an alle vier Ecken des brennenden Gebäudes und sprechen als Beschwörungsformel das Unservater, an dem aber die siebente Bitte fehlen muß, um alsdann rasch davon zu eilen, denn unfehlbar würden sie eine Beute der zürnenden Flamme werden, die schon oft Rache am Störer ihrer Herrschaft genommen hat. Manche „wahre Geschichte" gibt Zeugnis davon, und mit Grausen hört man erzählen, wie die Flamme „heubaumlang" dem Beschwörer nachschoß.

Das Gebet, welches hier folgt, wurde früher als Amulett getragen, es sollte kugel-, hieb- und stichfest machen:

> „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich stehe heute auf mit Gott dem Herrn, mit Gott dem Jesum Christum, Dein heiliges Fleisch und Blut, das sei mein Harnisch und Eisenhut, daß mich kein Baum fällt, daß mich kein Wasser schwellt, daß mich keine Waffen schneiden, daß mich keine Kugel verletze, sie sei gleich von Gold oder Silber, Stahl, Messing, Eisen oder Blei. So macht mich Gott, der Herr Jesus Christus, von allen meinen Feinden frei. Ich gehe mit Gott, dem Herrn, über die Straße, Gott, der Herr, wird mich nicht verlassen; ich gehe mit Gott, dem Herrn, über die Schwelle und nehme Jesum Christum zu meinem Gesellen. † † †. Amen." (Schütz, Wiera.)

Dem Brotteige geben 3 Kreuze schwellendes Gedeihen, desgleichen befehlen sie den auf dem Hausboden ausgebreiteten Fruchthaufen dem Schutze der Gottheit.

Die bis jetzt angeführten „Reime" und Mittelchen dienen zumeist dem Umstande, rettend einzugreifen, wenn Krankheiten oder dgl. ihre Krallen nach dem Menschen- oder Tierleben ausstreckten, oder um sonst einen heilsamen Zweck zu erfüllen. Allbekannt dürfte es jedoch sein, daß nach dem Katechismus des Aberglaubens die Hexen imstande sind, das Gegenteil hervorzubringen. Ihr Handwerk erlernen sie aus dem 6. und 7. Buche Mosis oder vom Teufel selbst. Alle Hexen tragen die Lust in sich, Bosheiten zu vollbringen; sie sind die Urheber aller unerklärlichen Dinge, wie man in jeder Gesellschaft bald hören kann, wenn man nur „un-

1) Sator, soll wohl salvator — der Erlöser bedeuten; Opera — zweimal vorhanden (das erste Mal als Arepo rückwärts zu lesen) — das Werk, wohl auch die Mühe; Tenet — hält; Rotas — die Räder. Der Satz wird mithin heißen: Der Erlöser hält mit Mühe die Räder auf (hier die Gewalt des Feuers). (Mitgeteilt von Schenk, Pfarrer und Kreisschulinspektor.)

versehens" das Gespräch auf ihre Taten lenkt. Jedes Dorf hat auch wieder seine besondere Hexe. Sie melkt aus dem „Grastuchsstreppe"! ihre viele Milch, woraus sie die „unmenschlich großen" Butterklöße erzeugt, sie macht, daß alle Kühe im Dorfe Blut anstatt Milch geben, „tut's den kleinen Kindern an", daß sie nimmer schweigen oder gar dahin siechen, sie kann jede Gestalt annehmen und hat überhaupt ihre Hand bei mehr Dingen im Spiel, als sich die Gelehrten träumen lassen. Zwischen 11 und 12 Uhr nachts besucht sie manchmal der leibhaftige „Gottseibeiuns", oder er sitzt gar am „hellichten" Tage als „kohlschwarzer Rabe" auf ihrem Hausdache zum Abscheu und Grauen einer ganzen christlichen Gemeinde.... — Gegen Hexen gibt es, wie oben schon wiederholt gestreift, eine ganze Wissenschaft probater Mittel zur täglichen Benutzung, und — „daß du nicht behext wirst" ist hierzulande eine stehende Redensart bei diesem oder jenem sinnlosen Gebrauche. Auch einen Strumpf links anziehen, soll ein gutes Mittel dagegen sein. Liegt aber eine ganz besondere Tücke vor, handele folgendermaßen: Laß Milch über Feuer gerinnen, das mit Holz unterhalten wird, welches das Wasser bei Überschwemmungen „ausgestoßen" hat, und zerhacke die Matte (Quark) mit einem Messer oder einer Sichel. Alle die scharfen Streiche, welche die Milch trafen, werden sich hernach im Gesicht der Hexe aufgezeichnet finden. In anderen Fällen kann man auch das Handtuch mit einem Knüppel tüchtig durchbläuen und bläut damit den Rücken der Hexe. Bald wird sie kommen und de- und wehmütig etwas borgen wollen, aber dann nur emsig weiter gedroschen und ums Himmelswillen ihr nicht willfahrt oder auf ihre vielen Fragen „ja" gesagt, sonst bist du ganz und gar in ihrer Gewalt, im andern Falle aber gerettet. — Drei Hände voll Erde vom Grabe einer Hexe, über behextes Vieh geworfen, brechen jedem Zauber die Spitze ab.

Auch vom Werwolfe weiß manch einer in unserer Gegend ein Stücklein zu erzählen. Dazu kann sich jeder verzaubern, der einen Gürtel von einer „ungeborenen Eselshaut" anlegt. Ist die Verwandlung eingetreten, nimmt der Betreffende die Natur eines Wolfes an und sucht besonders seine Widersacher zu zerfleischen. Gar schauerliche Geschichten sind in dieser Beziehung schon vorgekommen. — Über Werwölfe schleudere ein „stählernes" Messer mit 3 Kreuzen an der Klinge, dann sind sie, wenn du es wiederfindest, ohnmächtig gegen dich oder siechen gar elend dahin. Wehe dir aber, wenn der Werwolf das Messer erwischt!

Weiterhin wollen wir sehen, mit welchen Ranken **abergläubischer Gebräuche** die Phantasie des Schwälmers **die verschiedenen Tage des Jahres** umgeben hat.

Von den Wochentagen sind es vorzugsweise der Dienstag und vor

allem der **Freitag**, denen die besondere Auszeichnung zuteil geworden ist, als glückbringende Tage in Ehren gehalten zu werden, während **Mittwoch** und **Sonnabend** — „weil keine Tage!" — als besondere Unglücksstifter verschrieen sind. Gekauftes Vieh wird nur an den beiden erstgenannten Tagen eingebracht, ebenso nur dann die Verlobung gehalten und der Kammerwagen gefahren. Dies oder jenes Dorf hat wohl auch noch für sich allein einen durch irgend etwas Besonderes ausgezeichneten Tag.[1]) Die Vorfahren sollen sich die in Frage kommende Sonderlichkeit „verlobt" haben, bei einem schweren Gewitter z. B., das verderbenbringend über dem Dorfe stand, so erhält man in diesen Orten auf eine diesbezügliche Frage zur Antwort.

Wandern wir am **Jahre** hinaus, so zeigt sich uns eine ganze Anzahl Tage, die „etwas auf sich haben". Da ist gleich „**Neujahr**" von großer Wichtigkeit fürs Vieh, für die Obstbäume u. s. f. Ersterem am Neujahrsmorgen von „allerlei Frucht" gegeben, erweist sich von vorzüglicher Wirkung für ihr Gedeihen. Man vergißt auch nicht, die letzteren in der „Neujahrsnacht" mit Strohseilen „zu hänseln" (zu umwickeln), damit sie voll tragen. Gut ist's, wenn auf Neujahr als erster Gast eine Frau ins Haus tritt, in diesem Falle werden nämlich die Kühe lauter „Meisekälber (Kälber weiblichen Geschlechts) werfen. Wer Neujahr ein neues Kleidungsstück anlegt, hat das ganze Jahr Glück in allen Geschäften. — **Lichtmeß** (2. Febr.) werden die Kreppeln (Krapfen) gebacken. Soviel ihrer bei der ersten Mahlzeit übrig bleiben, soviel Mesten Lein bekommt der Bauer im nächsten Jahre. — Auf **Peterstag** (22. Febr.) geht der **Imker** nicht aus seiner Wohnung, um dadurch einer reichen Honigernte sich würdig zu machen. An demselben Tage suchen junge **Mädchen** zu erfahren, ob sie in dem begonnenen Jahre Braut werden. Ist ein lustiges „Chor" beisammen, so wird der **Gänserich** aus dem Stalle geholt (selbstredend müssen solche Sachen alle stillschweigend ausgeführt werden, sonst helfen sie nichts); ihm werden die Augen verbunden. Jetzt dreht man ihn dreimal „im Kreise" herum, und diejenige, auf die er dann losschießt, erhält in diesem Jahre einen losen Vogel, einen Bräutigam. Die **Schafe** ermangeln auf Peterstag ebensowenig der Gabe der Weissagung. Klopft ein liebesehnendes Herz, Männlein oder Fräulein, an dem Stall derselben, so hat ihm die Vorsehung, „blärrt" ein junges Schaf, ein junges Ehgemahl, blökt dagegen ein altes, ein solches in gesetzten Jahren zugedacht. Bei diesem Brauche kommt es wohl auch vor, daß der Klopfende in feierlichem Aufzuge auf dem Instrumente an den Schafstall reitet, das man sonst zu dem profanen Zweck des Stubenkehrens verwendet. Die **Hühner**

1) So wird in Seigertshausen am Sonnabend nicht „gemistet".

läßt die Mutter heute aus einer kreisförmig gelegten Spannkette fressen, dann legen sie das ganze Jahr die Eier nicht auf fremdes Gebiet. Sind irgendwo Krautblätter liegen geblieben, so bedecken sie sich mittags zwischen 11 und 12 mit den schönsten Samenkörnern[1]), „die auch wirklich aufgehen", wie uns heilig und teuer versichert wurde. — Auch **Mattei** (Matthäi) (24. Febr.) läßt die Mädchen einen Blick in die Zukunft tun, indem er ihnen in den Bleifiguren, die durch einen „Erbschlüssel" gegossen werden, den Stand ihres Zukünftigen vorführt. Natürlich muß das hierbei benutzte Wasser stillschweigend beim Mittag= oder Abendläuten geholt und darf nie anders geschöpft werden als in der Richtung des Stromes. Für neugierige Frauenherzen gilt als ganz besonders wichtiger Tag **Pauli Bekehrung** (25. Jan.). In der Spinnstube werden seine Gebräuche am betreffenden Abend freigiebig mitgeteilt. Da tuscheln sich die Schwalmtöchter ins Ohr: „So und so mußt du's machen, wenn du „ihn" leibhaftig sehen willst". Kichern.... Aufkreischen: Ne, däs duh (tu) ich däch net!... Aber .... es ist doch gar zu verlockend, einmal ganz sicher zu wissen, „wen man kriegt". Wenn die schöne Maid heimkommt, zieht sie sich vollständig aus, nestelt ihr schönes, langes Haar auf, dreht ihr jungfräuliches Lager um, so daß das Fußteil steht, wo sonst das Kopfende hinzeigt. Ihr „Abendsegen" lautet alsdann:

„Heute ist Pauli Bekehrungsfest,
da bekehren sich alle Gottesgäst
und alle Gotteskinderlein.
Wer mit mir in der Eh' soll sein,
der mag mir diese Nacht vor meinem Bettchen erscheinen.
Hat er Pferde, kommt er geritten,
hat er Ochsen, kommt er gefahren,
hat er nichts in seiner Gewalt,
so hat er doch einen Stab in der Hand.
Soll ich mit ihm leben in Wonne und Freud,
so reiche er mir Wecke und Wein,
soll ich mit ihm leben in Elend und Not,
so reiche er mir Wasser und Brot. † † †."

Etwas weniger umständlich ist folgendes, ebenfalls probates Mittel: Es wird Lein an 3 Ecken des Bettes hingestreut und gesprochen:

„Ich säe meinen Lein
unter Gottes Schutz ein,
wer mit mir in der Eh' soll leben,
der soll diese Nacht im Traum mich umschweben."

1) Herr Professor Dr. F. G. Kohl, Marburg hat dieselben als Schlerotinia Fuckeliana F. (syn. Periza schlerotiorum Lib.) bestimmt. Wir haben es mit einer Dauerform eines Pilzes zu tun.

Oder: In der „Geisterstunde“ steht die Neugierige auf, nimmt den schon tags zur Hand gestellten Besen, geht vor die Bodentür und reitet auf demselben von hier aus bis vors Ofenloch, in dem sie dem Zukünftigen dann leibhaftig sitzen sieht. Erblickt sie einen Sarg, so bedeutet ihr das einen frühen Tod. — Beim Flachsbrechen stecken sich heiratslustige Mädchen „Freikraut“ (Sedum album, auch Fumaria officinalis) in den Ärmel: der erste unverheiratete Mann, der ihnen alsdann naht, der ist der zukünftige Gemahl. Oder: Sie pflanzen heimlich beim Krautsetzen ein „Kehlche“ (Krauskohl) und ein Krautpflänzchen dicht nebeneinander. Wurzeln beide an, so kriegt „sie“ „ihn“, geht Kehlche (er) aus, so bleibt Pflänzchen (sie) ledig. Dasjenige, das von beiden am größten wird, bekommt die Herrschaft im Hause. Trägt Pflänzchen einen „Kopf“, wird sie Mutter in dem Jahre. — **Aschermittwoch** (u. a. Walpern) wird nicht gebacken. Kommt ein Fremder auf Aschermittwoch-Abend durch die Dörfer der Schwalmgegend, muß er meinen, überall sei Polterabend (den man, nebenbei bemerkt, hierzulande nicht kennt); denn vor allen Türen liegen Haufen von Scherben. Das sind die Trümmer der „Linsentöpfe“, die aufgehäuft werden, damit die Linsen gut geraten. Spinnen darf man Aschermittwoch nicht, sonst kommen „Icke“ (Kröten) ins Haus. Die Hühnerhäuser sind gründlich zu säubern, sollen sie anders nicht von unvertilgbarem Ungeziefer befallen werden. — **Karfreitags**butter ist ein Universalmittel gegen alle, auch die schwersten Wunden. — **Oster**wasser, dreimal vor Sonnenaufgang dem „Strome“ nachgehend geschöpft — „das dritte Mal gilt's!“ — wird nie stinkend und heilt viele Krankheiten, besonders solche der Augen. — Am **Himmelfahrts**morgen hüpft die Sonne mit drei muntern Sprüngen hinter den Bergen hervor, sie „tanzt“, sagt der Schwälmer. — Munter knallen die Peitschen auf **Walpurgis** (1. Mai), die Hexen müssen abgehalten werden, das Dörflein zu schädigen. Haufenweise ziehen Burschen und Knaben abends mit Knall und Schall dahin, und wo sie mit andern zusammentreffen, wird das Getöse ohrzerreißend. Beliebte Plätze zu diesem „Wettknallen“ sind die Kreuzwege, „wo die Hexen von allen vier Himmelsrichtungen zusammen kommen“. Vor Tagläuten holt man kein Wasser und fährt auch nicht an den Acker: es könnte sich irgendwo eine Hexe versteckt halten, die das Knallen nicht vertrieben hätte und die nun dem Frühaufsteher und seinem Vieh Schaden zufügte. — Kaum ertönt des Abendglöckleins Stimme, so entsteht gespenstisches Treiben, still huscht die Mutter hinaus, die Türen mit 3 Kreuzen zu zieren. Das hält die Hexen ab. Auf der Wiese ist es unterdes fröhlich lebendig geworden, da sammelt ein munter Völklein die Butterblume (Caltha palustris), die, an diesem Abende von den Kühen genossen, der Butter fürs ganze

läßt die Mutter heute aus einer kreisförmig gelegten Spannkette fressen, dann legen sie das ganze Jahr die Eier nicht auf fremdes Gebiet. Sind irgendwo Krautblätter liegen geblieben, so bedecken sie sich mittags zwischen 11 und 12 mit den schönsten Samenkörnern[1]), „die auch wirklich aufgehen", wie uns heilig und teuer versichert wurde. — Auch **Mattei** (Matthäi) (24. Febr.) läßt die Mädchen einen Blick in die Zukunft tun, indem er ihnen in den Bleifiguren, die durch einen „Erbschlüssel" gegossen werden, den Stand ihres Zukünftigen vorführt. Natürlich muß das hierbei benutzte Wasser stillschweigend beim Mittag- oder Abendläuten geholt und darf nie anders geschöpft werden als in der Richtung des Stromes. Für neugierige Frauenherzen gilt als ganz besonders wichtiger Tag **Pauli Bekehrung** (25. Jan.). In der Spinnstube werden seine Gebräuche am betreffenden Abend freigiebig mitgeteilt. Da tuscheln sich die Schwalmtöchter ins Ohr: „So und so mußt du's machen, wenn du „ihn" leibhaftig sehen willst". Kichern.... Aufkreischen: Ne, dàs duh (tu) ich dàch net!... Aber .... es ist doch gar zu verlockend, einmal ganz sicher zu wissen, „wen man kriegt". Wenn die schöne Maid heimkommt, zieht sie sich vollständig aus, nestelt ihr schönes, langes Haar auf, dreht ihr jungfräuliches Lager um, so daß das Fußteil steht, wo sonst das Kopfende hinzeigt. Ihr „Abendsegen" lautet alsdann:

„Heute ist Pauli Bekehrungsfest,
da bekehren sich alle Gottesgäst
und alle Gotteskinderlein.
Wer mit mir in der Eh' soll sein,
der mag mir diese Nacht vor meinem Bettchen erscheinen.
Hat er Pferde, kommt er geritten,
hat er Ochsen, kommt er gefahren,
hat er nichts in seiner Gewalt,
so hat er doch einen Stab in der Hand.
Soll ich mit ihm leben in Wonne und Freud,
so reiche er mir Wecke und Wein,
soll ich mit ihm leben in Elend und Not,
so reiche er mir Wasser und Brot. † † †."

Etwas weniger umständlich ist folgendes, ebenfalls probates Mittel: Es wird Lein an 3 Ecken des Bettes hingestreut und gesprochen:

„Ich säe meinen Lein
unter Gottes Schutz ein,
wer mit mir in der Eh' soll leben,
der soll diese Nacht im Traum mich umschweben."

1) Herr Professor Dr. F. G. Kohl, Marburg hat dieselben als Schlerotinia Fuckeliana F. (syn. Periza schlerotiorum Lib.) bestimmt. Wir haben es mit einer Dauerform eines Pilzes zu tun.

Oder: In der „Geisterstunde“ steht die Neugierige auf, nimmt den schon tags zur Hand gestellten Besen, geht vor die Bodentür und reitet auf demselben von hier aus bis vors Ofenloch, in dem sie dem Zukünftigen dann leibhaftig sitzen sieht. Erblickt sie einen Sarg, so bedeutet ihr das einen frühen Tod. — Beim Flachsbrechen stecken sich heiratslustige Mädchen „Freikraut“ (Sedum album, auch Fumaria officinalis) in den Ärmel: der erste unverheiratete Mann, der ihnen alsdann naht, der ist der zukünftige Gemahl. Oder: Sie pflanzen heimlich beim Krautsetzen ein „Kehlche“ (Krauskohl) und ein Krautpflänzchen dicht nebeneinander. Wurzeln beide an, so kriegt „sie“ „ihn“, geht Kehlche (er) aus, so bleibt Pflänzchen (sie) ledig. Dasjenige, das von beiden am größten wird, bekommt die Herrschaft im Hause. Trägt Pflänzchen einen „Kopf“, wird sie Mutter in dem Jahre. — **Aschermittwoch** (u. a. Walpern) wird nicht gebacken. Kommt ein Fremder auf Aschermittwoch-Abend durch die Dörfer der Schwalmgegend, muß er meinen, überall sei Polterabend (den man, nebenbei bemerkt, hierzulande nicht kennt); denn vor allen Türen liegen Haufen von Scherben. Das sind die Trümmer der „Linsentöpfe“, die aufgehäuft werden, damit die Linsen gut geraten. Spinnen darf man Aschermittwoch nicht, sonst kommen „Icke“ (Kröten) ins Haus. Die Hühnerhäuser sind gründlich zu säubern, sollen sie anders nicht von unvertilgbarem Ungeziefer befallen werden. — **Karfreitags**butter ist ein Universalmittel gegen alle, auch die schwersten Wunden. — **Oster**wasser, dreimal vor Sonnenaufgang dem „Strome“ nachgehend geschöpft — „das dritte Mal gilt's!“ — wird nie stinkend und heilt viele Krankheiten, besonders solche der Augen. — Am **Himmelfahrts**morgen hüpft die Sonne mit drei muntern Sprüngen hinter den Bergen hervor, sie „tanzt“, sagt der Schwälmer. — Munter knallen die Peitschen auf **Walpurgis** (1. Mai), die Hexen müssen abgehalten werden, das Dörflein zu schädigen. Haufenweise ziehen Burschen und Knaben abends mit Knall und Schall dahin, und wo sie mit andern zusammentreffen, wird das Getöse ohrzerreißend. Beliebte Plätze zu diesem „Wettknallen“ sind die Kreuzwege, „wo die Hexen von allen vier Himmelsrichtungen zusammen kommen“. Vor Tagläuten holt man kein Wasser und fährt auch nicht an den Acker: es könnte sich irgendwo eine Hexe versteckt halten, die das Knallen nicht vertrieben hätte und die nun dem Frühaufsteher und seinem Vieh Schaden zufügte. — Kaum ertönt des Abendglöckleins Stimme, so entsteht gespenstisches Treiben, still huscht die Mutter hinaus, die Türen mit 3 Kreuzen zu zieren. Das hält die Hexen ab. Auf der Wiese ist es unterdes fröhlich lebendig geworden, da sammelt ein munter Völklein die Butterblume (Caltha palustris), die, an diesem Abende von den Kühen genossen, der Butter fürs ganze

Jahr jene gelbe Farbe verleiht, die den Stolz der Schwälmer Hausfrau ausmacht. — Soweit wie Walpern die „Schwinge“ klingt und die Breche klappt, ziehen in dem Jahre die guten Regen vorbei; es ist darum wohl getan, beide Arbeiten an diesem Tage zu unterlassen. — Der **Johannistag** (24. Juni) gilt von altersher als der Tag, an welchem die Heuernte beginnt. Die Kamille ist nur an diesem Tage heilkräftig. — **Zwischen den Jahren** darf nicht gesponnen werden, sonst kommt die Frau Holle ins Haus (offenbar, um zu schaden). Der „döwe Jäger“ (wilde Jäger, Wodan) zieht durch die Lüfte. Mit „Jiff“ und „Jaff“ tobt seine Meute durch den Wald.. Schon von manch einem wurden die Hündlein so genau gesehen, daß er sie überzeugend zu beschreiben vermag. — Reift's in dieser Zeit nicht, so mangelt's im nächsten Jahre an Obst. — Es ist vorwitzig, auf **Sylvesterabend** beim Anzünden der Lampe nach dem Schatten zu sehen, den der Mensch wirft; leicht hätte er keinen Kopf, und das bedeutet alsdann: du mußt bald sterben! Wer in der Sylvesternacht zwischen 11 und 12, am Wege nach dem Kirchhofe stehend, diesen durch einen „Erbschlüssel“ beobachtet, kann die Geister aller Personen vorüberwandeln sehen, die in dem Jahre, das eben beginnt, sterben. Am letzten Abend des Jahres machen neugierige Leute so viel Häufchen Salz auf den Tisch, als Menschenleben im Hause sind. Zeigt sich am andern Morgen eines geschmolzen, so deutet dies an, daß die Person, für die das Häuflein gesetzt wurde, das Ende des begonnenen Jahres nicht erlebt.

Weiter mögen hier noch die 41 Unglückstage des Jahres folgen.[1]) Es sind dieses die nachstehenden, „welche nach einer altrömischen Handschrift zum Drucke befördert wurden“:

Monat	I.	1. 2. 4. 6. 11. 12. 20.
„	II.	1. 17. 18.
„	III.	3. 14.
„	IV.	1. 10. 17. 18.
„	V.	7. 8. 17.
„	VI.	1. 17.
„	VII.	17. 21.
„	VIII.	1. 17. 20. 21.
„	IX.	1. 2. 10. 18. 20.
„	X.	6 17.
„	XI.	1. 6. 10.
„	XII.	1. 6. 11. 15.

1) Mitgeteilt von Lehrer Krey in Ascherode.

1. Wer an einem dieser Tage geboren worden, ist gewöhnlich während seiner ganzen Lebenszeit arm und unglücklich.

2. Ein Mensch, welcher an einem dieser Tage erkrankt, wird selten wieder gesund.

3. Diejenigen, welche sich an einem dieser Tage verehelichen, kommen in große Armut.

4. An den bezeichneten Tagen soll man niemals aus einem in das andere Haus ziehen und sich nicht auf Reisen begeben.

5. Man soll an diesen Tagen keinerlei Kuren beginnen, indem alles, was man immer nur anfängt, lediglich zum Schaden gereichen würde. Unter diesen 41 Tagen sind folgende 5 unglücklicher als die übrigen: der 3. im III., der 17. im VIII. und der 1., 2. und 30. im X. Monat. Außer diesen sind die allerunglücklichsten: der 1. im IV. (an welchem Judas geboren wurde), der 1. im VIII. (an welchem die ungehorsamen Engel vom Himmel gestürzt wurden), der 17. November (an welchem die Sündflut begann) und der 1. Dezember (an welchem Sodom und Gomorrha versunken sind). Wer sich an solchen Tagen zur Ader läßt, stirbt bald darauf, und wer an diesen Tagen geboren ist, stirbt eines bösen Todes, wird der Welt zur Schande und — auch nicht alt.

Mit dem Auge des Aberglaubens angeschaut, erscheinen auch gar manche Dinge und Handlungen als ungehörig, bei denen sich der gewöhnliche Sterbliche nichts denkt und die auch weiter keine Unziemlichkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes bedeuten. Auch zu diesem Abschnitte über **„abergläubische Schicklichkeitsregeln"** einige Beispiele: Als Unschicklichkeit in diesem Sinne wird es angesehen, ein Messer oder einen Laib Brot auf den Rücken zu legen oder mit dem Finger nach dem Himmel, besonders auch nach dem Regenbogen zu zeigen. Im ersten Falle wandert der betr. „Missetäter" mit Schuh und Strümpfen in die Hölle (mit der man bei dererlei kleinen Sünden, besonders auch bei kleinen Sündern, flugs bei der Hand zu sein pflegt), im zweiten „stippt" (sticht) er den Engeln die Äuglein aus. — Während eines Gewitters zu schlafen, oder gar zu essen, gilt als besonders verdammenswürdig. „Weck die Schläfer auf! Schlag die Fresser tot!" hat der liebe Gott dem Gewitter befohlen. — Wer während des Grabgeläutes ißt, bekommt schwarze Zähne. — Wer einen Stall betritt, sage: „Gött wals!" (Gott walte es). Gefährlich ist's, ein Stück Vieh besonders zu loben; denn dadurch wird es „berufen" und das hat zur Folge, daß es eingeht. Zu sagen: Leck's — hinten! gilt als ein — wenn auch etwas drastisches — Gegenmittel.

Daß man auch auf **Vorahnungen** u. dgl. viel gibt, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung. Erzählungen, daß sich Unglücks- oder Todesfälle entfernt wohnender Verwandter durch Knarren des Tisches, Schläge im

Hause u. dgl. angemeldet haben, gehören zu den Lückenbüßern langer Winterabende. — In dieses Gebiet gehört auch das altberühmte Kapitel der Traumdeutungen. Hierzulande besagt's, wenn man von Zwetschen träumt, daß bald ein Glied der Familie stirbt. Wer von Läusen oder Fischen träumt, hat Geld zu erwarten. Irgend ein Unglück ist für denjenigen im Anzuge, in dessen Träumen Eier eine Rolle spielen. Träumt man von Toten, gibt's Regen ....

Zum Schluß sei noch der **Vorbedeutungen** guter und böser Art gedacht. Bekannt ist der weit verbreitete Glaube, es bedeute Unglück, begegne man auf einem Gange als erster Person einer alten Frau, daß es dagegen eine gute Vorbedeutung habe, wenn dies eine Mannsperson oder gar ein junges Mädchen sei. Desgleichen soll eine Schafherde, die an uns vorüberzieht, Glück prophezeien. — Das Brausen in den Ohren hat auch „etwas auf sich" nach dem Sprüchlein: „Linkt (Ohr) — klingt, recht — schlecht!" (So sprechen die Leute im Augenblick von uns.) — Kommt ein junges Mädchen oftmals in eine Stube, wenn die Familie in derselben gerade bei der Mahlzeit sitzt, hat ihr das Schicksal einen Witwer zugedacht; desgl. wenn sich an ihrem obersten Rocke hinterwärts eine Aufstülpung zeigt, die darum geradezu „Witmann" genannt wird. — Auch bei der Bearbeitung des Flachses ist manches Geheimnis zu erfahren. Das Mädchen, das eine „Knotte" (Fruchtkopf des Flachses) zufällig auf einen Reffezinken aufspießt, wird bald Braut, ebenso das, welches bei dieser Gelegenheit beim „Weckemilch essen" den dicksten Brocken fischt. — Putzt sich Hauskätzchen sehr, ist Besuch zu erwarten, desgleichen, wenn sich eine Strohähre in die Stube verirrt. — Doppelte Kornähren und vierteilige Kleeblätter sind von guter Vorbedeutung. — Ganz abnorm kleine Hühnereier sind „Unglückseier", sie müssen, dem drohenden Leid zu begegnen, über das Wohnhausdach geworfen werden. — Hühnern, die krähen, drehe den Hals um, dann kommt das Unheil nicht, das ihr hahnenhaftes Gebaren anzeigt. — Wenn die Tücher „schnappen" (schallendes Geräusch, das entsteht, wenn die Wäscherinnen die Wäsche zupfen), so lacht der Schatz; pfeift's Spinnrad, sitzt er im Wirtshaus, und findest du Eisen, denkt er an dich. Die Wäscherin, die sich die Schürze besonders naß macht, bekommt einen Trinker. — Auch hier bekannt ist das Blumenorakel[1]) mit der Johannisblume. Die von einem Blütenkopfe derselben Pflanze auf die Handfläche gezupften Blütchen, welche beim einmaligen Blasen auf dieselben liegen bleiben, geben die Zahl der zu erwartenden Kinder an, und bezeichnen die weißen (Strahlenblüten) die Mäd-

1) Vergl. Kapitel: „Das fränkische Niederhessen".

chen, die gelben (Scheibenblüten) die Jungen. — Kinder halten sich gegenseitig die **Eierblume** (Leontodon taraxacum) unter das Kinn, schimmert dasselbe davon gelb, ißt das betreffende die Eier oder Butter gern. Hier geben die nach einmaligem Blasen stehenbleibenden Fruchtkronen (Pappus) die Jahre an, die man noch zu leben hat, jedoch wohl auch die Anzahl der Kinder, die einem beschert sind. — Der **Kuckuck** weissagt auf die Anfrage: „Kuckucksknäächt, sääk m'r räächt, sääk m'r lenkt, bann ich menge „Wingkof“ trenk“, wie lange Elschen oder Gretchen noch warten muß, bis es einen Mann bekommt. Wiederum besagt aber auch die Anzahl seiner „Rufe“, wie lange es noch zu leben hat....

8. Mundartliches und sprichwörtliche Redensarten.

Schwälmer Ausdrücke.

Berammeleng (machen) = Lärm um nichts machen.

bezengbersch = zimperlich, leicht zu kränken (Es eß emol e bezengbersch Meirelche [Mädchen]).

bleestern = Blasen ziehen (Köum lâât d's Brot em Owe, do fangt's o se bleestern.[1])

Blorren = Blasen (Banns Blorren räänt, da hett's[2]) so schwing net werre of).

Brusch = Schaum (Dâs Bier gett äwwer in Brusch).

brusche = schäumen.

bruschig = schaumig.

dëister = hitzig (Ach Gött, bâß eß d's Mensch se dëister!).

dekk = oft (Mer seng dekk en Zeihääng).

Dohl = Baumast.

dökkbeln (dâubeln) = unsicher gehen (stolpern) (Ich seng äwwer[3]) het so dökkbelig, ich stäzbal ewwer[4]) menge ejene Knâche).

Ehre = Schwiegersohn.

Eide = Kosenamen kl. Kinder für Mutter.

Ellerhäd = Großvater.

ergrimme on ergratze = Redensart für Zusammenscharren (Alles, bâs se ergrimme on ergratze konne, schâchte[5]) se dem Jâng of Hommerg.[6])

ermengern = erholen (Guck, d's Kätzche, es ermengert sich langsam werre!).

sakkel = hochgradig mürbe (meer) (Die Beern seng all ganz sakkel, m'r kann se bal net mih gässe[7]).

Gakkgommer (cucumeris) = Gurke.

gaamber = leicht beweglich (Se hött e wink e geng on gaamber Schnittche[8]); aber auch: dä Fußwääk[9]) eß gaamber).

geeke = Würgen im Halse (De Källe geekt m'r, ment so wahrhambel, es wer all merr em).

Gehikk = (Gehänge?) sich mit jemand einlassen (Fang m'r ke Gehikk met däm fremde Källe o).

häl = mager (Es eß e Hälsauw, die haaln mer nurscht en so strack wäg on häl hin).

hârmeln = brausen (Luft) = (Die Lâft höt d'r Nâcht emol gehârmelt).

heensch = heißer (Jn ganz heenscher Hals harre sich gejucht.[10])

---

1) Die obere Kruste bekommt Hitzblasen, die hernach zerbrechen und dann dem Gebäck ein scheckiges Aussehen geben.

2) hört es. 3) aber. 4) über. 5) schickten. 6) Homberg. 7) essen. 8) Schnute, Mund. 9) Fußweg. 10) gejauchzt.

Homérn — Art und Weise eines Menschen sich zu geben (Dä „Bâscht“[1]) gefällt m'r net, hä höt m'r so kariose Homérn o sich).
hurrelich = unordentlich (Die schennste Menscher[2]) gett die hurrelichste Wéiwer).

Kärmeln = Launen (Vilmar Idiotikon S. 193) (Kréist e werre di Kärmeln o dich?!).
Ketzekapp = Kopfbedeckung der Frauen und Mädchen bei Leichenbegängnis, Abendmahl.
kienseln — schön tun (Se kienselt ährem „Männche“[3]) öch emol em de Bärt rem!).

Lew = Hausboden.
liggeln = beschwatzen (Hä liggelt em werre het d's gaanze Gäld âb).
Lonner = hohe Flamme (Es gâb emol in Lonner!).
Lusch — leichte, schlechte Ware — (auch die Unwahrheit) (Löuter Lusch höt dä Jedd[4], auch: Lusch, Lusch! mach m'r ke Wippche ver!).

märrn = besondere Art von Weinen kleiner Kinder, Geschrei kleiner Katzen u. dgl. (Es eß bal om Eng merr em, es märrt blos nâch so).

nählich — annähernd (Däß mersch äwe so nählisch sitt.[5])

oresenig = überdrüssig (Ich honn m'r de Hânk[6]) ganz oresenig gässe).

petzig = geizig (Dâs eß emol in petziger Hängerwanst!).
plotch = halb dürr (Mer harre d's Grönmet[7]) e wink plotch hemgefährn, nu verderbts.)

präß — immer zu, auch geschwind (Dä Gäldschlânk, dä ankt[8]) emol präß. Auch: Präß, präß! Holz gelangt!).
Préing = Rand (?) (Hä schlicht em die Préing rem, hä höt ke gutt Geruk[9]) of ins).

ranzeviern = herausarbeiten (Bei dä schläächte Zéire heeßt sichs ranzeviert, dann m'r zu wâs komme well).
râm = mager.
Reffermande — Schelte (Du wäscht in schiene Reffermande d'rheem kréie).
Ruckel = unordentliches Frauenzimmer.

Sappes = Schimpfname.
schläbche = nach Luft schnappen (ringen) (Ich ärmer kranker Källe muß emol nâch Lâft schläbche!).
schnaffelig = vormäulig geschwätzig (Hal's[10]) Möul, schnaffeliges Mäjesdenk! [Schnaffeldenk!).
schneiweln — rechthaberisch sprechen ('höst de gaanze Dâg e Geschneiwel!).
Schotz = Flut (Schorri! de Dich[11]) eß gezoje, etzt kemmt de Schotz).
selches = sehr viel (Se honn selches vel Gäld).

trempche — träge besinnen (Wâs sall dâs Getrempch, se[12]) fang dâch o!).
Trempcher — träger Mensch.
truschelig — bauschig (?), traubig (Die Käsche henke werre truschelig voll).

Vergattereng = Wichtigtuerei (Mach so ke Vergattereng dorem!).

(e) Wäse — eine Menge (Er hött e Wäse Kattöuseln em Käller).

Sprichwörtliche Redensarten.[13])

1. Liebesleben. Frei' über den Mist, dann weißt du, wer sie ist. — Besser erfreit wie erarbeit. — Erst macht man Heu, dann Grummet (sagt der Vater, wenn

1) Bursche, hier in dem Sinne wie Hochdeutsch: „Warte, Bursche!“ 2) Mädchen. 3) Männchen, hier wegwerfend gebraucht. 4) Jude. 5) sieht. 6) Honig. 7) Grummet. 8) stöhnt, beschwert sich. 9) Geruch (?), hat keine gute Meinung von uns. 10) Halt das. 11) Teich. 12) so. 13) Bemerkt sei zu diesem Kapitel, daß viele der hier mitgeteilten Redensarten der „Schwalm“ nicht allein angehören.

die jüngste Tochter vor der älteren begehrt wird). — Henger de Schmuche[1]) fall m'rsch suche! — Wer einem beschert ist, den kriegt man. — Bann gefreit wäd, drääng[2]) alle Ecker[3]) Wees[4]). — Walpernschatz[5]) on Probeschatz[6]) durn nurscht drei Dâäj. — Zehwih[7]) ke Wih, ämwer Schatz âbstih[8]), dâs dutt wih. — Die sich scholle[9]), die sich wolle, däß die Lëit net märke solle. — Wer mich nicht will im Schmutz, der soll mich auch nicht im Putz. — Der Himmel eß nâch blo — es gerrer hëi on do. — Wenn man alles will scheuen, kann man niemals freien. — Bär Lieb honn well, muß Lieb lesse[10]). — Die Violine singt bei der Hochzeit: Lauter Freud' und Herrlichkeit, lauter Freud' und Herrlichkeit! Der Brummbaß aber mahnt: Es wird dir dann schon kommen! es wird dir dann schon kommen. — Nach den schwarzen Kirschen[11]) steigt man am höchsten.

2. Ehestand. Die schennste Märe, gett[12]) die hurrelichste Wëiwer[13]). — Die Ehe ist ein Taubenhaus: einer will hinein, der andre 'raus. — Lieb' im Haus kehrt man alle Morgen mit dem Besen 'naus. — Wo die Frau spricht vor dem Mann, und die Henne kräht vor dem Hahn, und die Katz' läuft vor der Maus, da ist nicht gut zu halten Haus. — Es rauchert in jedem Haus, sogar im Pfarrhaus. — Die trübsten Morgen (junge Ehe!) gibt die hellsten Tage. — Eine Hausfrau ist keine Ausfrau. — Wer sich das Bett macht am Morgen, lebt den ganzen Tag ohne Sorgen.

3. Kindersegen und Kinderziehung. Es ist kein Häschen, es findet sein Gräschen. — Die Alten sind immer die ältesten. — D's Ahler get vân. — Klene Depperche honn Ehrn[14])! (Sprich darum nichts Anstößiges in ihrer Nähe). — Den Mädchen, die pfeifen, den Hühnern, die krähn, muß man beizeiten den Hals 'rum drehn. — Klein Kindchen — geruhlich Stündchen. — Kinderwillen ist Dreck wert.

4. Essen und Trinken. E bleere[15]) Sauw wäd sälle sätt. — E beßche riehrt e Errerche[16]). — Ein geteilt Mahl ist besser wie ein gefehlt Mahl. — Bann m'r von necks weeß, schmeckt's Suremus[17]) bi 's Flesch. — Bo m'r sich net sâât eßt, läckt m'r sich öch net sâât. — Wenn's Schaf blärrt, schadet's ihm einen Moffel (Mund voll). — Wer nicht will, hat gehat. — Den Montag gibt's Kartoffelsäpp, dann geht's die ganze Wäch Galopp. — Mus, was du tust, du stärkest net und wärkest[18]) net, du gibst auch keine Kraft, du bist noch ein bischen schlechter als dein Bruder Saft. — Wenn die Käs' was genutzt hätten, dann wären sie Butter geworden. — Essen und Trinken hält Leib und Seel' zusammen. — Vom Essen und Trinken muß man sich ernähren. — Äßt uch sâât on stäppt nex[19]) bei. — Er nippt wie ein Spatz und säuft wie eine Kuh. — Etwas Gut's ist: Pannkuches Salweng[20]) oder Rängstches[21]) und Ëisekuches Eng, Kräppels[22]) Kräst[23]) on Gengdersch[24]) Kröngm[25]), das Gegenteil: Dräcke[26]) Brot on Ärgernis. — Wo ein Brauhaus steht, da steht kein Backhaus. — Der Tod guckt über die Übertür, wenn man abends Kartoffelklöße ißt. — Kinder nehmen so viel an Körpergewicht ab, als sie Brocken umkommen lassen. — Bi m'r eßt, so eß m'r.

5. Kleidung. Was nicht schmutzt, auch nicht putzt. — Ein Mantel und eine Kuh deckt alle Armut zu. — Es eß kin Sonnowend[27]) so schlemm, hä treckelt[28]) d'm ärme Mann e Hemm.

---

1) Heimtücker. 2) tragen. 3) Äcker. 4) Weizen. 5) „Liebschatz (siehe. S. 309). 6) Probekirmesschatz. 7) Zahnweh. 8) abstehen, überlassen. 9) schalten (schelten). 10) lassen, geben. 11) dunklen Augen! 12) gibt. 13) schmutzigsten, unordentlichsten Weiber. 14) Ohren. 15) blöde. 16) Äderchen. 17) Sauerkraut. 18) wirkest. 19) nichts. 20) Rand. 21) (dass. wie 20.) 22) Krapfen. 23) Kruste. 24) gefüllter Schweinemagen. 25) Krume. 26) trocken. 27) Sonnabend. 28) trocknet.

6. Arbeit, Viehstand und Ackerbau. Wer die Morgenstunde verpaßt, hat den ganzen Tag seine Last. — Wer im Winter will Hasen fangen, muß im Sommer die Hunde futtern. — Batts[1]) nex[2]), schad't 's nex. — Wer Glück hat, dem kalbt der Stier, und wer Unglück hat, fällt auf den Rücken und zerbricht die — Nase. — Die Kuh spricht: Wie du mir gibst ins Krippchen, geb ich dir ins Dippchen[3]). — Die Kartoffel spricht: Setzt ihr mich im April, komme ich, wann ich will, setzt ihr mich im Mai, komm' ich gleich herbei. — Je dicker der Schorn, desto besser das Korn. Oder: Dicke Schörner[4]), dicke Körner. — Nach Eichenlaub und Gänsemist bleibt's Land wie's ist. Oder: Eichenlaub und Gänsemist macht's Land ärmer wie's ist. — Stroh macht's Land froh, Löb[5]) macht's döb[6]). — Bienen Tauben und Teich machen den Bauern net reich. — Raden, Trespen und Vogelwicken bringen den Bauern auf den Rücken. — Spart man sich 'ne Ruhr[7]), spart man sich 'ne Fuhr. — Jeder will schleifen, keiner mag drehen. — Wo nichts zukommt, ist auch nichts. — Unverworren haben's die Leinweber gern. — Do helft ke Möulspetzes[8]), es muß gepeffe[9]) wärn. — Net gehat on dâch geläbt! — Fleißiger: „Arbeit macht das Leben süß" . . . . Fauler: „Faulheit stärkt die Glieder!" — Vi d'r Härr, so's Geschärr! — Wem die Kuh ist, der packt sie beim Schwanz. — Kleie leß es leie. — Herrn Befehl — Knechte Arbeit. — Die Schuster haben die schlechtesten Schuhe. — Wer nicht klauben (kleben, arbeiten) will, darf auch nicht schmieren. — Die Frau und die Katze gehören in's Haus, der Mann und der Hund gehören 'naus. — Weit gestochen hält 4 Wochen. — Im Wirtshaus sticht einem kein Reis ein Auge aus.

7. Neid und Streit. Motz komm', ich kann's Geprohl net mieh met ogeheern[10]) — Pack dich o denger Nâs', da höst e Flesch on Knâche! — Alle Lierer[11]) sengt m'r net öus, bi „Komm heil. Geist". — Jede Sau bleibe bei ihrem Trog, dann wird sie nicht gebissen. — Wer lang hat, läßt lang hängen. — Der Schneider und der Floh sitzen gern hoch. — Bâs ich net weeß, macht mich net heeß. — Vorher Bescheid gibt nachher keinen Streit. — Wenn man den Dreck tritt, spritzt er. — Rote Haare und Erlen-Hecken wachsen auf keinem guten Flecken. — Bann Kehrdräck Päffer wäd! — Klein und wacker läuft auch über den Acker. — Gegah on werre genomme eß gestohln. — Ungräächt[12]) besengt[13]) sich. — Stillschweigen und Denken tut niemand kränken. — Ordnung muß die Welt regieren und Schläge die Hunde. — Große Fenster (Augen gemeint!) zieren ein Haus. — Die Katz' läßt 's Mausen . . ., die Atzel[14]) das Hüpfen nicht. — En Katzedräck träre . . . — Späße kosten Geld! — Du kannst Därme aufblasen, wenn du — einen Federkiel hast. — Wenn wir dich nicht hätten und die Löffel, müßten wir die Suppe trinken. — Du kannst mir den Buckel hinaufklettern, wenn du — eine Leiter hast. — Du sollst Danzig haben, wenn ich Leipzig kriege . . . . tanzen, wenn die Kirmes herum ist. — Wenn der Wurf aus der Hand ist, gehört er dem Teufel. — Schälln gett ke Dälln, ämmer Kneppel dâs gett Heppel. — Wer erzählt, hat recht. — Gute Gänse gehen bei Tag nach Hause. — Wenn eine Gans gackert, gackern sie alle. — Dir sind die Hände früh herausgewickelt worden. — Der erste Schlag ist einen Taler wert.

8. Sterben und Verderben. Besser der Ast, wie der Stamm. — Bann die Pärr stieh on die Wëiwer gieh, kann m'r zum Mann gewähren. — Wer lungert, der hungert. — Der Kranke spart nichts wie die Schuh.

---

1) hilfts. 2) nichts. 3) Töpfchen. 4) Schorn — Erdkloß. 5) Laub. 6) taub. 7) Ruhr, von rühren (umrühren), ackern. 8) Maulspitzens. 9) gepfiffen. 10) anhören. 11) Lieder. 12) Unrecht. 13) befindet sich, kommt an den Tag. 14) Elster.

9. Lebensweisheit. Allzuscharf schneid't net, on allzuspetz stecht net. — Wo viel altes Holz ist, da ist viel altes Geld. — Schäle keine Bäume, erzähl' keine Träume, röste kein Brot, so hilft dir Gott aus aller Not. — Gutt eß gutt, ämwer zu gutt brengt Ärmut. — Stecke den Teich an und verbrenne die Fische, d. i. verklage die Hexe beim Teufel! — Willst du nichts haben zu schaffen, so hüte dich vor Erdreich, Edelleut' und Pfaffen. — Die guten Tage sind in der Welt: wer sie sich macht, der hat sie. — Wer nichts aus sich macht, ist nichts. — Klägerchen hat immer noch etwas, hätte nur Prählerchen noch 'was. — Auf einen Sparer kommt ein Vertuer. Oder: Auf ein Hehrer kommt ein Verzehrer. — Wer vor 40 fährt, muß nach 40 gehen. — Wer Lust hat zu tauschen, der hat Lust zu betrügen. — Auf diese Zeit kommt eine andre . . . — Besser armselig gefahren, wie hoffärtig gegangen. — Besser aut[1]) wie naut[2]). — Besser honn[3]) bie kreie[4]). — Was der Esel in der Haut hat, behält er drin. — In gurrer[5]) Wäär em höt ke Kremm[6]). — Kinder und Narren sprechen die Wahrheit. — Für Gewesenes gibt der Jude nichts. — Wer nicht ins Bett eilt, eilt auch nicht heraus. — Geld zwingt die Welt. — Der Teufel ist nicht so schwarz wie er abgemalt wird. — Man sucht niemand hinter einer Hecke, hinter der man nicht selbst gesessen hat. — Man soll sich nicht eher austuen (ausziehen), als man sich legt. — In den nächsten Hecken schneidet man die schönsten Stecken.

10. Buntes Allerlei. Sitzen wie auf heißen Kohlen . . . . — Etwas haben, das einem lange um die Beine herum hängt . . . . — Ein Gesicht machen wie die Katz', wenn's donnert . . . . — Eine Bürste machen . . . . — Aus dem Läppchen ins Tüchelchen kommen . . . . — Die Hecke wegen des Gartens lieben . . . . — Kommen wie dem Bocke die Milch . . . . — Do honn m'r de Fräst on die Riewe stecke näch!. — Er Leit leßt die Sauw röus, es ränt[7]) Holzeppel. — Wer raucht, riecht wie eine Sau, wer schnupft, sieht wie eine Sau und wer schart[8]) ist eine Sau. — Holz on Brot on Gäld zur Not . . . . — Das Alter mahnt die Jugend: „Junges Blut, spar dein Gut, im Alter dir's noch nötig tut!" Die aber meint: „Junges Blut, verzehr dein Gut, im Alter dir's nicht schmecken tut." — Spar dir den Odem, wie's kommen soll, kommt's doch. — Mach dich nicht mehlig, sonst wirst du teigig. — Keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken können . . . . — Nicht wissen, wie man sich legen soll. — Eine Katz' für eine Kehrbürste ansehen . . . . — Einen Floh im Ohr, Spatz im Kopf haben . . . . — Sich eine Laus in den Pelz setzen . . . . — Die Katz' durch den Bach leiten müssen . . . . — Sein Schäfchen im Trockenen haben . . . . — Schlau muß man sein, gescheit sind die Leute alle! — Wenns Feuer erloschen ist, sitzt die schwarze Katz' im Ofen. — Lange nicht gesehen — und doch gekannt. — Nicht lange Federlesens machen . . . . — Nicht hinten wie vorn sein . . . . — Sich einen Dorn um jemand in den Hinteren stechen . . . . — Om hengeschte Streche (Zitzen), do inner Geiß, (Katze, Ratt') gesoje honn . . . . — Mit Bedankemich handeln . . . . — Den Wassergraben hinuntergehen . . . . — Ein Fetzfaden geplatzt sein . . . . — E Wät[9]) duh[10]) bi Heerefranz[11]) . . . . — Sich auftun wie ein Beutelchen von Läuse . . . . — Sich bessern wie ein junger Wolf . . . . — Bann sich die Esel balje, gett's ahner Wäärer. — Irgendwo widerfahren . . . . — Ein Schmeckewöhlchen, porzellanen Ware sein . . . . — Nicht bei Tag ins Feuer gehen . . . . — — Etwas nicht tun und wenn man eine gelbe Geis kriegt . . . . — Eulenspiegel sagte: Das Rüstzeug muß helfen, da puffte er einen Esel mit dem „Zwicksbohrer"

1) etwas. 2) nichts. 3) haben. 4) kriegen. 5) guter. 6) Krümmungen. 7) regnet. 8) priemen, Tabak kauen. 9) Wort. 10) tun. 11) Zigeunerfranz.

ab . . . ., wohl dem, der unter Dach ist, da saß er bei strömendem Regen unter einem Strohhalme. Eulenspiegelspaß . . . . — Das Glück muß den Menschen suchen, wenn der Mensch das Glück sucht, erhascht er's nimmer. — Hinein und daneben geht viel. — Für Geld ist Zucker feil.

1. Die Influänz.[1])

Von J. H. Kranz, Lehrer in Cassel.

Dâ Rombelmellesch Konnerâd
wâr Pâscht[2]) beim Ärzeläinz
on frecht — es wâr ver Chresdââk[3]) grâd —
die bese Influänz.

Hä docht: „Wer ich bei Mottern blooß!
on bie's halbmelig[4]) gung,
do luß e schwing[5]) e Briebche los,
on en däm Brieb, do stung:

„Ich komm zum Fest, banns iwest[6]) gett,
of Ûllööb[7]) äß Saldât,
fer secher weeß ichs zwâr nâch net,
ich honn nâch net gefrât!

Dâch macht Er Uch als droff gefaßt
on särjt fer wäärmes Bett,
wahrscheinlich breng ich Uch in Gast,
die Influänza, met".

Bi do seng Bâter lus dett Schreft,
do sär e: „Liewe Zeit!
Bâß däm seng Schréiwe obetrefft
do wär ich net gescheit!

Dä brengt die In—flu-än—za met?
Bâß sill da dâs wull seng?!
dâs näsche Wätt[8]) verstch ich net!
dâs weeß die Kreizschwerneng!"[9])

Of eemol fangt seng Frä do o:
„Geweß, etzt fellt mr'sch en,
die Menscher[10]) heeße dâtt rem[11]) so,
ich honn se schond heern nenn!

Banns etze fer on fättig eß,
höt där e Mensch dâtt steh!
mehr ohnt's![12]) So secher on geweß!
ich meecht ver Brast[13]) vergeh!"

Dä Meller sät: „Die schwere Not!
verzeih m'r Gött die Seng[14]),
verdammt, m'r ärjet sich nâch doot! —
so musserâwle Keng![15])

Bâß denkt wull so e Jängesdenk?![16])
Köum träcke henger 'n Ohn?
on schond e Mensch? Die Döusigkrenk![17])
Dä Källe eß velohn!

Bär weeß, bâs fer e Klonder[18]) eß?!
bär kennt die schläächte Wält?!
die höt so secher on geweß
kin eenzg'e Häller Gäld!"

„Die höt," fangt Se nu o se schälln[19]),
„kin Lompe osedûh,[20])
die bengt sich, met Respäkt se mälln[21]),
d's Hemm met Knoore[22]) zu!

1) Aus „Kreizschwerneng, Spaß muß seng!" Gedichte in Schwälmer Mundart von J. H. Kranz und J. H. Schwalm. I. Band. W. Korell, Ziegenhain. 1903. Auch enthalten im Hessischen Dichterbuch von W. Schoof, 3. Auflage. Marburg. N. G. Elwert.

2) Bursche. 3) Christtag. 4) einigermaßen. 5) geschwind. 6) einigermaßen. 7) Urlaub. 8) närrische Wort. 9) Empfindungswort, harmloses Fluchwort. 10) Weibsleute. 11) dort herum, in jener Gegend. 12) mir ahnts. 13) Kummer. 14) Sünde. 15) Kinder. 16) grüner Junge. 17) s. Kreizschwerneng. 18) unordentliches Frauenzimmer. 19) schelten. 20) anzutun, anzuziehen. 21) melden. 22) Knoten.



Mit besonderer Erlaubnis des Künstlers.

Schwälmertanz. Nach dem Gemälde von Professor C. Bantzer.



Nu well's schond met, deß fräche Dier!
jâ, denk d'r âckescht nur!"
On hättig[1]) langt se sich Papier
on schrebb d'm Jâng redour:

„Du Rechtnâtz,[2]) engerstetzt e dich[3])
on kemmst ins met däm Dos,
da best e che[4]) kreizängleclich![5])
on härwelst[6]) of d'r Strooß.

M'r dicht,[7]) Du Kremwes[8]) wißt nâch net,
däß of d'r Göttesär[9])
von bere Sätte Mensche gett,
du kemmst che äscht dohär.

Bei ins, do wânn die Dreißig öus,
bi mer ins honn gefreit!
on du? — Weeß Gött do wättnechtsröus![10])
Du best net räächt gescheit!

Brengst du die Influänza met —
jâ, schlo d'rsch[11]) nur en Wend! —
söst seng m'r Denge Ellen[12]) net
on du net mie ins Kend!

M'r docht, in brâve Jâng se zieh,
kin Brurer Lerrerlich[13]),
velohn es inse[14]) gaanze Mieh!
Pfui, Rechtnâtz, besser dich!"

2. De Kuckucksgengder.[15])[16])

Von J. H. Schwalm, Lehrer in Obergrenzebach.

„Gett, Vâter, schnéit de Gengder o,
es rombelt mer em Buch,
ich honn schont lang Grafame[17]) dro,
zu, macht on dommelt[18]) Uch! . . ."

So pänderwiet[19]) de Mellesch Klos
bei jerer Mettââksâpp[20]);
de Ahle ämwer scherrelt[21]) blos
da met d'm wéiße Kâp.

On säd gewechtig allerett[22]);
„däß Vâter sich vergréift,
so mer nechts der nechts gett dâs net; —
watt, bis de Kuckuck réist!"

„De Kuckuck réist!" . . . Vâs daht de Jâng?
Hä klattert of e Bich[23]),
die en d'm nohe Wällche[24]) stâng;
de „Kuckuck" râff nu glich.

De Ahl dä spetzt die Ohn on sät:
„Na nu, dâs sall m'r dâs?! . . .
Hä nomm de „Henkende"[25]) vom Bräät[26]),
de Brell flog of die Nâs.

Hä lus — — on brommt: „Bär do bedréit[27]),
ich komm net se Geschärr,
Entwärer dä Kallänger léit[28]),
söst eß de Kuckuck ärr.

Dâch Räächt bleibt Räächt! do gett nechts âb!"
Hä wetzt d's Kéibemäß[29])
on langt de halwe Gengder râb:
„De Kuckuck réist! Jâng äß!"

---

1) hurtig, flink. 2) Nichtsnutz. 3) unterstehst du. 4) bist du ja. 5) kreuzunglücklich. 6) herbergst, logierst. 7) man sollte denken. 8) Grünschnabel. 9) Gottes Erde. 10) da wird nichts raus. 11) schlag dir's. 12) Eltern. 13) Liederlich. 14) unsere. 15) Gefüllter Schweinemagen, wird angeschnitten, wenn der Kuckuck ruft! 16) Ebendas. wie das vorige Gedicht. 17) Appetit. 18) tummelt, eilt. 19) nörgelte. 20) Mittagssuppe. 21) schüttelt. 22) allen Ritt, jedesmal. 23) Buche. 24) nahen Wäldchen. 25) Hinkende (Kalender). 26) Kammbrett. 27) betrügt. 28) lügt. 29) Taschenmesser.

3. Daanzlied.

(Nach der Melodie: „Wo a klans Hüttle steht".)

Von Kurt Nuhn.

Geb. 28. Sept. 1848 in Riebelsdorf, gest. 1902 als Lehrer zu Kesselstadt bei Hanau.

Wo m'r in Baß nur hett[1],
eß öch in Speelmann;
ö do in Speelmann stett,
do eß es schie.
Daanze wonn
Gret on Kon[2],
Annekin
ö ins Hin[3].
Dâs eß net botzig[4],
ne, dâs es schie.

Leß m'r die jänge Lèit
daanze ö senge,
da es kemmt bal die Zèit,
die do net schie.
Daanze se,
lache se
Fräw[5]) es dich
so die mich;
dâs eß net botzig,
ne, dâs eß schie.

Sah nur die Veelche[6]) o,
seng se net lâstig[7]),
frieh o spet seelefroh?
es dâs net schie?
Möul[8]) m'r net,
ne mach met
hal[9]) de Schrett! —
Gück, es gett!
Dâs eß net botzig,
ne, dâs eß schie.

---

1) hört. 2) Konrad. 3) Heinrich. 4) putzig, lächerlich. 5) Frau. 6) Vögelchen. 7) lustig. 8) maulen. 9) halt.

IX.

Buchonien.

Von

J. Thiel.

Beiträge lieferten zu diesem Berichte:

Lehrer D i e b e n e r in Schenklengsfeld.
" K a l b in Tann (Rhön).
" v o n K e i t z in Schmalnau.
" M ö l l e r in Friedewald.
Hauptlehrer W e b e r in Hünfeld.

Ferner wurde bei der Arbeit benutzt der „Rhönspiegel" von H ö h l.

IX. Buchonien.

1. Kleidung.

Was wir in Buchonien erblicken, ist nicht großartig, blendend und bestechend, sondern einfach, schlicht und schmucklos. Der Rahmen unseres Bildes ist klein. Es sind die Berge und Hügelketten, welche die Täler der Fulda, Haune, Ulster und Felda einschließen. Es ist ein Ländchen mit mannigfachen Naturschönheiten, mit freundlichen Tälern, bescheidenen Dörfern und zerstreuten Gehöften, mit waldgekrönten Kuppen und sanftgewölbten, rasigen Bergrücken.

Von den Bewohnern dieses kleinen Erdenwinkels wollen wir ein Kulturbild zu zeichnen versuchen.

Die **Kleidung** der Bewohner Buchoniens ist einfach und bescheiden, die Not lehrt's ihnen. Lange Zeit hielten die Leute fest an der schönen Sitte, die unsere Vorfahren vor tausend Jahren hatten, sich ihre Kleider selbst anzufertigen. Nicht bloß die Leibwäsche, sondern auch das Tuch zu Hosen und Jacken, zu Rock, Mieder und Schürzen ging aus den spinnenden und webenden Händen hervor, es ist dies das sog. „Beidermang“, nämlich Leinen-, Zettel- und Wollen-Einschuß, welches hell- und dunkelblau, grau, grün, lila gefärbt, einfarbig und gemustert, auch zum Sonntagsgewand dienen mußte. Heute freilich hat sich die Volkstracht auf dem Lande beim männlichen und weiblichen Geschlechte immer mehr der städtischen Kleidung angepaßt. In dem hessischen Teile Buchoniens trugen die Bauern kurze Hosen, welche unter dem Knie gebunden wurden, darunter lange blaue Strümpfe und Schnürschuhe. Den Sonntagsstaat bildete eine rote Kaschmirweste und ein langer blauer Tuchrock, „Motze“ genannt, welcher dem Bauer für sein ganzes Leben ausreichte. Zu diesem Anzuge gehörte auch noch ein steifer, dreieckiger Filzhut, dessen Krämpe umgebogen war und durch Schnüre festgehalten wurde. Den Sonntagsrock zog der Bauer nur zum Besuch des Sonntagsvormittagsgottesdienstes an, nachmittags genügte ein blauer, leinener Kittel. Nach dem Mittagsgottesdienste schmückten sich namentlich die jüngeren Leute mit einem gestrickten wollenen, meist rot gefütterten Kamisol, „Ärmelsdänk“ (= Ärmelsding) genannt. Die Werktags-

tracht war eine blaue, leinene Hose und ein ebensolcher Kittel, dazu eine Zipfelmütze.

Bei der jüngeren männlichen Bevölkerung des ehemalig bayrischen Teiles Buchoniens ist die plumpe Bauernkappe längst verschwunden und das runde schmalkrempige Hütchen allgemein geworden, während früher der Dreimaster (hinten spitz, an zwei Seiten aufgestülpt) und dann der runde breitkrempige Hut üblich waren. Die scharlachrote Weste mit Metallknöpfen ist gar nicht mehr zu sehen; alte Männer sieht man noch mit den früher üblichen gelbledernen Kniehosen, blauen Strümpfen und Schnallenschuhen und mit dem langen „Motze“.



Bauerntracht aus der Fuldaer Gegend.

Die Landecker Bauern trugen kurze Hosen aus Wildleder und Leinwand, lange weiße Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen, bis an den Hals zugeknöpfte Westen, ein seidenes Halstuch, lange Tuchröcke, zuweilen auch Beiderwandsröcke mit blanken, metallenen oder übersponnenen, auffallend großen Knöpfen und eine hohe, pelzverbrämte Mütze. Diese Tracht ist auch der Mode gewichen.

1) Babette Müller aus Rommers: Rock dunkelgrün, Schürze etwas heller grün, Schleife ganz hell, Jacke Motze schwarz, Spitzkappe schwarz, Band schwarz, sog. Würzburger Tuch Halstuch rotgelb bunt, sog. Striefen Halskrause weiß, Stümpfe braun.

2) Mathilde Müller aus Rendelmühle: Rock grün, Schürze bräunlich, mit blau-weiß-schwarzem Muster, Schleife hellblau, Jacke Motze grün, Spitzkappe schwarz mit weißem sogen. Stirnbudel, Band schwarz, Striefen weiß, Strümpfe blau mit buntem Zwickel.

3) Wilhelmine Malkmus aus Gersfeld: Rock schwarz, Schürze violett mit grellrotem Band, Jacke schwarz, Halstuch rotgrün gestreift.

4) Philipp Friedrich aus Gersfeld: gelbhirschlederne Hose mit eingepreßtem Muster, Jackett blau, Weste rot, Halstuch bunt, Hut schwarz.

Der Sonntagsstaat der Frauen in Buchonien war bis in die sechziger Jahre ein grüner Rock aus wollenem Stoffe (Moldem genannt), dazu eine Taille „Motze“ aus geblümtem Stoffe (Tibet ꝛc.) und eine ebensolche Mütze. Ein Spottverslein aus damaliger Zeit, das von jungen Mädchen gesungen wurde, lautete:

Wanns (wenn's) Sondig (Sonntag) es,
Do wänn (werde) ich mich rächt botze (putzen),
Hölzer Schuh on (und) stroher Stremp (Strümpfe)
On en zwilcher Motze.

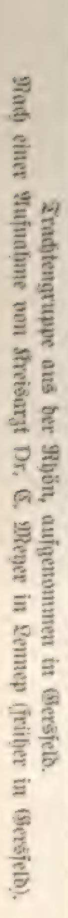
Zur Zeit der Krinolinen trugen die Dorfschönen auch Reifröcke.



Trachtengruppe aus der Rhön.
Nach einer Aufnahme von Kreisarzt Dr. C. Meyer in Lennep (früher in Gersfeld).

Der Kopfputz bestand aus einer runden „Kappe“ mit schwarzem Moiré überzogen, zwei Moirébänder reichten von der Kappe nach vorn und wurden da zusammengebunden, die übrigen hingen am Rücken herunter. Etwas Vornehmeres war das „Kommodchen“, dasselbe wie die „Kappe“, nur daß es nicht rund war, sondern oben spitz zulief. In den sechziger Jahren wurde dieser Kopfputz durch die Kopftücher verdrängt, welche heute noch getragen werden; sie sind teils rot, teils schwarz, und zwar werden rote und helle Farben von den katholischen, dunkle dagegen von den protestantischen Frauen getragen. Auch schon an der Kötze kann man hier das religiöse Bekenntnis ihrer Besitzer erkennen; denn die Katholiken in der Umgegend von Tann tragen Kötzen mit längeren Füßen, sogen. „beinigte“, die Evangelischen aber solche mit kurzen Füßen.

In dem weimarischen Teile, in Städtchen und Flecken, trägt das Frauenvolk, groß und klein, wenn sie über die Gasse gehen, ein kattunenes, mit Kragen versehenes Mäntelchen, welches die sonst ärmliche Kleidung schamhaft bedecken muß.



Trachtengruppe aus der Rhön, aufgenommen in Gersfeld.
Nach einer Aufnahme von Kreisarzt Dr. E. Meyer in Lennep (früher in Gersfeld).

Im Amte Landeck trugen und tragen noch heute die Frauen und Mädchen schwere Tuchröcke von verschiedener Farbe, bis an die Knöchel reichend, eng anschließende Tuchjacken und sogen. Leibchen mit bunter, breiter Schnur geschmückt, schwarze Strümpfe mit weißen Zwickeln (heute einfarbige

Strümpfe) und pantoffelähnliche, mit Sammet eingefaßte Schuhe. Während die Mädchen ohne Kopfbedeckung einhergehen, tragen die Frauen ovalähnliche, den ganzen Hinterkopf bedeckende Mützen, die durch zwei breite Bänder unter dem Kinn befestigt werden. Auch laufen von der Mütze ausgehend mehrere Bänder über den Rücken. Zum Abendmahle gehen ältere Frauen mit einer weißen, das Gesicht umschattenden, nicht anliegenden Haube. Bei Hochzeitsfeierlichkeiten und Taufen schmücken sich die Mädchen mit einem buntschillernden Perlenkopfputz, Schnürhaupt genannt; bei Leichenbegängnissen tragen die Frauen einen schwarzen Tuchmantel mit Kragen.

2. Geburt, Jugend und Hochzeit.

Wollen wir die Leute in Buchonien gründlich kennen lernen, dann dürfen wir sie nicht bloß bei der Arbeit und im alltäglichen Gang des Lebens beobachten, sondern wir müssen sie aufsuchen im geselligen Kreise, wo sie die Not des Lebens zu vergessen suchen, wo sie neue Kräfte und besonders neuen Mut zur harten, schweren Arbeit sammeln. Sie lassen sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen, die es ihnen ermöglicht, Besuche zu machen oder zu empfangen, Gastfreundschaft zu üben oder in Anspruch zu nehmen, ein Fest mit zu feiern, überhaupt Geselligkeit zu hegen und zu pflegen. Das zeigt sich vor allem bei den Familienfesten.

Geburt. Ist in der Familie ein Sprößling angekommen, so geht in den ersten Tagen darauf der Vater zum Gevatterbitten. Gewappnet mit einem Kruge Branntwein in der Rocktasche wandert er zu einem Verwandten oder Freunde und bittet denselben oder ein Glied seiner Familie um Übernahme der Patenstelle. In der Regel fällt er „mit der Tür zum Haus hinein“, indem er aus seinem Krug oder einer Flasche dem Paten (Döt) oder der Patin (Döte) mit dem Rufe: „Prost Gevattermann (Gevattersche)!“ zutrinkt. Die so angeredete Person weiß nun schon, was es zu bedeuten hat. Noch vor wenigen Jahren wurde der Lehrer des Ortes mitgenommen, um das Wort zu führen. In der Regel sind die Gevattersleute schon etwas vorbereitet und tragen Wurst, Schinken, Spiegeleier, Bier, Kaffee und Kuchen auf. Nahe Verwandte und gute Bekannte werden zum Gevatterschmause eingeladen. Andern Tages kommt die Gevatterin zur Wöchnerin zu Besuch und bringt eine Hühnersuppe oder Biersuppe ꝛc. mit. Zehn bis vierzehn Tage wird Gevattersuppe gebracht. Zum Schluß folgt Backwerk und sogenanntes Nachtzeug für das Patchen. Als Gegenleistung bekommt dann der Pate oder die Patin ein Geschenk im Werte von 6 bis 10 Mark (ins Brühtöpfe). — An manchen Orten ist es Sitte, daß außer dem Paten noch andere Verwandte zur Taufe eingeladen werden und im

Zuge mit in die Kirche gehen, dabei werden sie von den Nachbarsleuten mit Freudenschüssen begrüßt. Wenn der Pate noch unverheiratet ist, so bekommt er einen Strauß auf die Brust; die unverheiratete Patin einen Brautkranz auf das Haupt. Auf dem Rückwege wird der Pate „gehemmt", d. h. es stellen sich ihm Kinder, zuweilen auch Erwachsene in den Weg, denen er Geldstücke in die Hand gibt oder auf den Weg wirft. Der Taufschmaus (Kindszeche, auch kurzweg Taufet) richtet sich nach den Verhältnissen des Hauses. Bei den Armen tut's ein Kaffee und Trunk Schnaps; in den besseren Häusern wird die Feier bis in den Abend hinein ausgedehnt, wobei leicht ein Fäßchen Bier draufgeht. Die guten Beziehungen zwischen dem Paten und dem Patenkinde und dessen Familie werden in jeder Weise gepflegt. Es ist und bleibt ein wirklich geistiges Band, das alljährlich bei gewissen Gelegenheiten sowie bei jedem freudigen und traurigen Familienereignisse erneut und befestigt wird; der „Döt" gehört zur „Fröundschaft", gleichsam zur Familie. — Aus dem Landecker Amte sind hier keine besonderen Gebräuche anzuführen.

Das feierlichste aller Familienfeste ist die **Hochzeit,** Huichzig, Huetzet oder Huizig in den einzelnen Dörfern genannt; an dieselbe knüpfen sich manche noch ganz zähe festgehaltene Gebräuche.

Da zum Heiraten nach altem Sprichwort Zwei gehören, so ist notwendig das erste, daß sich diese Zwei zusammenfinden. Gewöhnlich bedarf es keines Unterhändlers oder Schmusers, der nur selten etwas zu verdienen bekommt. Noch seltener wird jener Fall vorkommen, daß der Vater gefragt wird: „No, Kößje, baröm wird euer Maje net ehlich?" — und die Antwort gibt: „Ja, ich lenn ehr nüscht in Wähk (ich leg ihr nichts in den Weg), äwer se hat noch kain Gägestahnd." So komisch auch diese Rede sich anhört, so entspricht sie doch genau der etymologischen Bedeutung des Wortes, insofern es ein zweites außer ihr stehendes Wesen bezeichnet, das uns entgegentritt und unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Eine zweite Station ist die „Hingabe" oder Verlobung. In früheren Zeiten war es Sitte, daß die jungen Burschen sich abends vor dem betreffenden Hause versammelten und dann mit der Peitsche knallten. In neuerer Zeit ist das wohl weggefallen. Wenn ein Bursche um ein Mädchen anhält und abgewiesen wird (Korb erhält), so wird ihm nachts eine Kötze ohne Boden vor die Haustür oder oben auf das Hausdach gehängt, daher das Sprichwort: „Er ist durch die Kötze gefallen." Hat sich ein Liebesverhältnis ganz gelöst oder ist ein Teil verzogen, so werden vom Hause der Verlassenen bis zum Hause des Ungetreuen „Knotten" (die Hülsen des Leinsamens) gestreut. Werden die Abfälle des Flachses — Agen, in Buchonien Ulnen genannt — untermischt, so ist das verdächtig und beschuldigt

die Betreffenden des verbotenen Umgangs. Die größte Festlichkeit und ein ganz strenges Zeremoniell umgibt natürlich die Hochzeit selbst. Stille Hochzeit ist dem Rhöner ein Greuel, es muß laut und lustig zugehen. Trotz des strengen Verbotes knallen rechts und links die Schüsse, wenn der Brautzug das Haus verläßt, und begleiten ihn bis zur Kirche. In der Kleidung hat weder das Brautpaar noch das im Gänsemarsch aufziehende Gefolge etwas Auffälliges. Die Braut trägt einen Myrtenkranz auf dem Kopfe, dagegen der Bräutigam ein kleines Kränzchen — meistens von Rosmarin — auf der linken Brust. Brautleute, welche sich gegen das sechste Gebot — keusch und züchtig leben — vergangen haben, dürfen keinen Kranz tragen. Bei der Trauung wird darauf gesehen, daß die Braut zur Kirche linker Hand und aus derselben rechter Hand geführt wird. Welcher Teil am Altar zuerst die Handschuhe ausgezogen hat, erhält nach dem Volksglauben über den anderen die Herrschaft. Nach Beendigung der kirchlichen Feier, bei welcher oft die Dorfmusik getragene Weisen spielt, geht es zurück ins Haus. Auf dem Wege dahin wirft der Bräutigam oft Geld unter die Kinder zum Auflesen (Krappschen); auch wird das Brautpaar am Vorwärtsschreiten durch Absperrung des Weges, indem ein Seil oder eine Stange vorgehalten wird, gehänselt (am Weitergehen gehindert), bis der Bräutigam durch ein Geldgeschenk das Hindernis wegräumt. In vielen Orten findet das zurückkehrende Paar die Haustür verschlossen. Der Bräutigam tritt vor, um zu sehen, was es gibt. Die Köchinnen halten von innen vor das neben der Tür befindliche Schlupfloch eine hölzerne Schaufel, in welche



Brautpaar aus Gersfeld.
Nach einer Aufnahme von Kreisarzt Dr. C. Meyer in Lennep (früher in Gersfeld).

der Bräutigam das Lösegeld wirft. Ein anderer Brauch besteht darin, daß die Braut selbst im Winter bei tiefem Schnee im Freien vor dem Hause mit ihren Brautführern einen Rundtanz macht. Dann tritt die Braut voran durch die geöffnete Tür und wird zunächst in die Küche geführt, wo sie eine Hand voll Salz in die Speisen werfen und mit dem Löffel umrühren muß. hierauf begibt sie sich mit den Gästen in die Stube. Die zur Hochzeit geladenen Verwandten und Freunde bringen zwei Tage vor der Hochzeit Milch, Rahm, Eier, Rosinen &c. zum Kuchenbacken. Das Hochzeitsmahl zeichnet sich mehr durch Fülle als durch Mannigfaltigkeit aus. Es kommen drei oder vier Gänge, mächtige Schüsseln mit Rindfleisch, Braten, Schweinefleisch und Bratwürsten nebst den entsprechenden Beilagen. Ein fast nie fehlendes Gericht ist Hirsebrei mit Zwetschen. Die Spielerei mit Vielliebchen wird dort dadurch ersetzt, daß man sich gegenseitig mit den gesammelten Zwetschenkernen nach allen Seiten hin bombardiert, so daß einem, wenn man in der Mitte sitzt, die harmlosen Geschosse beständig um die Ohren fliegen. Unter den Klängen der Musik, die in der Kammer oder Stubenecke postiert ist, geht das Mahl zu Ende. Es werden dann die üblichen Hochzeitsgeschenke auf den Tisch des Hauses niedergelegt, zuerst bringt die Patin der Braut das feine, mit Bändern &c. geschmückte „Dödekissen“, = ein Federkissen im Gewichte von 8—10 Pfd., dafür erhält sie in vielen Orten nach der Hochzeit ein Gegengeschenk, bestehend in einem Halstuch mit einem Stollen. Es treten nun die einzelnen Gäste herzu, um ihre Geschenke zu überreichen. Im weiteren Verlaufe geht es wohl auch an die Versteigerung des Schuhes der Braut, der ihr während der Mahlzeit gestohlen wurde; gewöhnlich geschieht es durch einen Jungen, der unter dem Tische bis zum Sitze der Braut kriechen muß. Es kommt nun ein als Schuster verkleideter Bursch, der unter allerlei Sprüchen eine ganze Auswahl von Schuhwerk aus der Kötze bringt, das er die Braut probieren läßt; endlich kommt der richtige Schuh, der unter lebhaftem Mitgebot von den Zeugen der Braut um teures Geld erstritten wird. Eine richtige Hochzeit wird mit einem Tanze beschlossen, der notigenfalls im Wirtshause gehalten wird.

Eine bemerkenswerte Sitte besteht in der Vorderrhön. Hier versammeln sich in den katholischen Gegenden abends nach dem Aveläuten die Gespielinnen der Braut vor dem Hochzeitshaus und singen ihr das sogenannte Brautlied, worauf sie ins Haus geladen werden, einen eigens gebackenen Kuchen erhalten und die Hochzeit vollends mitfeiern. Das Lied selbst besteht aus drei Teilen. Erst bekommt die Braut, dann der Bräutigam gute Lehre und Abschiedsklage, und zuletzt folgt ein für beide geltender Sang moralischen Inhalts.

Als Tag der Trauung wird in manchen Gegenden der Dienstag, in anderen der Donnerstag oder Sonntag gewählt. Am Sonntag Jubilate lassen sich die Brautleute nicht trauen, da das Evangelium an diesem Tage mit den Worten: „Über ein Kleines“ usw. beginnt und die Leute glauben, eine Ehe, an diesem Sonntage geschlossen, sei eine unglückliche und nur von kurzer Dauer. Die Brautschuhe besorgt der Bräutigam, dagegen hat die Braut ihrem Bräutigam das Hochzeitshemd zu geben. Erwähnt sei noch, daß in manchen Orten der Bräutigam neben dem Strauße auf dem Hute noch ein zusammengefaltetes seidenes Tuch trägt, die Trauzeugen ebenfalls seidene oder auch wollene Tücher und sämtliche übrigen Hochzeitsgäste bunte Taschentücher, welche vom Brautpaare gekauft und vor dem Kirchgange den Gästen auf den Hut genäht werden.

Im Landecker Amte wie fast in ganz Buchonien besteht die Sitte, daß Braut und Bräutigam aus einem Teller speisen. Die Brautwerber heißen Freiersmann. Bei dem Brauttanze ist es in Landeck Sitte, daß der Braut der Schuh genommen wird, den dann der Bräutigam für einen bestimmten Preis einzulösen hat.

Gewöhnlich ist eine „richtige“ Hochzeit mit einem Tag nicht abgetan, selbst am dritten Tage sitzen noch einige „Hocker“, die nichts zu versäumen haben, beieinander, vertilgen die „Orze“ d. i. die Überbleibsel der Hochzeitstafel und läuten die Hochzeitsfreuden zu Grabe. Zum Schlusse des Hochzeitskapitels sei noch die Sitte erwähnt, daß in manchen Dörfern die Braut noch drei Tage im Hause der Eltern wohnt oder wenigstens schläft und in diesen Tagen beim Kirchenbesuch noch ihren früheren Platz unter den Jungfrauen einnimmt. Es ist dies die Ausübung jenes Rechtes der Bedenkzeit (das sogen. bimestre), welches nach dem kanonischen Rechte den Neuvermählten gestattet war.

Vier bis sechs Wochen vor oder auch nach der Hochzeit wird der sogen. Brautwagen gefahren. Die Ausstattungsgegenstände, sowie sämtliche Hochzeitsgeschenke von seiten der Verwandten der Braut werden auf einen großen Leiterwagen geladen. Einen eigentümlichen Anblick gewährt das auf Flachs aufgestelltte Bett mit Kissen, Decken und schön gestickten Betttüchern, auch die Schränke stehen gerade wie zum Gebrauche auf dem Wagen. Vor denselben sind zwei Pferde gespannt, die mit farbigen Taschentüchern am Kopfe geschmückt sind. Der Fuhrmann muß noch ledigen Standes sein und sich eines guten Rufes erfreuen. Derselbe bekommt von den Neuvermählten als Geschenk ein schönes Halstuch und einen Strauß, welch beides er am Hute anzubringen hat. Selbst die Peitsche ist mit einem Sträußchen geschmückt. —

Begräbnis. Nun folgt ein Kapitel mit traurigem Anfang und lustigem Ende, es handelt vom Tröster.

Der Tod ist in einem Hause eingekehrt und hat ein teures Glied, Kind, Vater oder Mutter oder auch den alten Großvater aus dem Kreise hinweggenommen. Der erste Schmerz ist ausgeweint, man denkt nun an die letzten Ehren, die man erweisen will, und zu denen stundenweit die Freunde geladen werden. Sie kommen auch alle trotz des schlimmsten Wetters. Ihr tröstender Zuspruch ist ganz eigener Art, er lautet:

> Ich wünsch' Euch Glück zu Eurem Leid,
> und dem Toten zur ewigen Freud'!

gewiß eine Auffassung, die nur dem gläubigen christlichen Gemüte verständlich sein kann. In der Umgegend von Tann wird den Trauernden von den Verwandten Leid geboten mit den Worten: „Es tut mir leid, daß Euch Leid geschehen ist", worauf die betreffende Person antwortet: „Gott behüte Euch davor!" Die Trauerfarben sind schwarz, zur Nachtrauer grau. Der Sarg ist auf der Straße vor dem Hause aufgebahrt, das Leichengefolge steht im Halbkreis und die Schulkinder singen das Totenlied. Die Träger, junge Bursche, treten herzu. Tragen sie eine Jugendblüte zu Grabe, so schmückt sie der Rosmarin mit rotem Band, bei einer älteren ledigen Person ist es ein blaues oder weißes Band. Wird eine verheiratete Person beerdigt, so müssen die Träger verheiratete Männer sein und tragen vielfach einen Buchszweig mit schwarzem Bande. Im Landecker Amte erhält jeder Träger der Totenbahre ein Sträußchen, in der Regel von Buchsbaum, zuweilen auch noch ein weißes Taschentuch. In vielen Dörfern wird das Grab von den Trägern der Leiche angefertigt und auch mit Erde ausgefüllt. Nach dem Begräbnis versammeln sich die Verwandten im Trauerhause. Hier gönnen sie sich eine Stärkung und schwatzen sich über alles mögliche aus, um sich gegenseitig zu trösten und das Lob der Toten zu singen. Das ist nun der sogen. Tröster, bei dem das Trauerhaus schon ehrenhalber nichts sparen darf, um die Verwandten zu bewirten. Oft wird ein förmliches Essen gegeben.

3. Schlachtefest, Kirmes, Markt und Spinnstube.

Zu den Familienfesten müssen wir auch den Schlachtetag rechnen. Es ist eine Art Erntefest für den langen Winter, denn eine wohlgefüllte Wurstkammer ist ein ebenso lieblicher Anblick für die Hausmutter als der volle Mehlkasten. Zum Mahl am Abend des Schlachtetages („Stichbraten" genannt) werden zuweilen Freunde und Verwandte eingeladen. Die Mahlzeit besteht

aus Sauerkraut mit Erbsenbrei und Schweinefleisch (Hochrücken genannt, weil Teile des Rückgrates dazu verwandt werden). Schließlich gibt es noch Bratwürste, Kaffee und Kuchen. Dieselbe Sitte herrscht auch im Landecker Amt. Freunde und Verwandte vergnügen sich oft bis in die späte Nacht hinein beim Kartenspiele und dem obligaten Mahle, bestehend in Suppe mit Rindfleisch, Sauerkraut und Schweinefleisch, Kaffee, Kuchen, Obst und einem Fäßchen Bier.

Mit dem Schlachtetag ist in dem ehemals bayrischen Teile Buchoniens und wohl auch im Fuldaer Land eine eigene Sitte verknüpft, nämlich das „in die Wurstbrüh' fahren". Zwei Bursche verkleiden sich als Mann und Frau. Ersterer tritt ein und bittet um ein Nachtlager. Um seinen Paß befragt, zieht er ein Schreiben hervor, von welchem er allerlei „Spukte" abliest. Die Bitte wird gewährt und er wird zur Suppe eingeladen. Aber die Frau muß auch dabei sein, meint er, und holt sie herein. Diese aber fällt zur Tür herein und schlägt Töpfe zusammen, die sie in der Kötze hat, so daß sie nunmehr keine Suppe, sondern nur Würste mit heimnehmen können. Sie erhalten auch solche, aber oft sind es eigens zugerichtete, aus „Knotten", Kartoffeln und Kohlraben gemacht, die sie als echte hinnehmen. Dieser Schwank wird auch manchmal von einer Spinnstube ausgeführt, welcher dann die ganze Beute zugute kommt. Haben die Wurstbrühfahrer ihr Teil bekommen, so geben sie noch ein Lied zum besten und tanzen dazu. —

Ein Hauptfest, das für manchen Tag zu denken und zu reden gibt, ist die **Kirmes**, das Fest der erwachsenen Jugend. Sie wird in der Regel am Sonntag, Montag und Dienstag nach dem 1. Nov. gefeiert, im früheren bayrischen Bezirk begann dieselbe Sonntag nach Martini. Am Tage vor der Kirmes stellen die jungen Bursche (Kiärmesboaischt) in vielen Dörfern einen Kirmesbaum, die Leng-Linde oder auch Maibaum auf. Sie nehmen dazu einen hohen Fichtenbaum, schälen die Rinde von dem Stamme, streichen denselben mit den Landesfarben an und stellen ihn vor dem Wirtshause auf. — Jeder Kirmes-Bursche wählt sich ein Kirmes-Mädchen, welchem er vorher mitteilt, daß er mit ihm „unter der Linde" tanzen wolle. Das Kirmesmädchen kauft nun einen großen Strauß (Zwiek), welchen es dem Kirmesburschen an den Hut näht. Diesen Strauß trägt der Bursche während der drei Kirmestage. Der Tanz unter der „Linde" findet gewöhnlich am Kirmesmontage statt. Die Kirmesbursche ziehen mit ihren Kirmesmädchen zum Bürgermeister, dem Zuge voran die Musik; dann folgen die beiden Platzknechte, zuletzt die übrigen Kirmesburschen mit ihren Mädchen, jeder führt sein Mädchen an der Hand. Die Kirmesmädchen der Platzknechte werden Platzmägde genannt. Der erste Platzknecht hat eine Flasche „Süßen"

(Zwetschenbranntwein oder etwas Ähnliches) in der Hand, oben an der Flasche hängt ein Schnapsgläschen. Der Platzknecht schwingt die Flasche nach dem Takte der Musik und läßt von Zeit zu Zeit einen Jauchzer ertönen. Beim Bürgermeister angekommen, schenkt der Platzknecht einen „Süßen" ein und ladet den Bürgermeister zum Begleiten des Zuges ein. Der Bürgermeister tut Bescheid, nimmt seinen Stab in die Hand, welcher vorher von den Platzmägden mit einem Strauße geziert worden ist, und dann geht der Zug durch das Dorf zur „Linde" zurück, voran der Bürgermeister, den Stab hoch haltend. Bei der „Linde" angekommen, schreitet der Zug dreimal um dieselbe herum; dann bleiben alle stehen und der Bürgermeister hält eine Ansprache. Darauf beginnt der Tanz um die „Linde", im Volksmunde die „drei Reiher" (Reigen) genannt, drei Tänze, gewöhnlich ein „Schottisch", ein Walzer und ein Rheinländer. Nach den „drei Reihern" geht der Zug ins Wirtshaus zurück, und nun wird nur noch im Saale getanzt. Abweichungen von diesen Gebräuchen in den einzelnen Ortschaften sind selbstverständlich.

Im *Landecker Amte* dauerte die Kirmes früher von Mittwoch abends bis zum darauffolgenden Montag-Abend. Eingeleitet wurde das Fest durch die sogenannten Platzburschen, die während desselben das Kommando führten. Vorher wurden die üblichen Getränke beschafft, die sie dann während des Festes verkauften. Von Donnerstag-Morgen bis Freitag-Mittag zogen die Platzburschen mit klingendem Spiele von Haus zu Haus, brachten den einzelnen Bewohnern Ständchen und erhielten dafür eine Gabe, bestehend in Kuchen, Wurst, Eier, Speck, Schinken, Gänsebein und oft auch Geld. Diese Ständchen wurden auch nachts gebracht. Jeder Platzbursche hatte vor dem Feste ein bestimmtes Mädchen engagiert, mit dem er fast ausschließlich tanzte. Das Engagement der Mädchen zum Tanze geschieht auf folgende Weise: Die tanzlustigen Mädchen bilden Arm in Arm verschlungen eine Reihe, die Burschen winken dem Mädchen, mit dem sie tanzen wollen, und dasselbe folgt dem Winke. Einer der beliebtesten Tänze bildet der sogenannte Halbdreher. —

Eine Art kleine Kirmes ist der **Markt** (Mar'k), bei welchem sich jung und alt einfindet. Jedes Dorf ist vertreten. Am schnellsten sind die Männer mit ihren Einkäufen (Eisenwaren, Peitschen, Sensen ꝛc.) fertig, um möglichst lange beim Biere sitzen zu können und Politik, Landwirtschaft und Handelschaft zu besprechen. Länger brauchen die Frauen und Mädchen, bis der Bedarf an Halstüchern, Küchengeräten, Schuhen ꝛc. gedeckt ist. Das junge Volk aber „tüffelt" (schmuggelt) sich beizeiten in die Wirtshäuser, um bis gegen Abend dem Tanzvergnügen zu huldigen, denn der Abend gehört fast ausschließlich den Einheimischen, obwohl es auch von auswärts Gewohn-

hocker gibt, welche nicht eher aufbrechen, als bis der Wächter „die Zah'n (die zehnte Stunde) gedutt“ hat. In neuerer Zeit haben die Märkte viel von ihrer Bedeutung verloren.

Im Winter, beginnend im November und endigend im März, werden **Spinnstuben** gehalten. Gewöhnlich schließen sich Altersgenossinnen aneinander an, die in den verschiedenen Häusern abends zusammenkommen, zu spinnen und zu stricken. Nach dem Abendessen findet sich die Gesellschaft zusammen, einige Stunden später erscheinen die Bursche. Der Abend wird unter Singen fröhlicher Lieder und allerlei Scherzen verbracht; oft auch tanzt das junge Volk nach den Klängen einer Ziehharmonika. Die Zusammenkünfte dehnen sich oft bis zur Mitternacht aus. Bei den Landeckern gibt jedes Mädchen beim Verlassen der Spinnstube sämtlichen Burschen einen Abschiedskuß. —

4. Die Feste des Kirchenjahres.

Auf die lustige Kirmes folgt bald die stille Adventszeit, in welcher in den katholischen Ortschaften keine Belustigungen geduldet werden.

„St. Katharein (25. Nov.)
schließt Harfen und Geigen ein.“

In dieser Zeit ist es auch, daß der **Nikolaus**, das „Nikläschen“, auch „Herrschekloas“ genannt, zu den Kleinen kommt. Es zieht eine erwachsene Person ein langes weißes Kleid an, macht ihr Gesicht unkenntlich und erscheint dann den Kindern als der vom Himmel herabgekommene Nikolaus, der ihnen Geschenke bringt (Äpfel, Nüsse, Backwerk) und dadurch die Guten belohnt; die Unfolgsamen werden mit der „Birkenrute“ gezüchtigt.

Geht man am **Christabend** mit den Kirchenbesuchern durch das Dorf, so sieht man hie und da in den Häusern ein Christbäumchen brennen und hört frohe Weihnachtslieder erschallen. Während der erste Festtag ganz ruhig vorübergeht, wird es am zweiten Tage schon etwas lebhafter. Die Wirtsstuben füllen sich mit Gästen, in den Spinnstuben wird gefeiert.

Am zweiten Festtage findet das „Höckeltragen, Bündeltragen“, statt. In großen weißen Bündeln tragen nämlich die Paten ihren Patenkindern, und seien sie stundenweit entfernt, das „Christkindchen“ = Christgeschenk zu, welches in großen Wecken, Brezeln und Kleidungsstücken besteht. Dieses Geschenk erhalten die Paten bis zum 12. oder 14. Lebensjahre. Geschieht es zum letzten Male, so steckt ein Messer im Wecke oder ist ganz hineingebacken zum Zeichen, daß die Schenkerei nun abgeschnitten sei. Daher kommt es, daß man die Kinder fragt: „Bist de scho oabgeschnäite?„ „Na“, lautet die Antwort, „ich krie no mahl!“

Am **Silvesterabend** versammeln sich die Stammgäste in ihren Wirtshäusern und werden nach Eintritt der zwölften Stunde vom Wirte mit Speisen und Getränken unentgeltlich bewirtet. Im Landecker Amte gehen während dieser Zeit einzelne Gruppen sangesfroher Burschen vor die Wohnhäuser, singen ein Neujahrslied, erhalten eine Gabe in klingender Münze und opfern sie freudig auf dem Tisch — des Gastwirts.

Zu **Neujahr** wird in vielen Orten Buchoniens für jede Person im Hause ein Kuchen von der Form eines Brotlaibes gebacken, welcher für gewöhnlich „Schoin" (Schorn) genannt wird. Der Neujahrsschoin führt kurzweg den Namen „Neujahr oder Neujährchen". Außerdem hat man zum Verschenken an arme Leute ein kleines Gebäck aus Gerstenmehl oder Aftermehl (ein geringwertiges Weizenmehl) hergestellt, welches den Namen „Kiemelheinz" (Kümmelheinz) hat. Der Neujahrswunsch, den arme Leute, von Haus zu Haus gehend, vorbringen, lautet:

„Ich wünsch' Euch ein glückseliges neues Jahr, Friede, Gesundheit, langes Leben, Einigkeit, alles, was nützlich und gut ist."

Der erste Sonntag in der Fastenzeit (Invocavit) wird in dem ehemaligen Buchonien Hutzelsonntag genannt, weil der Gebrauch herrscht, daß an diesem Sonntag gedörrtes Obst (Hutzel) mit Schweinsknochen gekocht und abends mit Kreppeln (Kröpfchen) gegessen werden. Am Nachmittag ziehen die Knaben mit Fackeln oder einer Stange, an der vorn ein dürrer Reisigbesen befestigt, um den Stroh gewunden ist, auf den nächstgelegenen Berg. Hier angekommen, wird ein Haufen Dornen zusammengetragen oder zwei mit Stroh umwickelte Stangen in Form eines Kreuzes aufgerichtet. Diese Figur heißt Hutzelmann. Mit einbrechender Dunkelheit wird der Dornhaufen oder der Hutzelmann entzündet, ebenso die Fackeln. Bald in langer Reihe, bald in Windungen die Fackeln schwingend geht es bergab, und vor dem Orte werden dann die Fackeln ganz abgebrannt. Dabei hört man schreien:

Sillges[1]) (verschieden gedeutet), gal Erbes (gelbe Erbsen),
Mit Huizelbreh (Huzelbrüh) geschmalzt,
und dann äi ons kei Huizel gatt (gebt)
soll äich d'r Baum kei Birn meh troa (tragen).

So singen die Jungen in Tann und der Umgegend. Im Hünfeldschen lautet der Spruch etwas anders:

Zom Silles, gale Ärwes, mit Huitzelbreh geschmälzt.
Dobe in dem Soinsteih(n)
hänke de lange Säubeich(n),
gatt ihr ons de lange,
de koitze loßt ihr hange.

Dobe in dem Fiäscht
hänke de lange Wiäscht,
gatt ihr ons de lange,
de koitze laßt ihr hange.
Dobe of der Deis
stett en Kurb vool Eier,
gatt ihr ons de fresche,
de alle laßt ihr wesche.
Schiärbe hih(n), Schiärbe här,
holt en Teller vool Huitzel här.

In hochdeutscher Sprache etwa:

Zum Silches, gelbe Erbsen, mit Hutzelbrühe geschmelzt.
Droben in dem Schornsteine
hängen die langen Saubeine,
gebt ihr uns die langen,
die kurzen laßt ihr hangen.
Droben in dem First
hängen die langen Würst',
gebt ihr uns die langen,
die kurzen laßt ihr hangen.
Droben auf der Deis [1])
steht ein Korb voll Eier,
gebt ihr uns die frischen,
die alten laßt ihr wischen.
Scherben hin, Scherben her,
holt einen Teller voll Hutzeln her.

Nach dem Singen bekommen die Hutzeljungen entweder Hutzeln, Kreppeln oder Geld.

Das sogenannte Huitzelrädermachen [2]) fand früher nur am Rockenstuhl, einem Berg bei Motzlar, dann auf der Milseburg statt, später geschah es in den meisten Orten der Rhön.

Die Bedeutung dieser Sitte ist zweifelhaft. Manche führen sie in die heidnische Zeit zurück, andere bringen sie mit der Pest oder auch mit der Sonnenwende in Verbindung.

Fastnacht oder Aschermittwoch werden von der Jugend Scherben vor die Türen geworfen, damit der Flachs gut gerät. Man nennt diese Sitte „Schalwerfen". –

Zu Ostern gibt es in der Rhön die Ostereier. Die Kinder machen am Samstag-Abend in der Scheuer, auf dem Boden oder im Garten Nester

1) Die Deis ist eine Vorrichtung über dem Ofen, worauf verschiedene Sachen aufbewahrt werden.

2) Huitzelräder werden die Fackeln genannt, weil sie, von den Jungen im Kreis geschwungen, in der Ferne wie feurige Räder aussehen.

für den Osterhasen. Sonst werden gewöhnlich nur die Kleinen mit diesem sinnigen Geschenke bedacht, hier aber beschenken sich auch die Mädchen und Bursche. Die Eier prangen in allen Farben und tragen, wenn sie Verehrungs- und Liebeszeichen sind, ganz sinnige Sprüche als Widmung. Die Patenkinder bekommen von ihren Paten wiederum ein „Bündel“. In Tann im Kreise Gersfeld versammelt sich die Jugend an den Osterfeiertagen nachmittags auf einem Anger, um die Eier in die Höhe zu werfen oder mit den Eiern gegenseitig anzustoßen. Man will dabei prüfen, welches Ei die härteste Schale hat. Das Spiel wird „Tippen“ (= anstoßen) genannt.

Die in der **Walpurgisnacht** erscheinenden Hexen, die dem unschuldigen Vieh zu schaden trachten, glaubt man durch drei Kreuze, die am Vorabend des 1. Mai durch Kreidestrich der Stalltür aufgeprägt werden, verscheuchen bezw. unschädlich machen zu können. — In den Sommermonaten sind es hauptsächlich die religiösen Feste, welche namentlich der katholischen Bevölkerung Buchoniens einige Abwechselung bieten. Hier sind zu erwähnen die drei Bitttage, an welchen mehrere Gemeinden zusammenpilgern zum gemeinsamen Gottesdienste, ähnlich ist der Dorf- und Flurgang, die Wallfahrten wollen wir ebenfalls nicht vergessen.

Am zweiten **Pfingstfeiertag** ist in einem Teil Buchoniens ein eigentümlicher Brauch, das sogen. „Stärktrinken“. Die Weiber, ledig oder verheiratet, lassen sich ins Wirtshaus führen und bringen ein gut Teil von ihrem Eiervorrat mit, die Bursche und Männer stellen das Bier, die rohen Eier werden hineingeschlagen und nun wird mit diesem Trank die Stärk getrunken. – –

Es kommt das **Johannisfest,** an welches sich von jeher und in allen deutschen Gauen die verschiedensten Gebräuche knüpfen. Von diesen sind auch in Buchonien noch einige erhalten. Am Abend vor dem Johannisfeste schnüren namentlich die Bewohner der katholischen Ortschaften die Köpfe der Wucherblume an einen langen Faden, dazwischen „rote“ und „blaue“ Kornblumen (Klatschmohn und Flockenblume) und hängen diesen „Johanniskranz“ in Form einer Girlande über die Türe. Hie und da besteht auch noch der Brauch, daß an diesem Abend die Bursche des Ortes an der Gemarkungsgrenze ein Feuer anzünden. Jeder Bursche bringt eine Reisigwelle mit, die wohl nicht immer auf die ehrlichste Weise erworben ist. Nachdem das Feuer abgebrannt ist, gehen die Bursche von Haus zu Haus und singen; sie bekommen dann von den Leuten Eier als Geschenk. – – Das Johannisfeuer ist auch ein Überbleibsel von der heidnischer Feier der Sommersonnenwende.

5. Heuernte, Brezeltag, Wechsel der Dienstboten, Handel.

Wenige Wochen nach Johanni beginnt auf der hohen Rhön die **Heuernte,** eine mühevolle Arbeit und zugleich ein ländliches Fest. Letzteres ist jedoch mit Vorbehalt zu verstehen. Man liest zwar von Musik und Gesang, von dem malerischen Anblick eines förmlichen Zeltlagers, da das Heumachen auf dem von Ortschaften sehr entlegenen Rücken der Rhön mehrere Tage in Anspruch nimmt. In Wirklichkeit beschränkt sich die Festlichkeit darauf, daß man sich bei der Arbeit etwas aufheitert und am Abend nach der Mahlzeit ein bißchen zusammensitzt. Allerdings mögen dann einzelne offen brennende Feuer und über die im Abenddunkel einschlummernde Heide leise hingleitende Töne eines Volks- oder Kirchenliedes eine ganz eigentümliche Stimmung hervorrufen. Beim Heimzug ins Dorf geht es lustiger zu, wobei sich die Dorfmusik wohl auch manchmal beteiligt. Im ganzen aber steckt hinter der poetischen Außenseite viel Plage und Arbeit.

Ein Hauptfest für die liebe Jugend, das in mehreren Dörfern des Ulstergrundes begangen wird, ist der **Brezeltag,** eine uralte Stiftung, nach welcher am St. Gregoriustage den Schulkindern Brezeln ausgeteilt werden. Mit besonderer Feier wird der Brezeltag in Hilders begangen, mit einer feierlichen Kinderprozession durch den Flecken, wobei die Knaben meist Fähnchen tragen und die Mädchen mit Kränzen geschmückt sind. Der ganze Ort ist auf den Beinen, um die fröhlich singende und festlich geputzte Kinderschar vorbeiziehen zu sehen. Nach der Prozession erfolgt die Verteilung der Brezeln, wobei selbst die Kleinen auf den Armen der Mütter bedacht werden.

Beschäftigen wir uns nun im folgenden mit dem Kapitel des **Dienstboten**wechsels und des Handels.

Der Dienstbotenwechsel findet in der Regel zwei Tage nach „Lichtmeß" (2. Februar) statt. Am Tage nach Lichtmeß ist Nachdientag, in manchen Gegenden auch Töppestag genannt, welchen die Rhöner Dienstboten über die Zeit ausdienen müssen, um die während des Jahres zerbrochenen Töpfe ꝛc. abzuverdienen. Der zweitfolgende Tag (3. Februar) ist der Scherztag (scherzen gleichbedeutend mit schürzen, aus dem Dienst abziehen). Die wenigen Habseligkeiten sind in die Truhe und in den „Scherzbündel" eingepackt, der gesparte Flachs — denn jede Dienstmagd läßt sich alljährlich eine Maß Lein aussäen, um so allmählich eine Aussteuer an Leinenzeug zu erhalten — wird auf den Schubkarren geladen, und nun kommt der Auszug, nachdem es bei Tisch nochmal „Trollsupp" und „Trollklös" gegeben hat. Daher die Frage: Hast e rächt gut Troll-

supp kreigt? Den „Scherzlaib“, den von der Frau erhaltenen Laib Brot, unter dem Arme, den Scherzbündel auf dem Rücken, einen Krug Schnaps in der Hand, folgt die Magd oder der Knecht der vorausgetragenen Habe; hie und da wird ein „Ständerchen“, d. h. Halt gemacht, um mit den zurufenden Bekannten zu plaudern und ein Gläschen zu trinken.

Ein großer Teil der ärmeren Bevölkerung Buchoniens, gewöhnlich „Fulder“ genannt, wandert alljährlich, bevor die Feldfrüchte hier in den



Arbeitsleute aus der Gegend von Fulda.
Nach einer Zeichnung von J. F. Dielmann 1835. Aus der Sammlung des Herrn Gustav Manteuffel in Fulda.

Bergen zur Reife gelangt sind, hinab ins schöne Maintal, um dort bei den Erntearbeiten Beschäftigung und Verdienst zu suchen.

Handel. Wenn ein Jude oder ein Metzger bei einem Bauern ein Stück Vieh gekauft hat, wird gewöhnlich „Weinkauf“ getrunken. Oft findet der Handel im Wirtshause statt; dann kommen möglichst viele Bauern zusammen und reden teils dem Bauern, teils dem Handelsmanne zu (schmusen). Kommt der Handel zustande, dann trinken alle beim „Weinkauf“ mit. Der

Weinkauf hat einen gespaltenen Fuß, d. h. die eine Hälfte zahlt der Bauer, die andere der Handelsmann.

6. Wohnung, Richtefest.

Was haben wir in bezug auf die **Wohnung** zu erwähnen? Das Haus ruht gewöhnlich auf einer schmucklosen Sandstein- oder Basaltmauer. Es ist ein Holzbau mit Fachwänden, welche meistens auf zwei Seiten mit



Arbeitsleute aus der Gegend von Fulda.
Nach einer Zeichnung von J. F. Dielmann 1835. Aus der Sammlung des Herrn Gustav Manteuffel in Fulda.

Wetterbrettern verdeckt oder mit Kalkbewurf und Tünche überkleidet sind. Die vielfach verschlungenen oder gewundenen, aber immer symmetrischen Balken sind braun, rot oder hellgrau angestrichen. Mancher Sinnspruch ziert den Giebel des Hauses, z. B.:

Großer Gott mit deinem Segen
sei in diesem Haus zugegen.

oder: Dies Haus ist mein und ist auch nicht mein, es kommt ein anderer herein, und 's ist wieder nicht sein.

oder: Der Fuchs, der ist ein Hühnerfreund,
der Fuchsschwanz ist ein Herrenfreund.
Wer den Fuchsschwanz streichen kann,
der ist gar wohl gesehen an.

oder: Dieses Kreuz wär' halb so schwer,
wenn das böse Weib nicht wär'.

oder: Wo in einem Haus sauber aufgeführt wird,
da wohnt eine saubere Frau.

Ein Zubehör jedes größeren Bauernhauses ist das „Uiszugshüsje“, fast unmittelbar angebaut und mit vollständiger Hauseinrichtung. Es ist



Phot. Carl Heßler.
Dorfstraße in Kleinsassen. Mädchen mit Brotteigkörben.

für die Alten bestimmt, die den „Uiszug“ nehmen und dann in nächster Nähe, und doch getrennt, ihren selbständigen Haushalt führen.

Die Einrichtung des Hauses ist fast durchweg die gleiche. Die Wohnstube mit Kammer ist auf der gegen die Straße gerichteten Giebelseite, auf der anderen Seite der Stall. —

Wenn das Holzwerk eines Hauses aufgestellt ist, so findet der **Richteschmaus** statt. Schon ehe der letzte Sparren aufgerichtet ist, muß ein Trunk verabreicht werden. Alsdann wird ein Tannenbäumchen (Fichte), geschmückt mit bunten Bändern, Sträußen, Taschentüchern oder wollenen Halstüchern für Meister, Gesellen und Lehrlinge auf der äußersten Giebelspitze des Ge-

bäudes angebracht. Ist der Zimmerspruch getan und ein Choral gesungen, dann wird Schnaps verabreicht. Der Meister wirft ein leeres Glas, aus dem vorher getrunken worden ist, rücklings in den Bau hinein, das Zerspringen des Glases ist eine gute Vorbedeutung.

7. Volksmedizin, Glaube an Hexen u. a.

Der Rhöner glaubt an Sympathie, Blutstillen, Warzenversprechen, Leichenvogel, Träume und Vorbedeutungen. Schutzbriefe, Amulette, Bleigießen sind ihm weniger bekannt. Das Abgewöhnen des Jungviehes (Kälber, Zicklein ꝛc.) hat auf einen Kirchentag zu geschehen. Die Milch darf nicht offen aus dem Stalle getragen werden, sondern der Eimer muß mit der Schürze überdeckt werden, sonst können Hexen Schaden zufügen. Bei der Geburt eines Kindes oder wenn die Kuh gekalbt hat ꝛc., darf innerhalb neun Tagen nichts verborgt werden, sonst könnten die Hexen wiederum ihr böses Spiel treiben. Das Laufen eines Hasen über den Weg, das Schreien der Raben bedeutet Böses; dagegen wird das Begegnen von Schafen oder Schweinen als Glück bringend angesehen. Im März ausgesätes Kraut, Kohl ꝛc. leidet nicht vom Frost. Auf Gründonnerstag müssen die Zwiebeln gesteckt werden, sonst gibt es viel Knecht (= die in Samen schießenden Zwiebeln).

Auf Johannis (24. Juni) müssen verschiedene Heilkräuter, als Johanniskraut, Arnika ꝛc., gesammelt werden. Ein in den Finger gestoßener Dorn oder Splitter wird in Öl oder Fett gesteckt, damit die Wunde nicht eitert. Ebenso ist das Messer oder Beil ꝛc., womit man sich verwundet hat, mit Fett zu bestreichen und so lange außer Gebrauch zu setzen, bis Heilung erfolgt ist. Findet man auf seinem Grundstück eine Pflanze „Dickwurz" ꝛc. mit „weißen" Blättern, so bedeutet das einen Todesfall in der Familie oder der Verwandtschaft. Träume von großem Wasser, von Wallfahrten, von Blumen und Kränzen, vom Ausfallen der Zähne bedeuten einen Todesfall in der Verwandtschaft. Träume von Eiern bedeuten Streit, von Läusen viel Geld. Der Leichenvogel, das Käuzchen, wird hier „Stärrkniz" = (Sterbekäuzchen) genannt. —

Hier möge auch eine Inschrift erwähnt werden. Am Eingange des Totenhofes zu Günthers, einem Dorfe im Kreise Gersfeld, soll in einen Stein eingehauen, in lateinischer, hebräischer Sprache folgender Reim stehen:

Hier ruhen unsere Alten,
Gott möge sie behalten,
denn würden sie wieder aufersteh'n,
so müßten wir von Haus und Hofe geh'n.

8. Gebetläuten.

Eine schöne Sitte der Bauern darf nicht unerwähnt bleiben. Das ist das Gebetläuten. Wenn das Glockenzeichen morgens, mittags oder abends ertönt, so beten die Leute, gleichviel ob sie zu Hause, im Felde oder im Wirtshause sind. Beim ersten Glockenschlage wird alles still, die Unterhaltung schweigt, die Kartenspieler legen die Karten hin, alles betet. Oft tritt auch ein Kind des Hauses an den Tisch und betet laut vor, während die anderen in Gedanken das Gebet mitsprechen. Ist das Gebet beendet, so wünscht einer dem anderen „Guten Abend“ 2c. und die Unterhaltung und das Spiel beginnen wieder.

X.

Das Kinzigtal.

Von

Carl Heßler.

Beiträge lieferten zu diesem Berichte:

Lehrer Einschütz in Unterreichenbach.
" C. Freund in Schwarzenfels.
" H. Paul in Oberissigheim.
" Schleucher in Langenselbold.
" Wolfgang Schmidt in Jossa.
" Valentin Stoppel in Eichen.
Kantor Heinrich Trupp in Gelnhausen.

X. Das Kinzigtal.

O herrliches Kinzigtal, zaubrisches Land,
so reich gesegnet aus göttlicher Hand,
du heimischer Boden, so wonnig, so traut,
frohlockend begrüß ich dich, Hessenlands Braut! Fritz Schleucher.

Hat man den Landrücken von Norden her überschritten, so kommt man in das gesegnete Tal der Kinzig, die nach etwa 14stündigem Laufe bei Hanau sich mit dem Maine vereinigt und zum Unterschiede von der badischen auch die hessische Kinzig genannt wird. Das Kinzigtal ist ein herrliches Fleckchen deutscher Erde; seine geographische Lage hat es zu einer Verbindungsstraße zwischen Nord- und Süddeutschland bestimmt; als solche hat es denn auch schon von altersher gedient, und die Bedeutung derselben dürfte auch späterhin noch wachsen. Unschwer läßt sich das Kinzigtal in drei ihrer Natur nach verschiedene Abschnitte zerlegen: der erste reicht von Schlüchtern bis Salmünster und zeichnet sich neben seiner Fruchtbarkeit vor allem durch seine reizenden Gebirgsscenerien aus. Der mittlere erstreckt sich von Salmünster bis Gelnhausen. Er hat im allgemeinen ein schmales Flußbecken, das für den Ackerbau nicht soviel Gelegenheit bietet; dagegen entschädigt er durch seine prächtigen Buchen- und Eichenwaldungen, sowie durch die seinem Schoße entquellenden Mineralquellen. Der dritte Abschnitt, der sich von Gelnhausen bis zur Mündung ausdehnt und an Breite mehr und mehr zunimmt, hat ein fast südländisches Klima und gleicht einem blühenden Garten, über dessen Talgelände und Höhen Flora, Ceres, Bacchus und Pomona alljährlich ihr Füllhorn ausgießen.

In Beziehung auf Charakter und Sitten ist die Bevölkerung des Kinzigtales eine sehr verschiedene. Während die stark gemischte Bevölkerung des Hanauer Landes leicht beweglich und dem Fortschritte mehr geneigt ist, sind die Bewohner des oberen Kinzigtales, wenn auch die Trachten und manches Äußere geschwunden sind, doch in Lebensweise und Gebräuchen treuer beim Überlieferten und Althergebrachten geblieben. Sie bilden den Übergang von dem streng am Alten hängenden Fuldaer zu dem leichtlebigen Hanauer, und wie aus dem Fuldischen, so wandern auch aus dem Gebiete des Land-

holzbach eine schöne, altertümliche Tracht sehen, welche mit der Kleidung der Schwaben große Ähnlichkeit hatte. Im allgemeinen besaßen die Männer zwei Anzüge, nämlich einen Arbeits- und einen Sonntagsanzug. Ersterer bestand aus einer engen Hose, welche an ihrer Außennaht mit kleinen glatten Knöpfen zugeknöpft wurde, und ferner aus einer zweireihigen Weste und einem kurzen bis auf die Hüften reichenden Rocke. Alle diese Kleidungsstücke wurden aus selbstgefertigter Beiderwand hergestellt. Als Kopfbedeckung diente zu diesem Anzuge sowohl im Sommer wie im Winter eine Pelzmütze, welche mit einem aus Silberlitze hergestellten Kreuze verziert war. In der Mitte des Mützendeckels, also in dem Kreuzungspunkte der Litzen, erhob sich eine große, senkrecht stehende Quaste. Der Sonntagsanzug bestand aus einem Rocke mit sehr langem Schoße und engen Ärmeln, einer zweireihigen Weste und engen Beinkleidern. Diese Kleidungsstücke waren aus schwarzer Beiderwand hergestellt und mit blanken Knöpfen versehen. Als Kirchenhut wurde ein dreieckiger Filzhut getragen.

Im Kreise Schlüchtern und in den oberen Orten des Amtsbezirkes Birstein wird noch vielfach das Kamisol aus schwarzer Beiderwand oder aus naturgrauer Wolle getragen. Als Kopfbedeckung findet man hier bei den Männern einen aus grobem, schwarzem Filze gefertigten Hut, der gewöhnlich aus Steinau bezogen wird.

Wieder anders fand man die Kleidungsverhältnisse in Gelnhausen. Hier trugen die Männer an Wochentagen kurze hirschlederne Hosen und Sonntags Kniehosen mit Knöpfen an der Seite, Strümpfe, Schnallenschuhe und einen bis fast auf die Erde reichenden blauen Tuchrock mit hohem Kragen und Puffärmeln. Die Hemden hatten ebenfalls hohe Kragen, die mittels Bendel geschlossen wurden. Sonntags knüpfte man ein schwarzseidenes Tuch unter den Hemdkragen. Ein „Dreimaster" oder eine Kappe mit großem Schilde vervollständigte die Kleidung. Die Kirchenältesten trugen beim Kirchgang als Zeichen ihrer Würde einen großen Bambusstock mit silbernem Knopf. Vordem waren die Kirchenältesten auch noch mit einem bis auf die Erde reichenden Mantel in Form der Frauen-Radmäntel bekleidet, ja, noch heute wird ein solcher Mantel von den Ältesten in der Bergkirche bei Gelnhausen angelegt, doch nur bei der Feier des Abendmahls und der Konfirmation. An Sonntag-Nachmittagen vertauschte man den langen Kirchenrock mit einem geblümten Kattunkamisol. Bei Leichenbegängnissen trugen die Männer einen Frack, einen Flor, weiße Handschuhe und Dreimaster.

Die Frauen hatten enganliegende Kleider, die je nach Stand und Vermögen aus kostbarem oder weniger wertvollem Stoffe gefertigt waren. Die Taille war weit ausgeschnitten; in der Woche wurde ein buntes und

Sonntags ein weißes Tuch eingeschnürt. Bei Vornehmen bestand die Kopfbedeckung aus „Schaufelklappen", bei ärmeren Leuten dagegen aus sogen. „Schwartenmagen", einer Kopfbekleidung, die einer Nachthaube ähnelte. Eine bunte Schürze vollendete die malerische Kleidung. Schirme wurden nur von reicheren Leuten getragen; ärmere hingen ein weißes Tischtuch um. Die Schirme waren mit Fischbeinstangen versehen und sahen rot, grün, blau oder bunt aus. Beim Schließen wurde ein an einer Schnur hängen-



Phot. C. Freund.

Tracht einer älteren Frau im Amte Schwarzenfels.

der Messingring über den Schirm gestreift. Zu den Schmuckgegenständen gehörten vor allem große Ohrringe.

Die Knaben trugen bei der Konfirmation Fräcke und Zylinderhüte, die meist von den Eltern oder Großeltern herrührten.

In Schwarzenfels sind die Mädchen bei der Konfirmation mit weißen Schürzen und Halstüchern bekleidet, die sie im ersten Jahre nach der Konfirmation bei jedem Abendmahlsgange anlegen.

Nur noch in einzelnen Orten, wie in Langenselbold, tragen betagte Männer den langen dunkelblauen Kirchenrock, die dunkelgraue Hose, unter dem Hemdkragen das dicke, schwarze, mehrmals um den Hals gehende Tuch und die bis an den Hals zuzuknöpfende Weste, während die Frauen nur das Sammetbandhäubchen, sowie das schwarze Musselinkleid beibehalten haben.

2. Geburt, Jugend, Hochzeit und Begräbnis.

Wie bei den Trachten, so ist auch bei der Feier der Familien- und Volksfeste nach dem Ausgange des Kinzigtales hin manches Eigenartige eingegangen oder gewaltsam unterdrückt worden.

Ist in einer Familie ein Kind geboren, so kommen an den nächsten Tagen die Verwandten und Nachbarn, um der Mutter des Kindes und dem jungen Erdenbürger einen Besuch abzustatten. Ein jeder, welcher diesen Gang unternimmt, bringt eine kleine Gabe an Kaffee, Zucker und Zwiebäcken mit und bittet zugleich, ihm bei dem neuen Sprößling die **Patenstelle** zu überlassen. Sollte der Vater einen Paten bitten müssen, dann würde eine Nichtannahme für Schande und große Sünde gehalten werden. Die Namen „Gevattersmann" und „Gevatterin" sind daher auch Ehrenbezeigungen, mit welchen die Dorfbewohner so gern sich anreden (Birstein). Die Wahl eines Gevatters oder die „Gevattersuche" ist daher für den Vater eine nicht zu unterschätzende Aufgabe, deren Lösung nicht selten zu Familienzwistigkeiten führt, da einesteils Verwandte und Freunde sich bemühen, der betreffenden Familie aus diesen oder jenen Gründen sich enger anzuschließen und anderenteils es gilt, dem Kleinen einen möglichst begüterten Paten zu verschaffen. Denn nicht gerade gering sind die Verpflichtungen des Gevatters: Am ersten Weihnachtstage beschert er dem Patchen alle Kleidungsstücke, die es zur Zeit braucht: Schuhchen, Strümpfchen, Hemdchen, Kleidchen, Unterröckchen, Halstuch, Schürzchen, Häubchen usw. Ein zweites Einkleiden findet dann bei der nächsten Kirchweihe statt, namentlich bei Knaben, da dieselben bei dieser Gelegenheit die ersten Höschen erhalten. Dann folgen an jedem Weihnachtsfeste Geschenke bis zur Konfirmation des kleinen Paten. Das letzte Weihnachtsgeschenk vor der Konfirmation fällt aus; aber dafür ist dann auch das sogen. „Einsegnungsgeschenk" um so reichlicher bemessen. Noch einmal tritt alsdann an den Gevatter die Verpflichtung zum Schenken am Hochzeitstage des Paten heran, doch damit haben dann die Verbindlichkeiten ihr Ende erreicht.

Etwas abweichend von der hier geschilderten Art des Gevattersuchens ist diejenige in Schwarzenfels und den benachbarten Orten. Hier ist es üblich, daß der Vater des Kindes am Abend nach der Geburt bei den

Verwandten einen Besuch macht, um diese von dem frohen Ereignis zu benachrichtigen und zugleich einem derselben die Patenstelle[1]) zu übertragen, wonach er dann mit Speck und Eiern bewirtet wird. Vielfach werden zunächst die Großeltern die Paten ihrer Enkelkinder.

Wenn jemand ein Kind über die **Taufe** hält, so bezeichnet man dies mit dem Ausdruck „groß stehen". „Der N. N. steht heute groß" heißt demnach: er hält ein Kind über die Taufe (Jossa). Unverheiratete Paten tragen bei der Taufe Blumensträuße und Bänder. Bei dem Taufschmaus, dessen Kosten vom Vater und Paten zu gleichen Teilen bestritten werden, nimmt nach dem Paten die Hebamme die erste Stelle ein. Vor dem Auseinandergehen wird Abschied getrunken. Der Hausvater nimmt ein Glas Wein oder Branntwein, legt ein ansehnliches Geldstück hinein und trinkt dem Paten mit den Worten zu: „Prosit, Herr Gevattermann!" Dieser legt ebenfalls ein Geldstück hinein und trinkt seinem Nachbarn zu. So macht das Glas die Runde, bis alle hineingeworfen und getrunken haben. Zuletzt bekommt das mit Geldstücken gefüllte und den Rest des Branntweins enthaltende Glas die Hebamme, die es nun austrinkt, das Geld in ihre Hand schüttet und dabei sagt: „Ihr lieben Gäste, ich danke Euch für das Kindtaufsgeschenk!"

Zwei Kinder aus einem Wasser taufen zu lassen, vermeidet man auch hier. Dem getauften Kinde legt man ein Gesangbuch unter das Kissen, damit es fromm werde und gut lesen lerne. Neun Tage lang nach der Geburt eines Kindes darf nichts aus dem betreffenden Hause verborgt werden, da sonst böse Menschen (Hexen) Macht über das Kleine bekommen. Eine Frau, bei welcher der Storch bald einkehrt, vermeidet es, unter einem Seile herzugehen.

Geht eine Mutter zum ersten Male mit dem Kleinen zum Nachbarn, dann bekommt das Kleine ein rohes Ei, das von der Mutter sorgfältig aufgehoben wird, und zwar gewöhnlich, um es vor dem Zerbrechen zu bewahren, unter einem Dachsparren, denn sobald es zerbricht, wird dem Kinde Übels widerfahren. Beim Besuch einer Wöchnerin darf man nicht mit leeren Händen kommen; gewöhnlich bringt man Kaffee, Zucker u. dgl. Bei späteren Besuchen schenkt man dem kleinen Sprossen ein „Pobbeleichen", d. h. ein Hühnerei, womit man dem Kinde die Ballen der Zähne reibt, damit die Zähnchen leicht durchbrechen und das Kind bald sprechen lernt. — Den ersten Ausgang macht die Wöchnerin in Begleitung der Hebamme zur Kirche.

1) Hier wird der Pate vielfach Kompère (vom französischen compère Gevatter) genannt.

Es mögen nun einige Jugendspiele hier erwähnt werden, die jedoch die heutige Jugend (in Gelnhausen) meist nicht mehr kennt. 1. Das Sautreibespiel. Man macht eine große Kuttel (Loch) in die Erde, und, wenn z. B. 4 Spieler an dem Spiele beteiligt sind, noch 3 weitere Kuttel. Jeder der Spieler hat einen Stock. Beim Beginn des Spieles bringen alle ihre Stöcke in die Hauptkuttel. Während nun einer bis drei zählt, gehen die anderen, die Stöcke in die Kuttel haltend, um diese herum. Bei 3 muß jeder seinen Stock in eine der anderen Kuttel bringen. Da aber eine Kuttel weniger vorhanden ist als Spieler, so muß der übrig bleibende Spieler Sautreiber sein. Dieser hat nun die Sau (einen Stein) in eine der Kuttel zu treiben, während die anderen Spieler bedacht sein müssen, den Stein von ihrer Kuttel zurückzuschnellen. Gelingt es dem Sautreiber, den Stein in eine Kuttel zu bringen, so muß der Besitzer dieser Kuttel den Sautreiber spielen. Noch jetzt ist dieses Spiel in Schlüchtern üblich. Beim Graben der Löcher (Kessel in der Mitte und Ställe im Kreise) singen die Kinder: „Holler die Voller im Wirt, Wirt sein Loch, wirst du nicht rund, so gibt's was mit dem Stock".

2. Unter den Schießerspielen ist das Helikspiel eines der beliebtesten gewesen. Man setzte die Schießer paarweise, daß letzte Paar einige Schritte von den anderen. Die von den Spielenden getroffenen Pärchen wurden genommen. Beim Werfen hatte man darauf zu sehen, daß der Mannschießer (größere Kugel) über den Helik hinauskam. Wer am weitesten lag, durfte zuerst nach dem Helik zurückwerfen. Traf er diesen, so durfte er noch dreimal nach den Pärchen werfen.

3. Ein weiteres Schießerspiel war das Schlangenspiel. Alle Schießer wurden hierbei in eine lange Reihe oder Schlange gesetzt. Das eine Ende der Schlange war der Kopf, das andere der Schwanz. Wer nun mit dem Mannschießer von dem ziemlich entfernten Male in die Reihe warf, durfte von der getroffenen Stelle nach dem Schwanze hin die Schießer wegnehmen. Traf jemand den Kopf, so gehörte ihm die ganze Schlange. Dieses Spiel kam auch noch in anderer Form vor. Man zog um die Schlange einen Kreis, auch rollte man nicht den Mannschießer nach den Schießern, sondern pickte dieselben. Als Gewinne durften nur diejenigen Schießer weggenommen werden, die über den Kreis hinausrollten. Das Mannschießerspiel wurde einzeln und auch partieweise gespielt.

4. Ein beliebtes Spiel der Mädchen war das „Struhlen".[1] Zu diesem Spiele gebrauchte man einige glatte Kieselsteine und einen Mannschießer. Die Steine wurden der Reihe nach auf eine Steinplatte oder Treppe gelegt.

---

1) In Birstein hieß es „Dobben", im Hanauischen „Tatschen" oder „Dobbchen".

Nun warf man den Mannschießer in die Höhe. Während derselbe auf die Steinplatte fiel und aufsprang, mußte ein Stein weggenommen und der Mannschießer gefangen werden. Die Steine wurden erst einzeln, dann in verschiedenen Gruppen und Ordnungen zu 2. 3 usw. weggenommen. Verfehlte ein Mädchen das Auffangen des Mannschießers, so folgte das nächste im Spiel. (Das Spiel ist unter dem Namen „Steinchenspiel" auch in Niederhessen bekannt.)

Verlobung. Hat sich ein Jüngling seine Zukünftige ausersehen, und ist den Eltern die Partie genehm, so tritt sofort ein gewisser Verkehr zwischen den Familien der jungen Leute ein (Langenselbold). Bei den kleinsten Anlässen finden gegenseitige Einladungen statt, denen auch soviel wie möglich von beiden Teilen entsprochen wird. Der Jüngling erweist in dieser Zeit seiner Angebeteten viele Aufmerksamkeiten: er holt sie bei Kirchweihen, Festen usw. in ihrem Hause ab und geleitet sie zum Festort. Muß das Mädchen bei einer Hochzeit erscheinen, etwa als Brautjungfer, so geht auch der Bursch mit zur Hochzeit; so ist er bei allen derartigen Gelegenheiten der treue Begleiter seines Schatzes. Auch Geschenke überreichen sich die jungen Leute gegenseitig, und zwar sind dieselben um so kostbarer, je weniger fest das Verhältnis zwischen beiden noch ist. Dieses gegenseitige Beschenken hat sich in letzter Zeit sehr eingebürgert. Kommt endlich der Tag der Verbindung heran, dann gewinnt bei den jungen Leuten hinsichtlich ihres Verhaltens alles mehr und mehr an Gestalt. Der Tag wird bestimmt, an welchem die **Hochzeit** stattfinden soll. Eifriger wird an der Herstellung der Ausstattung und der Ausschmückung des zukünftigen Heims gearbeitet. Am Tage vor der Hochzeit werden die Hochzeitsgäste nochmals freundlich eingeladen; es geschieht dies der Form wegen, denn daß sie an der Feier teilnehmen und wann dieselbe stattfindet, ist ihnen längst bekannt. Die Trauung findet meistens in der Kirche vor versammelter Gemeinde und unter Beteiligung der verwandten und befreundeten Burschen und Mädchen statt. Zu Hause angekommen, beginnt alsbald der Hochzeitsschmaus, dem beim Gesang froher Lieder ausgiebig gehuldigt wird. Am Nachmittage wird dann von den jungen Hochzeitsgästen das sogen. Gotekissen geholt; es ist dies, wie schon der Name andeutet, ein Geschenk von der Gote der Braut, ein gewöhnliches, aber mit besonders viel Federn gestopftes und geschmücktes Kopfkissen. Dasselbe wird auf der sogen. „Marktmahne" (die Mahne, in der der Marktschatz zur Stadt getragen wird), die ebenfalls mit Bändern geschmückt ist, von der schönsten Brautjungfer getragen, während die übrige Gesellschaft singend nachfolgt. Nach dem Abendessen findet die Beschenkung der Braut statt; die meisten Gäste geben einen Geldbetrag, doch werden auch Gebrauchsgegenstände für den Haushalt gespendet. Dabei wird

gern das „Ehestandslied"[1]) gesungen, doch wird dasselbe in den letzten Jahren bei diesen Gelegenheiten weniger vernommen, als in früheren Zeiten. An manchen Orten besteht die Sitte, der Braut einen Schuh vom Fuß zu entwenden, worauf dann eine Geldsammlung für das



Rückkehr von der Trauung. Phot. C. Freund.

junge Ehepaar veranstaltet wird, damit ein neuer „Brautschuh" beschafft werden kann. Acht Tage nach der Hochzeit findet das Tischrücken statt; es ist dies eine kleine Nachfeier, welche den Zweck hat, denjenigen Ver-

1) Vergleiche Artikel „Das thüringische Niederhessen", Abschnitt Hochzeit: „Mir gefällt das Eh'standsleben" rc.

wandten und Bekannten, die am Hochzeitstage am Erscheinen verhindert waren, auch Gelegenheit zu geben, im Hause der Freude einmal anwesend zu sein.

In dieser Weise ist der Verlauf einer Verlobung und Hochzeit in Langenselbold. Die Vermittelung eines Freiersmannes oder eines „Freiwerbers" ist hier im Kinzigtale nicht mehr allgemein üblich. Hat in den Orten bei Birstein zwischen jungen Leuten ein Eheversprueh stattgefunden, dann kommen an einem Dienstag- oder Freitag-Abend die Burschen des Dorfes vor dem Hause der Braut zusammen, knallen mit Peitschen und klappern mit Blechdeckeln und Töpfen.[1]) Diesen Heidenlärm nennt man Handschlag. Nachdem die Burschen gastlich bewirtet worden sind, gehen sie, ein Lied singend, wieder ihres Weges, und die Verlobung ist damit dem ganzen Dorfe kundgetan. Das Hochzeitsfest dauert hier nicht mehr wie in früheren Jahren mehrere Tage, sondern nur einen Tag, an welchem aber dann im Essen und Trinken auch Großes geleistet wird. Die Hochzeitsgäste sind mit Blumensträußchen geschmückt, auch Braut und Bräutigam, falls sie sich nicht vergangen haben. Pistolenschüsse verkünden den Dorfbewohnern den Hin- und Rückgang des Hochzeitszuges zur und von der Trauung. Diese Sitte besteht auch an vielen anderen Orten, wie in Jossa, wo die eben Getrauten auf ihrem Wege von der Kirche zum Hochzeitshaus durch Seile, Ketten oder Stangen „gehemmt" werden, bis der Bräutigam durch eine Geldspende den Weg wieder frei macht. Daß die Gotel der jungen Frau diese mit einem Federkissen beschenkt, das mit einer Puppe und Kleiderzeug für ein neugeborenes Kind bedeckt ist, ist im Kinzigtale ziemlich allgemein üblich. In Oberissigheim bestand ehemals der Gebrauch, daß die zur Mahlzeit geladenen Hochzeitsgäste ihre eigenen Messer und Gabeln mitbringen mußten; letztere waren wie Taschenmesser eingerichtet, d. h. sie konnten ebenfalls zugeklappt werden. War die Fleischbrühe eingenommen und der Braten kam auf den Tisch, so nahm einer der Gäste die Gelegenheit wahr und steckte rasch Messer und Gabel in den Braten, ein Zeichen, daß von demselben nichts fortgetragen werden dürfe, also vollständig aufgezehrt werden müsse. Der Brauch, zu gemeinschaftlichen Essen ein Taschenmesser mitzubringen, besteht im sog. Oberlande des Amtsbezirks Birstein noch heute.[2])

1) Dieser Brauch ist an manchen Orten, wie in Langenselbold, bereits verboten.

2) Wie unangenehm das Fehlen eines Taschenmessers werden kann, mußte auch der Herr Landrat v. T. z. G. in einem Dorfe des Oberlandes erfahren. Als nämlich die Verhandlungen über einen gewissen Brückenbau an der Darmstädter Grenze mit dem Herrn Landrat beendet waren, wurde derselbe von dem Bürgermeister des betr. Ortes zu einem Imbiß eingeladen. Schinken und verschiedene Hausmacherwürste

Der Brautwagen (sog. Rumpel- oder Packwagen) wird an manchen Orten vor, an manchen Orten auch einige Tage nach der Hochzeit gefahren. Er ist, wie überall, mit der beweglichen Mitgift der Braut beladen. Bunte Bänder flattern an hochgesteckten Besen, Rechen, Bettgestellen, am Fuhrmann und an den Pferden; auch zum Brautwagen gehörende Kühe, Schafe und Ziegen werden mit bunten Bändern geschmückt und hinter dem Brautwagen hergeführt. Die Braut hat auf dem Wagen Platz genommen. An geeigneten Orten wird der Wagen gehemmt. In Langenselbold wird der Wagen gewöhnlich an einem Donnerstage gefahren; doch ist schließlich auch jeder andere Tag genehm, vorausgesetzt, daß er wettersicher ist. Ist die Braut reich, dann erhält sie mehrere Wagen. An der Spitze fährt der sogen. Brautwagen; dieser ist geschmückt und mit dem Hausrat: Möbeln, Haushaltungsgegenständen &c. beladen. Der zweite Wagen führt in weißschimmernden Leinensäcken Korn, Weizen, Hafer, Kartoffeln &c. Der dritte Wagen ist mit Heu beladen, der vierte mit Stroh, der fünfte mit Dickwurzeln &c. Hinter diesem folgt das Vieh: Kuh, Pferd, Rind &c., und hieran reihen sich die Frauen an, welche in Mahne die Kleider, das Weißzeug &c. nachtragen. Je mehr Mahne, desto mehr Geld!

Ist in einer Familie jemand **gestorben**, so wird der Verstorbene gewaschen und angezogen und dann so lange auf etwas ausgebreitetes Stroh auf die Ofenbank gelegt, bis der Sarg fertiggestellt ist. Die Nachbarn und Totengräber kommen an jedem Abend zusammen und halten bei der Leiche Totenwache; dabei wird die ganze Nacht hindurch gegessen und getrunken (Branntwein, Kaffee und Butterbrot). Kommen Freunde und Verwandte zur Beerdigung, so reichen sie den Angehörigen des Verblichenen die Hand und sagen: „Es tut mir leid, daß dir Leid widerfahren ist“, worauf der also Angeredete antwortet: „Es ist Gottes Wille gewesen“. Nach dem Begräbnis sammelt sich nochmals das ganze Leichengefolge im Sterbehause, um den sogen. Tröster zu halten, denn so nennt man im oberen Kinzigtale das Trauermahl. Dabei geht es aber oft recht lebhaft und munter her, ja, es ist vorgekommen, daß ein solcher Tröster mit einem kräftigen Gesange beendet worden ist, weshalb denn auch die „großen Tröster“ behördlicherseits untersagt worden sind.

---

wurden aufgetragen, und für den hohen Gast wurde auch ein Teller nebst Gabel hingestellt. Während nun alle tapfer zugreifen, saß der Herr Landrat da und betrachtete sich die fleißige Tafelgesellschaft. Nach einiger Zeit aber wandte er sich an den Gastgeber und bat um ein Messer. Diensteifrig überreichte der Bürgermeister dem Herrn Landrat sein soeben gebrauchtes Messer, nachdem er dasselbe erst schnell in folgender Weise gereinigt hatte: er spuckte auf das Messer, rieb es alsdann auf beiden Seiten an seinem Hosenbein ab und überreichte es nun dem hohen Gaste mit den Worten: „Ihr seid mer äwer en Burscht, noch net emol e Sackmesser hot Ihr?“



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Leichenbegängnis in einem hessischen Dorfe. Nach dem Gemälde von Ludwig Knaus.

vom Wohnhause des Bauherrn aus einen Umzug durch das Dorf. Voran geht eine Musikbande; hinter dieser schreiten die beiden Meister mit den Zeichen ihres Handwerks: Richtscheit, Winkeleisen, Schnur, Hammer, Senkblei und Setzwage, und dann folgen zu Paaren die Gesellen, welche eine Zimmeraxt oder einen Hammer über ihre Schulter gelegt haben. Bei dem neuen Gebäude angekommen, übergibt die zugführende Strauchjungfer dem Zimmermeister den Kranz unter Hersagung eines Gedichtes, das teils an den Bauherrn, teils an die Fuhrleute und die Handwerker gerichtet ist, aber sehr oft durch den Refrain: „Vivat! Ihr Herr'n Musikanten, spielet auf!“ unterbrochen wird. Nach Beendigung desselben steigt der Zimmermeister auf den Bau, setzt den letzten Sparren ein und schlägt den letzten Nagel fest. Inzwischen ziehen die Gesellen den mit Hemden, Taschentüchern, Bändern und Blumen geschmückten Kranz hinauf, und der Meister befestigt denselben am Giebel. Nunmehr folgt der Zimmermannsspruch, der mit vielen, zum Teil recht faden, ja gemeinen Witzen ausgestattet ist, und diese bewirken, und darin liegt ihr Zweck, ein unbändiges und anhaltendes Gelächter. Auch hierbei wiederholt sich zur Verlängerung der Zeremonie der oben bereits erwähnte Refrain, wobei auch noch „Gesundheiten“ getrunken werden. Ist dies alles beendet, dann wirft der Meister das Glas, aus welchen er bei dieser Gelegenheit getrunken hat, rücklings zur Erde, und zerbricht dasselbe, dann ist dies von guter Vorbedeutung. Schmaus und Tanz beschließen endlich die Festlichkeit.

In ähnlicher Weise wird oder wurde das Fest auch an anderen Orten begangen. In Gelnhausen trugen die Zimmergesellen einen Strauß unter Gesang durch die Stadt und richteten denselben darnach auf dem Hause auf, wobei der älteste unter ihnen einen Spruch hersagte, von welchen einer mit den Worten beginnt:

> Was in dein Haus geht ein und aus,
> soll lang und glücklich leben;
> nur bleiben Mäus' und Ratten draus,
> das andre wird sich geben.

Abgesehen von der Weinlese in Gelnhausen, findet ein besonderes **Erntefest** in den Orten des Kinzigtales nicht mehr statt. Die Weinlese wird Ende Oktober oder anfangs November abgehalten und der Beginn derselben durch den Stadtrat nach Besichtigung der Weinberge festgesetzt. Der eigentlichen Weinlese geht eine Vorlese für Witwen und Waisen voraus. Die Tage der Weinlese sind für die Gelnhäuser wahre Festtage, und jeder Weinbergbesitzer ladet zu derselben Freunde und Bekannte ein. Alle erscheinen im Sonntagsgewande. In den Weinbergen entwickelt sich an diesen Tagen ein fröhliches Leben und Treiben. Heitere Gesänge, Weinlesrufe,

Flinten- und Pistolenschüsse erschallen von den Bergen hinab ins Tal. Die Weinlese dauert gewöhnlich mehrere Tage und wird schließlich durch einen großen Fackelzug beschlossen. Ist aber das Wetter besonders günstig, dann finden auch an den übrigen Tagen derartige Umzüge statt.

Unter Musik bewegt sich abends ein Fackelzug nach der Stadt. Voraus wird auf einer Stange der Patron des Weinbaues, St. Urban, in seinem roten Mäntelchen getragen; dann folgen die Schützen mit Kränzen der schönsten Trauben, welche in der Wohnung des Landrats und des Bürgermeisters abgegeben werden. In besonders guten Weinjahren sieht man in dem Zuge auch eine große Weinleslaterne aus Papier, deren Flächen interessante und ulkhafte Begebenheiten aus der Stadt zeigt; ferner erscheint eine Weinleszeitung, die manche köstliche und herrliche Blüte des Humors enthält; ja, es kommt auch vor, daß in dem Zuge ein Bacchuswagen mit einem Weinfaß mitgeführt wird. Allabendlich wird die Feier durch einen Ball beschlossen.

Die **Kirmes** dauert, wie auch im übrigen Hessen, jetzt nur zwei Tage, nämlich Sonntag und Montag; doch hat sie hier, bis auf einige Ausnahmen, alles Eigenartige eingebüßt. Von den Dörfern Ober- und Untersotzbach bei Birstein ist noch folgendes zu erwähnen: Am Sonntag feiert jedes Dorf für sich allein, aber am Montag findet eine gemeinsame Feier statt, wobei auch zugleich ein Krammarkt abgehalten wird. An diesem Tage zieht die Obersotzbacher Jugend mit Musik nach Untersotzbach. Am letzten Hause von Obersotzbach, auf der sogen. „Hau" (Wiese), werden zunächst drei Tänze aufgeführt, und nach Beendigung derselben geht es dann auf den Marktplatz nach Untersotzbach, wo Ober- und Untersotzbacher bis zur anbrechenden Nacht gemeinschaftlich tanzen. Darauf hält jedes Dorf wieder seinen Einzug, wobei ein jeder Bursch sein Mädchen führt und eine mit Bändern geschmückte Flasche Wein trägt, damit er einem jeden, der ihm unterwegs begegnet, einmal zutrinken kann. Durch diese Zeremonien ist dem Dorfe vorläufig kundgetan, daß die beiden jungen Leute, welche sich geführt haben, im kommenden Jahre „zusammengehen".

Über das **Schlachtefest** ist hier folgendes zu bemerken: Ist in einer Familie ein Schwein geschlachtet, dann werden alle Nachbarskinder, Verwandte und gute Freunde zum „Stechbraten" eingeladen. Freudigen Herzens wird von den Kleinen der bedeutungsvolle Abend erwartet, und ein jedes der Kinder reibt Messer und Gabel, die zu dem wichtigen Akte mit einem besonderen Zeichen versehen (| + ‡ V ⩙ 2c.) mitgenommen werden. Die Zeit will den Kleinen nicht schnell genug verstreichen, aber endlich hat die Geduld gesiegt. Mit dem Schlage sechs stellen sich die geladenen Kleinen ein und nehmen am Kindertische dem Alter nach ihre Plätze ein.

Voller Erwarten tritt allgemeine Stille ein; aber sobald die Hausfrau einem jeden den Teller gefüllt hat, beginnt nach kurzem Gebete des Hausvaters eine große Rührigkeit des Löffels, des Messers und der Gabel. Wer einmal einer solchen Schar zugesehen hat, verzeiht es gern, wenn sich die Kleinen durch das laute Schmatzen demjenigen Tiere gleichstellen, das sie soeben mitverzehren helfen. Sind nach diesem lukullischen Mahle die kleinen Würstchen verteilt, dann bricht die kleine Schar wieder auf und geht zum Elternhaus zurück, jedoch mit weit geringerem Eifer als kurz zuvor auf dem Wege zur Wurstsuppe. Und nun beginnen die Alten ihre Arbeit! Zuerst wird Wurstsuppe mit Brotscheiben gegessen, und darauf folgt Sauerkraut, Erbsenbrei und Kesselspeck. Bei diesem Gange erhebt sich der Hausvater mit einem gefüllten Branntweinglase und hält die bedeutungsvolle Rede: „Damit sich dieses fette Zeug mit den Erbsen verträgt, so wollen wir einmal trinken!“ Es folgt nun das Vogelsberger Nationalgericht beim Stechbraten, nämlich der sogen. „Butz“. Derselbe scheint ein Beruhigungs- und Besänftigungsmittel für den Magen zu sein; denn er wird gar langsam gegessen. Der Butz setzt sich zusammen aus geriebenem, gerösteten Weißbrot, feingehacktem Fleisch und feingeschnittenen, mit Mehl und einigen Tropfen Blut gebräunten Zwiebeln, welche Dinge zu einem Breie verarbeitet werden. Inzwischen hat man sich etwas erholt; aber es ist auch manches Tröpflein die Kehle hinabgerollt. Wenn nun die Hausfrau mit getrockneten Zwetschen und delikaten Bratwürstchen kommt, dann strahlen die Gesichter, und der älteste Gevattersmann ergreift das Glas zu einer Rede, die ein Loblied auf die Kochkunst der Hausfrau enthält und mit den Worten schließt: „Prost Gevatterin!“ — In Wettges kommt nach der letzten Stechbratenkost die als Zigeuner verkleidete Jugend, um sich die Reste des Stechbratens und von den Gästen kleine Geldgeschenke zu erbitten. — In Jossa werden die verkleideten Burschen und Mädchen „Spießer“ genannt; sie führen in der Stube einige Tänze auf und erhalten dafür in ihre Töpfe und Schüsseln von den vorhandenen Speisen, die sie dann zu Hause oder in der Spinnstube vergnüglich verzehren.

Was die **Spinnstube** anbelangt, so verliert dieselbe auch hier immer mehr ihre Bedeutung, da man den Flachs zur Maschine schickt (Jossa), wo derselbe zu Garn gesponnen und wohl auch gleich zu Leinwand verwebt wird. Früher war auch im oberen Kinzigtale das Spinnen und Weben einer der ersten Erwerbszweige, ja, kein anderes Gewerbe war so allgemein verbreitet und so tief mit dem Leben des Volkes verbunden als dieses. Die Spinnerei gehörte zu den Winterarbeiten des hessischen Landhaushaltes und nahm da hauptsächlich die Tätigkeit des weiblichen Geschlechts, von dem Kinde, sobald dasselbe das Rad und den Faden zu drehen vermochte,

bis zur hochbejahrten Greisin in Anspruch. Aber auch die Männer haben sich vielfach am Spinnen beteiligt. Das leichte, mitunter kostbare Spinnrad mit dem sauber gewundenen und bandverzierten Rocken auf dem Arm, zog das Mädchen nicht nur zum Nachbarhaus, sondern auch zum Nachbardorf, um im frohen Kreise der Genossinnen und der Burschen unter Lust und Scherz, Gesang und Erzählung die langen Winterabende zu verspinnen. Bisweilen sind die Spinnstuben zwar auch Stätten der Unzucht geworden, so daß die Ortsbehörden diese Zusammenkünfte leider verbieten mußten, doch ist die so tief eingewurzelte Spinnstube dadurch noch nicht beseitigt worden. Auch ein gewisser Aberglaube hat sich auf den Flachs und das Spinnen übertragen. So muß man z. B., wenn der Flachs in der Scheune „geräfft", d. h. von den Knoten befreit wird, bei etwaigem Vorbeigehen an der Scheune ungeheißen in dieselbe gehen und ein paar Hände voll mit abräffen; denn wer dies unterläßt, wird von Frau Holle mit Hautausschlag bestraft. Daß es die Frau Holle ist, die den Faulen und Trägen das Garn und den Flachs verwirrt, ist selbstverständlich; ja, noch heute bleiben, wie das die Frau Holle forderte, am Samstag-Abend die Spinnräder unberührt, und von Weihnachten bis Neujahr ist der Rocken leer und das Spinnrad bleibt unbenutzt. Leider sind die alten Spinnlieder, worin der Frau Holle gedacht wird, jetzt verklungen und vergessen.

In der Gegend von Birstein wird im **Handel** beim Kauf und Verkauf Weinkauf getrunken, zu welchem Nachbarn und beim Handel Anwesende eingeladen werden. Dabei gibt es Branntwein zu trinken und Wecke zu essen. Zuweilen artet jedoch der Weinkauf zu einem großen Zechgelage aus; denn es ist schon vorgekommen, daß beim Ankauf eines Schafes, das einen Wert von etwa 25 Mark hat, über 40 Mark als Weinkauf verzehrt wurden. Die Kosten des Weinkaufs werden vom Käufer und Verkäufer gemeinschaftlich getragen. In der Regel wird nach erfolgtem Handelsabschluß, gewissermaßen als Bindung des Handels, vom Käufer an den Verkäufer ein Handgeld entrichtet. Wird trotzdem durch den Verkäufer der Handel gebrochen, so muß derselbe ein durch Vereinbarung bestimmtes Reugeld zahlen.

4. Die Feste des Kirchenjahres.

Der **Nikolaustag** und das **Weihnachtsfest** sind mit keinem besonderen Brauche verbunden. Am Nikolaustage spielen zwar noch viele den Nikolaus und bringen fleißigen Kindern Äpfel und Nüsse und den unartigen eine Rute; doch ist auch diese Poesie für die Kinder schon vielfach geschwunden. In der Gegend von Jossa bekommen die Jungen von ihrem Paten einen aus Hefenteig gebackenen Hasen und die Mädchen von ihrer Gotel eine

Puppe, und zu Neujahr erhalten die Jungen einen etwa $^1/_2$ m langen Wecke und die Mädchen eine Brezel. Im Kreise Schlüchtern hat sich der Christbaum noch nicht allgemein eingebürgert, wohl aber weiter abwärts im Kinzigtale, wo er seit etwa 25 Jahren nicht nur in fast jeder Familie, sondern auch noch in Kirche und Schule erglänzt. In Birstein schmücken selbst die Juden einen Weihnachtsbaum und schenken unter demselben wie die christlichen Familien.

Wenn am **Silvesterabend** die Glocken läuten, dann eilen viele Leute hinaus und umbinden die Obstbäume mit Strohseilen („man bindet ihnen das neue Jahr an"), damit sie im kommenden Jahre recht reichlich tragen. Mit dem Schlage 12 öffnen viele das Gesangbuch, um zu erfahren, was das Schicksal im neuen Jahre bringen werde. Ist das zufällig sich zeigende Lied ein Sterbe- oder Begräbnislied, so wird man in dem Jahre sterben. Das bekannte Bleigießen findet auch an vielen Orten statt. In der Umgegend von Birstein bringen die Burschen ihrer Auserkorenen um 12 Uhr eine große Brezel. Ist die Gabe angenehm, so geben die Eltern des Mädchens einen Schmaus, und dies gibt dem Burschen die Gewißheit, daß die demnächstige Werbung gern gesehen wird.

Am **Neujahrstage** wird Weißkraut gekocht, damit der Mann im kommenden Jahre stets Geld habe. Viele Leute legen an diesem Tage, um nicht mit Geschwüren behaftet zu werden, keine reine Wäsche an, und alte Weiber ziehen einen Strumpf links an, damit die Hexen nicht an sie können.

Wenn am Neujahrstage zuerst ein Knabe in das Haus kommt, so wird dies von den Hausbewohnern für ein gutes Zeichen angesehen, und der Knabe wird dann auch mit einer Brezel beschenkt; dagegen gilt es als böse Vorbedeutung, wenn zuerst eine alte Frau erscheint. Die Hühner werden auch hier an vielen Orten, damit sie in dem neuen Jahre nicht weglegen, aus einer Kette gefüttert.

Mancher Brauch ist eingegangen oder auch verboten worden. In Gelnhausen wurde in der Neujahrsnacht geschossen, vor den Türen der angesehenen Bürger spielte die Musik, und die Tambours der Bürgergarde brachten ihren Hauptleuten ein Ständchen. (Gelnhausen besaß nämlich eine aus Bürgern bestehende Garde, die an Sonntag-Nachmittagen exerzierte und sich im Gebrauch der Waffen übte.) Auch der Postillon blies durch ein Stück das Neujahr an. Am Neujahrs-Morgen wurden dann von den Nachtwächtern, Polizeidienern, Schützen, Schornsteinfegern und Hirten Geldgeschenke bei den Bürgern erhoben. — Auch in Langenselbold ist das Ansingen des neuen Jahres verboten worden. Die Wünschenden sangen ein Lied, das mit den Worten begann:

Heil und Glück Gott uns schickt,
daß sich Leib und Seel' erquickt 2c.

Bis zum Jahre 1838 wurde in Erbstadt am 2. Januar das sogen. **Kohlengericht** abgehalten, dessen Verlauf folgender war: Am Morgen des 2. Januar erschien der Justizbeamte von Windecken mit seinem Aktuar und begab sich mit dem Schultheißen und den fünf Gerichtsschöffen auf das Rathaus. Unterdessen trug der Ortsdiener einen eisernen Topf mit glühenden Kohlen in die Mitte des sogen. Herrenhofes, und nachdem dies geschehen, begaben sich die Gerichtspersonen unter dem Geläute der großen Glocke auf den Hof und stellten sich mit allen selbständigen Ortsbürgern um den Kohlentopf auf. Jeder Nichterschienene mußte Strafe bezahlen. Nach dem Anhören des Geläutes, das stets eine halbe Stunde dauerte, eröffnete der Amtmann die Verhandlungen mit der an den Schultheißen und die Schöffen gerichteten Frage, ob es recht sei, das Gericht zu halten, worauf diese mit „ja“ antworteten. Der Amtmann begann darauf das Gericht, indem er fortfuhr: Das Gericht hat seinen Urlaub, und wer etwas ab- und zuzuschreiben hat, komme aufs Rathaus; jeder Mitnachbar aber hat auf Kosten der Gemeinde ein Maß Bier zu verzehren. Das Gericht begab sich darauf wieder auf das Rathaus, wo das Ab- und Zuschreiben der im Laufe des Jahres ver- und gekauften Grundstücke vorgenommen wurde. Nahm jedoch ein naher Verwandter des Verkäufers ein verkauftes Grundstück für sich in Anspruch, so mußte der Käufer diesem das Grundstück für den Kaufpreis überlassen.

Die Feier der **Fastnacht** ist jetzt nicht mehr so allgemein als in früheren Jahren, doch trifft man hier und da noch interessante Reste derselben, wie z. B. in Sotzbach. Hier kommen am Abend vorher die Burschen und Mädchen zusammen, um die erforderlichen Verabredungen zu der Feier zu treffen. Am folgenden Tage werden nun für die Feier Wecke, Kaffee und Zucker eingekauft, und am Mittwoch gehen die Mädchen von Obersotzbach nach Untersotzbach, um die dortigen Burschen zu dem geplanten Schmause abzuholen. Inzwischen ist aber auch in Untersotzbach durch eine Maske eine Sammlung von Eiern, Speck und Geld vorgenommen worden, und das Zusammengebrachte wird alsdann am Mittwoch-Abend in einem Hause zu Obersotzbach, das bereits dazu bestimmt worden, verzehrt. Ein Tänzchen nach den Klängen einer Mund- oder Ziehharmonika bildet den Schluß der Feier. In der nun folgenden Fastenzeit darf in der Spinnstube nicht mehr getanzt werden.

In Gelnhausen führten am Fastnachtstage die Söhne der Meister der Metzgerzunft ein mit Bändern und Brezeln geschmücktes Kalb unter Musik

in der Stadt umher. Vor jedem Metzgerhause wurde Halt gemacht und das Kalb vorgeführt, wobei einer der Knaben den Spruch sagte:

Hier kommen wir als Metzgerknaben,
wie wir das Kalb gezieret haben;
wir wissen wohl, es ist nicht recht,
der Zierat ist noch viel zu schlecht.
Wollen sie etwas dazu spendieren,
so wollen wir es noch besser zieren.

Zu Fastnacht scheute man sich, in den Wald zu gehen, weil man glaubte, der wilde Jäger zöge umher.

Am **Petritage** (22. Februar) findet im Kinzigtale der Wechsel von Knechten und Mägden statt. Am Abend vorher versammeln sich in den Orten des Amtsbezirks Birstein alle Knechte und Mägde in einem bestimmten Hause und feiern ein Abschiedsfest, dessen Kosten von den Scheidenden bestritten werden, und am folgenden Tage kommt dann der neue Herr mit einem großen Wagen, die gemieteten Knechte und Mägde abzuholen. Beim bisherigen Herrn gibt es einen kleinen Abschiedsimbiß, bei welcher Gelegenheit die abgeholte Magd gelobt oder getadelt wird. Nach Beendigung dieses Imbisses steigt die ganze Gesellschaft auf den Wagen, und in raschem Tempo und unter frohem Gesang geht es der neuen Heimat zu. Dort angekommen, bewirtet die neue Herrin die Ankommenden mit Kaffee und Kuchen. Noch ein letzter Händedruck, und die Jugend geht nun auseinander, um in den neuen Häusern die Arbeit zu beginnen.

Am Petritage wird auch an manchen Orten der Umzug von einer Mietswohnung in die andere bewerkstelligt. (Jossa.) Ferner werden hier an diesem Tage „die Bienen abgekehrt", d. h. Stöcke und Fluglöcher gereinigt, doch darf der Bienenvater am selbigen Tage nicht aus seinem Gehöfte gehen, weil sonst im kommenden Sommer die Schwärme fortfliegen. Auch bei einem Todesfalle im Hause werden die Bienenstöcke gerüttelt und verstellt, damit dieselben nicht eingehen.

Am **Karfreitage** wurde in Gelnhausen von einem Familienmitgliede in früher Morgenstunde — nüchtern und ohne ein Wort mit jemand gesprochen zu haben — ein Zettel mit der Inschrift: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden" über der Stubentür zusammengefaltet angeheftet, um die betreffende Wohnung vor Unheil und Unglück in dem Jahre zu sichern.

Am **Osterfeste** werden die Kinder von ihren Paten mit Eiern beschenkt (Birstein). Auch die Jungfrau schenkt solche ihrem Liebsten. Dabei wird aber von den jungen Leuten mancherlei beachtet. Wird das Liebesverhältnis von den Eltern gern gesehen, dann darf der Bursch ins Haus kommen

und sich die Eier holen: im andern Falle muß sich der Werbende nachts an das Fenster der Liebsten schleichen und die Ostergabe erbitten. Wird er dabei erwischt, so erhält er eine gehörige Tracht Prügel.

In Gelnhausen ist, wie auch an anderen Orten, unter den Knaben die Sitte des Eiertätzens verbreitet, wobei Spitze gegen Spitze oder Breitseite gestoßen wird. Der Knabe, dessen Ei zerschlagen wird, verliert und muß es dem andern geben.

Wie in den übrigen Landschaften Hessens, so herrscht auch hier der Glaube, daß am Morgen des ersten Ostertages die Sonne bei ihrem Aufgange vor Freude „springe" oder hüpfende Bewegungen mache. Viele Leute gehen darum im Sonnenaufgang auf die Berge, um diese Erscheinung zu beobachten.

Der Glaube an Hexen ist in manchen Gegenden noch ziemlich verbreitet, und so glaubt man denn auch an vielen Orten an den Hexentanz, welcher in der **Walpurgisnacht** auf dem Blocksberge aufgeführt werde. Die Bewohner derjenigen Häuser, welche an Kreuzwegen stehen, bringen darum am Abend vor dem ersten Mai alle Besen in Sicherheit und versehen die Türen der Wohnungen und Stallungen mit drei Kreuzen, damit die Hexen nach Beendigung ihres Tanzes nicht in diese Gebäude Einzug halten und Schaden anrichten.

Am **Himmelfahrtstage** gehen viele Bauern in den Wald und suchen allerlei Kräuter, die ja an diesem Tage besondere Heilkräfte enthalten sollen und daher beim Erkranken des Viehes zur Bereitung eines Tees benutzt werden.

Ziemlich allgemein ist in der Gegend von Birstein noch der Brauch, am **Pfingstfeste** die Wohnungen mit Birkenzweigen zu schmücken, obwohl an manchen Orten, wie in Gelnhausen und Langenselbold, diese schöne Sitte bereits geschwunden ist. In einigen Dörfern, wie in Ober- und Unterreichenbach, Ober- und Untersotzbach, bringt auch der Bursch demjenigen Mädchen, dem er eine Ehre erweisen und seine Herzensneigung kundtun will, einen sogenannten „Maibaum" vor die Tür. Zuweilen kommt es aber auch vor, daß von der übermütigen Jugend einem Mädchen des Dorfes, dem die Burschen ihr Mißfallen ausdrücken wollen, ein recht großer Dornenbusch vor die Tür gesetzt wird. — An vielen Orten des Amtsbezirks Birstein gehen die Leute am Morgen des ersten Pfingsttages nüchtern und ohne mit einem Menschen zu sprechen zum Brunnen und holen Wasser. In dem Augenblick, in welchem das Gefäß gefüllt wird, werden die Worte gesprochen: „Alleweil ist das Wasser Wein, und du bist mein." — Vor etwa 20—25 Jahren fand alljährlich zwischen den Jungen von den beiden Sotzbach und Birstein am ersten Pfingsttage ein Wettstreit statt. Dieser

Streit, welcher häufig viele Beulen und Kopfwunden eintrug, ist vielleicht als eine Erinnerung an ein ehemaliges heidnisches Volksfest zu betrachten. Bei diesem Feste, das bei Beginn des Sommers gefeiert wurde, trat nämlich ein in Efeu oder Immergrün vermummter Sommer und ein in Stroh verkleideter Winter auf; beide stellten einen Wettkampf an, bei welchem der Sommer als Sieger hervorging.

Eigentümlich war eine Sitte, welche bis auf die Neuzeit in Rüdigheim geübt wurde, nämlich das sogen. Pfingstreiten. Am ersten Pfingsttage eines jeden Jahres ritten vor Sonnenaufgang einige junge Burschen von Marköbel nach Rüdigheim, stiegen vor dem Tore des Klosters (jetzt Staatsdomäne) ab, gingen zu Fuß an das Fenster, klopften an und sagten: „Hier sind die Pfingstknecht' und holen ihr Pfingstrecht." Auf die Frage: Wofür? entgegneten sie: „Wegen des Wolfs". Hierauf erhielten sie 10 Kreuzer und kehrten dann zurück. Am zweiten Pfingsttage kamen zu demselben Zweck und in derselben Weise die jungen Burschen von Ravolzhausen, während wiederum zu gleicher Zeit die Burschen von Rüdigheim nach Ravolzhausen, Langendiebach, Oberissigheim, Hirzbach und Marköbel ritten und von den dortigen Hofbeständern das Wolfsgeld erhoben. Auch im Amte Windecken bestand die gleiche Sitte. (Der Ursprung dieser Sitte liegt wohl in der Zeit, wo noch die Wölfe unter den Herden oft großen Schaden anrichteten und daher die Männer der Dörfer zu ihrer Vertilgung aufgeboten wurden.)

5. Glaube an Hexen und böse Geister, Volksmedizin.

Wie wir bei der „Walpurgisnacht" gesehen haben, sitzt in manchen Gegenden der **Glaube** an böse Geister, Hexen usw. noch ziemlich tief. Fürchten sich doch viele Leute, am hellen Tage allein in die Kirche oder auf den Friedhof zu gehen. In jeder schwarzen Katze, die abends über den Weg schleicht, sehen manche ein verwandeltes altes Weib; das Käuzchen ist ein sicherer Todesbote; in der Luft heulen und winseln böse und geplagte Geister (der wilde Jäger), und an jedem Kreuzwege kauert nachts eine Hexe und lauert hinterm Dornbusch auf eine arme Seele. Die Spinne im Winkel, der Rauch im Schornstein, ja unter Umständen der Klang der Kirchenglocken haben unheimliche Bedeutung. Der Alp hockt sich nachts in Gestalt eines schweren Zwerges auf die Brust des schlafenden Menschen, ja selbst bis in die Eingeweide hinein dringen die nagenden und zwickenden Unholde in Gestalt von „Veitswürmern", die man dadurch glaubt vertreiben zu können, daß man dem geplagten Kinde ein lebendiges Fischlein in einer halben Walnußschale auf den Leib bindet, bis das Fischlein vom Wurme gefressen oder — verfault ist. So kann man angeblich auch Zahnschmerzen mit einem Nagel aus

einem vermoderten Sarge vertreiben. Ein kleines Kind lernt eher und besser sprechen, wenn man ihm ein Stückchen Bettelbrot zu essen gibt. Kommt eine Mutter zum ersten Male mit einem kleinen Kinde in ein fremdes Haus, so schenkt man dem Kinde ein rohes Ei und dreht es ihm mit der Spitze im Munde herum, indem man sagt: „Fängt Hühnchen an zu götzen (gackern), so fang' du an zu schwätzen". (So lernt das Kind früher das Sprechen.)

Wenn eine alte Frau, von welcher man annimmt, sie sei eine Hexe, in ein Haus kommt, so hütet man sich, auf die von derselben gestellten Fragen mit „ja" oder „nein" zu antworten, sondern gibt immer ausweichende Antworten (Birstein). Ist man nicht sicher, dieses Verhalten genau beobachtet zu haben, so wirft man nach dem Fortgehen der vermeintlichen Hexe drei kleine Hände voll Salz in das Feuer, weil der Glaube herrscht, dadurch werde der Hexe die Macht genommen. Solchen Frauen wechselt man auch nicht gern Geld und leiht ihnen nicht den geringsten Gegenstand aus dem Hause, da man glaubt, diese Dinge würden nur deshalb geborgt, um über den Besitzer, seine Angehörigen und sein Vieh Gewalt zu bekommen. Es sind mir Fälle bekannt, schreibt ein Berichterstatter aus Birstein, daß Kühe plötzlich weniger und rötliche Milch gaben (was vom Genuß der Herbstzeitlose herrührte); da hieß es dann sogleich: die Kuh ist behext. Man nahm die Milch, ging damit auf einen gewissen Ort, ließ dieselbe langsam ausfließen und schlug mit einer Sichel kreuz und quer durch die Milch. Einst blieb ein Bauer bei der Heuernte auf einer trockenen Wiese halten, und da hieß es ebenfalls sogleich: wir sind behext. Man band dem einen Pferde die Augen zu (das andere war blind) und holte eine Axt herbei. Nun faßte der Bauer seine Pferde, und in demselben Augenblicke, als er die Pferde durch Ruf zum Ziehen anspornte, mußte ein anderer Bauer mit der Axt das Langwid des Wagens anschlagen. Das verursachte ein gewaltiges Klirren und Rasseln, die Pferde legten sich ins Geschirr und zogen (vermutlich infolge des Schreckens) den Wagen leicht von der Stelle. Eine Frau, welche während dieser Zeit hinter einer nahen Hecke geruht hatte, stieß, als sie das Knallen, Poltern und Rufen hörte, einen lauten Schreckensruf aus und kam hinter der Hecke hervor. Sogleich aber hieß es: „Seht ihr die verfluchte Hexe! Da führt sie der Teufel an seinem Seile."

Kann man bei plötzlichem Erkranken des Viehes die Ursachen des Übels nicht entdecken, dann glaubt man, eine Hexe sei dabei im Spiele, und viele gehen in solchen Fällen zur Kartenschlägerin nach St., um bei dieser zu erkunden, wer die Peinigerin sei.

Stammt das bis dahin über Hexen Mitgeteilte aus dem oberen Kinzigtale, so möge nun auch noch einiges aus Gelnhausen über diesen Gegen-

stand mitgeteilt werden. Der alte Hexenglaube hat sich auch hier durch die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hindurch stark erhalten. Man erzählte vom Teufel, daß er durch den Schornstein zu den Hexen käme, um ihnen Geld zu bringen. Manchen Leuten, die seine Hilfe begehrten, erschien er in bekannter Gestalt mit Pferdefuß, damit sie sich ihm mit ihrem Blute als sein Eigen verschrieben. Von unheimlich gelegenen Orten herrschte der Glaube, daß böse Geister umgingen, z. B. am weißen Häuschen in der Nähe des Scheidewegs bei Roth. In dem früheren alten Pfarrhause wollte man den Oberpfarrer, unter dem das zur hiesigen Kirche gehörende heilige Grab verkauft wurde, als Geist gesehen haben. Ein früherer alter Nachtwächter behauptete, daß sich ihm eines Nachts zwei lichte Gestalten über einem hiesigen Gebäude, der einstigen Peterskirche, schwebend gezeigt hätten und dgl. mehr. Natürlich konnten diese Geister nur von Sonntagskindern wahrgenommen werden. Diente nun dieser Aberglaube dazu, ängstliche Personen zu beunruhigen, so fand man wiederum auch einen Trost in dem Bewußtsein, daß es Leute — sogenannte Gespensterträger oder Ranzenmänner — gäbe, welche die Macht hätten, die Geister zu bannen und sie in ihrem Ranzen an andere Orte zu tragen. Noch heute aber gibt es auch Leute, die sich nicht von dem Glauben an Hexen abbringen lassen, die da glauben, daß es alte Frauen gäbe, welche die Macht besäßen, ihre Mitmenschen und deren Eigentum zu behexen. Man schützt sich vor den Hexen, indem man einen seiner Strümpfe links anzieht oder die Schuhe des Nachts übers Kreuz vor das Bett stellt. Als Schutz gegen böse Menschen wurden auch Briefchen mit einem Spruch (dessen Wortlaut der Berichterstatter leider nicht ermitteln konnte) im Kopfkissen und in der Bettdecke eingenäht, und ein drittes Briefchen vergrub man unter einem Weidenbusch an fließendem Wasser. Wollen heiratslustige Mädchen und Burschen wissen, wie ihre zukünftige Ehehälfte heißen wird, so machen sie folgenden Versuch: Sind sie im Felde und finden das sogen. Bräutigamskraut (Erdrauch — Fumaria officinalis), so wird schnell ein Schuh ausgezogen und das weissagende Kräutlein hineingelegt. Auf dem Heimgange erspäht nun der oder die Betreffende mit Sehnsucht die erste männliche oder weibliche Person. Mag nun dieselbe ledig, verheiratet oder verwitwet sein, sie muß, je nachdem sie zum Geschlecht der Fragenden paßt, Auskunft auf die Frage geben: „Wer seid Ihr, und wie ist Euer Name?“ Der angegebene Name wird auch bestimmt der Rufname der späteren Ehehälfte sein.

Sehr nahe verwandt mit diesem Gebiete ist dasjenige der **Volksmedizin.** Der Glaube an das Besprechen oder „Brauchen“[1]) ist in den meisten Orten

1) Besprechen und Wahrsagen geschieht viel durch die umziehenden Zigeuner.

des Kinzigtales noch ziemlich unerschüttert. Will jemand dasselbe lernen, so kann das nur, wie das auch im übrigen Hessen zu finden ist, nur unter gewissen Voraussetzungen geschehen. Ein Mann kann solches nur von einer Frau und eine Frau nur von einem Manne lernen und auch nur dann, wenn man der Sache vollen Glauben schenkt. Leider sind im Kinzigtale nur wenig Besprechungsformeln ermittelt worden, diese sind:

1. Beim Blutstillen:

Glückselige Wunde,
glückselige Stunde,
glückseliger Tag,
da unser Herr Jesus Christus geboren war.

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, ich sage dir im Namen Gottes: Blut stehe still". — Beim Sprechen, das heimlich geschieht, werden von dem Brauchenden die drei ersten Finger der rechten Hand auf die Wunde gelegt.

2. Gegen Rotlauf (Entzündung durch Erkältung):

Rotlauf, bist du schwarz oder rot, so mußt du weichen,
so wahr als Sonn' und Mond am Himmel steigen. †††".

Andere Krankheiten, gegen die gebraucht wird, sind Gicht, Abnehmen und Anwachsen bei Kindern u. a.

Gegen Gicht gibt oder gab es auch eiserne Ringe, die der damit Behaftete tragen mußte. Ein weiteres Mittel gegen Gicht war der Gichtzettel, welcher auf den Rücken gehängt wurde. Mit den römischen Zahlen von I—IV beschrieben, von denen in gewissen Zeiträumen einige abzureißen waren, mußte er eine gewisse Zeit getragen werden. Der Gichtzettel existierte auch in Form eines Spruches, der neun Tage auf der Brust getragen und dann gegen den Strom eines fließenden Wassers geworfen wurde. — Das Bändchen, womit der Flor an das einer Leiche vorauszutragende Kreuz gebunden wurde (Gelnhausen), galt als Mittel gegen den dicken Hals, den sogen. Kropf. Auch hier suchte man Zahnschmerzen durch Berühren der Zähne mit einem alten Sargnagel zu lindern. Schutzbriefe [1]) sind natürlich auch hier gebraucht worden.

Als Verkünder eines nahen Todesfalles gelten das plötzliche Absterben eines gesunden Baumes, das Blühen eines solchen im Herbste, ein aufgeworfener Maulwurfshaufen im Garten in Form eines Grabes u. m. a.

6. Redensarten, Volkshumor.

Ein Bauerngut ist wie ein Mehlsack: Solange man sich auch damit herum schlägt —, es fliegt immer was heraus. (Jossa.)

1) Ist derselbe wie der bei dem Abschnitt: „Niederhessen" angegebene Schutzbrief.

Zeichnet sich eine vornehme Person gegen einfache Leute durch Freundlichkeit und Herablassung aus, dann sagt man, um diese Eigenschaft zu bezeichnen: „Der Herr .... ist ein ganz gemeiner Mann". (Jossa.)

Erdäpfelkuchen und Erdäpfelkäs
sein in Wettges auf der Kirmes gewest.

Ritzerote Rüben,
die haben mich vertrieben!
Hätt' mein' Mutter Fleisch gekocht,
dann wär' ich zu Haus geblieben.

Bohne, Bohne, Bohne
ist meines Herzens Krone!
Rüben, Rüben, Rüben,
die haben mich vertrieben!
Mutter, hättest du Fleisch gekocht,
dann wäre ich auch geblieben.
(Birstein.)

7. Besondere Gebäcke, Speisen usw.

Im östlichen Teile des Kreises Schlüchtern wie auch in Weichersbach, Oberzell, Zündersbach, Heubach u. a. O. werden zu Neujahr kleine, runde Laibchen Weißbrot, sogen. „Neujährchen" oder „Kimmelheinzchen" (Kümmel-) gebacken und an arme Leute, besonders an die Kinder, welche am Neujahrsmorgen glückwünschend von Haus zu Haus ziehen, verschenkt. An manchen Orten, wie in Jossa, ist jedoch diese Sitte seit ungefähr 15 Jahren abgekommen und man schenkt seit dieser Zeit Pfennige oder beim Bäcker gekaufte Brötchen.

Bemerkt sei an dieser Stelle noch, daß die Hanauer die Obstsuppen sehr lieben, besonders Suppen mit Zwetschen oder auch Kirschen. Ein Hauptgericht des Hanauers ist ferner das Spanferkel.

Wenn ein Kind eine Speise zum erstenmal ißt, so zupft man es am Ohre und spricht: „Heute essen wir 'ne neue Kost, drum muß ich dich an den Ohren zupf'". Man glaubt, das Kind würde dann die Speise immer gern essen. (Schlüchtern.)

8. Grabdenkmäler.

In der Kirche zu Unterreichenbach befindet sich ein Grabdenkmal, von welchem man folgendes erzählt; das Denkmal stand in der alten Kapelle und sollte beim Neubau der jetzigen Kirche geteilt in derselben aufgestellt werden. Der Maurermeister, welcher diese Teilung vornehmen sollte, machte jedoch böse Erfahrung; denn als derselbe den ersten Hammerschlag gegen das Denkmal ausführte, sprang ein Steinchen aus und flog ihm derart in das Auge, daß dasselbe sofort auslief. Dies sah man als einen Fingerzeig Gottes an und nahm von der Zerstörung des Denkmals Abstand. Die Umschrift des Grabdenkmales lautet:

> nach Gott bart drie hundert trei un attzig iar vor urba starp greta vo wilnaw und nach Gott bart drienhundert vier un settig iar vor sixti starp margareta vo wilenaw.

Über dem Kinde steht gretichein (Gretchen).

Das Ganze ist vermutlich das Grabdenkmal der im Jahre 1364 verstorbenen Marg. v. Weilnau, Gemahlin des Grafen Gerhardt von Weilnau, welcher am 13. März 1360 der Kirche einen Altar stiftete, der Johannes dem Täufer und der heiligen Katharina geweiht wurde, und denselben mit 20 Malter Korngulden und 2 Pfund Geldes, fällig halb zu Walpurgis und halb zu Michaelis, ausstattete.

Auf der Höhe vor Untersotzbach sieht man neben zwei alten Linden ein kleines Grabdenkmal mit der Jahreszahl 1813. Über dieses Denkmal wird folgendes erzählt: Im Freiheitskriege soll eine Heeresabteilung des Korsen hier gerastet haben mit der Absicht, das Schloß zu Birstein, das man von da aus gut übersehen kann, zu zerstören. Als aber in Erfahrung gebracht wurde, daß dasselbe dem General von Ysenburg gehöre, zog die Kriegsschar in der Richtung nach Udenhain durch den Soderwald dem Kinzigtale zu, woselbst sie sich mit dem Hauptheere vereinigte. Unter den erwähnten Linden befindet sich ein großer Sandstein, welcher diejenige Stelle bezeichnet, an welcher die Offiziere gerastet haben. Einer derselben starb und liegt unter diesem Denkmal begraben.[1])

Zwischen Weichersbach und Oberzell befindet sich an dem ganz mit Wald bestandenen Stoppelsberge eine Talschlucht, der „Schlangenritz" genannt, und unweit davon die „Schlangenbuche". Am Ende des vorigen Jahrhunderts (1800) wurde hier eine etwa 6 m lange Schlange von einem Förster erlegt, der aber bald durch den Schrecken, den er dabei erhalten, gestorben ist.[2])

9. Gebetschläge.

Was die bekannten Gebetschläge anbelangt, so wird darüber außer von Gelnhausen aus dem Kinzigtale nichts mitgeteilt. Die Pfarrkirche zu Gelnhausen besitzt, abgesehen von einigen außer Gebrauch befindlichen, vier Glocken, nämlich die Schul-, Vaterunser-, Gebet- und die Brautglocke, welch' letztere in früherer Zeit bei Trauungen geläutet wurde. Die Gebetglocke wird täglich dreimal, morgens um 9, mittags um 11 und abends um 8 Uhr geläutet. Das Neunuhrgeläut besteht aus drei mal drei Schlägen, die in kurzen Zwischenschlägen aufeinanderfolgen. In früherer Zeit wurde beim Ertönen dieses Geläutes eine kurze Andacht verrichtet, ein „Unser Vater" gebetet. In alten Gelnhäuser Gesangbüchern befand sich ein Gebetlied gegen die Türken.

1) Zu bedauern ist, daß das Denkmal durch rohe Hände fast gänzlich zerstört worden ist.

2) Das Fell der vermutlich einer Wandermenagerie entschlüpften Schlange soll sich im Museum zu Cassel befinden.

10. Besondere Volksfeste.

Der Bachtanz zu Langenselbold.[1])

Unter dem Namen „Bachtanz" wurde länger als vier Jahrhunderte in Langenselbold ein Volksfest gefeiert, welches einzig in seiner Art war. Auf der rechten Seite des Kinzigtales liegt da, wo dasselbe nach langen Windungen zwischen engen Bergen mit seinen letzten sanften Hügelwellen in eine weite Ebene ausläuft, das Pfarrdorf Langenselbold. Dasselbe ist eigentlich aus vier Dörfern: Selbold, Hinsendorf, Hausen und Klosterberg, nach und nach zusammengewachsen und kann nun wegen seiner Größe und vorteilhaften Lage als das bedeutendste Dorf des Kinzigtales angesehen werden. Der Menschenschlag, welcher denselben bewohnt, zeichnete sich noch vor wenigen Jahrzehnten durch munteres Wesen, kräftigen Wuchs, der oft riesenartig erschien, sowie durch eine eigentümliche kleidsame Tracht vorteilhaft aus.

Auf einem weitschauenden Hügel in dem oberen Teile des Dorfes steht das fürstlich Ysenburgische Schloß mit seinen weitläufigen Gartenanlagen und der Kellerei; nahe dabei erhebt sich die neue Kirche. Dort zieht auch die große Heerstraße in ihrer jetzigen Richtung vorüber. In ältester Zeit lag hier ein königliches Herrengut, welches später in ein Kloster umgewandelt wurde. Man nennt deshalb diesen Teil des Ortes den Klosterberg. Fast eine Viertelstunde nördlich liegt am rechten Ufer des Gründaubaches der älteste Teil des Dorfes, nämlich das eigentliche alte Selbold, in welchem die Mutterkirche des Gerichts Selbold und nahe dabei die Burg der „Herren von Selbold" stand. Jenseits des Baches entstand das Hinsendorf, welchem dann noch der kleine Weiler Hausen mit einer Mühle sich anschloß. Den unteren Teil des Dorfes durchschneidet also der Grinbach, jetzt unrichtig Gründaubach genannt, welcher 5 Stunden oberhalb im Gebirge auf einer Hochebene aus starken Quellen bei dem Weiherhofe entspringt und eine Viertelstunde unterhalb Langenselbold in die Kinzig fällt. In Selbold bespült er rechts die Mauern des uralten Totenhofes und links das Pfarrhaus, und hier hat er sich an einer Stelle so verflacht, daß ein Fahrweg des Dorfes hindurchgeht. Zwei Brücken führen daselbst über den Bach, von denen die untere und ältere den Zugang zu dem Totenhofe bildet, die obere, welche neueren Ursprungs ist, den Hauptfahrweg des Dorfes trägt. Die etwa

1) Nach einem Artikel in dem „Amtl. Kalender für das Fürstentum Hanau" vom Jahre 1868. Die Erzählung vom Bachtanz ist von Fritz Schleucher auch poetisch behandelt worden: Ill. Führer durch das Main- und Kinzigtal, S. 83. Gelnhausen, Verlag von O. Wettig. 1900.

zu [illegible] lange [illegible] des Hauses zwischen der beiden Brücken ist der [illegible] des [illegible]. Die Kirche wurde, weil sie einzustürzen drohte, im Jahre 18[illegible] abgetragen, und die Stammburg der uralten Edlen von Selbold ist spurlos verschwunden; aber der Bach fließt noch wie ehemals, und die Brücke wie die Mauern des Freihofes stehen noch ebenso wie damals an jenem [illegible], welches zu dem Bachtanze die Veranlassung gegeben haben soll.

Im vorigen Jahrhundert, als das Kirchweihfest in Hanau noch nicht seinen jetzigen [illegible] Charakter angenommen hatte, sondern [illegible] und Freitag gefeiert wurde, war die Kirchweihe und namentlich der Bachtanz in Selbold der Mittelpunkt [illegible], bei den vornehmen und [illegible] in Hanau und Frankfurt gehörte die Selbolder Kirchweihe zu den [illegible] auf der Liste ihrer jährlichen Vergnügungen.

Die Kirchweihe von Selbold fiel auf den 10. August, und seit undenklichen Zeiten war mit derselben jener seltsame „Bachtanz“ verbunden. Wenn das Kirchweihfest herankam, ließ der Amtsrat in Selbold einige Tage vor dem Feste sämtliche Kirchweihbursche zu sich bestellen, um drei auslosen zu lassen, welche mit ihren Mädchen den Bachtanz aufführen sollten. Es wurde [illegible] auf dem Marktplatze ganz in der Nähe der alten Kirche und [illegible] der Maibaum gepflanzt. Am Kirchweihtage, morgens [illegible], begaben sich sämtliche Burschen in festlichem Zuge zu der Wohnung des Amtsrates und baten um die Erlaubnis, die Kirchweihe und den Bachtanz begehen zu dürfen. Wenn diese erteilt war, so wurde auf der Hauptbrücke für den Amtsrat eine Ehrenwache von 4 Mann aufgestellt, auch an beiden Seiten des Baches kam ein Posten von je 2 Mann zur Aufrechthaltung der Ordnung, und in die Mitte des Wassers stellte man einen Tisch. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren und sämtliche Kirchweihburschen mit ihren Mädchen sich auf dem Marktplatze versammelt hatten, erschien der Amtsrat und nahm feierlich auf der Brücke Platz. Der Zug nach dem Bache erfolgte nun in folgender Ordnung: Zuerst kamen die Musikanten, welche nur Blasinstrumente gebrauchen durften und einen Marsch blasen mußten; alsdann folgte der zeitige Schultheiß, darauf ein Unteroffizier vom alten Ausschuß mit einem Kurzgewehr und alsdann ein Kirchweihbursche mit vier Flaschen Wein und einem Glase. Nun erschienen die Hauptpersonen, die drei Bachtänzer mit ihren bekränzten Mädchen am Arme, nach der Reihe, wie sie das Los getroffen hatte; ihnen zur Seite gingen zwei Wachen mit scharf geschultertem Gewehre. An diese reihte sich dann der lange Zug aller Burschen und Mädchen, welchen ein Leutnant vom alten Ausschuß mit

einiger Mannschaft schloß. So ging es mit viel Geschrei und Jauchzen nach der linken Seite des Baches zwischen den beiden Brücken am Kirchhofe.

Wenn der Zug dort angekommen war, nahmen die Musikanten mit dem Burschen, der die Flaschen trug, auf dem Tische im Bache Platz und machten durch ein lustiges Stücklein die Einleitung zum Tanze. Was sie dabei aufspielten, das war eine seltsame Weise und bei keinem andern Tanze mehr gebräuchlich; aber es war so von altersher überkommen, und sie durften nichts daran ändern. Der erste Tänzer begab sich nun mit seinem Mädchen in den Bach und richtete, am Tische stehend, nach einem vorgeschriebenen Formulare an den Amtsrat die Bitte, auf die Gesundheit des Fürsten trinken zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubnis spülte er sein Glas im Bache aus, ließ sich einschenken, trank jauchzend aus und tanzte mit seinem Mädchen dreimal um den Tisch herum, daß das Wasser aufspritzte. Nun folgten der zweite und dritte Bachtänzer und lösten ihre Aufgabe in derselben Weise, wie der erste, nur mit der Abweichung, daß der zweite auf die Gesundheit der Fürstin, der dritte auf das Wohlsein des Amtsrates und der übrigen Beamten trank. Zum Schlusse wurde der Tisch mit den Musikanten im Bache umgeworfen. Darauf zog man wieder in derselben Ordnung ab, und die wassertriefenden Tänzer und Musikanten gingen heim, um sich zu den weiteren Festlichkeiten des Tages umzukleiden.

* * *

An Spaß und Kurzweil mancherlei Art, an Lachen, Jauchzen und Necken hatte es an diesem Morgen gewiß nicht gefehlt; aber leider folgte oft ein sehr trauriges Nachspiel. Manche von den jungen Leuten, besonders die Mädchen, wurden infolge des nassen Tanzes krank und blieben das ganze Leben hindurch siech. Mehrere starben auch an Lungenentzündung, die sie sich bei dieser Gelegenheit zugezogen hatten. Dies gab die Veranlassung, daß man schon um das Jahr 1770 daran dachte, den Bachtanz abzuschaffen; aber die Selbolder wehrten sich trotz der üblen Erfahrungen ernstlich dagegen. Endlich aber verordnete Fürst Wolfgang Ernst von Ysenburg auf die dringenden Vorstellungen des Landphysikus Hofrats Marschall im Jahre 1792 die Abschaffung des Bachtanzes, und alle flehentlichen Vorstellungen der Gemeinde um Wiederherstellung desselben blieben unbeachtet. Anstatt des lustigen Volksfestes mußte die Gemeinde nunmehr eine jährliche Abgabe von 20 Malter Hafer entrichten, die aber mit den übrigen Grundlasten im Jahre 1832 abgelöst worden ist.

Über die Entstehung des Bachtanzes mit seinen ganz eigentümlichen Gebräuchen hat das Volk seit Jahrhunderten folgendes überliefert:

Vor einigen Hundert Jahren hat einmal ein Graf von Ysenburg den

Bauern von Selbold eine Steuer auferlegt, die gegen Recht und Herkommen war. Die Herren von Ysenburg hatten nämlich damals viel Geld nötig zu einem blutigen und langwierigen Kriege, worin sie den Mainzern beistanden. Die Leute von Selbold aber meinten, die Mainzer Händel gingen sie nichts an, und wollten keinen Pfennig mehr bezahlen, als ihnen mit Brief und Siegel bewiesen werden könne. Da gedachte nun der Graf von Ysenburg durch Hilfe der Mainzer den Selboldern ihre Starrköpfe mit Gewalt zu brechen. Eine Schar mainzischer Soldaten sammelte sich in der Stille bei Hanau, um Selbold zu überfallen; aber ein Bettelmann bemerkte dies und brachte eilig die Kundschaft herauf. Die Selbolder bereiteten sich schnell zur blutigsten Gegenwehr vor. Als nun die Mainzer anrückten, fanden sie das Dorf leer, aber alle Bewohner auf dem Kirchhofe versammelt, welcher damals noch mit einer hohen Mauer umschlossen war. Nahe dabei war auch das alte Schloß der Herren von Selbold, die auf Seiten der Bauern standen. Die Soldaten wollten den Kirchhof stürmen, wurden aber mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen empfangen und durch die starken Männer mehrmals von den Mauern abgeschlagen, wobei die Frauen jedesmal ein Freudengeschrei erhoben. Da zogen sich die Soldaten zurück, und es begannen nun durch die Schöffen und den Ritter von Selbold mit den Mainzern Unterhandlungen, die nach einigen Stunden mit einem vollständigen Frieden endigten. Als dies auf dem Kirchhofe bekannt wurde, sprangen die Frauen und Kinder heraus und eilten frohlockend nach ihren Häusern zurück, wobei es an Spott und Hohn gegen die Soldaten nicht fehlte. Zwei alte Weiber aber waren ganz außer sich vor Freude, faßten sich an den Händen und sprangen mitten in den Bach, in dem sie wirbelnd herumtanzten — und nun die andern Weiber und Kinder ihnen nach! Die Mainzer aber waren ergrimmt darüber und mußten mit Schimpf abziehen. Seitdem hat man alle Jahre um dieselbe Zeit in dem Bache am Kirchhofe so herumgesprungen, und das nannte man den Bachtanz. So war's schon lange vor dem Schwedenkriege.

So berichtet die Überlieferung. Es ist nun die Frage entstanden und auch von den Juristen vielfach behandelt worden: „Ist die Abhaltung des Bachtanzes nur als eine Lust oder vielmehr als eine Last anzusehen? D. h.: Ist derselbe nach der ersten Veranlassung den Selboldern als eine Strafe auferlegt worden, oder haben sie ihn als eine freudige Erinnerung freiwillig eingerichtet und beibehalten?

Die Meinungen darüber sind verschieden, und es hält schwer, hier ins klare zu kommen. Leider sind viele Nachrichten und schriftliche Aufzeichnungen über dieses Verhältnis verloren gegangen oder auch in unverantwortlicher Nachlässigkeit vernichtet worden. Ursprünglich scheint allerdings

die Abhaltung des Bachtanzes den Selboldern als eine Last, als eine Strafe für ihre Widersetzlichkeit und Verhöhnung auferlegt worden zu sein, wie dieses durch einzelne Züge der Festlichkeit wahrscheinlich wird. Es war eben ein bitteres Muß, dem die Selbolder sich anfangs gewiß unwillig fügten, das sie aber allmählich, besonders da die Aufführung mit der lustigen Kirchweihe verbunden wurde, erträglicher fanden und zuletzt als eine erfreuliche und ehrenhafte Gemeindesache betrachteten. Als ein örtliches Volksfest pflegten sie dann diesen alten Brauch um so sorgfältiger, da ein solches weit und breit nicht mehr bestand. Die erste herbe Veranlassung ward vergessen, und man hielt zuletzt nur noch den stolzen Gedanken eines siegreichen Widerstandes gegen Gewalttat und einer mannhaften rühmlichen Tat der ganzen Gemeinde fest. Es ist ja bei vielen Leistungen, Gebräuchen und Gewohnheiten, die mit der Leibeigenschaft zusammenhingen, ebenso gegangen. Anfangs Last und gezwungen, später Lust und gesungen! Vornen Schwere, hinten Ehre! — Anders mußte der Standpunkt der fürstlichen Regierung sein. Diese hatte in ihren Akten alles wohl vermerkt und die rechtliche Seite allein festgehalten und ließ sich daher auch die Gelegenheit, einen Nutzen aus der Sache zu ziehen, nicht entgehen. Die Selbolder mögen sich darum allerdings verwundert haben, als bei Veranlassung der Abschaffung des Bachtanzes mit einem Male die Rede von einer Entschädigung dafür entstand und ihnen eine Gegenleistung zugemutet wurde. Es ist also höchstwahrscheinlich, daß die Abhaltung des Bachtanzes ursprünglich eine Last und Strafe für die Gemeinde Selbold war. Wenn nun später von der fürstlichen Regierung eine Lieferung von 20 Malter Hafer gefordert wurde, so war das nichts anderes, als eine Verwandlung der zuerst auferlegten Buße einer persönlichen Leistung in eine andere Last als Geldentschädigung zum Vorteile und zur Genugtuung für das fürstliche Haus. Diese Lieferung konnte darum auch mit andern Lasten unter den rechtlichen Begriff der Ablösung fallen.

Auf welches geschichtliche Ereignis ist nun obige Erzählung zurückzuführen? Darüber kann folgendes mitgeteilt werden: In den Jahren 1460—63 waren blutige Kriege in Deutschland, an welchen sich fast alle deutschen Fürsten und Städte beteiligten. Zuerst stritt Kurfürst Diether von Mainz mit Kurfürst Friedrich von der Pfalz, und jeder hatte dabei eine große Anzahl von Bundesgenossen. Beide Fürsten aber machten bald Frieden miteinander und verbündeten sich gegen Adolf von Nassau, der gegen Diether als Kurfürst von Mainz vom Papste aufgestellt worden war und viele mächtige Helfer gewonnen hatte. Ja, der Kaiser Friedrich III. (1440—1493) hatte Diether in die Acht erklärt und ein Reichsexekutionsheer gegen ihn aufgeboten. Ganz Deutschland war damals gespalten. Um

den Kaiser kümmerte man sich bei diesen Händeln nicht, und dieser kümmerte sich auch um das Reich nicht; denn während hier alles durcheinander ging, saß er hinten in seinen österreichischen Erblanden und trieb entweder in behaglicher Ruhe seine Lieblingsbeschäftigung, die Pflege seines Gemüsegartens, oder er hatte alle Hände voll zu tun, um sich seiner feindlichen Verwandten und rebellischen Untertanen zu erwehren.

In diese Zeit fällt nun höchstwahrscheinlich auch jener winzige Kriegssturm in Selbold. Wenigstens ist keine andere Periode in der ysenburgischen und mainzischen Geschichte bekannt, in welcher sich der natürliche Boden für alle Züge obiger Erzählung finden ließe. Es kann ja nicht wundern, daß in solchen Zeiten auch die Bauern von Selbold einmal Mut bekamen, einen Krawall zu machen. Sie waren von jeher keine Leibeigenen gewesen, sondern freie Markgenossen, Bauern und Adlige gleichberechtigt, und genossen viele Freiheiten und Rechte, die von Kaiser und Reich herrührten. Auch waren die Grafen von Ysenburg eigentlich nicht geborene Landesherren, sondern nur Vögte des Kaisers über das Reichsgericht in dieser Gegend, wofür sie gewisse Nutzungen und Gefälle bezogen. Dazu haben sich die Selbolder immer als mannhafte Leute gezeigt, eifersüchtig und wachsam über ihren Rechten, so daß früher schon allerlei Irrungen mit ihren Gerichtsherren vorgekommen waren.

Oben genannter Diether, Kurfürst und Erzbischof von Mainz, Primas und Kanzler des Reiches und als solcher der erste Fürst in Deutschland, war ein geborner Graf von Ysenburg und Büdingen, der zweite Sohn des Grafen Diether. Er trat schon früh in den geistlichen Stand und wurde Domherr und Propst in Mainz. Im Jahre 1459 wurde er als Erzbischof und Kurfürst erwählt, konnte aber für diese ganz ordnungsmäßig vollzogene Wahl weder vom Papste noch vom Kaiser Bestätigung erhalten. Beide waren ihm entschieden abgeneigt, weil bekannt war, daß er gleich mehreren andern geistlichen und weltlichen Fürsten der damaligen Zeit eine größere Selbständigkeit der deutschen Kirche und Abschaffung vieler Übergriffe und Mißbräuche des päpstlichen Stuhles anstrebte; ebenso, daß er mit der erbärmlichen Regierung des Kaisers Friedrich III. unzufrieden war und als Fürst-Primas pflichtgemäß darauf hinarbeitete, der eingerissenen Verwirrung, Willkür und Unordnung ein Ende zu machen. Dazu hatte der Papst gegen Recht und Herkommen eine unmäßig große Summe für die Bestätigung gefordert. Als Diether diese nicht zahlen wollte und konnte, überhaupt sich den Anmaßungen des Papstes nicht fügte, sprach dieser den Bann über ihn aus, entsetzte ihn seiner Würden und bestellte eigenmächtig unter Zustimmung des Kaisers den Grafen Adolf von Nassau als Erzbischof und Kurfürst.

Nun entbrannte in den Jahren 1461 und 62 zwischen Diether und

Adolf ein blutiger und verwüstender Krieg, in welchem fast alle Fürsten und Reichsstädte in Deutschland für den einen oder andern Partei nahmen. Diether wehrte sich mannhaft für sein gutes Recht und gewann auch einige Siege; doch gelang es seinem Gegner endlich, die Stadt Mainz durch Verrat zu überfallen und nach einem greulichen Gemetzel zu behaupten. Da war Diethers Sache verloren; er sah sich genötigt, mit seinem Gegner Frieden zu schließen und demselben den Kurhut von Mainz abzutreten. Er behielt Titel und Rang als Kurfürst und einen kleinen Landesteil zu unabhängiger Regierung mit der Residenz im Schlosse zu Steinheim. Zwölf Jahre lang lebte er dort friedlich und in gutem Einvernehmen mit seinem ehemaligen Gegner; dann wendete sich sein Schicksal wieder in auffallender Weise. Kurfürst Adolf starb im Jahre 1475; auf seinem Totenbette aber hatte er noch den Domherren den Rat gegeben, seinen früheren Gegner als den tüchtigsten Mann zu seinem Nachfolger zu erwählen. Dieses geschah einstimmig, und die Wahl wurde diesmal von Kaiser und Papst bestätigt.

Während seiner Kriege hatte Kurfürst Diether einen treuen Verbündeten an seinem Bruder Ludwig gehabt, dem bei der Abteilung der Besitz des väterlichen Landes zugefallen war. Dieser hatte für ihn in mancher Schlacht siegreich gefochten und auch großen Geldaufwand gemacht. Der Gesamtbetrag aller Forderungen Ludwigs betrug über 100 000 Gulden, eine für jene Zeit hohe Summe. Zur Entschädigung erhielt nun Graf Ludwig das bisher mainzische Amt Ronneburg eigentümlich abgetreten und dann weiter als Unterpfand Schloß und Amt Steinheim, wofür später die Stadt Höchst a. M. mit Bezirk eingesetzt wurde. Erst nach 60 Jahren war die ganze Schuld getilgt und jene Pfandschaft abgelöst. Das Amt Ronneburg blieb aber bei dem Hause Ysenburg als Eigentum und war für dasselbe ein längst erwünschter und wertvoller Besitz. Zu diesem Amte gehörte nun außer dem Schlosse Ronneburg mit den Dörfern Ravolzhausen und Langendiebach auch ein Anteil an Selbold, und es erklärt sich nun leicht, daß bei Abtretung jener mainzischen Besitzungen eine Veranlassung zu Widersetzlichkeiten von seiten der Bauern zu Selbold entstehen konnte. Die Leute konnten sich noch nicht in den neuen Besitzstand unter Ysenburg allein zurecht finden, da sie bisher dreiherrisch gewesen waren; auch waren die Rechte und Einkünfte der verschiedenen Landesherren noch nicht so klar gestellt und geordnet wie später. Vielleicht hat auch Graf Ludwig, der sonst ein sehr billiger und gerechter Herr war, aus Unkenntnis wirklich zu weit gegriffen; oder auch die Bauern hatten sich von ihren adligen Mitmärkern, namentlich von den Herren von Selbold, zu ungerechten Forderungen aufreizen lassen. Daß aber Mainz die Exekutionsmannschaft stellen mußte, die Widersetzlichkeit zu brechen, erklärt sich einfach dadurch, daß Mainz jene

Besitzungen als Entschädigung abgetreten hatte und nun auch verpflichtet war, dem neuen Herrn zu seinem Rechte zu verhelfen. Auch mochten wohl die Selbolder über die Gültigkeit der Abtretung zweifelhaft sein und konnten von derselben erst dann sich überzeugen lassen, als der Kurfürst selbst eine bewaffnete Exekution schickte.

Die Stadt Hanau.

Von Pfarrer Carl Henß in Windecken.

a) Das Hanauer Volkstum.

Von sämtlichen Bewohnern des früheren Kurstaates Hessen unterscheiden sich die Hanauer in besonderer Weise nach Abstammung und Art; sie selber fühlen es genau, und obwohl lange Zeit mit Hessen-Cassel vereinigt gewesen, sind sie doch nie Hessen geworden, sondern Hanauer geblieben und haben zu jeder Zeit ihre Eigenart den anderen Untertanen ihrer früheren Fürsten und diesen selbst gegenüber hervorgehoben und zur Geltung gebracht. An der Hand der Geschichte das Entstehen des Hanauer Volkstums zu verfolgen, ist für sein Verständnis unerläßlich. Während nördlich von uns, im eigentlichen Hessen, weder Römer, noch Alemannen, noch Rheinfranken gewohnt haben, so daß die Hessen als Nachkommen der alten Chatten sich wie die Friesen rühmen können, die vor Urzeiten eingenommenen Sitze durch die Jahrtausende hindurch behauptet zu haben, ist hier ein langer Werdeprozeß zu verfolgen, aus dem schließlich die heutige Bevölkerung des unteren Maintales und damit auch des Kreises Hanau hervorgegangen ist. Mancherlei Gewalten und Kräfte haben auf diesem Boden miteinander gerungen, Krieg und Friede im bunten Wechsel einander abgelöst, Sieg und Niederlage die Geschicke der Völker entschieden, und alle die verschiedenen einst hier ansässigen Stämme haben ihre Spuren hinterlassen, Spuren, die wir jetzt noch überall und nicht zum mindesten in Charakter und Veranlagung der heutigen Bevölkerung des Kreises Hanau verfolgen können.

Die ältesten uns bekannten Bewohner des unteren Maintales sind die Kelten, die mehrere Jahrhunderte vor Christo von den Germanen über den Rhein hinübergedrängt wurden. Zu den vordersten Stämmen der Germanen gehörten die Chatten, die zum Teil die Sitze der Kelten einnahmen und von da an längere Zeit am Rhein und Main ansässig waren. In den achtziger Jahren des ersten nachchristlichen Jahrhunderts wurde ihnen die offene Wetterau und das Gebiet von Frankfurt und Hanau vom römischen Kaiser Domitian (81—96 n. Chr.) entrissen und durch große Kastelle an der Nidda und Wetter, sowie durch kleine Erdwerke auf dem Kamm

des Taunus und am Fuße des Vogelsberges entlang bis zum Main hin gesichert. Bald entstanden in diesem Gebiete zahlreiche Niederlassungen von Römern, teils siedelten sich auch Kelten und Germanen verschiedener Stammeszugehörigkeit unter römischem Schutze hier an, und es entwickelte sich in kurzer Zeit an der Stelle früherer primitiver germanischer Zustände eine verhältnismäßig blühende Kultur, deren Fortbestehen und Wirkung noch lange nach der um die Mitte des dritten Jahrhunderts erfolgten Räumung des Gebietes durch die Römer bezeugt ist. Um das Jahr 250 n. Chr. drangen die Alemannen bis zum römischen Grenzwall vor, brachen seine Befestigungen und legten die Niederlassungen der Fremden in Trümmer. Etwa zwei und ein halbes Jahrhundert haben sie rings um den Untermain gesessen; dann begann die Eroberung der Mainlande durch die Franken, die in der Hauptsache die Wiedergewinnung des einst von einem der beiden Hauptzweige der Franken, den Chatten, besessenen Gebietes war.

Ohne Frage wird man die Aufeinanderfolge der verschiedenen Völker und Stämme in unserer Gegend sich nicht so zu denken haben, daß die jeweiligen neuen Herren des Landes vollständig an Stelle der früheren getreten, daß diese also von jenen restlos entweder vertrieben oder ausgerottet worden seien; vielmehr muß man annehmen, daß beide im Laufe der Zeit miteinander in Verbindung traten, sich vermischten und so die Ahnen der heutigen Bewohner des unteren Maintales und die Träger einer eigenartigen Kultur wurden. Professor Dr. Wolff sagt hierüber in einem zu Hanau 1901 gehaltenen Vortrag über den Einfluß der römischen Kultur auf die Gegend um Hanau: „Es ist allgemein anerkannt, daß die ins römische Reich eingedrungenen und dort ansässig gewordenen germanischen Völker, besonders die Franken, eine starke Einwirkung auf ihre rechtsrheinischen Landsleute ausgeübt haben; aber man denkt sich diese Kulturelemente gewöhnlich nach einer Jahrhunderte langen Unterbrechung erst in merovingisch-karolingischer Zeit über den Strom herüberkommend und ganz von vorn beginnend. Die Vermittlerrolle, welche die rechtsrheinischen Alemannen, Mainfranken und Südchatten naturgemäß gespielt haben mußten und tatsächlich gespielt haben, wird meist übersehen. Hier auf dem Boden des rechtsrheinischen Germanien, wo zurückbleibende Galloromanen und siegreich eindringende Germanen sich zuerst unmittelbar berührten, fanden die letzteren auch halb romanisierte Stammesgenossen vor, die Mattiaker, Usiper und andere Völker, die ein Jahrhundert und mehr unter römischer Herrschaft gelebt hatten, aber die charakteristischen Seiten ihres Wesens nicht völlig verloren zu haben scheinen. Hier drang das Germanische nicht nur in Beziehung auf die staatlichen Einrichtungen, sondern auch in Sprache und Sitte so völlig durch, daß daneben die unter der Oberfläche fortwirkenden

Einflüsse der römischen Kultur leicht übersehen werden konnten. Aber wir brauchen nur die Rolle ins Auge zu fassen, welche seit der Auflösung des karolingischen Reiches, als lange Zeit die unter dem Namen Lothringer zusammengefaßten linksrheinischen Franken dem sich bildenden deutschen Reiche entfremdet waren oder zu ihm in einem sehr zweifelhaften Verhältnis standen, in demselben die Mainfranken und Alemannen gespielt haben, um zu erkennen, daß dieselben sowohl den rein deutschen Stämmen, den Sachsen und Friesen, als den aus germanischen und slavischen Elementen gemischten Ostdeutschen wie in politischer, so auch in kultureller Beziehung unterlegen waren. Es ist kein Zufall, daß die für die Bildung unserer Nation und Nationalität in erster Linie maßgebenden Landschaften räumlich fast genau zusammenfallen mit dem ehemaligen Dekumaten- und römischen Mainlande, dem Gebiete, in dem auch die Resultate der anthropologisch-ethnographischen Statistik gegenüber der nordwestdeutschen Ebene eine erheblich größere Mischung des germanischen Volkstums mit fremden, d. h. hier keltisch-romanischen Elementen beweisen. Die Mischung ist offenbar eine glückliche gewesen, in körperlicher wie in geistiger Beziehung. Wir brauchen nicht auf Simrocks Rheinlied zu verweisen, der von den Rheinfranken singt: „Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei, als wär' es ein adlig Geschlecht", noch auch auf Geibel, der, dem Hanauer Volkstum entsprossen, mit einem gewissen Stolze von seiner Abstammung sagt: „Mein Stammhaus steht im Frankenland, im Dorf zu Wachenbuchen": wer sehenden Auges nord- und süddeutsche Landschaften durchwandert und ihre Insassen kennen gelernt hat, der weiß, daß der fränkische und alemannische Stamm jedem anderen gegenüber sich sehen lassen kann. Dabei sind sie in ihrer Art so gut deutsch, wie irgend ein anderer. Überall hat sich, besonders am rechten Rheinufer, das deutsche Element als das wuchtigere gezeigt. Wie in den staatlichen Institutionen, so hat es sich in Sprache und Gesittung überall durchgesetzt; der Tropfen romanischen Blutes aber, der bei der Bildung unserer westdeutschen Stämme mit wirksam war, hat wie der Sauerteig die schwere germanische Masse in Bewegung gesetzt, er hat anregend und beschleunigend auf die Entwickelung der materiellen und geistigen Kultur unseres Volkes, besonders seiner westdeutschen Stämme gewirkt; wer dieselbe voll und ganz verstehen will, darf jenen Faktor nicht unberücksichtigt lassen."

Vom Ende des 16. Jahrhunderts an, ungefähr ein Jahrtausend, nachdem die Franken wieder an Stelle der Alemannen von dem Maintal Besitz ergriffen hatten, erfuhr das Hanauer Volkstum durch ausländischen Zuzug eine neue Beimischung fremden Blutes, die auf seine Ausprägung großen Einfluß gewinnen sollte: Mit der Gründung der Neustadt Hanau siedeln sich in ihrem Gebiete um des Glaubens willen vertriebene Wallonen und

Holländer an; im Jahre 1600 waren hier schon 94 Familien, je 47 den beiden Stämmen angehörig, ansässig, denen bald eine rege Einwanderung aus ihrer Heimat folgte. Bis in das erste Viertel des 18. Jahrhunderts läßt sich ein starker Zuzug aus Frankreich und den Niederlanden verfolgen; die Verwüstung der Pfalz führte viele Flüchtlinge hierher, von denen 1687—1701 ungefähr hundert das Hanauer Bürgerrecht erwarben, und für viele aus anderer Herren Ländern war die aufblühende und gewerbtätige Stadt ein Platz, an dem sie sich gerne niederließen. Die fremdsprachigen Namen haben sich in Hanau fast ganz verloren; während die der ersten Gründer der Neustadt ganz ausgestorben sind, fanden sich solche von später zugezogenen Ausländern 1841 noch 124, 1890 dagegen nur noch 62 vor. Wenn auch so die meisten fremden Familien ausgestorben sind und die noch vertretenen nach Verhältnis ihrer Zahl gegenüber denen mit rein deutschem Namen sehr zurücktreten, so läßt sich doch nicht verkennen, daß sie auf die Gestaltung des Hanauer Volkscharakters einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben, und es wiederholte sich gewissermaßen das, was schon für eine frühere Zeit gesagt ist. Die „Hanauer Mainfranzosen", wie sie von den hessischen Kurfürsten gerne genannt wurden, stellen sich so als eine besondere Rasse dar, die von der Bevölkerung des übrigen Kurstaates sich nach Anlage und Lebensführung deutlich unterscheidet. „Ist auch in der hellen und sonnigen Mainebene eigentümliche Kleidung und Lebensweise geschwunden, so ist doch, dem nördlicheren Hessen gegenüber, der Charakter der Bewohner um so schärfer gezeichnet. Was der Süddeutsche gegen den Norddeutschen, das ist der Hanauer gewissermaßen gegen den Althessen. Leicht empfänglich für neue Ideen, tätig und gewandt, lebendig und fröhlich, so zeigt sich der Hanauer, in dessen Adern unverkennbar noch das französische und wallonische Blut fortwirkt." (Landau, Kurf. Hessen 1867.) Diesen Worten kann noch hinzugefügt werden, daß auch in Aussprache und Sprache bis heute sich dieser Einfluß geltend macht; vielfach wird z. B. das ch wie sch gesprochen, und Ausdrücken wie „bur basseh le dant" (pour passer le temps) begegnet man sogar bei der Landbevölkerung noch zuweilen.

Man hat dem Hanauer einen gewissen Leichtsinn nachgesagt. Wenn er auch zu einer leichteren Lebensauffassung geneigt ist, so zeichnet er sich doch auch vielfach durch hervorragende Tüchtigkeit und Tätigkeit, sowie durch gute Begabung aus, wie ja überhaupt der fränkische Stamm zu den begabtesten Deutschlands gehört; er ist selbständig und freiheitliebend; fremde Sympathien weiß er sich leicht zu erwerben. Sein eigentlicher Dialekt verliert sich mehr und mehr; was man noch vor dreißig Jahren häufig in unverfälschter Reinheit hören konnte, trifft man heute schon verhältnismäßig seltener an. Aber wenn auch des Hanauers Mundart sich ändert, eines ist

ihm geblieben, und wird ihm hoffentlich noch lange erhalten bleiben, die ihm unstreitig gegebene Kunst anschaulicher Rede; wenn er mit seiner lebendigen Phantasie, einem gewissen Humor und behaglicher Breite erzählt, dann ist ihm gut zuzuhören, und man stößt sich auch nicht so leicht daran, wenn er selbst ein wenig übertreibt oder gar Unmögliches seinen Zuhörern bietet. Ein Vertreter dieser Art war jener Jean Jacques Schärttner, der so gerne und so viel von seiner herzlichen und ungetrübten Freundschaft mit Napoleon I. zu erzählen wußte, und wenn man ihm glauben will, dann hat der kriegsgewohnte Franzosenkaiser in der Schlacht bei Hanau in einem Augenblick der Entmutigung, als sich das Geschick des Tages zu seinen Ungunsten zu wenden drohte, zu seinem vertrauten Freunde gesagt: „Schärttner, immernemm du's Kommando!" Auf diesen Schärttner wird auch der sogenannte, in der Behauptung bestehende „Hanauer Beweis" zurückgeführt; mehr als einmal soll er den zweifelnden Bedenken an der Wahrheit seiner Erzählungen mit dem Einwand begegnet sein: „Wozu behaapt ich's dann, wann ich's noch beweise soll?" In ganz Deutschland scheint der Hanauer Beweis seinem Wert und Namen nach bekannt zu sein; nur in seiner Heimat trifft man selten auf diese Bezeichnung, aber desto fleißiger wird er hier geübt, und wer auf den Hanauer achtet, der wird ihm öfters begegnen; ein Freund und Kenner des Hanauer Volkstumes vernimmt immer wieder von neuem gern und mit einem gewissen Behagen die treuherzige und mit naivem Erstaunen über entgegengebrachte Zweifel abgegebene Versicherung: „Ich behaupt's: wozu soll ich's denn beweisen?"

b) Das Hanauer Lamboyfest.

Von Carl Henß.

Alljährlich feiern Hanaus Bewohner ein fröhliches Fest. Da ist die Stadt wie ausgestorben; die Schulen sind geschlossen; die Fabriken und Geschäfte unterbrechen ihre Tätigkeit, und abgesehen von den notgedrungen zu Hause Bleibenden zieht alles hinaus, um bei schöner Jahreszeit im schattigen Walde ein so volkstümliches Fest zu begehen, wie es außer dem „Frankfurter Wäldchestag" weit und breit nicht leicht wieder angetroffen wird: das Lamboyfest. Es hat seinen Namen von dem Lamboywald, in dem es gefeiert wird, und dieser wieder wird nach dem kaiserlichen General Lamboy genannt, der in dem 30jährigen Kriege vom Herbst 1635 an bis zum 13. Juni 1636 Hanau belagerte und die der Übergabe nahe Stadt erobert und wohl auch zerstört haben würde, wenn nicht an dem genannten Tage Landgraf Wilhelm V. von Hessen den schwer geängsteten und hart geprüften Bewohnern Hanaus Entsatz und Rettung in der Stunde der

höchsten Not gebracht hätte. Merkwürdigerweise hat es sich gefügt, daß der Name, der einst für die Hanauer des 30jährigen Krieges ein Gegenstand des Schreckens war und dessen man lange Zeit nur mit Grauen und zugleich mit Dank gegen Gott für die Errettung vom drohenden Untergang gedachte, für die späten Nachkommen zu einem Symbol der Freude und Lust geworden ist.

Die Feier des 13. Juni als eines Volksfestes ist nicht so alt, wie wohl viele glauben mögen, sondern erst verhältnismäßig jungen Datums. Der Tag der Befreiung Hanaus von den Schrecken einer neunmonatlichen Belagerung wurde seit 1637 zunächst, und zwar durch anderthalb Jahrhunderte hindurch, nur kirchlich als Buß- und Danktag gefeiert. Nachdem die Grafschaft Hanau-Münzenberg 1785 endgültig mit Hessen vereinigt worden war, wurde der in den Hessen-Casselschen Landen eingeführte große Bußtag, der auf den ersten Mittwoch nach dem 18. Oktober fiel, zur Mitfeier auch für diesen Landesteil bestimmt und 1786 hier zum ersten Male begangen. Dieser allgemeine Landesbußtag galt nun als der höchste, und der bisher am 13. Juni gefeierte trat gegen ihn zurück und kam nach und nach in die Reihe der gewöhnlichen Feste. Vor wenigen Jahren noch erinnerte die am Vormittag gehaltene Predigt an die einstige Art seiner Feier. Da nun die strenge Bußfeier fortfiel, begann das Volk diesen Tag als Tag des Vergnügens und der Erholung zu begehen. Begünstigt wurde dies durch die schöne Jahreszeit, die zu einem Ausflug ins Freie, zu einer Feier im Walde einlud. Anfangs nur von einzelnen Gesellschaften gepflegt, bürgerte sich der Brauch, am 13. Juni im Lambonwald ein Fest abzuhalten, überraschend schnell ein und gab den Anlaß zu dem jetzt weit und breit bekannten Volksfest, ohne das man das Hanauer Volksleben sich nicht mehr denken kann. Seine ersten Anfänge fallen in das Jahr 1793. Damals benutzte eine Anzahl von Damen und Herren, die sich zu einem Spaziergange zusammengefunden hatten, die Gelegenheit zu einem Tanze im Lamboywalde, wobei ein zufällig des Weges kommender Leierkastenmann mit seiner Orgel aufspielte. Im folgenden Jahre fand durch einen etwas erweiterten Kreis eine Wiederholung dieses ersten Ausflugs statt; man trank und sang, spielte und tanzte und kehrte unter Musikbegleitung in die Stadt zurück. Der Entwicklung dieser Veranstaltungen zu einem Volksfeste kam wesentlich die Ungezwungenheit des geselligen Verkehrs im Walde zu statten, und ungefähr zehn Jahre nach seinen ersten bescheidenen Anfängen hatte das Fest bereits so an Bedeutung gewonnen, daß der damals in Hanau residierende Kurprinz Wilhelm (der spätere Kurfürst Wilhelm II.) mit Gemahlin und Kindern daran teilnahm und ihm dadurch gewissermaßen die offizielle Anerkennung und die Ausdehnung gab, die späterhin bestehen

blieb. Der Name Lamboyfest ist wohl nicht früher als in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen und verdankt seine Entstehung dem Zufall, daß man zum ersten Male 1793 und in den folgenden Jahren den Lamboywald als Stätte des Vergnügens aufsuchte; der Name des nach dem Bedränger Hanaus bezeichneten Waldes mag freilich dazu beigetragen haben, die Feier gerade hier abzuhalten. Der Ort im Lamboywald, wo man damals das Fest feierte, war unweit des Neuhofes, und zwar nach der Erbauung der neuen Straße nach Gelnhausen im Jahre 1817 auf ihrer linken Seite. In späteren Jahren wechselte der Festplatz häufig und schob sich weiter hinaus.

Die Feier des Festes ist seit seiner Einbürgerung bis auf den heutigen Tag ziemlich dieselbe geblieben. Schon in der ersten Zeit fand man ein solches Gefallen daran, daß man sich nicht mit einem Tag begnügen wollte, sondern noch eine Vorfeier und eine Nachfeier hinzufügte. Bereits in einem von Hundeshagen 1812 herausgegebenen Schriftchen über die Belagerung und den Entsatz Hanaus im 30jährigen Kriege ist ausführlich die Rede davon. Wie heute noch, so fand sich auch damals schon am Nachmittag des 12. Juni eine Menge Volkes auf dem Festplatze ein und gab sich unter Zelten und Laubhütten oder an öffentlichen Tischen den Festfreuden hin. Musikanten, Gaukler und Spieler zogen umher und das Vorspiel des kommenden Tages begann. Nach Einbruch der Dunkelheit wurden Feuer angezündet. „Die satten Vorgäste, sagt Hundeshagen, und wer nicht zur Bewachung der Hütten und Viktualien notwendig ist, treten nun den Rückweg zur Stadt an; doch einigen macht es selbst Vergnügen, schon diese Nacht im Wald und im Taumel zu verleben. Es erschallt um Mitternacht noch der Wald vom Lärm der Wachenden, und nur gegen Morgen erst unterliegen die müden Körper den Gesetzen der Natur.“

Von der höchsten Bedeutung für das Fest selbst ist natürlich das Wetter. Wird es einen schönen Tag, wird es Regen geben? Diese Frage bewegt alle Herzen, die sich auf den „Lamboywald“ schon so lange gefreut haben. Doch der Himmel hat ein Einsehen, und beim schönsten Sonnenschein zieht am eigentlichen Festtage eine förmliche Völkerwanderung hinaus in den Wald, wo zur Belustigung und Bewirtung der sich stets einfindenden unübersehbaren Scharen schon längst die nötigen Vorbereitungen getroffen sind. Vereine, Familien und die sich zusammenschließenden Bekanntenkreise haben meistens ihre Plätze im Walde belegt; die nötigen Speisen und Getränke sind reichlich in Schließkörben hinausgeschafft, nicht nur zu eigenem Gebrauch der Besitzer, sondern auch um weitgehende Gastfreundschaft üben zu können. Und an Gelegenheit zu ihrer Betätigung fehlt es nicht. Bekannte und Verwandte näheren oder ferneren Grades

stellen sich ein, und manchem sogenannten guten Freunde, der im gewöhnlichen Leben sonst gar nicht so sehr gerne gesehen wird, bietet man hier zutraulich und mit natürlicher Freundlichkeit von seinen Schätzen an. Krüge und Flaschen werden ihres Inhalts entleert, und bald bemächtigt sich der einzelnen Gruppen der Geist der Behaglichkeit und harmlosen Fröhlichkeit und Ausgelassenheit, der von Tisch zu Tisch überspringend die anfangs außer Zusammenhang stehenden Teile des Ganzen miteinander eint und vermengt. Was sonst trennt, hat heute keine Macht; abgebrochene Beziehungen werden an diesem Tage leicht wieder hergestellt und neue geknüpft. Schüchterne und beherztere Jünglinge schieben sich um die Tische herum, und wo ein helles Sommerkleid die Anwesenheit einer Schönen verrät, da gibt es Verbeugungen, Lächeln, Erröten, und nach einigem Zögern wird die Einladung zur Besichtigung des festlichen Treibens unter ritterlichem Schutze angenommen: ein verständnisvolles Lächeln geht über die Gesichter der ganzen Tischgesellschaft ....

Auch wir sehen uns ein wenig auf dem Festplatz um. Welches Leben und Treiben in den wenigen Gängen zwischen den Spiel- und Kaufbuden! Ohrenbetäubender Lärm, aufwirbelnder Staub, Enge und Gedränge! Es umfängt uns vieltausendfaches Stimmengewirr, hervorgerufen von dem Jauchzen und Lärmen des Volkes, das an diesem Tage der Ausgelassenheit bis zur Erschöpfung huldigt und seinem Humor und Übermut die Zügel schießen läßt. Der Klang der verschiedensten musikalischen Instrumente trifft unser Ohr; heute geben sich hier die wandernden Musikkapellen sowie die Künstler der Ziehharmonika und der Drehorgel, die in der letzten Zeit die Dörfer um Hanau abgestreift haben, ein Stelldichein und wetteifern miteinander in der Darbietung ihrer Leistungen; Karussells, die verschiedensten Verkaufsstände, Schießbuden, fliegende Händler mit ihren Scherzartikeln u. dergl. suchen ihr Publikum anzulocken, und Gelegenheit zum Tanze und mannigfaltigen Vergnügungen gibt es reichlich. An die Schutzleute und ihre Nachsicht werden hohe Anforderungen gestellt, und zu manchem muß der Hüter des Gesetzes, dem Tage und der Stimmung des Volkes Rechnung tragend, ein Auge zudrücken, gegen das er unter anderen Umständen wohl einschreiten würde. Besondere Maßregeln zum Wohl und Schutz einzelner sind getroffen und werden nach Bedarf in Anspruch genommen: Unfallstationen sorgen für die erste Hilfe bei Unglücksfällen und Fundbureaus für verirrte Kinder verhelfen diesen wieder zu ihren Eltern. Wenn man früher im Lamboywalde trotz des Gedränges der Menschen eine gewisse Ordnung, Schicklichkeit und Gefälligkeit beobachten wollte, die den Charakter der Hanauer so vorteilhaft auszeichneten, so ist das heute nicht mehr in allen Fällen möglich; es geht auch nicht wohl an, etwaige Aus-

[illegible]

[illegible] Herde [illegible] Versuch [illegible] geben. lassen [illegible] antreten [illegible] allgemeine Er[illegible]

[illegible] kann doch nicht [illegible] beginnt, kaum merklich [illegible] wohl nie

eine Zeit kommen wird, wo es als veralteter Gebrauch aufgegeben werden wird. Der alte Besucher und aufmerksame Beobachter, der früherer Zeiten sich genau erinnert, wird wohl jetzt schon Lücken bemerken, die hier und da entstanden sind und sich nicht mehr schließen wollen; aber wenn auch manche Hanauer keinen Gefallen mehr finden an seiner heutigen Art, der großen Menge ist das Fest an das Herz gewachsen und es wird sich auch in Zukunft hier behaupten.

In früheren Zeiten feierte man das Lamboyfest auch an anderen Orten der Grafschaft Hanau, z. B. zu Windecken, Nauheim, Schlüchtern usw.; aber diese Nachahmungen haben sich nicht lange zu halten vermocht; es fehlten für sie der gegebene Boden und die natürlichen Verhältnisse. Überall jedoch, wo Hanauer in der weiten Welt sich angesiedelt haben, versäumen sie nie, den Lamboytag auf ihre Art, so gut es geht, zu feiern; das ist ihre Form, in der sie gemeinsam der trauten Heimat gedenken und sich dessen erinnern, daß sie die Nachkommen derer sind, denen nach schwerer Belagerung durch Lamboy am 13. Juni 1636 Errettung durch den hessischen Landgrafen Wilhelm V. wurde. Das Fest der alten Heimat darf ihnen auch in der neuen nicht fehlen.

Der 13. Juni.

Von Fritz Schleucher.

Der rasche Kampf verewigt einen Mann.
Göthe. Iphig. V. 6.

Am reichen Nidderstrande da steht ein Lindenbaum
und blicket in die Weite, tiefsinnend, wie im Traum;
es ist ein alter Knabe, von majestät'schem Bau,
es raget seine Krone hoch in des Himmels Blau!

Darauf die Linde stehet, des Raumes ist nicht viel,
doch ist sie manchem Wandrer ein gern gestecktes Ziel;
man schauet hier den Spessart, des Odenwaldes Höh'n,
die rauhen Vogelsberge, den Taunus, bläulich schön! —

Auch hier und dort die Täler am Nied- und Kinzigstrand,
den alten Fichtelberger, den Main, ein Silberband;
es grüßen Hanaus Türme, viel Dörfer, bunt gereiht,
gleich einer Perlenkette, es sich dem Auge beut.

Was Wunder, wenn der Volksmund die Stelle sich ersann,
wo für die tapf're Hanau der Rettung Tat begann; —
als Lamboy sie drängte mit wilder Heeresmacht, (1636)
bestürmte und berannte, zu Falle schier gebracht! —

Wo Landgraf Wilhelm[1]) eilig Fanale[2]) steigen ließ,
den Feind in seinen Lagern wohl auszukünden hieß;
wo die Karthaun' geöffnet zweimal den ehr'nen Mund
Zum Gruß den wack'ren Bürgern, zum Trost in schwerster Stund'!

1) Landgraf W. V. von Hessen-Kassel. 2) Kriegsfeuerzeichen.

Wo vor des Helden Rosse der Blitz sich niederschwang,
darob sich manchem Herzen ein Seufzer leis entrang;
doch Wilhelm fröhlich rufet: „Dies Zeichen deut' ich gut,
der Herre Gott im Himmel nimmt mich in seine Hut!"

„Wie mich der Strahl verschonet und nicht berührt mein Roß,
„So wird mich heut verschmähen das feindliche Geschoß;
„drum also wacker vorwärts, Gott sei mit uns, wohlan!
„Was freudig man beginnet, das ist schon halb getan!" —

Dann fasset er den Degen und stürmt ins Tal hinab,
hei! — wie der Chattenlöwe der Sache Wandlung gab;
daß Lamboy sich rettet gar eilig über'n Main,
wollt' er mit seinen Rotten nicht ganz verloren sein.

Und als der Landgraf ziehet ins Städtlein ein zur Stund',
wie brauset ihm entgegen der Dank aus Herzensgrund:
„Willkommen uns, du Degen, vom heißen, blut'gen Feld,
„Willkommen uns, Erretter, du ruhmgekrönter Held!" —

Der Sieger aber wandte zum Gotteshause sich,
daraus der Orgel Klänge ihn grüßen feierlich;
und an des Altars Stufen er betend niederkniet,
dieweil das: „Lob' den Herren" — die Hallen fromm durchzieht.

Doch bald er sich erhebet, verläßt den heil'gen Ort
und lenket seine Schritte zum nahen Schlosse dort,
zu spenden hier den Armen in Fülle Wein und Brot,
damit sei so geendet die letzte, bittre Not. — —

Und diesen Tag ihn feiern die Bürger Hanaus noch,
da Mut die Stadt befreiet, zerbrach der Feinde Joch,
am dreizehnten im Juni zieht heut noch groß und klein
hinaus zum Lamboywalde, der Freude sich zu weihn.

Und bleibt dabei, ihr Bürger, begeht es jedes Jahr,
daß es von Kind zu Kinde forterbt sich immerdar,
daß sie daraus erkennen die deutsche Sitt' und Art,
wie man der Väter Taten sich im Gedächtnis wahrt!

Doch du, o traute Linde, du Zierde deinem Land,
Du, die in Volkes Munde — „der Wartbaum" — wird genannt,
ein Name, welcher wahrlich nicht schöner könnte sein,
als er drei Bilder herrlich in seinen Sinn schließt ein:

Sei uns auf hoher Warte — „ein Wächter" — allezeit,
den Völkern rings ein Zeichen von — „deutscher Tapferkeit" —
und wie du bist gewesen als — „echt deutsch" — stets bekannt,
so möge Gott erhalten — „echt deutsch" — mein Vaterland!

XI.

Das thüringische Niederhessen.

Von

Carl Heßler.

Beiträge lieferten zu diesem Berichte:

Kantor Dilcher in Waldkappel.
Lehrer Frölich in Helbra.
" Albert Geyer in Blankenbach.
" Hempfing in Allendorf.
" Hollstein in Dudenrode.
" Mütze in Wichmannshausen.
" W. Pippart in Oberhone.
" H. Rabe in Wahlershausen.
" Rosenstock in Unhausen.
" Rosenthal in Hilgershausen.
" J. F. Weyß in Hetzerode.
" Wiegand in Breitau (jetzt in Frankfurt a. M.).
" C. Wittich in Herleshausen.

XI. Das thüringische Niederhessen.

Gegrüßest seist du im hessischen Land,
du grünender, blühender Werrastrand:
Wogende Felder auf duftender Au',
nickende Blumen im glitzernden Tau,
lauschige Wälder in türmendem Kranz,
Felsen und Burgen im sonnigen Glanz,
emsige Frauen am schnurrenden Rad,
fröhliche Knaben auf schwindelndem Pfad,
frisch-frohe Mädchen, so lieblich und hold,
ringende Männer, mit Herzen wie Gold,
klingende Saiten ihr tägliches Spiel,
Glauben und Hoffen und Lieben ihr Ziel,
heiteres Völkchen am rauschenden Fluß,
dir nur mein Lieben, mein Leben, mein Gruß! W. Pippart.

1. Kleidung und Schmuck.

Wie im benachbarten Niederhessen, so ist auch in der hessischen Werralandschaft, d. h. im östlichen Gebiete des Meißnerlandes, eine eigentümliche **Tracht** nicht mehr vorhanden. Namentlich sind es die in den Städten beschäftigten Arbeiter und Mädchen, welche die in der Stadt herrschende Mode immer weiter auf dem Lande verbreiten. Sie sind, wenn sie vorübergehende Zeit in ihrem Heimatsdorfe weilen, geradezu tonangebend, und oft kommt es vor, daß sich ein ziemlich vermögendes Bauernmädchen vor dem Kinde eines „geringen" Mannes, wie man sagt, „schämen" muß. Da ist es denn natürlich, daß sich das Verlangen nach der sogenannten „neumodischen" Kleidung allenthalben geltend macht. Nur noch vereinzelt sieht man bei älteren Leuten eine ehemalige Tracht, wie schwarze Sammet-Kniehosen mit Gamaschen; doch das jüngere Geschlecht hat sich ganz zur „neumodischen" Kleidung „bekehrt". Noch vor etwa fünfzig Jahren trugen die Männer des Werratales kurze leinene Hosen und lange Strümpfe, die am Knie durch eine Schnalle gehalten wurden. Der Rock war von blauem oder grünlichem Tuche und reichte bis über die Knie herab. Den Kopf bedeckte eine Pelzmütze, deren Deckel von grünem Tuche war. Die Schuhe waren mit Schnallen verziert. Die Frauen trugen faltige, von schwerem, dauerhaftem Stoffe gearbeitete lange Röcke und kurze Jäckchen mit bauschigen

christlichen Paten". Wieder zu Hause angekommen, überreicht der Pate der Mutter das Kind mit den Worten: „Ich bringe einen Engel von der Taufe, er möge in einem Jahre lernen sprechen und laufen." Ist der Täufling wieder in seinem Bettchen, dann erhält er eine Bibel und das Patengeschenk unter das Kopfkissen, um damit anzudeuten, daß er später bei Gottes Wort und ehrlichem Gewerbe halten solle. Und nun folgt der fröhliche Taufschmaus. Wenn der Pate aus demselben Orte ist, dann wird bei ihm gevespert und Kaffee getrunken. Es wird dies das „Ausbaden" genannt. (Hilgershausen.) Nach dem Kaffee wird der Täufling herumgereicht, und jeder der Anwesenden gibt ihm einen Kuß. (Allendorf.) Für die Köchin und die Aufwaschefrau wird in einem hölzernen Löffel, an dem ein brennender Waschlappen hängt, eine Beisteuer gesammelt, wobei der einsammelnde Taufgast darauf hinweist, daß der Köchin der Waschlappen verbrannt sei und dieselbe sich nun einen neuen kaufen müsse. Dem Patenkinde wird bis zur Konfirmation alljährlich zu Weihnachten oder zu Neujahr ein Geschenk im Werte von 3—6 Mark dargebracht. Bei dem Überbringen fehlt natürlich der übliche Gevatterschmaus nicht. Bemerkenswert ist noch, daß das Patenkind bezw. die Eltern desselben dem Paten im Laufe der 14 Jahre ein Gegengeschenk im ungefähren Werte von 10 Mark überbringt. In Herleshausen besteht die Sitte, daß der Pate, wenn er zwei bis drei Jahre alt ist, ein besonders wertvolles Geschenk erhält, etwa einen Regulator, einen Sessel, ein halbes Dutzend Stühle, einen Ausziehtisch, eine Kommode u. dgl.

Die der **Hochzeit** eines jungen Paares vorangehende Verlobung desselben führt auch hier die Bezeichnung „Weinkauf". Und die Bezeichnung ist auch ganz passend, denn Liebesheiraten werden hier auf dem Lande überhaupt fast nicht mehr geschlossen. Oft werden die Kinder schon in der Wiege im geheimen verlobt, und die Heirat ist je nachdem ein gutes oder schlechtes Geschäft. Einer Hochzeit geht immer zunächst die sogen. Freierei voraus. Ist das „Freiding" — so bezeichnen die Leute die Heiratslust — eingekehrt, so geht es zunächst an ein eifriges Umschauhalten, wobei natürlich die Eltern wegen der „Metgaob" die Hauptrolle spielen. Hat man sich endlich über irgend eine Persönlichkeit geeinigt, so werden Annäherungsversuche aller Art gemacht, um endlich die Absicht, daß man es auf eine Heirat abgesehen habe, kund zu geben. Dabei spielen „Freiersmänner", die auf irgend eine Weise belohnt werden, eine wichtige Rolle. Ist die Werbung glücklich von statten gegangen und hat die Güterschau der Braut befriedigt, so wird eine feierliche Versammlung der Beteiligten im Hause der Braut gehalten und Weinkauf getrunken. An diesem Tage wird das rein Geschäftliche der Heirat abgetan, d. h. es werden die Bedingungen festgesetzt, unter welchen der Eintritt der Braut in die Familie und Freundschaft des Bräutigams stattfinden

soll. Bei dem Weinkauf trinkt die Braut dem Bräutigam zu, und Kuß und Trunk bestätigen die Verlobung. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich diese Kunde im Dorfe. Die Burschen, die mit der neuen Braut gleichalterig, also mit ihr in einer Gesellschaft sind, suchen die Peitschen hervor, und nun beginnt während der Dunkelheit ein heftiges Peitschenknallen. An allen Ecken des Brauthauses, vor den Fenstern, auf dem Hofe, überall ertönt dasselbe und dauert noch lange während der Nacht. Auch Pfarrhaus und Schule erfahren auf diese Weise, daß ein Mädchen oder ein Bursch im Dorfe flügge geworden ist. Hat der Bräutigam Rivalen im Dorfe, so pflegen diese am meisten zu knallen, denn Peitschenknallen bedeutet Hiebe, und die Braut, welche kein Peitschenknallen bekommt, hat es in der Ehe gut — daher der große Eifer dieser Burschen. Schließlich werden die Burschen eingeladen und feierlich bewirtet.

Etwa nach drei Wochen findet die Hochzeit statt und zwar gegenwärtig an einem Sonntage, während sie früher am Donnerstag oder Freitag gefeiert wurde. Die Einladungen zur Hochzeit erfolgen nicht überall in derselben Weise. In Heldra z. B. laden die Paten der Verlobten acht Tage vor der Feier die Hochzeitsgäste ein. An andern Orten erfolgt die Einladung zwei bis drei Tage vor der Hochzeit durch die „Platzmädchen"; dieselben tragen sonntäglichen Schmuck und haben auf der Schulter lange bunte Bänder befestigt. Die Einladung erfolgt mit den Worten: „Brunt und Brütjam lassen guten Abend sprechen, wollen Ooch laoden zur Hochzig und sollt Ooch morgen bizieten einstellen". (Hilgershausen.) Die Platzmädchen sind meistens Schwestern der Braut und des Bräutigams und werden, wohin sie auch kommen, mit Wurst und Branntwein bewirtet. Zwei Tage vor der Hochzeit ist das „Schmantfest": Mädchen und Frauen, die zur Hochzeit geladen sind, bringen in großen Töpfen Schmant oder Sahne für die Kuchen. Die Gäste werden im Hause der Braut gut bewirtet, und bei Gesang bleibt man hier bis spät in die Nacht hinein. Am folgenden Tage werden die Kuchen gebacken, und abends „reiten" dann die geladenen Burschen die Bleche aus. Jeder der Burschen nimmt ein Kuchenblech und einen handfesten Stock, und nun geht spät abends der Zug durchs Dorf, wobei fortwährend die gellenden Schläge auf die Bleche ertönen und laut gejohlt wird. Diese Bearbeitung der Bleche ist der reinste Hexensabbath — aber sehr beliebt. Am Sonnabend vor der Hochzeit wird das Haus der Braut gescheuert. Am Morgen des Hochzeitstages gehen die mit Rosmarinkränzen geschmückten Platzmädchen abermals umher und laden noch einmal zu der bald beginnenden Feier ein. Alsdann versammeln sich die Gäste im Hochzeitshause und begrüßen das Brautpaar mit den Worten: „Viel Glück zum angefangenen Ehrentag!" Unter Glockengeläute ordnet

sich alsdann der Zug zur Kirche. Während dieser Zeit ißt das Brautpaar Weckesuppe. Nach dem Essen legen beide, damit Einigkeit in der Ehe herrsche, den Löffel zu gleicher Zeit nieder. Wer den Löffel zuletzt hinlegt, muß zuerst sterben. In Hilgershausen wird die auf dem Hausflur eingenommene Suppe die „Dummelsuppe“ [1]) genannt, da sich dabei der zukünftige Fleiß der beiden jungen Leute zeigen soll. Der schnellste Esser wird die Herrschaft im Hause erhalten. Inzwischen hat sich der Zug geordnet. Eröffnet wird derselbe durch den Freiersmann, der einen mit Blumen und Bändern geschmückten Stock trägt. Ihm folgt das Brautpaar mit Platzburschen und Platzmädchen, dann folgt die Jugend und zuletzt das Alter. In Heldra dagegen ist die Zugordnung folgende: Voran gehen hier die Väter, dann folgt zweitens der Bräutigam mit einem Strauß an der Brust, drittens die Braut mit den Brautjungfrauen, und viertens kommen dann die Paten und die übrigen Gäste. Haben die Brautleute Patenkinder, so schenken sie diesen Tücher, die sie zu dieser Feier an der Schulter tragen müssen. Wieder anders ist die Zugordnung zu Breitau: Voran schreitet hier eine Anzahl Musikanten. Dann folgt mit breiter, roter Schärpe der Brautführer, und nach diesem kommt die Braut, deren Haar mit einem Rosmarinkranz und mit kleinen Rosmarinzweigen geschmückt ist. Um den Hals winden sich verschiedene Perlenschnüre, oder es ziert sie eine Kette, die aus zusammengereihten Goldstücken besteht. Diese Kette ist ein Familienerbstück, wird nur bei reichen Bauern angetroffen und führt die Bezeichnung „Noster“. Nach der Braut schreitet wieder ein Brautführer einher und auf diesen folgt der Vater der Braut. Nun kommt in der langen Reihe der Hochzeitsgäste der Bräutigam, der an der Achsel bunte Bänder und an der Brust und am Hut Rosmarinsträußchen trägt. Hinter ihm geht der Vater des Bräutigams, und an diesen schließt sich dann die lange Reihe der buntgeschmückten und bekränzten Mädchen, Kinder und Frauen. Die jungen Mädchen tragen helle Strümpfe und Halbschuhe mit hohen Absätzen. Auf dem Wege zur Kirche dürfen Braut und Bräutigam sich nicht umsehen; denn wer das Gesicht umwendet, ist in der Ehe untreu. Die Bauern sagen: „Er (bezw. sie) sieht sich nach einer (einem) andern um.“ In der Kirche angelangt, verneigen sich die Brautführer vor der Braut. Diese geht zunächst an ihren Stand, dann überreicht sie dem Geistlichen einen großen Rosmarinstrauß und tritt darauf mit dem Bräutigam in einen vor dem Altar aufgelegten großen Blumenkranz. Während der Trauung stellen sich beide eng aneinander, damit sich nichts Feindliches zwischen sie dränge. Auf dem Heimwege schreitet nun der junge Ehemann dem Zuge voraus, wobei die

1) Von tummeln = eilen.

ihm folgenden Festteilnehmer nachstehendes Lied singen, dessen Melodie einem Choral gleicht, dessen Text jedoch von einem solchen merklich abweicht:

1. Mir gefällt das Eh'standsleben
besser als ins Kloster gehen.
In ein Kloster geh' ich nicht;
denn ich bin zur Eh' verpflicht't.

2. Vater, hab' mit mir Erbarmen
und verschaff' mir einen Mann,
der mich drückt an seine Brust
und verschafft mir Liebeslust.

3. Ach, was wird die Mutter sagen,
daß ich sie verlassen will.
Laß sie sagen, was sie will;
denn ich heirat' in der Still'.

Nachdem dieses Lied gesungen, ist der Zug am Hochzeitshause angekommen. Das junge Paar stellt sich an die Tür und läßt die Gäste vorübergehen. Jeder der Teilnehmer spricht dann folgenden Gruß: „Ich gratulier' zum jungen Ehestand", oder auch: „Ich wünsche Glück zum angefangenen Ehestand." Heller Himmel am Hochzeitstage bedeutet viele gute Tage in der Ehe. Wer von den jungen Eheleuten das Haus zuerst betritt, erhält die Herrschaft im Hause, glaubt man an manchen Orten. Darum fing jenes Ehepaar (in Waldkappel), als es etwa 50 m vom Hochzeitshause entfernt war, schneller zu gehen an. Schließlich liefen beide, kamen zusammen zur Tür und — fielen in das Haus. Der Mann aber stand rasch auf und sagte: Ich war der Erste hier! Die Herrschaft wird auch demjenigen zuteil, welcher bei dem Handgeben vor dem Altar den Daumen oben gehabt hat. In Blankenbach, Heldra und anderen Orten werden dem Brautpaare vom Hochzeitshause bis zur Kirchtür gehackte Tannen- oder Buchsbaumzweige auf den Weg gestreut. Bis vor etwa 25 Jahren trugen die Bräute in Herleshausen nicht Myrten- oder Rosmarinkränze, sondern Schnürhäupte, ein Kopfputz, der aus zusammengebogenem Band mit Goldflitter dazwischen bestand, und ferner einen schwarzen Tuchmantel, der auch bei anderen feierlichen Gelegenheiten angelegt und gewissermaßen als Kennzeichen einer Ehefrau angesehen wird.

Nach der Rückkehr in das Hochzeitshaus beginnt nun der Hochzeitsschmaus. An manchen Orten wird der Lehrer zum Tischgebet gebeten, ein Mittel, um ihn überhaupt zur Teilnahme an der Feier zu veranlassen. Die Braut sitzt während des Mahles zwischen den Platzburschen in einer Ecke des Zimmers, in der sogen. Brautecke. Der Bräutigam trägt mit weißer Schürze die Speisen auf und darf nur das essen, was die junge Frau ihm in den Mund steckt, doch tut er sich daneben in der Küche gütlich. Die Hochzeitsteller sind aus Zinn (Breitau). Ist ein Gang zu Ende, so wird mit diesen Tellern, indem sie auf den Tisch und gegeneinander geschlagen werden, ein höllischer Lärm aufgeführt, bis ein neuer Gang aufgetragen

wird. Dazu trinkt man fleißig Bier und Branntwein. An manchen Orten ist es Sitte, daß der Gast seine Fleisch- und Wurstportionen nur zum Teil selbst ißt und den größten Teil nach Hause trägt. In den Pausen wird gesungen, und diese Lieder sind urwüchsig und scheinen im allgemeinen den betreffenden Orten allein anzugehören. Solche sind aus Breitau:

1. Mädchen, heirat' nicht so früh,
steck' dich nicht in Sorg' und Müh:
heirat' nicht, du hast noch Zeit,
wart' auf gute Gelegenheit!

2. Wenn dich die Burschen lachen an,
denk' nicht, sie wollten dich han;
denn sie sind von falscher List,
sagen gut' Wort und halten nichts.

3. Ei, das hätt' ich nicht gedacht,
daß Feinsliebchen so was macht,
lieber auf Dorn und Disteln gehn,
als bei falschen Burschen stehn.

4. Dorn und Disteln stechen sehr,
falsche Liebe noch viel mehr.
Mädchen hört, ich sag' es euch:
Burschen sind falsch' Lüderzeug.

Ein anderes Lied lautet:

1. Ach Mädchen, was hör' ich denn reden von dir?
Daß du heut' willst heiraten, das fällt mir so schwer.

2. Der Mann hat viel Kinder, sie schreien alle laut,
sie schreien: „Lieber Vater, kein Brot ist im Haus".

3. Ach, Vater, lieber Vater, im lieben Himmelreich,
da sind wir armen Kinder den reichen alle gleich.

So mischt sich Scherz und Ernst, doch wiegt ersterer vor, wie auch in dem Liedchen, in dem die Braut, weil sie einen Witwer geheiratet, geneckt wird. Ein Mädchen singt z. B.:

Sollt' ich denn mein junges Leben
einem alten Wittmann geben?
Dem Kerl wünsch' ich um den Hals eine Schling',
daß er bei der Wurst im Schornstein hing.

Auf das Hochzeitsessen folgt der Tanz; zwischen den Tänzen werden Gesundheiten getrunken. Die Musik spielt für jeden Festteilnehmer eine Melodie, und dieser gibt dafür auf einen kreisenden Teller 10, 20, 30 oder auch 50 Pfennige. Die Mädchen und die Burschen singen zu jeder Melodie eine kurze Strophe, und zwar ist die Zahl derselben eine Legion, ebenso wie die Gesundheiten selbst. Jedermann bekommt, wenn seine Gesundheit gespielt wird, ein Glas Branntwein gereicht. Die Strophen sind kurz und charakteristisch und kennzeichnen die Atmosphäre, die schließlich die branntwein- und tabakumnebelten Köpfe umgibt. Möge eine Anzahl dieser Liedchen hier Platz finden:

1. Schwarze Heidelbeeren und rote Rosen —
es gibt kein' schön're Mädchen als die großen.

2. Drei Wochen vor Ostern, da geht der Schnee weg,
da heirat't mein Schätzchen, da hab' ich 'en Dreck.

3. Wenn mein Schatz gleich Hochzeit macht,
da krieg' ich eine traurige Nacht;
dann geh' ich mein Kämmerlein
und wein' um meinen Schatz allein.

4. Ri, ra — rups ab,
schwi — schwa — Schwarzkopp,
Bratwurst auf dem Teller
und ein kühler Wein
und ein schönes Schätzchen;
was kann schöner sein?

5. Mädel, tu' die Augen auf,
Freien ist kein Pferdekauf.
Freie nicht zum Tag hinein
und auch zu geschwind,
geschwind, geschwind zum Tag hinein,
wart' ab den guten Sonnenschein;
ja, frei nicht zu geschwind!

6. Ich bin noch jung und heirat' nicht,
frag' auch nach keiner Liebe nicht,
ich kümmer' mich um kein'n Menschen nicht,
und denk', wie Goldschmieds Junge spricht,
und lebe lustig in der Welt
und sing' und spring', wie mir's gefällt.

7. Hier sitz' ich armes Mädchen
vor meinem Spinnerädchen.
Der Faden läuft von hinnen.
Muß fleißig weiter spinnen.

8. Kartoffeln sind gut geraten,
wir essen sie lieber gebraten,
sie schmecken uns heute noch fein,
bis bessere Zeiten sein.

9. Wenn alles rar und teuer ist,
dann essen wir weißen Käse;
wenn Schuh und Strümpf' zerrissen sind,
dann fahren wir in der Chaise.

Ist die Stimmung sehr gehoben, dann bilden Burschen und Mädchen einen Kreis, indem eins dem andern den Arm um den Nacken schlingt. Dann hüpfen die Mädchen zum Takt, die Burschen stampfen mit den Schuhen auf, und die Lieder werden dann noch animierter; z. B.:

10. Du mein Schätzchen bist, du mein Schätzchen bist, sollst du's auch bleiben; du 'nen andern liebst, du 'nen andern liebst, hol' dich der Teufel.

11. Trink, mein Brüderchen, trink mein Brüderchen,
Branntwein macht Courage;
wenn der Wirt nicht borgen will,
so kann er uns lecken am ......

12. Trink mal zu, sauf mal zu,
meinem Bruder sauf mal zu,
daß er wird wie du.

13. Bürschchen, glaub' sicherlich:
du bist betrogen.
Daß dich ein Mädchen liebt,
das ist gelogen.
Daß es dir treu verbleibt,
steht noch im Zweifel,
daß es dich heiraten tut,
glaubt dir kein Teufel.

14. Drum sein wir lustig, weil wir kein' Männer haben,
drum sein wir lustig, weil wir kein' haben.
Wenn wir aber Männer kriegen,
müssen wir auch Kinder wiegen.
Drum sein wir lustig, weil wir kein' Männer haben,
drum sein wir lustig, weil wir kein' haben.
Männer kriegen wir ohne Zweifel,
Kinder, wie die kleinen Teufel.
Drum sein wir lustig usw.

Beim Austrinken:

15. Die Glocke auf dem Land,
die hat 'nen schönen Klang,
sie macht bim bam. (1. Mal trinken.)

Sie klingt als wie Gesang,
sie macht bim bam. (2. Mal trinken.)
Sie klingt das Tal entlang,
sie macht bim bam bum. (Austrinken.)

Oder: Der Sänger hat ein gefülltes Glas in der Hand:

16. Es ritt ein Reiter wohl über den Graben.
Fällt er 'nein, er muß es wagen.
Muß es wagen, muß es haben,
schwupp! (Geste und trinken.) Da liegt er drin!

Am Abend des ersten Hochzeitstages wird oft der Besentanz aufg führt. An diesem Tanze nehmen etwa 6 Paare teil: ein Mädchen ist übe zählig. Burschen und Mädchen stehen in zwei Reihen einander gegenüber. D Besen liegt in der Stube. Die Musik beginnt zu spielen. Auf ein gegeben Zeichen eilen Burschen und Mädchen aufeinander zu, um Paare zu bilden u zu tanzen. Ein Mädchen ist übrig: es war nicht flink genug, um ein Burschen zu erhaschen. Die Musik schweigt. Burschen und Mädchen bild um dieses Mädchen einen Kreis. Nun muß das Mädchen den Besen e greifen und mit demselben im Kreise tanzen. Plötzlich läßt es den Bese fallen, und nun muß jedes Mädchen sich einen anderen Burschen suche Bei dieser Gelegenheit bekommt die vorhin Verwaiste einen Tänzer, und ei anderes Mädchen muß zum Gelächter der übrigen im Kreise den Besenta aufführen. (Breitau.)

So dauert das muntere Treiben bis tief in die Nacht hinein; aber a folgenden Tage wird es schon wieder zeitig begonnen.

Am zweiten Hochzeitstage bringen die Gäste die Geschenke, wobei s mit süßem Branntwein bewirtet werden. Vom Paten erhält die Braut ei bebändertes gesticktes Kissen. Vom Bruder der Braut wird in das Zimme ein geschmückter Bock gebracht. Die Braut nimmt einen Laib Brot un schneidet denselben in vier Teile. Dann beißt sie in jeden Teil ein Lo und steckt Geld in das Brot. Drei dieser Teile bekommen die Armen, un einen behält die Braut. Dieses Brot soll nie verschimmeln. (Breitau.) Di Übergabe der Geschenke geschieht nicht an allen Orten in der gleichen Weis In Hilgershausen wird der junge Mann oder die junge Frau in de Wohnung abgeholt und in das neue Heim geführt. Vor der Tür desselbe steht ein weiß gedeckter Tisch, auf dessen vier Ecken je ein Brot und ein Flasche Bier steht. Die Neuvermählten nehmen mit Eltern und Freunde an dem Tische Platz, und nun beginnt das Schenken. Ist dasselbe vorübe dann beißt die junge Frau von jedem Brote ein Stück ab und bewahr dasselbe auf. (Geschieht auch in Heldra.) Nun wird, so glaubt man, e ihnen nie an Brot mangeln. Dann wirft man in ein Trinkglas einig

Geldstücke und füllt dasselbe mit Bier. Die junge Frau trinkt nun drei Schluck von diesem Biere und wirft dann das Glas rücklings über die Schulter. Zerbricht das Glas, so ist das ein glückverheißendes Zeichen. Das Geld wird von der umstehenden Jugend aufgelesen. Darauf nimmt man der Braut den Kranz und setzt ihr eine Haube auf.

Wieder anders ist die Art des Beschenkens in Herleshausen. Hier wird nachmittags gegen zwei Uhr geschenkt. Das junge Paar sitzt in seiner Ecke, d. h. in der Brautecke, und vor ihm steht eine Porzellanschüssel, auf der eine Serviette ausgebreitet ist. Nun bringen die Gäste ihre Geschenke und legen oder stellen dieselben auf den Tisch vor das junge Paar, ohne dabei nur ein Wort zu reden. Ledige Gäste haben meist Geld in ein Papier gewickelt und werfen dasselbe mit einer solchen Wucht auf die Serviette in die Schüssel, daß dieselbe am Schluß des Beschenkens in Scherben zusammengebrochen ist. Das Beschenken währt etwa eine Stunde, dann gibt einer der Gäste, gewöhnlich der Pate des jungen Mannes, dem jungen Ehepaare durch ein Zeichen zu verstehen, daß wohl alle geschenkt hätten. Die junge Frau nimmt dann die vor ihr ausgebreitete Serviette an den vier Zipfeln, wirft sie nebst Inhalt auf ihren Rücken und springt dann mit ihrem Manne mit den Worten über den Tisch: „Ich bedanke mich auch!“ Die Burschen haben sich inzwischen mit schadhaften Tellern versehen und werfen diese dem jungen Paare nach. Viele Scherben bedeuten ja Glück. Hat die Braut eine Patin, so bringt diese ein neues, fest gestopftes Bettkissen mit buntem Überzug und geschmückt mit „Kleinkinderzeug“. (Hetzerode.) Sind die Geschenke weggeräumt, dann folgt das Mittagsmahl, bei welchem Rindfleisch mit Rosinen nicht fehlen darf. Ähnlich ist auch der Schluß der Beschenkung in Breitau. Wenn hier die junge Frau über den Tisch springt, haschen die Mädchen nach ihrem Kranze und zerreißen denselben in viele Fetzen, und indem dann die junge Frau hinauseilt, wirft man ihr Teller und Tassen nach. Nun wird eine Branntweinflasche und ein gefülltes Branntweinglas zum Fenster hinaus gegen einen Baum geschlendert. Zerbricht das Glas, so ist dies wiederum ein glückverheißendes Zeichen. Die junge Frau, der man inzwischen eine Haube oder eine Betzel aufgesetzt hat, wirft nun Zucker unter die Mädchen, und dasjenige Mädchen, das die meisten Zuckerstücke „zusammengerappscht“ hat, wird zuerst Braut. Das Vergnügen des zweiten Tages ist dem des ersten ziemlich gleich und besteht hauptsächlich in Essen, Trinken und Tanzen. Bei einer Mahlzeit wird für diejenigen Personen, welche der Familie in der Küche behilflich gewesen sind, ein kleiner Beitrag gesammelt: die Köchin schickt einen Kochlöffel herum, die Aufwaschfrau den Waschlappen, und für die Musikanten wird ein Teller herumgereicht. Das Entreißen des Brautkranzes, das die jungen Mädchen

zu verhindern suchen, geschieht an manchen Orten, wie in Allendorf, vor dem Beschenken oder auch am Abend des ersten Hochzeitstages. Auch dem jungen Manne wird ein zu diesem Zwecke besonders angefertigtes Käppchen aufgesetzt. Der jungen Frau wird hier ferner ein seidenes Strumpfband abgebunden, das alsdann in Stückchen geschnitten wird, die von den Hochzeitsgästen im Knopfloch getragen werden.

Der dritte Tag fällt gegen den ersten schon stark ab: die Stimmen sind abgesungen und abgeschrien — eine allgemeine Abspannung macht sich bemerkbar. Die Hochzeitsgäste dürfen nur bis 9 Uhr schlafen. Ist am dritten Tage zu dieser Stunde ein Mädchen noch nicht erschienen, so rücken die Burschen ihr ins Haus, und der noch im Bett Liegenden wird das Gesicht schwarz gemacht. Auch Braut und Bräutigam müssen zeitig bei der Hand sein, sonst werden sie aus dem Bett geworfen. Die Langschläfer werden sogar durch das Dorf geführt, und zwar muß die Braut rückwärts auf einem Esel reiten, während der Bräutigam von den Mädchen auf einem Schiebkarren gefahren wird, der zur Belustigung Aller öfter umgeworfen wird. An diesem Tage wird die Trollsuppe gereicht und gegessen. Diese Suppe ist ein wüstes mixtum compositum aller aufgetragenen Speisen. Wenn die Trollsuppe gegessen ist, so ist damit ein zarter Wink gegeben, daß die Gäste „abtrollen“ können und das junge Paar nun allein sein möchte. Stammt die Braut aus dem Dorfe des Bräutigams, so wird am dritten Tage die Braut ins Haus des Bräutigams eingeführt. Voran schreitet die Musik, und dann folgt Arm in Arm das junge Ehepaar. Es gehört zum Schicklichen, daß die Frau weint, um damit ihrer Trauer Ausdruck zu geben, daß sie das Elternhaus verlassen muß. Die übrigen Hochzeitsgäste gehen zu Vieren und singen lustige Lieder. Die Burschen schwingen Branntweinflaschen und Gläser und zechen dann im Hause des Bräutigams weiter. Ist der Bräutigam von auswärts, so findet am dritten Tage die Fahrt nach diesem Dorfe statt. Sämtliche Hochzeitsgäste besteigen ausgeschmückte Wagen, und singend geht's zum Nachbardorfe. Reiche Bauern pflegen auch zu reiten; das junge Ehepaar sitzt dabei auf einem Pferde. Johlend zieht die Dorfjugend nebenher, bis man am Hause des Bräutigams angelangt ist, wo munter weiter gefeiert wird.

Der Abschied aus dem Elternhause wird den Mädchen oft recht schwer gemacht, und mancher gute Rat und noch mancher Wunsch aus zahnlosem Munde begleitet die junge Frau in ihr neues Heim. Die Burschen singen Abschiedslieder; alle Mädchen und Frauen weinen. Ist die Braut zur Heirat vielleicht gepreßt worden, dann kommt es vor, daß die Mädchen, ehe sie auf den zur Abfahrt bereitstehenden Wagen steigen, folgendes Lied singen, in das die Braut mit einstimmt:

„Raus, raus, raus — aus Breitau muß ich raus;
ich schlag' mir Breitau aus dem Sinn
und wende mich nach Breitzbach hin.
Ich will mein Glück probieren. —
Marschieren, marschieren.

Ja, ja, ja, lieber Vater, lebe wohl.
Ich sag's euch nicht gern ins Gesicht:
Eure Arbeit, die gefällt mir nicht.
Ich will mein Glück probieren. —
Marschieren, marschieren.

Nun, nun, nun, liebe Mutter, lebe wohl.
Ich sag's dir heute ins Gesicht:
Euer Speis' und Trank, der schmeckt mir nicht.
Ich will mein Glück probieren. —
Marschieren, marschieren.

Lebet wohl, ihr Breitau'r, lebet wohl!
Hab' ich euch was zu Leid getan,
so bitt' ich um Verzeihung an.
Ich will mein Glück probieren. —
Marschieren, marschieren.

Folgt die junge Ehefrau in das Haus des Mannes, so darf sie während der ersten vier Wochen ihre Eltern nicht besuchen; auch ist es ihr nicht erlaubt, sich an einem Begräbnisse zu beteiligen, bevor eine zweite Hochzeit im Dorfe gewesen, da sonst ihre Kinder sterben. Auf der nächsten Hochzeit, die das junge Paar besucht, wird die junge Frau „gehänselt". Auch einen Schuh sucht man ihr auszuziehen, und ist dies gelungen, so muß sie ihn mit Branntwein oder Likör zurückkaufen. Ist jedoch eine Hochzeit sobald nicht zu erwarten, so geschieht dies bei Gelegenheit der Kirmes oder einer Taufe.

Etwa nach Verlauf eines halben Jahres wird der Brautwagen aus dem Hause der Braut oder nun vielmehr der jungen Frau geholt. Unten im Wagen befindet sich, ganz in Flachs eingehüllt, ein Kasten mit Leinenzeug. Darauf sind die Möbel aufgetürmt. Vorn auf einem Stuhle sitzt die junge Frau mit einem Spinnrad. Der Bräutigam fährt den Wagen selbst, um anzudeuten, daß er fortan die Zügel des „Ehewagens" in der Hand habe. Der Brautwagen wird gewöhnlich an einem Dienstag oder Freitag gefahren. Zuweilen wird damit, namentlich da, wo man zu sehr am Besitze hängt, gewartet, bis dem jungen Ehepaare Leibeserben geschenkt sind. Beim Fahren des Brautwagens wird gewöhnlich in ausgiebigem Maße „gehänselt", d. h. es werden dem anfahrenden Wagen durch ausgespannte Seile und Ketten, durch lange Stangen, Erntewagen u. dergl. allerlei Hindernisse bereitet, die erst nach einer Geldspende oder durch einen Likör wieder beseitigt werden. Nähert sich der Wagen seinem Ziele, dann eilen aus dem betreffenden Dorfe Männlein und Weiblein ihm entgegen, greifen in die Speichen und schieben unter fröhlichem Gesange den Wagen in das Dorf. Beim Einzug in das Haus trägt die junge Frau oder deren Mutter, wohl auch die Patin, eine Bibel, einen Laib Brot und einen Besen. Diese drei Dinge kommen zuerst in das Haus, um damit anzudeuten, daß Gottes Wort, Nahrung und Reinlichkeit nie darin fehlen möchten.

Schließlich seien noch einige Hochzeitsgebräuche aus dem Amtsbezirk Allendorf erwähnt. Während in dem rechtsseitig der Werra gelegenen ehe-

maligen Patrimonial-Gerichtsbezirk Altenstein der junge Freier in eigener Person sich das Jawort von den Schwiegereltern holen muß, hat dies auf den Dörfern des sogen. Haines der Freiersmann zu besorgen. Dieser gehört hier offiziell zu jeder größeren Hochzeit. Hat er die Zustimmung der Eltern erhalten, so merkt er dies am besten aus den Worten der zukünftigen Schwiegermutter: „Na, mintwegen kocht Kaffee“. Der Verlobungsschmaus wird hier nämlich sofort gehalten, und zwar gibt es gewöhnlich Brot, Wurst, Butter und Käse. Dann darf ein Schälchen Kaffee nicht fehlen, denn der Kaffee spielt in den Haindörfern eine große Rolle. Kommt man zur Kirmes oder auch an einem anderen Tage zu Besuch und wird bewirtet, so fehlt nie Kaffee dabei. Der Freiersmann geht in dem Hochzeitszuge vor dem jungen Paare und trägt einen Stab mit bunten Bändern. Er hat sich auch bei der öffentlichen Schenkung zu beteiligen und muß sich bei dieser Gelegenheit besonders hervortun. Das Beschenken wird hier am 2. Hochzeitstage nach dem Frühstück vorgenommen. Auf dem gedeckten Tisch steht ein großer Napf, der mit einem Teller zugedeckt ist. Neben dem jungen Paare sitzen die Schwiegerväter und der Freiersmann. Auf den Teller wirft jeder Gast sein Geschenk, etwa 14—18 Mark (beliebt sind dabei Zweimark- oder Talerstücke), und nachdem alle das Geschenk genau angesehen haben, verschwindet dasselbe in der Schüssel. Die junge Frau erhält noch besonders eingewickelt 50 Pfg. bis 2 Mark oder Küchengeschirr, auch wohl schon eine Puppe, ein Mützchen, Jäckchen oder eine Kinderrappel für die Nachkommenschaft. — Die aufgetragenen Fleisch- und Wurstportionen werden von den Gästen nicht beim Hochzeitsmahle aufgezehrt, sondern zum größten Teile mit nach Hause genommen. Die Speisenfolge ist in den Haindörfern bei den Feierlichkeiten eine ziemlich feststehende. Mittags ißt man bei der Hochzeit, wenn die Verhältnisse es erlauben, Suppe, Rindfleisch mit Meerrettig, Sauerkraut und Schweinefleisch. Brot nebst Butter und Limburger Käse sind den ganzen Tag über auf dem Tische. Das verhältnismäßig einfache Abendessen wird erst spät angerichtet. Bei größeren Hochzeiten muß der „Hainer“ Musik haben. Der „Altensteiner“ ist für Hochzeitsmusik in so großem Stile weniger eingenommen; bei ihm sind aber die Gerichte leckerer und moderner. Der „Hainer“ muß am Hochzeitsmontag sein „Bierwarm“ trinken — so nennt er nämlich mit Rahm, Eiern und Zucker gekochtes einfaches Bier, — und wenn es gleich in den Hundstagen ist. Dieses Getränk wird auch im Dorfe umhergetragen.

Begräbnis. Ist ein Glied einer Familie gestorben, so wird dies Bekannten und Verwandten gewöhnlich durch den Totenbeschauer mitgeteilt. In eines der Zimmer des Trauerhauses bringt man etwas Stroh und breitet über demselben ein Betttuch aus. Auf dieses Lager legt man die

Leiche — daher die Redensart: „Mein Vater liegt auf dem Stroh" statt: „Mein Vater ist gestorben." An vielen Orten legt man den Toten an die Stelle, wo gewöhnlich der Tisch steht. Nachts brennt in diesem Zimmer das Totenlicht, die Fenster sind geöffnet. Nach Eintritt des Todes läßt man die Uhr stehen, damit das Ticken den Entschlafenen nicht störe.[1]) Ist der Hausherr gestorben, dann schaufelt man die Kartoffeln um, damit sie nicht faul werden; man schüttet das Getreide um, denn sonst verliert es die Keimfähigkeit; man jagt das Vieh auf, damit es nicht sterbe; man berührt die Bienenstöcke, denn sonst „kommt man davon", und man erschüttert durch Hammerschläge die Ecksäulen des Hauses, um das Eindringen des Wurmes zu verhindern. In dem Wasser, mit welchem man den Toten gewaschen, mengt man Samen, damit die keimende Saat vor Vogelfraß und Unkraut bewahrt bleibe. Das Hemd, welches man dem Toten anzieht, darf keinen Namenszug tragen, da die Familie sonst ausstirbt. Verwandte und Bekannte werden zur Beerdigung (zur Lich) geladen und gehen mit in der „Trür", d. h. mit den Familienangehörigen des Verstorbenen dicht hinter dem Sarge; auch diejenigen Personen tun dies, welche kurze Zeit vorher einen Trauerfall gehabt haben. An vielen Orten ist es Sitte, daß, wenn der Geistliche und der Lehrer mit den Schulkindern sich nach dem Sterbehause begeben, die Glocken angeschlagen werden, was man das „Stimmen" nennt. In dem Augenblicke, in welchem von den Trägern der Sarg aufgehoben wird und der Trauerzug den Hof verläßt, werden die vier Zipfel des weißen Tischtuches in der Wohnstube schnell emporgehoben und auf den Tisch gelegt, um eindringenden Krankheiten das Einnisten zu wehren. Es gibt „stille" und „Singe-Leichen". Bei ersteren wird nicht gesungen und nur mit einer Glocke geläutet; bei den „Singeleichen" singt man 2 Strophen vor dem Trauerhause, 1 Strophe auf dem Kirchhofe bis zum Grabe und dann 2 Strophen von dem Choral: „Begrabt den Leib." Wohlhabende Bauern lassen während des Singens durch Verwandte 10- oder 5-Pfennigstücke unter die singenden Schüler verteilen. In neuerer Zeit werden wohl auch 5—6 Mark an die Kasse der Schülerbibliothek gezahlt. Früher wurden vielfach bei dieser Gelegenheit Wecke unter die Kinder verteilt. Die Leichenrede wird meist in der Kirche gehalten, und nach derselben werden die Personalien des Verstorbenen verlesen. (Hetzerode.) Die Leichengäste drücken ihr Beileid mit den üblichen Worten aus: „Es tut mir leid, daß Ihr betrübet seid", worauf der Leidtragende erwidert: „Es war Gottes Wille." Am Begräbnistage wird der offene Sarg auf zwei Stühle in den Hausgang gestellt. Zur bestimmten Stunde versammeln sich die Leidtragenden

1) Doch glaubt man auch, die Uhr werde sonst von selbst stehen bleiben und könne dann selbst durch den geschicktesten Uhrmacher nicht wieder in Gang gebracht werden.

vor dem Trauerhause, und ertönen die Glocken, dann wird der Sarg geschlossen. Man trägt denselben mit dem Fußende zuerst aus dem Hause, als ob der Tote aus dem Hause ginge; es knüpft sich an diesen Brauch der Aberglaube, der Tote komme sonst wieder zurück und erschrecke die Leute. Da, wo der Sarg gestanden hat, wird kreuzweise Wasser hingeschüttet. (Heldra.) Unter den aufgebahrten Sarg stellt man das Gefäß, aus welchem der Tote gewaschen wurde; geht die Trauerversammlung mit dem Sarge fort, dann zerschlägt die Totenfrau dieses Gefäß mit lautem Schalle und die Haustür wird alsdann kräftig ins Schloß geworfen. Die Leichenträger erhalten ein weißes Taschentuch, das sie nebst einem Buchsbaumsträußchen im Knopfloch tragen. In Sontra schreitet der Leichenbitter, einen umflorten, gleichfalls mit einem Buchsbaumsträußchen verzierten Stab tragend, dem Zuge voran. So ausgerüstet hat er die Gäste auch zur „Leiche" gebeten. Nach dem Leichengottesdienste begeben sich die geladenen Trauergäste in das Trauerhaus zurück, wo Kuchen und Kaffee und einige Zeit darnach Abendessen gereicht wird, das aus Braten und Salat besteht. Als Getränke werden dazu Bier und Branntwein gegeben. (Breitau.) Die Trauerfarbe ist schwarz. Ältere Frauen tragen über der Betzel einen weißen Schleier, welcher derjenigen Kopfbedeckung gleicht, die in vielen Gegenden die Schnitterinnen gegen den Sonnenbrand tragen. Sie ist dachförmig und beschirmt, weit nach vorn stehend, das Gesicht. Diese dachähnliche Kopfbedeckung ist mit weißem Leinen überzogen, das vom Hinterkopf über den Rücken herabfällt. Von Zeit zu Zeit wird von diesem Trauerschleier ein Stück abgeschnitten, und ist der Schleier verschnitten, so ist damit die tiefe Trauer vorbei. Die Zeit dieser Trauer zu kürzen, liegt also in der Hand der Trauernden. In Dudenrode trauert die ganze Gemeinde an den 4 Sonntagen, die dem Beerdigungstage folgen. In den Altensteiner Dörfern Asbach, Weidenbach, Hennigerode und Sickenberg geht fast aus jedem Hause jemand zur Beerdigung mit; auch hier sind noch Singe-Leichen neben stillen, die ehemals weniger kosteten, üblich. Die unverheirateten Toten werden von den Burschen zu Grabe getragen und erhalten Kronen von künstlichen („gebackenen") Blumen auf den Sarg. Während in der Stadt sich nur männliche Personen am Trauergefolge beteiligen, nehmen auf den Dörfern auch viele Frauen daran teil. Eigentliche Leichenschmäuse finden hier im allgemeinen nicht mehr statt. Den von auswärts gekommenen Leichengästen wird wohl etwas Essen gereicht, doch geschieht das häufig von Verwandten und Bekannten der Trauerfamilie.

3. Hausbau, Erntefest, Kirmes, Schlachtefest, Spinnstube u. a.

Beim **Bau eines Hauses** bestehen in Beziehung auf die Ausschmückung des aufgesteckten Bäumchens im allgemeinen dieselben Sitten wie in Nieder-

hessen; doch ist noch einiges Eigentümliche aus dieser Landschaft hier hervorzuheben. Wenn der erste Eckstein beim Bau eines Hauses gesetzt wird, nimmt die Frau des Bauherrn eine Kelle zur Hand und wirft den ersten Kalk darauf. Wird die erste Säule aufgestellt und die Hausfrau ist zugegen, so nehmen die Zimmerleute ihre Schürze, stecken einen Zipfel in das Loch der Schwelle und schlagen den ersten Nagel hinein. Der Schürzenzipfel bleibt in dem Loche. Ehe ferner der erste Nagel eingeschlagen wird, der die erste Säule mit dem ersten Querbalken verbindet, muß die Hausfrau von ihrem Rocke einen Zipfel in das Loch stecken. Dann wird der erste Nagel daraufgesetzt und eingeschlagen. Der Zipfel bleibt ebenfalls in dem Loche stecken. Auf diese Weise hat man die Hausfrau an das Haus gebannt. Haben die Zimmerleute ihre Arbeit beendet, dann wird das Richtefest gefeiert. Ein Zimmerspruch aus Breitau lautet:

Nun haben wir mit Gottes Güt' und Macht
diesen neuen Bau zu End' gebracht,
der aus neuem Holz gezimmert ward
in diesem merklichen Arbeitsjahr.
Werkgemäß von Maurerhänden
ist ein Fundament gelegt,
das nicht wankt, das kräftig trägt.
Lotrecht heben sich die Wände;
tadelfrei und von Bestand
ist der ganze Holzverband.
Wir schwebten täglich in Gefahren,
als wir mit diesem Bau beschäftigt waren,
die Maurer so gut wie die Zimmerleut',
und die Fuhrleut', die das Material gefahren zu diesem Gebäud'.
Doch uns alle hielt des Höchsten Hand.
Sein Auge war stets offen;
Drum hat bei diesem Bauen
kein Unglück uns betroffen.
Drum wollen wir nun mit Herz und Mund
ein Danklied bringen in dieser Stund'
dem, der uns hat die Kraft gegeben,
daß wir noch alle sind am Leben.

Darauf singt die Festgesellschaft das Lied: „Nun danket alle Gott“. Ist der Choral verklungen, dann spricht der Zimmermeister:

Nun wünsch' ich unserm Bauherrn ein fettes Rind
und der Bausrau ein kleines Kind
und der Magd ihrer zwei,
das gibt ein rechtes Hausgeschrei.
Und sollte einer unten sein
mit bösem Maul und bösem Schrei'n
und macht hier sein' Hohn und Spott
übers Bauen, das uns gab Brot,
der steck' seine Nase in Spiritus,
dann wird sie nicht faul.

So gehen im Volksleben Religiosität und Derbheit Hand in Hand; aber man fühlt aus dieser branntweinfröhlichen Feststimmung die Liebe zum Berufe heraus. Sie spricht von Zusammengehörigkeit, und der Zimmermannsspruch trägt den echten Charakter, den man mit „zünftig“ bezeichnet.

Ein anderer, weit längerer Zimmermannsspruch (Unhausen) lautet:

„Nach Stand und Würden allerseits, geehrte Herr'n und Frauen! Da ich heute die Ehre habe, vor meinem Bauherrn, meinen Gesellen und vor euch allen nach Aufrichtung dieses Baues und Aufsteckung dieses Straußes eine Rede zu halten, wodurch ich euer Glück und Wünsche darlege, bitte ich alle Anwesenden, die hier versammelt sind, mir meine Fehler und Irrtümer zu vergeben, die darin vorkommen können:

Geehrte Herr'n und Frauen!
Sie stehen hier und schauen,
wie dieser Bau von unsrer Hand gemacht,
mit Glück recht schön zu Ende ward gebracht.
Der Höchste sei zuerst gelobet und gepriesen
für alle Güte, die er uns dabei erwiesen.
Sein Segen, der hat dieses Haus erbaut;
wohl dem, der immer fest auf ihn vertraut.
Wir armen Menschen können nichts erschaffen und vollenden,
wir würden gewiß unsern Fleiß umsonst daran verschwenden,
hülf' er uns nicht die Häuser baun.
Er gibt uns ja Verstand, Geschicklichkeit und Kunst.
Das Werklein würde bald zerfallen,
gäb' er nicht sein Gedeih'n; ihm muß ein Loblied schallen
von jung und alt, von Mann und Weib;
denn Großes hat der Herr getan.
Den Bau, den wir hier aufgeführt,
ist seiner Allmacht Werk;
drum sei, wie sich's gebührt,
ein Opfer ihm gebracht,
das bis zum Himmel flammt.
Vermag ich's nicht mit schönen Weisen
ihn zu preisen,
mein Dank kommt doch aus freier, froher Brust,
und das gefällt ihm wohl, er siehet es mit Lust.
Und schicken sich die hochstudierten Worte
für keinen Zimmermann;
ich steh' an diesem Orte
nach Handwerksbrauch und deutscher Art,
zu sagen, was mein Herz
in seinem Grund verwahrt.
Wir lebten täglich in Gefahren,
als wir mit diesem Bau beschäftigt waren.
Uns hielt des Höchsten Hand, sein Auge war stets offen,
drum hat bei diesem Bau kein Unfall uns betroffen.
Ja, seine Güt' und Treu'
ist jeden Morgen neu.
Ein Bau steht wieder hier, so fest und schön gebaut,
so daß ein jeder seine Lust dran schaut.

Er ist verfertigt und aufgericht't,
wie ihn jeder hier vor Augen sieht.
Es ist doch eine Freude,
hat man ein schönes Gebäude
mit Winkelmaß und Schnur, wie sich's gebühret,
bis auf den Gipfel aufgeführet.
In Stadt und Land kann man uns nicht entbehren;
denn wo kämen Häuser her, wenn keine Zimmerleute da wären.
Drum bild' ich mir im Ernste was d'rauf ein,
ein tüchtiger und wackrer Zimmermann zu sein.
Ich hab' mir's aber sauer werden lassen,
diese Arbeit recht zu lernen und zu fassen.
Ich bin gereist, hab' Frost und Hitz' ertragen
und könnte viel, wie mir's ergangen, sagen.
Einst sah ich auch ein Haus im Sachsenland,
woran mit großer Schrift geschrieben stand:
„Wir bauen Häuser und Paläste
und sind doch hier nur fremde Gäste:
doch wo wir sollen ewig sein,
da bau'n wir leider wenig drein."
Nehmt euch das Beste draus, geehrte Herr'n und Frauen,
vielleicht hat mancher viel an sich zu bauen.
Bau er nur nicht auf den Sand, sonst fällt es wieder ein,
ein Bau, soll er bestehen, so muß der Grund fein tüchtig sein.
So ist nun der Grund zu diesem Bau gelegt;
er wird gewiß von keinem Sturm bewegt.
Werkgemäß durch Maurerhände
ist das Fundament gelegt,
das nicht wankt, das kräftig trägt.
Lotrecht heben sich die Wände,
tadelfrei und mit Verband
ist der ganze Holzbestand.
Bauherr, ich frage Euch aus frei und frohem Mut,
wie Euch der Bau gefallen tut. (Antwort des Bauherrn: „Gut".)
So gefällt er den Meistern und Gesellen auch wohl,
weil er gerade ist, wie er sein soll.
Wir haben keinen Fleiß daran gespart,
er ist an allen Orten gut verwahrt;
er ist versehen mit Riegel und Pfosten
und wird unsern Bauherrn noch eine gute Mahlzeit kosten.

Gebet.

Herr Gott, du Schöpfer der ganzen Welt,
der du durch deine Macht alles erhältst,
du wollst auch diesen Bau erhalten
vor Feuer und vor anderm Schaden,
vor Hagel und groß Ungewitter,
daß er dadurch nicht fall' darnieder,
vor Wasser und auch vor dem Brand,
dazu das ganze Vaterland.
Du wollest segnen dieses Haus
und alle, die drin gehen ein und aus,
und allen geben nach dieser Zeit
dereinst die ewige Seligkeit. Amen.

Darnach wird gesungen: „Großer Gott, wir loben dich" ɾc. oder: „Lob, Ehr' und Preis dem höchsten Gott"..

Nach der Rede wirft der Zimmermann ein Glas zur Erde, zerbricht dasselbe, so bedeutet das, wie auch bei anderen Gelegenheiten, Glück.

In Heldra ist folgender Zimmermannsspruch üblich:

Gott walt's! Ich bin heraufgestiegen,
dran könnt ihr sehn, daß ich nicht kann fliegen.
Ihr werten Herrschaften insgesamt,
ihr alle, die ihr hierher kam't,
ich bitt', ihr wollt euch zu mir kehren
und meinen Spruch mit Fleiß anhören,
was sich allhier hat zugetragen,
wie wir diesen Bau haben aufgeschlagen.
Durch Gottes Hilfe und seine Macht
haben wir diesen Bau zustande gebracht;
nun wollen wir dem lieben Gott danken,
daß er keinen hat lassen wanken,
daß keiner in ein Unglück gekommen,
daß keiner Schaden hat genommen;
auch woll'n wir den lieben Gott noch bitten,
er möge uns ferner in Gnaden behüten.
Das hoffen wir fest zu jeder Zeit,
drum Zimmermann üb' deinen Beruf mit Freud'.
Wir bringen unsere Arbeit mit Stücken zusammen,
nach unseres geehrten Bauherrn Verlangen.
Mit emsigem Fleiße früh und spät,
wie er euch jetzt hier vor Augen steht.
Ihr Herren, Frauen und Jungfrauen,
die jetzt sich unser Werk beschauen,
die ihr gekommen, zu hören an
meinen Spruch, ob ich ihn recht sprechen kann:
Ihr dürft nicht gar zu strenge richten,
bin nicht bewandert im Reden und Dichten,
habe nicht studiert, drum geb ich's hier
nach Handwerksbrauch auf meine Manier.
Hört zu, was beim Spazierengehen
mir eines Tages ist geschehen.
Vergnügt ging ich aus meinem Haus
und kam vor das Tor hinaus,
wie ich dann weiter ging, stand bald
vor mir ein großer, prächtiger Wald,
und in dem Walde tät ich sehn
gar viele schöne Bäume stehn.
Da waren Fichten, Tannen, Linden,
Buchen, Eichen, Espen zu finden,
wie sie mit ihren grünen Zweigen
des Sommers schönes Walten zeigen.
Und unter ihnen sah alsdann
von ungefähr ich einen Mann,
der, mit dem Maßstab in der Hand,
bald hier, bald dorten stille stand
und manchen Schlag mit seinem Stab
bald dem, bald jenem Stamme gab.
Ein Weilchen sah ich zu dem Ding,
bis ich hin zu dem Manne ging
und höflich fragte: „Lieber Mann,
was gebt ihr hier im Walde an?
Ich seh euch an die Stämme schlagen:
Was soll das? Wollt ihr's mir wohl sagen?"
„Warum nicht?" sprach er drauf zu mir.
„Seht, lieber Freund, die Stämme hier
hab' ich mir weislich ausgewählt,
sie werden nun alsbald gefällt.
Müßt wissen, ich bin Zimmermann,
der schöne Häuser bauen kann."
Drob freute ich mich denn gar sehr
und sprach: „Ei, Meister, schaut doch her!
auch ich gehör' zu eurem Stand
und freu' mich, daß ich euch hier fand."
Wir gingen nun mitsammen weiter
und plauderten vergnügt und heiter
vom edlen Handwerk, und der Mann
hob dabei unter anderm an:
„Nun sollst du auch von mir erfahr'n,
wer die ersten Zimmerleute war'n.
Als des allmächtigen Gottes Werke
geschaffen Himmel, Meer und Erde,
und Tiere, Bäume, Gras und Kraut,
da hat er auf sein Werk geschaut
und dann aus einem Erdenkloß
gemacht den Adam lebensgroß;

die Eva ward ihm zugegeben,
sie konnten ohne Sorge leben
im wundervollen Paradies.
Sie wollten nicht das Naschen meiden,
drum mußten sie die Strafe leiden:
Der Herr sie aus dem Garten stieß.
Da war das Elend denn gar groß,
sie hatten Feigenblätter bloß,
nicht Rock, nicht Wams, sich zu beschützen,
da konnten sie denn wohl nicht schwitzen.
Der Regen floß, es pfiff der Wind,
da sprach der Adam: „Liebes Kind,
das Ding kann so nicht mehr bestehen,
wir müssen sonsten schier vergehen,
ein Obdach tut uns beiden not,
wir frieren sonst wahrhaftig tot!"
Vier Löcher gräbt er in die Erde,
vier Pfähle steckt er da hinein,
damit es eine Hütte werde,
die ihm und Eva Schutz soll leih'n;
legt Riegel drüber, füllt behende
mit Lehm und Erde die vier Wände,
baut drauf ein Dach, so gut es geht,
und fertig bald das Häuschen steht.
Nun sage, lieber Freund, mir an:
Wer war der erste Zimmermann?
Der Adam, er ist es gewesen,
du kannst es in der Bibel lesen. —
Als späterhin die Sündflut kam,
beiseite Gott den Noah nahm
und sprach: „Für ihre schwere Sünden
soll ihren Tod die Menschheit finden;
was lebt und webt auf dieser Erden,
das soll nunmehr vernichtet werden.
Doch weil du bist ein frommer Knecht,
der stets gehandelt gut und recht,
will ich dir auch getreulich lohnen,
dich und die deinen will ich schonen.
Bau dir ein schwimmend Haus, mach's fest,
daß es dich nicht ersaufen läßt;
nimm mit hinein dort Weib und Kind,
auch Gänse, Tauben, Schaf und Rind,
kurzum, von allerlei Getier
wähl aus ein Paar und nimm's mit dir."
Da rührt der Noah flugs die Hand
und brachte seine Arch' zustand'. —
Nun sage, lieber Freund, mir an:
War Noah nicht ein Zimmermann?
Somit ist es wohl klar bewiesen,
wie alt der Zimmerleute Stand,
drum sei er auch hochgepriesen
von jedermann in Stadt und Land.
Am Palast, an dem Königsschloß,
am Tempel zu des Höchsten Preis,
am Hüttchen, dem bescheidnen, floß
des wackern Zimmermannes Schweiß.
Wir haben auch bei diesem Baue
ihn nicht gespart, bei meiner Ehr'!
Der hochgeehrte Bauherr schaue
auf das vollbrachte Werk nun her,
ob steht der Bau im Winkel oder Blei,
ob alles recht gemessen sei;
ich frage ihn hier vor euch allen,
ob ihm der Bau so will gefallen? —
Dem Meister, dem gefällt er wohl,
weil er gemacht ist, wie er soll,
Meister und Gesellen haben's wohl bedacht
und ihn mit allem Fleiß gemacht,
haben ihn so redlich aufgestellt,
daß er wohl jedermann gefällt.

(Dann folgt ein ähnlicher Gebetsspruch, wie in den schon aufgeführten Zimmermannssprüchen):

Herr Gott, du Schöpfer der ganzen Welt
der alles durch seine Macht erhält usw.

Erntefeste werden auch hier, bis auf wenige Ausnahmen, im allgemeinen nicht mehr veranstaltet. An manchen Orten wird ein Erntefest noch in der Weise begangen, daß man dem letzten Wagen Hafer, der eingebracht wird, einen Kranz aufsteckt; gewöhnlich sitzen die Schnitter auf dem Wagen und singen allerlei Ernte- und Danklieder, und am Abend versammelt dann eine besondere Mahlzeit alle Arbeiter, wobei auch noch manch fröhliches Lied erklingt. Hier und da wird beim Räffen des Flachses ein kleines Fest veranstaltet, das Flachskirmes genannt wird.

Ein großes Erntefest wird noch alljährlich in Allendorf gefeiert und zwar in der Zeit vom 20. bis 31. August. Diese Feier, an der sämtliche Bewohner des Städtchens teilnehmen, wird von einem besonders gewählten Festausschuß geleitet, der sich aus Vertretern der städtischen Behörden und der Allendorfer Jugend zusammensetzt. Festplatz war früher der Alleerasen, seit etwa 20 Jahren aber wird der auf einer kleinen Werrahalbinsel gelegene Franzrasen benutzt, der zu diesem Zwecke mit Linden bepflanzt worden und seit 3 Jahren auch mit einem feststehenden Musikpavillon versehen ist. Die Feier verläuft etwa in folgender Weise. Am Sonntag: 1. Aufstellung des Festzuges auf dem Schulplatze zum Kirchgang. Voran marschieren sämtliche Volksschüler unter Anführung der Lehrer; dann folgt der kunstvolle Erntekranz, der von einem Bürgerssohne in Begleitung von Ehrendamen getragen wird, und daran schließen sich die städtischen und staatlichen Behörden und die Vereine; 2. Festgottesdienst; 3. Rückmarsch nach dem Marktplatz; 4. Frühkonzert; 5. um 3 Uhr Festzug nach dem Franzrasen; 6. Festrede (meist vom Bürgermeister gehalten); 7) Tanz- und Volksbelustigungen; 8. um 12 Uhr Rückmarsch mit Musik zur Stadt. Am Montag: 1. um 5 Uhr Wecken; um 9 Uhr Festzug nach dem Festplatze, daselbst Frühstück in den Zelten, Spiele und Volksbelustigung; 3. um 2 Uhr Festzug (wie am Sonntag) nach dem Festplatze, wo Tanzbelustigungen stattfinden; 4. um 12 Uhr nieder Rückmarsch nach der Stadt. Am dritten Tage finden noch kleine Nachfeiern statt. Die Beteiligung der Bevölkerung aus den umliegenden größeren und kleineren Ortschaften ist meist eine sehr rege.

In Witzenhausen hat man in den letzten Jahren auch den Versuch gemacht, ein Erntefest zu veranstalten, doch ist es noch fraglich, ob dasselbe sich einbürgern wird.

Das Fest der **Kirmes**, von der ländlichen Bevölkerung Kermes genannt, findet gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Oktober statt. Im Sommer geht ihr ein eintägiger Tanz, das „Kirmesspiel", voraus, bei welcher Gelegenheit zwei oder drei „Platzburschen" „gedingt" werden, welche das Rechnungswesen übernehmen und bei der Kirmesfeier die nötigen Anordnungen treffen. Sie mieten auch für die Dauer der Kirmes in irgend einem Hause einige Räume, wo sie Bier und Branntwein niederlegen und die während der Kirmestage gesammelten Kuchen aufbewahren. Dieses Haus wird „Gelaog" genannt, und ist der Wirtshaussaal überfüllt, dann wird auch im „Gelaog" zum Tanz aufgespielt. An manchen Orten tragen die Kirmesburschen als Zeichen ihrer Herrscherwürde einen „Pretschen", das ist ein vierkantiges, mit einem Griffe versehenes Stück Holz, das durch viele Sägeschnitte in einzelne Holzblätter zerlegt und reich bemalt ist und beim Aufschlagen ein klirrendes Geräusch verursacht. Gegenwärtig dauert die Kirmes

auch hier nur zwei Tage, nämlich Sonntag und Montag; doch hat man dieselbe hier und da, wie z. B. in Breitau, bis in die neueste Zeit nach der alten Weise gefeiert, nämlich vom Mittwoch bis zum Sonntag, indem man geschickt die betreffenden Verordnungen zu umgehen wußte. Am Mittwoch der Festwoche wurde z. B. die im Vorjahre begrabene Kirmes ausgegraben, wobei unter Anführung der drei „Platzburschen", welche breite bunte Schärpen trugen, ein feierlicher Umzug der Burschen stattfand. Am Donnerstag und Freitag-Vormittag ward mit Musik von Haus zu Haus gezogen und nachmittags unter der Dorflinde getanzt. Da wo die Musik vor dem Hause spielt, werden die Musikanten und Burschen mit Kuchen und Getränken bewirtet. Der Freitag und Sonnabend waren die eigentlichen Tanztage unter der Linde; Sonntags wurde die Kirmes wieder beschlossen, aber erst am Montage, an welchem die Kirmes wieder begraben wurde, zogen die Musikanten wieder ab. Gegenwärtig ist der Verlauf der Kirmesfeier im allgemeinen folgender:

Einige Tage vor der Feier bestellt (in Oberhone) der „Kirmesbursch" sein „Kirmesmädchen"; am Sonnabend vor der Kirmes holt dann die Erwählte den Zylinder des Burschen, um ihn mit einem „Kirmesstrauß" zu schmücken, und von jetzt ab ist der Bursche ständiger Gast in dem elterlichen Hause des Mädchens. Am Abend ziehen die Burschen unter Voraustragen einer Stalllaterne durch das Dorf und veranstalten durch eine Ziehharmonika, durch alte Topfdeckel, ein altes Horn, durch Stahlgabeln u. dergl. Dinge eine ergötzliche Musik. (Unhausen.) Am nächsten Morgen wird unter Vorauftritt der Musik ein Kirchgang ausgeführt, worauf es dann in das Haus des ersten Platzburschen geht, welcher den Musikanten und den Burschen warmes Bier verabreichen läßt. Am Sonntag-Nachmittag nach dem Gottesdienst nimmt die Kirmes mit einem Zug durchs Dorf ihren Anfang. Der Festplatz ist unter der Dorflinde oder auf dem Anger. Der erste Tanz heißt „Pärchentanz", denn während dieses Tanzes tanzt der „Kirmesbursch" nur mit seinem „Kirmesmädchen". Ein solcher „Pärchentanz" wird während der Kirmes noch öfter wiederholt. Der geschmückte Zylinder darf nur während der drei ersten Tänze getragen werden, darnach wird er durch ein gewöhnliches Filzhütchen ersetzt. In einer geraden, ausgerichteten Reihe prangen dann die entthronten Zylinder auf der angrenzenden Kirchhofsmauer, bewundert von den rings auf den Bänken sitzenden Müttern und Großmütterlein, die von ihren eingenommenen Plätzen nicht wanken und nicht weichen, und sollte es gleich stürmen und regnen. (Oberhone.)

Auch die Mädchen erscheinen zum Tanze selbstverständlich in ihrem besten „Staate". Wie am ersten, so nimmt das Mädchen auch am zweiten

Tage den von ihm geschmückten Zylinder mit nach Hause, und erst am folgenden Sonnabend bringt es dem Burschen den nun seines Schmuckes beraubten Hut wieder zurück, wobei dann im Hause des Burschen das „Straußfest“ gefeiert wird. Noch einmal denkt später der Bursch an seine holde Tänzerin und bringt ihr in Begleitung seiner Eltern ein Paar bunte Tassen zum Geschenk. Darauf wird im Hause des Mädchens das „Tassenfest“ gefeiert, und hat Amor nun gut gewählt und getroffen, dann wird auch bald die „Lobte“ oder der „Wienkäuf“ gefeiert. (Oberhone.)



Kirmespärchen aus Oberhone.

Der Bursch ladet meist das Mädchen zum Tanze in der Weise ein, daß er dasselbe herbeiwinkt. Die Frauen beteiligen sich insofern am Tanze, als sie eifrig darauf achten, wie sich die Paare zusammenfinden, auf Grund dessen man dann allerlei Pläne entwirft. Die Männer dagegen sitzen am liebsten im Wirtshause und trinken immer noch „einen“. Besondere Tanzformen sind hier nicht vorhanden. Man tanzt auch hier Walzer, Schottisch, Polka, Polka-Mazurka, Galopp („Toller“) und dann und wann noch die Kreuzpolka: „Siehste nit, da kimmt er, große Schritte nimmt er; siehste nit, da ist er schon, der versoff'ne Schwiegersohn“. Dies ist ein Tanz im $^4/_4$ Takt, welcher sich in der Hauptsache aus „Schottisch“ zusammensetzt. Dann und wann findet ein Vorwärts- und darauf ein Rückwärtsschreiten des tanzenden Paares statt. Dabei wird am Schlusse des Fortschreitens das eine Knie leicht gebeugt, während das andere Bein frei nach vorn gestreckt wird. Zuweilen wird auch noch zu einem Tanze gesungen: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was bringt das Mädel mit?“ „Ein Schleierhut, ein Federhut, der steht dem Lieschen gar zu gut.“ Zu bemerken ist weiter noch, daß man in manchen Orten verschiedenen Tanzmelodien, welche immer wiederkehren, wenn die Musik ohne Noten spielt, ganz eigenartige Namen gegeben hat. So heißt ein Tanzstück: „Der mit dem klaren Striefen“, ein anderes: „Der mit dem gelen Striefen“, ein anderes: „Dao

ongen don se Reben (Rüben) üs, dao oben don ser wedder üs", ein anderes: „Komm von Sonder (Sontra), geh naoch Neder (Netra), ein anderes: „Henze Konn" (Konrad) usw. Haben die Tänzer den Saal verlassen, dann werden den Burschen und Mädchen Ständchen gespielt, welche aus einem Liede — „Ach, wie ist's möglich dann" oder „Steh ich in finstrer Mitternacht" usw. — und aus dem sogen. „Tollen" einem kurzen Tanze, bestehen. Am Morgen des zweiten Tages findet dann das „Emspälen" statt. Darunter versteht man das Umziehen von einem Hause zum anderen, wohin gerade die Kirmesjugend begehrt wird. Es wird da gegessen und getrunken und am Schlusse ein Tänzchen aufgeführt, wobei ganz besonders die Hausfrau zu Ehren kommt. Die Nachfeier am dritten Kirmestage besteht meistens darin, daß die Burschen mit allerlei Instrumenten sich selbst Musik machen, wozu dann die Nichtmusizierenden tanzen. Als man noch „volle" Kirmes, d. h. vom Mittwoch bis zum Montag, feierte, kürte sich (in Hetzerode) jeder ansehnliche Tänzer seine Tänzerin, was jedoch oft zu Streitigkeiten und Schlägereien führte und darum später unterblieb. An jedem Kirmesmorgen (den Sonntag ausgenommen) geht in Breitau die Kirmesburschengesellschaft mit Musik zur Tränke, einem brunnenartigen Wasserbehälter mitten im Dorfe, woselbst jeder Bursche unter den Klängen der Musik gewaschen und gekämmt wird. Phantastisches Verkleiden, sowie allerlei erlaubte und unerlaubte Späße (Kirmesspäße) sind dann an der Tagesordnung. Sind alle Burschen vorschriftsmäßig frisiert, dann geht's im Zug durchs Dorf und endlich zum Frühstück in dieses oder jenes Haus. In Hilgershausen steht in der Mitte des Festplatzes eine mit Blumen, Bändern und einem neuen wertvollen Frauentuche geschmückte Fahne. Am Schlusse der Kirmes wird von Burschen und Mädchen ein Wettlauf veranstaltet, und der Sieger oder die Siegerin erhält dieses Tuch als Preis. Zu den Kirmesspäßen gehört auch an manchen Orten das Plündern der Hühnerställe, was namentlich während der „Ständchen" ausgeführt wird. Die erbeuteten Hühner und Eier werden dann im Gelag zubereitet und verzehrt.

In Frieda vernimmt man am Kirmesmontag in der Frühe Peitschenknallen auf der Gasse. „Die Hanswürste sind da," heißt es. Die jüngeren Burschen haben sich nämlich verkleidet und eilen unter Peitschenknallen durch die Straßen. Die Kinder jagen ihnen nach und rufen: „Hanswurst, gib mir ein Stückchen Wurstenbrot", worauf sie von den Burschen verfolgt und mit Peitschenhieben bedacht werden.

In Heldra wird außer den beiden Platzburschen noch ein Einschenker gewählt. Am Kirmesmontag ziehen die Burschen mit Musik durchs Dorf, bei welcher Gelegenheit der Einschenker einen Karren mit einem Fruchtsieb fährt, in das die eingesammelten Kuchen, Eier und Stücke Speck gesammelt

werden. Bei diesem Umzuge sind einige Burschen vermummt, z. B. vollständig in Stroh eingewickelt. Gern trägt man auch eine Uniform, die Säbel werden dann zum Aufspießen des Speckes benutzt. Vor 10 Jahren war hier der Hahnenschlag noch üblich, und vor 30 Jahren wurde zur Kirmes besonders gebraut, weshalb in den Dörfern Brauhäuser sich finden. Als die Kirmes noch vom Mittwoch bis zum Sonntag gefeiert wurde, da veranstaltete man in Reichensachsen an einem der Tage einen großen Umzug, den man den „Klundermarsch" nannte.

Ist die Kirmes „gehalten", dann wird dieselbe „begraben", was in Herleshausen [illegible] in der Weise geschieht, daß man eine ausgehöhlte Runkelrübe mit [illegible] und Branntwein füllt und dieselbe dann begräbt. In Breitau und [illegible] sind gewöhnlich bei dem Begräbnisse Bursche als Popanze ver[illegible]. Die Musikanten spielen einen Trauermarsch, und man zieht nach dem Orte der Beerdigung, nach einer Linde vor dem Dorfe. Hier wird [illegible] den Klängen wehmütiger Weisen ein kleines Grab gemacht und in [illegible] eine Puppe aus Stroh oder, wie in Breitau, ein Lindenzweig [illegible] außerdem werden noch zerbrochene Gläser, Branntweinflaschen und [illegible] mit begraben. Später ist an Stelle der mit Stroh um[illegible] Popanze nur eine Kötze (Kiepe) zur Anwendung gekommen.

[illegible] Sooden wird die Kirmes am 2. und 3. Pfingsttage gefeiert. Sie [illegible] ebenfalls mit Beziehung auf die segensreichen Salzquellen, das [illegible] es beteiligt sich die Knappschaft des Salzamtes daran, und [illegible] die sogen. Salzpredigt. Zwei Allendörfer Bürger, die [illegible]", haben an dem Gottesdienste teilzunehmen und pro Kopf [illegible] zu geben.

[illegible] um Wanfried herum wird am Vorabend der Kirmes [illegible] Schulhause oder auch vor der Kirche ein Choral geblasen. [illegible] in der Umgegend von Sontra an Stelle des Ernte[illegible] erkennt man daraus, daß hier die Bauern am Donnerstag, [illegible] am Kirmes-Montag die Zehntschnitter bewirten. [illegible] die Ernte eingeschnitten haben, werden nämlich an [illegible] mit Braten, Salat, Kuchen, Wurst und Getränken [illegible] wird „Ährnhahn", auch „Ernhahn" = Ernte[illegible] segensreiche Einrichtung des Zehntschnittes besteht [illegible] 5 bis 6 Ortschaften, fand sich aber noch vor [illegible] ganzen Umgegend von Sontra. Sie besteht darin, [illegible] die Erntearbeit [illegible] Roggen, Weizen, [illegible] und auch Kartoffeln [illegible] soviel Land, [illegible] zu decken vermag. [illegible] Krautland, [illegible] und etwas [illegible] hat der

Zehntschnitter die Arbeiten beim Kartoffelbau und beim ersten und zweiten Grasschnitt nur für die Kost zu verrichten. Das Mähen des Hafers dagegen wird bezahlt. Beim Dreschen des Getreides erhält der Zehntschnitter die 12. Metze. Die Einrichtung des Zehntschnittes erweist sich hier als sehr segensreich. In Breitau sind Bauernfamilien, denen schon seit Menschengedenken immer dieselbe Familie arbeitet. Wo der Großvater arbeitete, da verdient auch der Vater, der Sohn und das Enkelkind sein Brot. Bares Geld bekommt der Zehntschnitter sehr wenig in die Hand; denn im ganzen verdient er 140—150 Mark. Doch dadurch, daß der Zehntschnitter eine Kuh, zwei Ziegen und zwei Schweine ziehen kann, hat er vollkommen sein Auskommen, und die meisten dieser Leute sind daher mit ihrem Lose zufrieden. Doch wird allem Anschein nach auch diese Einrichtung, die die Bauern vor Leutenot schützte, mit der Zeit verschwinden.

In Breitau und Umgebung haben sich noch einige **Erntegebräuche** erhalten. Hat der Schnitter das erste Gras geschnitten, so dreht er aus den ersten Halmen einen Strick und bindet denselben um die Hüften als ein Mittel gegen Kreuzschmerzen, die sich beim Mähen einstellen. Auf jeder Wiese läßt man ein wenig Gras stehen; es ist dies ein Zeichen der Dankbarkeit, gewissermaßen ein Opfer, wie man auch einige Früchte an den Obstbäumen hängen läßt. Sind die Wiesen und Getreidefelder sämtlich geschnitten, dann werfen die Schnitter, um ihrer Freude Ausdruck zu geben, Sicheln und Sensen rückwärts über den Kopf.

Das **Schlachtefest** steht bei den Bauern der Werragegend noch in rechter Blüte; nur die Handwerker, bei denen auch im Winter Zeit Geld ist, haben diesen Brauch mehr und mehr in Wegfall kommen lassen. Die Bauern dagegen halten an der alten Sitte noch fest und laden nach wie vor Verwandte und Bekannte zum „Schlachtekohl" ein, ja, bei manchen gilt das Schlachtefest für einen der schönsten Tage im Jahre.

Die geladenen Männer kommen schon am Tage und helfen ein wenig, denn das Wurstfleisch wird noch vielfach auf dem buchenen Hackklotz gehackt. Im Werratale ist jedoch die Hackmaschine schon allgemein im Gebrauch. Gegen Abend erscheinen dann auch die übrigen Geladenen, selbst Kinder. Die Speisenfolge ist im allgemeinen die gleiche. Zuerst gibt es Reis- oder Nudelsuppe, dann Rindfleisch mit Meerrettich und Kartoffeln, vor welchem Gang auch hier und da noch eine Rosinensuppe mit Fleischklößen gegeben wird. Darauf folgt Schweinefleisch mit Sauerkraut und Kartoffeln. Schließlich wird auch noch etwas Bratwurst versucht, und danach gibt es als Nachtisch eingemachtes Obst. An manchen Orten folgt nach dem Sauerkraut die sogen. „Saurebrühe", eine süß-säuerlich schmeckende Suppe mit viel Zwiebeln und Rosinen. Die gereichte Bratwurst wird vielfach von den

Gästen in ein Papier gewickelt und als „Quittung" mit nach Hause genommen. Beim Sauerkraut darf natürlich das Schnäpschen nicht fehlen; wie an anderen Orten, so heißt's auch hier, wenn es etwas auf sich warten läßt: „Sauren Kohl on kenn?" denn man huldigt hier, wie an anderen Orten dem Grundsatze: „Ein gutes Schnäpschen verderbet nischt" oder „Ein Schnaps von gutem Schrot und Korn, der tötet den Trichinenworm." Gegen 10 Uhr abends wird Kaffee getrunken. Ist das Essen vorüber, dann unterhalten sich die Frauen, und die Männer spielen Karten, wobei namentlich (in Unhausen) „Wenksch" und „Solo" gespielt wird. Am nächsten Morgen versammeln sich die geladen gewesenen Männer in der Regel noch einmal zu einem kräftigen Frühstück, bei welcher Gelegenheit dann möglichst alle Wurstsorten versucht werden, und die Kinder der Nachbarn und Angehörigen kommen, um sich die „Vetter"- oder „Kinderwurst" zu holen. Aber auch Nichtgeladene nehmen an den Schlachtefesten regen Anteil. Abends erscheinen vermummte Mädchen und Burschen, die Mädchen in Hosen, die Burschen in Röcken, und erbetteln eine Wurst zu einem gemeinsamen Essen. In Allendorf werfen die jungen Burschen Töpfe, wofür sie dann eine Weckewurst erhalten, oder sie halten eine hölzerne Ofengabel so lange zum Küchenfenster hinein, bis dieselbe mit einer Wurst beschwert wird. In Unhausen wird von der erwachsenen Jugend vor der Haustür gesungen, was man „em de Warscht seng" nennt, worauf ihnen dann eine Wurst verabreicht wird. Für die Kinder werden beim Schlachtefest besondere kleine Würstchen angefertigt.

Selbst das Schlachtefest hat seine besonderen Lieder. So singt man in Breitau:

Schön ist die Welt,
drum, Brüder, laßt uns reisen,
solang es uns gefällt,
solang es uns gefällt.

Wir steigen auf,
auf hohe Berg' und Hügel,
wo uns die Sonne sticht,
wo uns die Sonne sticht.

Wir sind nicht stolz;
wir essen Schweinebraten,
dazu ein Gläschen Wein,
dazu ein Gläschen Wein.

Wir reisen fort,
von einem Ort zum andern,
wo uns ein Blümlein blüht,
wo uns ein Blümlein blüht.

Wir ruhen sanft,
wenn wir auf Strohsack liegen,
dann ruh'n wir sanft,
dann ruh'n wir schön.

Durch dieses Lied erfechten die Mädchen und Burschen sich eine Wurst.

Oder sie singen auch: Ech hab' gehört,
ehr habt geschlacht't,
ehr so fette Wurst gemacht,
gebt mir eine,
nicht so kleine,
sondern zwei
für eine kleine.

Die **Spinnstube** wird noch ziemlich allgemein, namentlich in den Gegenden, wo viel Flachs gezogen wird, gefeiert und in der Weise abgehalten, daß die altersgleichen Mädchen sich gegenseitig alle acht Tage in ihren Häusern besuchen. Die Mädchen kommen nur abends zusammen, spinnen, stricken und nähen und würzen die Arbeit mit manch frohem Liede, wobei sie in den späteren Abendstunden von den zu der Spinnstube gehörenden Burschen eifrig unterstützt werden, bis der Wächterruf sie zum Aufbruch mahnt. An den Hauptfestabenden, wie am Aschermittwoch, liefern die Mädchen Kaffee und Kuchen, die Burschen dagegen Schnaps oder Likör. Zur Unterhaltung gehören, wie überall, mancherlei Spiele. Weigert sich ein Mädchen, im Spiele einem Burschen einen Kuß zu geben, z. B. beim Schürzentanz, so nimmt der Bursch den Spinnrocken des Mädchens mit nach Hause und gibt ihn nicht eher heraus, bis das Mädchen die Verpflichtung des Spiels eingelöst hat.

Eine alte patriotische Sitte in Heldra soll hier nicht unerwähnt bleiben, nämlich die Feier des **Sedantages**, doch ist dieselbe bereits im Aussterben begriffen. Am Sedantage wurde nach dem letzten Kriege alljährlich der deutsch-französische Krieg im kleinen wiederholt. Da zogen die alten Veteranen hinaus in die „Hellerlache", um aufs neue ihren kriegerischen Gefühlen Ausdruck zu geben. Man teilte sich in zwei „Heere", Deutsche und Franzosen, erstere geführt vom „alten Wilhelm", letztere von Napoleon. Jeder Kämpfer trug einen alten Vorderlader oder einen verrosteten Säbel. „Kanonen," Hinterwagen mit untauglichen Brunnenröhren, bespannt mit Ackergäulen, wurden im Galopp aufgefahren, Schützenlinien wurden entwickelt, dumpfer Donner und helles Gewehrfeuer ertönten, „Gefallene" bedeckten den Rasen, um vom „Pflasterkasten" verbunden und fortgeführt zu werden. Bis zur Dämmerung dauerte das „Wüten und Morden"; endlich wurde der letzte „Sturmangriff" unternommen und — „Napoleon und sein ganzes Heer gefangen!" erscholl es aus allen Kehlen. Nun ging es unter Gesang der alten Kriegslieder im fröhlichen Triumphzug bis vor das Wirtshaus des Dorfes, um nun alle empfangenen Schmerzen und Wunden und alle „Feindschaft" durch einen „Bittern" hinunterzuspülen.

Mit Eröffnung der Bahn Eschwege = Treffurt ist auch aus dem Werratale wieder ein Stück trauter Poesie verschwunden, nämlich die fahrende

Post. In Heldra bestimmten die Landleute die Tagesstunde nach dem Erscheinen der Werrapost, die das anmutige Tal durcheilte: Die Morgenpost gab das Zeichen zum Frühstück, die Mittagspost gebot „Mittag“, und wenn die Abendpost vom letzten Strahle wehmütig sich verabschiedete, dann nahm auch der auf dem Felde arbeitende Bauer seine Sense und die Frau ihre Kötze auf den Rücken, und heimwärts ging's der lieben Hütte zu. Mit Wehmut sah man daher die letzte Post für immer aus dem Werratale scheiden, nun verdrängt durch das schnaubende Dampfroß.

Die letzte Post im Werratale.

1. Horch, wie es im Werratale
   flüstert leis mit Geistermund;
   golden glänzt im Sonnenstrahle
   Heimatwald und Wiesengrund.

2. Bächlein rauscht mit Murmelschalle
   auf dem zackigen Gestein,
   grüßt behend von Fall zu Falle
   all die duft'gen Blumenreih'n.

3. Leise tanzt des Flusses Welle
   Reigen an dem blum'gen Strand,
   kosend tändelt die Libelle
   schillernd um des Schilfes Rand.

4. Vögelein im Abendschimmer
   singt ein Lied dem letzten Strahl,
   der in rosigem Geflimmer
   rasch vergoldet Berg und Tal. —

5. In der Ferne hör' ich klingen,
   leicht verrauschend, einen Ton,
   der hinauf mit Geisterschwingen
   wird geführt zum Felsenthron.[1]

6. Nur das Echo hör' ich gleiten
   von den grauen Felsenhöh'n;
   ach, es klang wie Scheiden, Meiden
   und wie Nimmerwiederseh'n.

7. Die Post fährt ein. — Im Abendstrahle
   verklingt des Hornes Melodie — —
   und leis' verhallt im Werratale
   ein trautes Stück der Poesie.

W. Pippart.

Gewissermaßen Feste sind für die Bewohner von Oberhone die „großen Wäschen“, deren hier jährlich vier abgehalten werden. Dann strömen alle hinaus auf die Bleiche, alte und junge, breiten ihr Linnen aus, bauen Hütten, um nachts Wache halten zu können, kochen Kaffee, trinken Bier, das in Fäßchen mitgenommen wird, und singen muntere Lieder. Gar manches Pärchen bleicht so, nichts ahnend, gemeinschaftlich sein Hochzeitslinnen.

Auf der Bleiche.

1. Auf der Bleiche an dem Teiche
   herrscht geheimnisvolles Wogen,
   Linnen in den vollen Körben,
   kommen Bursch und Maid gezogen.

2. Mit geschäftig schnellen Händen
   fliegt das Linnen auf der Wiese,
   und mit eifrig-zagem Herzen
   hilft der Hans der spröden Liese.

---

[1] Heldrastein.

3. Kichernd läßt sie ihre Launen
auf den Zagen, Armen fließen,
und die übervollen Eimer
muß der Hans aufs Linnen gießen.

4. Jetzt in seinem höchsten Schwunge
kneift sie neckisch Hansens Backen, —
und die ganze Eimerfülle
fällt hinab auf seinen Nacken.

5. Nun ist Hansens Ruh' zu Ende,
greift die Betzel[1]), knurrt enteilend,
da fängt Liese schon den Schnellen,
ihm noch rasch ein „Maul"[2]) erteilend. —

6. Auf der Bleiche an dem Teiche
ist das Treiben ausgestorben, —
doch am Morgen hat der Bursche
um die Hand der Maid geworben.

W. Pippart.

Eine rege Tätigkeit herrscht in den meisten Orten der Werragegend zur Zeit der Tabakernte, denn der Tabak wird hier von dem Landmann mit der größten Sorgfalt gepflegt. Sind die Tabakpflanzen ausgewachsen, dann werden die Blätter abgebrochen und an etwa einen Meter lange „Bendeliere" angeschnürt. Diese Arbeit wird meist abends im Hauserên[3]) ausgeführt, wobei diejenigen, die keinen Tabak ziehen, den Tabakbauern helfen. Die Mädchen „schnüren an", und die Burschen hängen die fertigen „Bendeliere" zum Trocknen an das Haus. Dabei erschallen die alten Dorflieder in die dunkle Nacht hinaus, und der vorübergehende Fremde bleibt verwundert stehen, um das fröhliche Leben und Treiben mit anzusehen.



Haus mit Tabakschnüren.

4. Die Feste des Kirchenjahres.

Am **Nikolaustage,** dem Klowesabend, besucht Nikolaus die kleinen Kinder; können dieselben beten und sind sie fleißig und artig gewesen, dann werden sie beschenkt, wenn nicht, dann erhalten sie Strafe.

Über die Feier des **Weihnachtsfestes** ist nichts Besonderes zu bemerken. Der Christbaum hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr eingebürgert und fehlt auch hier wohl nur in wenigen Familien. Wie es den einzelnen Familien paßt, wird er entweder am Weihnachtsabend oder auch am ersten

1) Mütze. 2) Kuß. 3) Hausflur.

oder zweiten Weihnachtstage angezündet. Zu dieser Feier kommen die Paten und bringen den Kindern Nüsse, Äpfel, Schulsachen, Kleider und den unvermeidlichen „Hornaffen" (Christwecke). Auch hier wird an vielen Orten eine Weihnachtsfeier in der Kirche veranstaltet.

Viele Eltern stellen am Weihnachtsfeste auf die Gräber kleiner Kinder schön geschmückte Christbäumchen.

In der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr soll man keine Hülsenfrüchte kochen (Heldra, Breitau), keine Wolle spinnen, denn sonst werden die Schafe räudig, und ferner auch kein Hemd nähen, sonst näht man sich das Totenhemd (Breitau).

Am Neujahrstage zieht der Nachtwächter mit seiner Familie durch das Dorf und singt:

Nun hat sich angefangen das liebe neue Jahr;
es ist nunmehr vergangen das alte ganz und gar.
Dir dank' ich, hoher Christ,
aus freundlichem Gemüte
für deine große Güte,
die unerforschlich ist.[1])

Jeden einzelnen Bewohner des Hauses redet darauf der Nachtwächter an und wünscht: „Friede und Gesundheit, Einigkeit, ewige Seligkeit, alles was er sich von selber wünschen mag, von Herzen."

Am Neujahrstage kocht man Weißkraut, weil man glaubt, man habe dann das ganze Jahr hindurch „weißes" Geld (Silber- oder Nickelgeld).

Wer auf Neujahr näht, muß das ganze Jahr nähen.

Am Mittag nach der Kirche ziehen die Kinder umher und singen in den Hausfluren Weihnachtslieder, wofür sie Kuchen, Äpfel und Nüsse erhalten (Breitau).

In Frieda singen arme Kinder am Tage vor Neujahr von Haus zu Haus das neue Jahr an, wofür sie dann beschenkt werden. Auch die Kinder wohlhabender Eltern ziehen umher und singen:

Ich bin ein kleiner König,
gebt mir nicht zu wenig;
laßt mich nicht zu lange steh'n,
denn ich muß noch weiter geh'n.

Um in dem neuen Jahre eine reiche Obsternte zu erzielen, umbindet man in der Neujahrsnacht die Obstbäume während des Geläutes stillschweigend mit Strohseilen, wobei man die Worte betet:

1) Siehe auch Abschnitt: Nachtwächterrufe.

„Gott schütze den Baum
vor Wetter und Sturm,
vor zuckendem Blitze,
vor Kälte und Wurm.
Gott gebe ihm Segen,
dem Zweiglein, dem Ast,
im kommenden Jahre
gesegnete Last."
Im Namen Gottes usw. Amen.

Der 2. Januar, der „Waldmännchenstag", gilt als Unglückstag, deshalb soll man an demselben keine Bäume fällen, nicht auf die Scheune steigen, nicht über das Wasser fahren, nicht reisen usw.

Recht ursprünglich hat sich die Feier der **Fastnacht** erhalten. Wenn dieselbe herannaht, zuweilen schon auf Petri Stuhlfeier, eilen Kinder und Erwachsene durch das Dorf und werfen bei anbrechender Dunkelheit Erbsen, oder in Ermangelung derselben auch Linsen und Bohnen, Kartoffeln und Obst wider die Fensterscheiben, auf den Hausflur oder auch in die Stube. Meint man es nicht gut mit den Betreffenden, so erhalten dieselben Spreu und Schmutz. Man öffnet rasch die Tür, wirft die Dinge in die Stube und eilt schnell wieder davon. Auch zerbrochene Töpfe werden zu Aschermittwoch an die Haustür geworfen.

Diesen Brauch, der meistens am 22. Februar ausgeübt wird, nennt man „nisteln".[1] Das Nisteln (auch „Histeln") ist ein heidnischer Brauch. Durch das Anschlagen der Erbsen will man den Hagel- und Regenschlag nachahmen, den der Donnergott zur Befruchtung der Fluren herabschickt. Sind die geworfenen Früchte zugleich als Opfer anzusehen? Die Fastnacht wird hier acht Tage lang gefeiert. Die Lust zu schwärmen ergreift jung und alt; man verzehrt Kreppeln und in Öl gebackene Kuchen, und am Donnerstag oder Freitag der Fastnachtswoche ißt man gebratene Wurst oder Schweinefleisch mit Brunnenkresse oder „Kerschen". Auch in den Spinnstubengesellschaften wird Fastnacht in ausgiebigster Weise gefeiert, und zwar muß jedes Mädchen einer Gesellschaft einmal die Fastnachtsfeier in sein Haus nehmen. Drei Tage lang bewirten die Mädchen die Burschen mit Kuchen, und die Burschen sorgen für die nötigen Getränke. Mit Gesang, Tanz und Spiel auf der Ziehharmonika wird die Zeit vertrieben, und da die Burschen in diesen Tagen, wenn sie tanzmüde geworden, gar nicht nach Hause gehen, so tragen sie in das betreffende Haus einige Schüttel Stroh, auf das sie sich zu kurzer Ruhe niederlegen. Sehr beliebt ist an diesem Abend das heimliche Wegnehmen des Kaffeekessels. Mädchen und Frauen einer andern Gesellschaft suchen, um eine Gesellschaft trocken zu setzen, heimlich den Kaffeekessel fortzutragen.

Auf Fastnacht wird der Spiegeltanz und der Schürzentanz aufgeführt.

1) Vergl. Idiotikon von Hessen von Vilmar und Pfister, 1. Ergänzungsheft.

1. Beim **Spiegeltanz** setzt sich ein Bursch auf einen Stuhl in der Mitte der Stube und hält einen Spiegel dicht vor sein Gesicht. Von hinten treten die Mädchen heran und sehen in den Spiegel, so daß der Bursch die Mädchen im Spiegel erblickt. Ist ein Mädchen ihm nicht erwünscht, dann schüttelt er mit dem Kopfe, ist es ihm dagegen angenehm, dann nickt er dem Spiegelbilde zu, und nun muß er mit dem Mädchen tanzen. Das Mädchen läßt dann plötzlich den Burschen los, setzt sich auf den Stuhl und sucht sich im Spiegel einen Burschen aus; dieser dann wieder ein Mädchen und so fort, bis alle Teilnehmer getanzt haben.

2. Der **Schürzentanz** wird in folgender Weise ausgeführt:

Burschen und Mädchen sitzen rings an den Wänden auf Bänken; in der Mitte der Stube liegt eine große Bänderschürze. Die Musik beginnt, die Mädchen haschen die Burschen — ein Bursch bleibt übrig. Dieser faßt die Schürze an den Bändern und muß nach der Musik solo tanzen. Plötzlich wirft der Bursch die Schürze einem Mädchen vor die Füße, kniet auf der Schürze nieder, hält das Mädchen fest oder umspannt dessen Kniee, bis er von ihm einen Kuß erhält. Darnach beginnt das Spiel von neuem. Dieser Tanz ist sehr beliebt. Lustige Burschen schießen beim Tanz mit der Schürze Heiterkeit erregende Kapriolen, und der Kniefall geschieht natürlich meistens vor dem „Schatz".

Am Fastnachtssonnabend um 3 Uhr nachmittags ist in Breitau ein Umzug durch das Dorf. Die Mädchen gehen dabei in Hosen, die Burschen in Röcken. Ein Bursch wird mit Hilfe von Erbsstroh einem Bären ähnlich gemacht, und ein anderer spielt den Bärenführer. Die Dorfjugend läßt es dabei am nötigen Beifall nicht fehlen. Das Mädchen, das die Fastnachtsgesellschaft abends zuerst verläßt, erhält ein Ständchen, wobei die Gesellschaft singt:

„Des Abends, wenn ich schlafen geh',
so geht mein Schatz mit mir,
mit einem kleinen Riegelein
verriegelt sie die Tür.

Schatz, rieg'le nicht zu feste zu,
mein Schatz, mein einz'ger Trost,
denn ich will mal beischlafen,
auf deinem eignen Schoß.

Willst du's mal bei mir schlafen,
auf meinem eignen Schoß,
so fallen alle Nelkenblätter,
das ist dein schönes Los.

Ja, alle welken Blätter,
die fallen all auf mich,
und daß mein Schatz 'ne andre liebt,
das ist mir ärgerlich."

Die Feier des **Osterfestes** ist im allgemeinen wie im übrigen Hessen. Der Osterhase legt auch hier seine Eier in ein von den Kindern bereitetes Nest aus Moos oder in den Buchsbaum. Vor Sonnenaufgang wird am ersten Ostertage das Osterwasser geholt; dasselbe verschönt das Gesicht, schützt vor Krankheiten, besitzt überhaupt eine große Heilkraft und bleibt

immer frisch. Am Abend desselben Tages sieht man in der Sonne das Osterlamm hüpfen.

In Breitau werden die Eier nicht zu Ostern, sondern am Gründonnerstag geschenkt; an diesem Tage essen die dortigen Bewohner sämtlich grünes Gemüse. Eine merkwürdige Ostersitte hat sich hier und in einigen Nachbardörfern, wie in Ulfen, bis in die gegenwärtige Zeit erhalten. Dieselbe ist von dem Pfarrer Lieberknecht in Breitau beobachtet und in der Chronik des Ortes näher beschrieben worden. Es ist dies der sogenannte Sommerputz, ein Brauch, der noch aus der heidnischen Zeit stammt, in der die Göttin Ostara um diese Zeit gefeiert wurde. Es werden zu diesem Zwecke verschiedene Fichtenbäumchen aus dem Walde geholt und am dritten Ostertage auf den Bauernhöfen aufgepflanzt. Die Bäumchen schmückt man mit bunten Tüchern und ferner mit Schnüren aus Eierschalen und Schneckenhäusern. Dazu kommen weiter noch Schnüre aus Futterstroh, die man durch Einziehen von Fäden hergestellt hat. Am Ende eines jeden Strohschnittes befindet sich ein bunter Flitter in runder Gestalt, wie überhaupt der ganze Baum bunt und flitterhaft ausgeputzt ist und mit Sinnbildern von der Sonne und der Fruchtbarkeit ausgestattet erscheint. Bei dieser Feier werden Eier, die ja am Osterfeste eine besondere Rolle spielen, und Wurst und Speck genossen. Dazu trinkt man süße Getränke, die an den aus Bienenhonig bereiteten Met der alten Deutschen erinnern, da das Bienchen als ein Bote des ersten Frühlings schon aus der Blüte der Weide beim ersten Frühlingswetter die süße Nahrung saugt. Schließlich werden die Eierschalen und Schneckenhäuser wieder vom Bäumchen abgenommen und von den Kindern tanzend unter großem Lärm zertreten.

Am Osterfeste gehen (in Breitau) die Burschen von Haus zu Haus und sammeln Eier ein, aus welchem sie Eierbier bereiten.

In den Dörfern ostwärts vom Meißner bis nach Frieda und Aue hin werden am ersten Osterabend auf den Höhen Osterfeuer abgebrannt. Von Wanfried an aufwärts ist dieser Brauch jedoch nicht mehr zu finden.

In Heldra bringen die Konfirmanden am Tage ihrer Entlassung aus der Schule Zigarrenkisten voll Griffel mit und verteilen dieselben vor Beginn des Unterrichts an die zurückbleibenden Schüler.

In der **Walpurgisnacht** tanzen die Hexen auf den Kreuzwegen; dieselben gehen auf die Wiesen, schneiden von den Blättern der Herbstzeitlose die Spitzen ab, und bereiten Hexensalat daraus, mit welchem sie Vieh und Menschen vergiften. Die Bauern machen daher zum Schutze drei Kreuze an die Scheunen und Stalltüren.

Am **Himmelfahrstage** werden Ausflüge ins Freie gemacht und dabei allerlei Kräuter (Gekrietel) gesammelt, denen man eine besondere Heilkraft

zuschreibt. In Breitau geht man bei Sonnenuntergang auf die Äcker und pflückt stillschweigend junges Korn. Aus den jungen Hälmchen bereitet man einen Tee, der gegen alle Erkältungen wirksam sein soll.

Eine eigenartige Feier findet am Himmelfahrtstage — bis zum Jahre 1902 war sie am Grünen Donnerstage — in den Ruinen der Boyneburg im Ringgau statt, wo nach feierlichem Gottesdienste die Schulkinder von Datterode und die Armen der ehemals Boyneburgischen Dörfer mit 800 Pfundsbrötchen und 16 Pfund Speck beschenkt werden. Jedes Schulkind von Datterode, das sich an der Feier beteiligt, erhält ein Brot und ein Stückchen Speck. Was übrig bleibt, wird an die Gemeinden Wichmannshausen, Hoheneiche, Bischhausen, Kirchhosbach, Öttmannshausen, Datterode, Röhrda und Grandenborn verteilt. Die Bürgermeister dieser Orte lassen die Gaben holen und an die Armen verteilen. Die Spende ist auf folgende sagenhafte Begebenheit zurückzuführen. Auf der Boyneburg lebten einst drei Fräulein zusammen. Der jüngsten träumte in einer Nacht, es sei in Gottes Rat beschlossen, daß eine von ihnen im Wetter sollte erschlagen werden. Am Morgen erzählte sie ihren Schwestern den Traum, und als es Mittag ward, stiegen schon Wolken auf, die immer größer und schwärzer wurden, so daß abends ein schweres Gewitter am Himmel stand. Als die Blitze von allen Seiten zur Erde zuckten, sagte die älteste: „Ich will Gottes Willen gehorchen, mir ist gewiß der Tod bestimmt", ließ sich einen Stuhl hinaustragen, saß bis zum kommenden Morgen und wartete, daß der Blitz sie träfe. Aber es traf sie keiner. Da stieg am zweiten Tage die zweite herab und sprach: „Ich will Gottes Willen gehorchen, denn mir ist der Tod bestimmt" und saß den zweiten Tag und die zweite Nacht, doch die Blitze versehrten auch sie nicht. Da sprach die Dritte am dritten Tage: „Nun seh' ich Gottes Willen, daß ich sterben soll"; sie ließ den Pfarrer holen, der ihr das Abendmahl reichen mußte, dann machte sie auch ihr Testament und stiftete, daß an ihrem Todestage die ganze Gemeinde gespeist und beschenkt werden sollte. Nachdem das geschehen, ging sie getrost hinunter, setzte sich nieder, und schon nach wenigen Augenblicken fuhr auch ein Blitz herab und tötete sie. Seit das Schloß nicht mehr bewohnt wird, soll sie oft als ein guter Geist gesehen worden sein.[1]

Zum **Pfingstfest** wandert in Dorf und Stadt ein ganzer Wald von duftenden Maien, die man in den Stuben und an der Haustür aufpflanzt und so jeden Pfingstgast freundlichst einladet. In Allendorf werden am zweiten Pfingstmorgen die Brunnen geschmückt: man stellt Tische auf die Straße und trinkt den Morgenkaffee im Freien.

1) Vergleiche Sagenkranz von Carl Heßler. 2. Aufl. S. 64 und 65.

5. Volksmedizin, Hexen, Werwölfe.

Aus dem Gebiete der **Volksmedizin** liegt auch aus diesem Bezirke ein reiches Material vor. Es mögen hier folgende Besprechungsformeln erwähnt werden:

1. Beim Blutstillen.

a) Eine offene Wunde, die durch Verletzung von Messern, Scheren usw. entstanden ist, wird mit folgendem Verse besprochen:

Der Dragoner und ein Drach'
ging mal über 'nen Bach.
Der Dragoner trank
am Bachesrand —
dir, Gott, sei Dank,
das Blut verschwand.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. (Dreimal zu beten.) (Breitau.)

b) Mit dem Mittelfinger der rechten Hand um die Wunde fahrend, wird gesprochen:

Unser Herr Jesus Christus ging durch eine enge Gasse 2c.[1])
Im Namen Gottes 2c. (Blankenbach).

c) Du sollst nicht schwören und nicht toben,
sondern Gott im Himmel loben. Im Namen 2c.

2. Gegen schlechtes Blut, gegen Rotlauf und Schwären:

Ich kam in Gottes Garten,
da standen drei Blumen.
Die erste war Gott zu eigen,
die zweite war Gottes Geblüte,
die dritte war Gottes Wille.
Blut, du sollst stehen stille,
du sollst nicht schwären und nicht quellen,
du sollst nicht schwären und nicht schwellen. Im Namen 2c.

(Dreimal zu sprechen. Darnach die drei Artikel zu beten.) (Breitau.)

3. Hat sich jemand durch einen kalten Trunk erkältet, so muß er ein Leinenkißchen, in das man einen Zettel mit dem Glaubensbekenntnis steckt, neun Tage lang auf der Brust tragen. Am 9. Tage wirft man das Kißchen in fließendes Wasser und spricht dabei die Worte:

Alle Schmerzen treib' ich aus,
werf' ich in den Bach hinaus,
nie den Menschen wieder quälen
und sich fort zum Meere stehlen. Im Namen 2c.

---

1) Vergl. Artikel „Oberhessen" S. 172.

4. Gegen Zahnschmerzen:

Unser Herr Jesus Christus kam zu Petrus und sprach: „Petre, warum bist du traurig?" Petrus sprach: „Mir wollen alle meine Zähne im Munde ausfallen". Da sprach unser Herr Jesus zu Petrus: „Beuge dich in den Grund, nimm es in den Mund und spei' es wieder in den Schlund vom tiefen Grund. Im Namen 2c. (Breitau.)

5. Gegen die Bleichsucht:

a) Die heilende Person nimmt ein scharfes Messer, löst an der Oberhand ein wenig Haut ab und spricht:

Jetzt schneid' ich ab deine Winterhaut,
jetzt schneid' ich ab deine Sommerhaut,
jetzt schneid' ich ab deine schwarze, graue,
grüne, gelbe Bleichsuchtshaut. Im Namen 2c. (Breitau.)

b) Derjenige, welcher sich besprechen läßt, legt sich vor Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang entkleidet auf das Bett und deckt sich mit einem Tuche zu. Der Besprechende nimmt in die linke Hand Sommer- und Winterstroh, in die rechte eine Sichel und schneidet, vom Kopf bis zu den Füßen gehend, das Stroh dreimal kurz, dabei auch dreimal sprechend:

Ich schneide Sommer- und Winterstroh ab
und schneide damit auch die Bleichsucht (Gelbsucht) ab.
Im Namen 2c. (Blankenbach.)

c) Der Besprechende kommt abends zur Stube herein und stülpt der auf einem Stuhle sitzenden bleichsüchtigen Person, ohne ein Wort dabei zu reden, einen Strohwisch über den Kopf. Dann lispelt er einen Spruch und hantiert dabei mit einer Sichel so herum, als ob der Strohwisch durchschnitten werden sollte. Auf diese Weise wird, wie man glaubt, der Gelbsucht der Lebensfaden abgeschnitten. Schweigend muß dann die besprechende Person das Zimmer wieder verlassen. (Unhausen.)

6. Gegen Blattern im Auge:

a) Es standen drei Jungfrauen unter dem Feigenbaum: Die erste nahm die Blätter ab, die zweite nahm das Fell ab, und die dritte nahm alles ab. Im Namen 2c. (Breitau.)

b) Mit dem Mittelfinger der rechten Hand um das Auge fahrend, wird dreimal gesprochen:

Es gingen drei heilige Jungfrauen
unter einem gesegneten Baum.
Die erste konnte vor den Stoß,
die zweite vor die Blattern groß,
die dritte vor das Fell im Auge.
Dazu helfen ihr die drei heiligen Jungfrauen. Im Namen 2c.

Dabei werden Lorbeeren gekaut und in das erkrankte Auge geblasen. (Blankenbach.)

7. Gegen die Mundfäule:

a) Die fünf heiligen Wunden,
die legen sich in einer Viertelstunden.
(Dreimal.) Im Namen 2c. (Breitau.)

b) Man geht am Dienstag oder Freitag vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang an fließendes Wasser, schöpft aufwärts und abwärts und spricht:

Wasser, du bist sauer und nicht süße,
damit will ich N. N. (Namen des Kindes) Mundfäule verbüßen.
Im Namen 2c. (Heldra.)

c) Der Besprechende bewegt den Mittelfinger langsam um die Ober- und Unterlippe desjenigen, der sich besprechen läßt, und zwar dreimal, dabei jedesmal sprechend:

Moses ging über das Land 2c.[1])
Im Namen 2c. (Blankenbach.)

8. Gegen Warzen:

a) Eine Schnecke wird auf einen Dorn gesteckt; ist die Schnecke verdorrt, ist dies auch mit der Warze geschehen.

b) Soviel Warzen man hat, soviel Erbsen nimmt man und wirft sie zwischen den Beinen durch ins Ofenfeuer.

c) Läuten die Glocken zum Begräbnis, geht die mit Warzen behaftete Person an einen Bach und spricht, während sie die Warzen mit fließendem Wasser bespült:

Warze, Warze, weiche,
geh' mit dieser Leiche! (Breitau.)

d) Man spricht die Worte:

Was ich sehe, das ist Sünde,
was ich fühle, das verschwinde. Im Namen 2c.

9. Gegen Kopfweh:

Dreimal den Kopf kreuzweis drücken und sprechen: Knochen auf Knochen, Fleisch auf Fleisch, Blut auf Blut, macht alles wieder gut. Im Namen usw. (Breitau.)

10. Bei dem Nabeleinrücken:

Der Besprechende hält die drei Finger der rechten Hand auf den Nabel (das erste Mal, so wie sie eben kommen, dann entgegengesetzt — ins Kreuz — und zum dritten Male wieder wie zuerst), dabei jedesmal sprechend:

Nabel rück „in",
wie die Gabel springt in den Stiel „in"!
Im Namen 2c. (Blankenbach.)

---

1) Vergl. Artikel: „Das fränkische Niederhessen".

11. Gegen Kopfrose:

Die Rose hat in dieser Welt
uns Gott zur Königin gestellt
und über ihr mit weiser Hand
den Krönungsmantel ausgespannt.
Rose weiche, Rose weiche
und flieh auf eine Leiche.
Im Namen ꝛc. (Helbra.)

12. Gegen Fieber:

Die 77erlei Fieber
weichen aus deinen Gliedern,
weichen aus deinem Mark und Bein,
wie die Geburt Marias Kind Jesulein.
Im Namen ꝛc. (Helbra.)

13. Gegen Bruchschaden:

Korranta, korranta, verschwinde! Im Namen ꝛc. (Helbra.)

14. Beim Besprechen der Gicht muß der Kranke ein Tannenbäumchen aufsuchen und sprechen:

Tannenbäumchen, schüttele dich
und rüttele dich,
nimm hunderterlei Gicht an dich. Im Namen ꝛc.

15. Gegen Sterzwurm bei dem Vieh:

Ich ging in meines Paten Garten
und grub drei Würmer aus:
einer war weiß, einer war schwarz, einer war rot,
ich drücke diese Würmer tot.
Im Namen ꝛc. (Helbra.)

16. Beim „Wambes" (eine Art Kolik, wie sie sich beim Rindvieh zeigt).

Der Besprechende sieht zuerst nach, ob das Tier männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, auch beachtet er die Farbe. Darnach beginnt er seinen Zauberspruch, dabei Bezug nehmend auf Geschlecht und Farbe, mit den Worten:

Roter (oder gelber) Hans (Name),
hast du den Wambes oder das Fieber,
so weiche es von dir. Im Namen ꝛc.

Diese Formel wird dreimal angewendet. Das erste Mal von der rechten Seite, das zweite Mal von der linken, und das dritte Mal wieder von der rechten Seite des Tieres aus, dabei jedesmal von der Nase ab über den Kopf und den Rücken streichend.

17. Beim Blähen des Rindviehes.

Die Person, welche das Besprechen vornehmen will, naht sich mit ernster Miene und ohne die Umstehenden zu grüßen (niemand spricht und

lacht), streicht der kranken Kuh dreimal von vorn nach hinten über den Leib und murmelt dabei folgende Worte: Blähen stehe stille, denn es ist Gottes Wille. In unseres Herrgotts Garten stehen drei Blumen: die eine ist weiß, die andere ist schwarz, die dritte ist rot. Die rote spricht: „Blähen stehe stille, denn es ist Gottes Wille.“ Im Namen Gottes —

Nun nimmt die besprechende Person ein Strohseil, steckt den Knoten desselben der Kuh in das Maul und gibt die beiden Enden zweien der umstehenden Personen zum Festhalten. Still und ohne zu grüßen geht dann der Besprechende wieder ab. Der Knoten des Strohseiles verursacht im Gaumen der Kuh ein Kitzeln; indem die Kuh sich bemüht, den Knoten aus dem Maule zu entfernen, kommt die Tätigkeit des Wiederkauens wieder in den Gang, wodurch die Kuh gerettet wird.

Ein Schutzbrief aus dem Jahre 1870, den heute noch ein Jäger bei sich trägt, lautet folgendermaßen:

„Im Nahmen Gottes, des Vatters, des Sohnes und des heiligen Geistes. So wie Christus im Öhlgarten stand, soll alles Geschütze still stehen. Wer dieses geschrieben bei sich hat, dem wird nichts Schaden, es wird ihn nichts Treffen des Feindes Geschützes und Waffen. Den wie Gott bekräftigte daß er sich nicht Fürchte, vor Tiebe und Mörter. Es wird Ihnen nichts Schaden, Geschütze, Degen und Pistohlen, alle Gewähre mißen stille stehen, alles Sichbare, alles Unsichbare sowie man es hält durch den befehl des Engel Michhael. Im Namen Gottes des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes. Gott sei mit dem, der diesen Brief bei sich hat. Siege gegen die Feinde. Er wird vor Gefahr geschützt bleiben. Wer diesen Brief bei sich hat, der wird nicht gefangen geführt. Mag nicht durch des Feindes waffen verletzt werden. Amen. So wahr dieses alles ist, daß Christus Jesus gestorben und jen Himmel gefahren ist. So wahr Er auf Erden gewandelt hat, kann nichts verletzt werden — Fleisch und Gedärm. Alles soll mir beschäftig — ich beschwöre alles Gewähre und Waffen auf der Welt bei dem lebendigen Gott. Im Nahmen Gottes des Vatters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Ich bitte im Nahmen unseres Herrn Christi Blut, daß mich keine Kugel treffen thut. Sie sei von Gold, Silber oder Blei. Gott im Himmel mach mich von allem sicher und frei. Im Nahmen Gottes des Vatters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Amen.

Ein anderer Schutzbrief aus dem Jahre 1813 lautet in der Schreibweise des Originals.

Ein Segensspruch für kleine Kugel.

Zu Nazareth war Jesus gezeuget, ✕ (Diese Kreuze
Zu Bethlehem war er. gebohren, ✕ befinden sich
Zu Jerusalem war er gekreutziget. ✕ am Rande.)

So gewiß und wahrhaftig, als diese drey Worte wahr seyen, soll mir kein böser Mensch kein Schuß weder Hieb noch Stich thun, weder am Leibe, wie an der Seele noch am Leben. Gott dem Vater ergeb' ich mich. Gott dem Sohne befel' ich mich. Gott der heilige Geist besuchet mich."

(Hier ist der Brief abgerissen.)

Als Leichenvogel gilt auch hier der Steinkauz. Er wird „Kridewißchen" (Kreideweißchen) genannt. Sein Ruf: „Kiwitt" wird als „Komm mit!" gedeutet. Ruft er in der Nähe menschlicher Wohnungen, in denen Kranke liegen, so wird hier bald jemand sterben.

Vorbedeutungen, den Tod betreffend.

1. Werden zwei Kinder aus einem Wasserbecken getauft, so sterben sie bald.
2. Erhebt sich beim Einsegnen ein Konfirmand später als die anderen, so stirbt er früh.
3. Wenn der Wind besonders kräftig den Ton der Glocken zuträgt, dann sagen die Bauern: die Glocken brummen, es stirbt wieder jemand.
4. Wenn abends die Kinder sehr laut und fröhlich singen (Engelstimmen), so stirbt auch jemand.
5. Des Käuzchens Ruf ist oben schon gedacht.
6. Wenn die Hunde heulen und den Kopf zur Erde halten, so stirbt bald jemand.
7. Wird jemand begraben und die Glocken singen, dann stirbt bald wieder jemand.
8. Wer in der Neujahrsnacht beim Aufschlagen eines Gesangbuches zufällig ein Sterbelied aufschlägt, wird in dem kommenden Jahre sterben.

Träume.

Träume	von	Eiern	bedeuten	Zank.
"	"	trübem Wasser	"	Unglück.
"	"	klarem Wasser	"	Glück.
"	"	Läuse	"	Geld bekommen.
"	"	Zahnausfallen	"	einen Todesfall in der Familie.
"	"	Zwetschen (dunklen Beeren)	"	Unglück.
"	"	Verstorbenen	"	Regen.

Vom Teufel, von Hexen und Werwölfen werden zwar noch manche Geschichten erzählt, aber gar viele glauben doch nicht mehr an dieselben.

In Breitau wohnte eine alte Frau namens Wigand, die man eine Hexe nannte. Sie wohnte in einem alten Hause. Der Ofen des Zimmers erfüllte stets das ganze Häuschen mit Rauch, und die Wohnung teilten mit ihr etliche Hühner, eine schwarze Amsel und ein Rabe. Wer ihr begegnete, spie aus, denn diese Frau hatte einen „bösen Blick". Sprach sie mit jemand, so durfte der Betreffende nicht dreimal hintereinander mit „ja" antworten, sonst hatte die Hexe Macht über ihn. Die Nachbarsleute trugen zweierlei Strümpfe, um sicher vor ihr zu sein. Als die Frau starb, begrub man sie an der Friedhofsmauer.

Eine hohe Kuppe eines Berges bei Breitau, die Struth, wird Nickels Irrgarten genannt. Nickel ist ein alter Beiname des Teufels.

In Sontra lebt eine Frau, die nachts durch den Schornstein Besuch bekommt.

Von Unhausen erzählt man, daß sich von Zeit zu Zeit in der Mitte des Dorfes eine weiße Katze zeige; daß vor dem Dorfe bei einem Erlenbusch immer eine Glucke mit Küchlein umhergehe.

Der Werwolf hat hier früher den Leuten auf der Straße allerlei Sachen abgenommen, ist aber endlich auf der Holzliethe, das ist ein Feldteil, gestorben.

Wenn eine Bauersfrau Milch verkauft, so streut sie einige Körnchen Salz hinein, um das „Beschlabbern" der Milchkühe durch die kaufende Person zu verhüten.

Wenn ein Dieb ausfindig gemacht werden soll, dann setzen sich der Bestohlene und ein Unbeteiligter auf zwei gegenüberstehende Stühle. Zwischen beide wird eine Erbbibel mit einem Erbschlüssel gelegt, der in der „Offenbarung St. Johannis" liegt und nur mit dem Öhr aus der festverschnürten Bibel heraussteht. Dieses Öhr berührt der Bestohlene mit den drei ersten Fingern der rechten Hand, und die unbeteiligte Person legt die drei Finger auf die Bibel. Nach der Aufforderung der besprechenden Person nennt der Bestohlene die Taufnamen derjenigen Personen, welche im Verdacht des Diebstahls stehen. Wird nun der Name des Diebes genannt, dann dreht sich die Bibel halb um ihren Ruhepunkt.

Sogar den Bergungsort der gestohlenen Sachen kann man auf diese Weise erfahren.

6. Lebensregeln und Redensarten.

1. Ein kleines Kind darf einem nicht zwischen den Beinen durchkriechen; auch darf man kein Bein über dasselbe hinheben, sonst wird es nicht größer.

2. Regen in den Brautkranz bedeutet Segen, aber Sonnenschein bringt noch mehr Glück.

3. Eine Hochzeit darf nur Sonntags oder Donnerstags sein, sonst hat man kein Glück in der Ehe.

4. Wenn die Hunde heulen und halten den Kopf empor, dann gibt es bald Feuer.

5. Wenn viele Raben zusammen eine lange Zeit krächzen, dann gibt es bald Krieg.

6. Durch Annagelung einer Eule am Scheunentor wird das Haus vor Feuer bewahrt.

7. Ein Schwalbennest bewahrt das Haus vor dem Blitz.

8. Spricht man vom Vieh, so muß man immer dabei sagen: Gott behüte es, sonst kann es behext werden. Der Fremde muß beim Öffnen der Stalltür sagen: „Glück in dem Stall!"

9. Schweinchen und Kälber werden nur am Dienstag oder Freitag abgesetzt, sonst hat man kein Glück damit.

10. Beim Abholen der Ferkel darf man sich den Korb, worin sie nach Hause getragen werden, nicht heben lassen; auch muß man ohne Aufenthalt damit fortgehen. Damit die Schweinchen sich leicht an den Stall gewöhnen, muß der Verkäufer ihnen „Wöhnebrot" mitgeben.

11. Eine Katze darf man nicht zum Fenster hinauswerfen, sonst wirft man auch das Glück hinaus.

12. Von Mäusen angefressenes Brot schützt, wenn man es ißt, vor Zahnweh.

13. Eine Ehe wird nur dann glücklich, wenn bei der Hochzeit etwas zerbricht.

14. Kleine Kinder werden über den Brotteig gehalten, daß sie denselben mit den Lippen berühren. Davon sollen die Zähnchen leicht durchbrechen.

15. Hat jemand ein Tier gekauft, dann läßt er es über dreierlei Eisen zum Stall hineingehen. Auf diese Weise können die Zauberer dem Tiere nichts anhaben, und es gedeiht gut.

16. Manche Leute stellen, wenn sie einen Knecht oder eine Magd mieten, den Betreffenden etwas Essen oder Trinken vor, um zu sehen, ob sie schnell oder langsam essen; denn ebenso, meinen sie, arbeiteten sie auch.

7. Nachtwächterrufe.

In Breitau:

Hört, ihr Herren, und laßt's euch sagen:
der Hammer hat zehn geschlagen.

Zehn Uhr ist es an der Zeit,
lobet Gott in Ewigkeit.
Wenn andre Leute schlafen gehn,
muß ich noch auf der Straße stehn,
wünsch' ich euch eine gute Nacht,
nehmt auch das Feuer und Licht in acht!

Um 2 Uhr:

Ihr lieben Christen, seid munter und wacht,
der Tag vertreibt die finstre Nacht;
ihr wißt nicht, welche Stunde Gott bestimmt,
und euch mit seiner Gnade wegnimmt.

In Waldkappel:

Abends:

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
die Glocke hat zehn geschlagen.
Verwahrt das Feuer und auch das Licht,
daß in der Stadt kein Schaden geschicht,
und lobet Gott den Herrn.

Um 3 Uhr:

Ihr lieben Christen, seid munter und wacht,
der Tag vertreibet die finstere Nacht,
und wenn der liebe Gott kömmt
und uns in Gnaden abnimmt,
der immer uns bewahr
vor jeder Gefahr.
Die Glocke hat drei geschlagen.

In Hilgershausen:

Um 9 Uhr: Wie oben.

Um 3 Uhr:

Der Tag vertreibet die finstere Nacht,
ihr lieben Christen, seid munter und wacht;
Gott hat euch treu bewahret
vor Feuer und allem Schaden
und lobet Gott den Herrn.

Der Nachtwächter in Oberhone durchwandert mit einem langen Horn den Ort und ruft oder singt nach dem Abblasen der einzelnen Stunden noch heute folgende Strophen:

Um 10 Uhr:
So legt euch denn, ihr Brüder,
in Gottes Namen nieder,
kalt weht der Abendhauch.
Verschon' uns Gott mit Strafen
und laß uns ruhig schlafen
und unsern kranken Nachbar auch.
(M. Claudius.)

Um 12 Uhr:
Und wo in stiller Mitternacht
ein Herz in Schmerz und Kummer wacht,
Gott geb' ihm Ruh' zu dieser Stund'
und mach' es fröhlich und gesund.

Um 1 Uhr:
Und wo mit Satans Macht und List
ein Dieb auf dunkeln Wegen ist,



Ed. Thiele phot.

Nachtwächter in Oberhone.

ich will's nicht hoffen, doch geschieht's,
geh' heim, der Richter droben sieht's.
(Hebel.)

Um 11 Uhr:
Wie ist die Welt so stille
und in der Dämm'rung Hülle
so traulich und so hold,
als eine stille Kammer,
wo ihr des Tages Jammer
verschlafen und vergessen sollt.
(M. Claudius.)

Um 2 Uhr:
Ihr lieben Christen, seid munter und wacht,
der Tag vertreibt die finstre Nacht.
Wenn ihr nun ausgeschlafen habt

und von Gott das Leben habt,
so wünsch' ich euch einen guten Morgen!
Gott möge heut' auch für euch sorgen.
Zwei ist es an der Zeit,
lobt Gott in Ewigkeit!

Beim Mondschein dagegen:

Der Mond ist aufgegangen,
die goldnen Sternlein prangen
am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
und aus den Wiesen steiget
der weiße Nebel wunderbar.

Eine andere Reihenfolge ist diese:

Um 9 Uhr:

Neun ist es an der Zeit,
lobet Gott in Ewigkeit!
Wenn alle Herr'n zu Bette gehn,
muß ich als Wächter draußen stehn,
so nehmt das Feuer und Licht in acht,
ich wünsch' euch eine gute Nacht!

Um 10 Uhr:

Sing', bet' und geh' zur Ruhestatt!
Wer nun ein gut Gewissen hat,
schläft sanft und wohl; im Himmel wacht,
ein stilles Aug' die ganze Nacht.

Um 11 Uhr:

Hin geht die Zeit! Elf schlägt die Uhr,
laß, armes Herz, dich warnen,
der Satan folgt der dunkeln Spur,
die Seele zu umgarnen.

Um 12 Uhr:

Zwölf ist's! Nun scheidet sich die Zeit,
richt' auf den Herrn dein Sinnen:
es kommt der Herr der Herrlichkeit
und führet dich von hinnen.
Tut auf das Herz, laßt ihn hinein,
der Herr will euer Führer sein.

Um 1 Uhr:

Und wenn schon wieder, eh' es tagt,
die schwere Sorg' am Herzen nagt:
du armer Tropf, so quäl' dich nicht,
Gott weiß und sieht, was dir gebricht.

Um 2 Uhr:

Die Morgenröt' am Himmel steht,
steh auf und denk' ans Frühgebet,
dank Gott und fasse frohen Mut,
geh ans Geschäft und halt' dich gut!

In der Neujahrsnacht:

Das alte Jahr vergangen ist,
das neue eingetreten ist,
drum wünsch' ich dem Gemeinderat
ein glückseliges, ein friedfröhliches,
gesegnetes neues Jahr,
Friede und Gesundheit,
Friede und die Ewigkeit
jetzund und immerdar.
Nun wünsch' ich dem Herrn Lehrer heut'
immer Glück und immer Freud'
und ein glückseliges, ein friedfröhliches,
gesegnetes neues Jahr,
Friede und Gesundheit,
Friede und die Ewigkeit
jetzund und immerdar!
Nun wünsch' ich der Gemeinde auch
glückliches Wachsen, wie die Blätter am Strauch,
den Reichen und Armen
Gottes Erbarmen,
die Witwen und Waisen
mög' Gott stetig speisen,
den Großen und Kleinen
ein innig Vereinen,
Friede und Gesundheit,
Friede und die Ewigkeit!
Auch mög' uns Gott bewahren
vor Hungers- und Wassersnot,
Pestilenz und schnellem Tod,
und das ganze Vaterland
vor Krieg, Aufruhr und Feuerbrand!

In Unhausen: Auf einem kleinen Horne bringt der Nachwächter beim Abrufen der einzelnen Stunden zunächst einen langgezogenen Ton hervor,

dann sagt er die Uhr an und bläst darauf so viel kurze Töne, als die Uhr geschlagen hat. Nur in der Mitternachtsstunde der Neujahrsnacht macht er eine Ausnahme; da wünscht er, nachdem die Uhr angesagt ist, den Ortsbewohnern das „neue Jahr", und dieser Spruch lautet:

„Ich wünsche der ganzen Gemeinde ein glückseliges neues Jahr
und bitte den lieben Gott,
er möge uns bewahr'
vor aller Gefahr,
vor allen bösen Krankheiten, vor Feuer und vor Wassersnot,
auch vor einem bösen, schnellen Tod;

sondern wir bitten ihn, er möge uns schenken seinen Segen in den Häusern, in den Ställen, auf dem Feld und allerwegen. Nochmals wollen wir den lieben Gott bitten um gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn u. dergl., denn das liebe neue Jahr geht an, das alte hat ein End'; es jauchzt und freut sich jedermann mit Herzen, Mund und Händen zu unserm Gott im Himmelsthron, dankt ihm und seinem lieben Sohn, auch Gott dem heiligen Geiste.

Jahre kommen, Jahre schwinden,
und der Jugend Traum entflieht.
Blumen, die wir heute finden,
Kränze, die wir heute binden,
sind oft morgen schon verblüht.
Jahr, so reich an manchen Freuden,
reich an mancher süßen Frucht,
danken woll'n wir, eh' wir scheiden,
lebe wohl auf deiner Flucht.
Was wir nun verlebet haben,
das decke, Herr, nun zu,
und was wir noch zu leben haben,
da sei du Regierer zu.
Mit Gott fangt an, mit Gott hört auf,
das ist der beste Lebenslauf. Amen.

8. Mundartliches. Volkshumor in Sprüchen und Redensarten.[1])

Hambartel = Joh. Bartholomäus. Hampeter, Hanjust.
Kannadem = Joh. Karl Adam.
bremmeln = vor sich hinsprechen.
Rimwelchen = Mehlklößchen.
Reist, Reistchen, Kniestchen = Brotstück, besonders der erste Abschnitt, auch der Rest.
Zetel = herabhängender Kleiderfetzen.
Kutzen = Husten, aber auch ein Gewirr von Haaren und Federn.
Heinzemann = Kater.
Happel, Hippelchen = Ziege.
Schlammer = Schwätzerin.
Kalatsche, Schlawake = Frau, die Dorfneuigkeiten umherträgt.

1) Manche der nachstehenden Benennungen sind auch im fränkischen Niederhessen gebräuchlich.

Schingleich, Schingfell — unartiges Kind.
spelln gehn — besuchen gehen.
Dust — junges Mädchen.
Saras — geriebener Mensch.
(Auch in Niederhessen üblich.)

Schlätten, Schnüften, Schnüten — Ausdrücke für Mund.
Huttich, Huppich — schlauer Mensch.
Windsack — Lügner.
Krutsch, Krätzsch — schwächlicher Mensch.
schnankern und schnücken — naschen.
Gurren — stumpfes Messer.
Gurre — dürres, mageres Tier,
müllschen — Mund hängen lassen, schmollen.
henst — jenseits. „henst der Werr" — jenseits der Werra. (Wanfried.)
kersch („e" hell) ist einer, der nur Gutes essen will.
ablingern, quanzen — abschwätzen.
pleppen — rauchen. Plepppfiefen.
Wezel — dicker Mensch.
Lotschbeiwel = schlapp gehender Mensch.
Wacken = Spielkugeln der Knaben von Stein.
Leich(t) = Spielkugeln der Knaben von Ton.
Hickert, Bickert = große Spielkugeln.
Siesten = Wanne, geflochtener Korb, den man beim Ausgraben der Kartoffeln braucht.
Hotzen, die, = Wiege.
beken = schreien.
keifen, kneifen = bissig schelten.
Heusessen = Eidechse.
Blingeschleisen = Blindschleiche.
Spitzenkrämer = jemand, der durch höhnische Worte verletzt.
spiken = höhnen.
Trebs, Dräwes = Dreieck, Dreifuß. Kartoffeln im Drebs pflanzen.
Tadel — Zigeunerfrau, auch andere schmutzige Frau.
Hitschen, die, = kleiner Schlitten, auch Rütsche.
Schurre = Eisbahn der Kinder.
Horwand, Harwand = eine Mauer aus Fachwerk, die zwei „Hofraiten" voneinander scheidet.[1]
Ribs, das, — irdener Milchtopf; im Volksmund: Rämwes.
Treffurtstock — Gehstock. In Frieda heißt der Gehstock „Stadtstock". („Stadt" gesprochen — Staatstock.)
questen = hochmütig gehen. „Da quest er hin".
Elschen unter der Hecke — die Waldanemone.
„Stroh in den Schuhen haben" — die Worte eines anderen zweideutig verdrehen.
„Die Stube ist nicht gekehrt"; diese Redensart wird angewandt, wenn Leute von geschlechtlichen Dingen reden und Kinder gegenwärtig sind.
bruhen = gedeihen. Unrecht bruht nicht. „Wem die Pferde bruhen und die Weiber sterben, der wird ein reicher Mann."
Flärren haben — nicht gescheit sein.
Nicht bei Hessengroschen sein — nicht alle Sinne haben.
Würzhop = Gemüsegarten. (Breitau.)
Leiben, Leiwen = Räume im Hause, die man mit der Treppe erreicht. Das Wort bedeutet Wohnung. „Er sah ihn, wie er leibt und lebt". Er sah ihn, wie er wohnt und lebt.
riesen und bopsen = fallen (des Obstes).
Riesebeeren = gefallene Birnen.
Suermaasch = Sauerampfer.
Nisteln = von unsichtbarer Hand etwas bescheren.
Truffel = Trauben.
Gackeleischen = Anemone.
Wiederkappen = Akelei.
Schwilmen = langes Gras.
Zitterveilchen = Zittergras.
Butterlatten = Huflattich.
Keimedutzen = Herbstzeitlose.
Bißding = jedes Insekt.
Kälberkern = Kälberkropf.
reite sein = fertig sein.
Salvete = Serviette. Mit Salvete zu

1) Vergl. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen.

zu reden = mit Ehrfurcht mit jemand reden.
annegehen = fortgehen.
„Kirschen", „Kerschen" = Brunnenkresse.
Zwicksveule = Zwicksvögel = Schmetterlinge.
Homitzen = Ameisen.
Kippe = Tasche.
Gaaken = Raben.
Küchenfäng (Kücken, Küchleinfänger) = Habicht.
Geschel = Peitsche.
Gischel = Deichsel.
Quäddel, Ränzel = unruhiges kleines Kind.
Bißmützchen = Kind, das widerspricht.
Kotel = schmutzige Frau.
Morchel = dürres Pferd.
Trutsch = schlechte Kaffeebrühe.
kätscheln = an schwer zu kauenden Speisen herumbeißen.
tratschen = das Ein- und Auslaufen der Kinder.

Wie der Mann, so die Wurst.
Ungeladene Gäste stellt man hinter die Tür.
Dumm wie ein schwarz' Schwein.
Die Dummen werden nicht alle, und wenn vom Schock fünf Mandel sterben.
Bei dem sind die Augen größer als der Magen.

Wer sein Geld nicht kann sehen liegen,
der kaufe Tauben und lass' sie fliegen.

Wenn man teilt die Güter,
ändern sich die Gemüter.

Der hat eine Elle geschluckt, sagt man von dem, der besonders gravitätisch geht.
Ein langer Weg wird „langmütig" genannt.
Eine schwergehende Pumpe nennt man eine „schwermütige" Pumpe.
Ein Buch mit vielen Seiten (dickes Buch) ist ein „langweiliges" Buch.
Ein Mann, der mit jedem freundlich redet, ist ein „gar gemeiner Mann".

Hat sich ein Mädchen besonders schön geschmückt und gekleidet, so sagt man (nicht ironisch zu verstehen): „Sie hätt' sich greiligen und abscheulichen zurechte gemacht."

Sehen die Kinder einen geordneten Kranichzug hoch in der Luft, dann wechseln sie schnell ihre Schuhe oder „Schluppen" und stecken ein Messer in den Erdboden — nun muß der Schwarm unbedingt sich auflösen.

Wenn in der Nacht ein grollendes Gewitter aufsteigt, so heißt es: „Der wilde Jäger" oder auch „der wilde Fuhrmann" hält seinen Umzug.

Ruft im Frühjahr zum erstenmal der Kuckuck, so heißt es: „Der Speck ist riffe" (reif), d. h. er darf gegessen werden.

Als Unglückstag gilt der 2. Januar, der „Waldmännchenstag"; an ihm reist niemand.

Den Hunden hexen — den Hund hetzen.
Ich hab's im Griff, wie der Bettelmann die Laus.
Wenn der Bettler nichts haben soll, verliert er das Brot aus der Kötze.
Der hat mehr zu tun wie sieben Betteleute.
Drei Dingen kehren nie zurück:

Der Pfeil, der abgeschossen,
das Wort, das ausgesprochen,
die Tage, die verflossen.

Im Februar sieht man lieber einen Wolf im Feld als einen Ackersmann.
Das Geld gibt man aus, den „Spuk" behält man im Haus.

9. Besondere Getränke und Gebäcke.

„Cofend“ oder „Trinken“ nennt man in Breitau ein Getränk, das während des ganzen Jahres, am meisten aber zur Erntezeit, gebraut wird. Die Herstellung desselben ist folgende: Malz, Wacholder, Weizenkleie und Hopfen werden $1^1/_2$ Stunden in einem Kessel gekocht. Dann läßt man das Getränk abkühlen, bis es lauwarm ist. Nun setzt man Hefe hinzu, und nach 12 Stunden kann man dieses bierähnliche Getränk trinken. Es sieht trübgelb aus, schmeckt stark nach Hefe, ist durstlöschend und nicht berauschend. Statt des Kaffees wird auch hier ein Getränk aus gebrannten Möhren bereitet.

Zu erwähnen ist noch die an vielen Orten beliebte Truffel(Trauben=)milch, welche aus Schmant, Weintrauben, Zucker und Zimmet bereitet wird.

Die von Teig aus Gerstenmehl auf besonderem Eisen gebackenen dünnen Kuchen werden Eisen= oder Steinkuchen genannt.

Besondere Gebäcke kommen hier weiter nicht vor. Die wohl überall bereiteten „Kachelkuchen“ haben ihren Namen daher, daß sie nicht in einer Form, sondern nur auf der Platte der Kachel gebacken werden.

10. Gebetschläge.

Das Sprechen von kurzen Gebeten während der sogen. „Gebetschläge“ ist nur noch hier und da üblich. An manchen Orten sagen die Leute: Gott wales (Gott walte es). In Breitau pflegen fromme Leute noch zu beten:

„Wenn die Glocke dreimal schlägt,
zum Gebet mein Herz sich regt,
und ich fühle mich erhoben,
dich dreiein'ger Gott zu loben,
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist,
dich mein Herz mit Andacht preist.“

11. Grabdenkmäler und Grabinschriften.

Auf dem Friedhofe zu Breitau und Weißenborn stehen merkwürdige Leichensteine aus dem Jahre 1813. Den auf den Schneefeldern Rußlands Gebliebenen hat man nämlich große gemeißelte, rechteckige Denksteine gesetzt. Auf dem einen Steine in Breitau ist der Abschied eines Sohnes von seinen Eltern dargestellt. Der Sohn sitzt zu Pferde.

Von den Inschriften mögen folgende mitgeteilt werden:

1. Hier schläfst du, Mutter, nun in Frieden
und ruhst im kühlen Erdenschoß.
Gott hat den Frieden dir beschieden,
nach langem Weh' ein schönes Los.

2. Wenn auch das Herze bricht,
daß uns dies Kind genommen,
so klagen wir doch nicht,
es ist zu Gott gekommen
und schaut sein heilig Angesicht.

3. Die Gattin starb mir viel zu früh,
zu früh auch für die Meinen,
die alle wehmutsvoll um sie
mit mir, dem Vater, weinen.
Gott, welches Leiden, welcher Schmerz,
mir blutet immer mehr das Herz
bei meiner Kinder Tränen.

4. Steh', Wandrer! Denn du trittst zu einem Grabe,
das edler Gatten Körper in sich schließt,
auf welches, als des frommen Dankes Gabe,
gerührt so manche Träne niederfließt.

5. Ich warte mit Verlangen,
euch im Himmel zu empfangen.

6. Hier schlummert sie, die Gattin meines Lebens;
mein Teuerstes trug man zum Grab hinab.
Auf kurze Zeit nur ward sie mir gegeben;
als Muster edler Tugend sank sie in das Grab.

7. Gute Eltern, weinet nicht,
wißt ihr doch, daß Jesus spricht:
Laßt die Kindlein zu mir kommen.
Ja, der Heiland Jesus Christ,
der auch stets mein Heiland ist,
hat mich aufgenommen.

8. Die bestimmten Jahre sind gekommen. Ich gehe hin des Wegs, den ich nicht wiederkommen werde.

9. Du hast die Leiden überwunden,
du hast's getragen unverzagt;
du hast in schweren langen Stunden
nicht über Gottes Rat geklagt.

10. Der Tod schlägt tiefe Wunden,
dies habe ich empfunden,
seitdem ich dich verlor.
Ich weine mit fünf Kindern;
Gott wird die Schmerzen lindern,
zu ihm sehen wir empor. (Breitau.)

11. Hochbejahrt durch Gottes Gnade
gingst du hier zur Ruhe ein;
deine Güte, teurer Vater,
wird uns unvergeßlich sein.
Dankbar fließen unsre Tränen
auf dein kühles Grab;
sieh mit einem Blick voll Liebe
segnend noch auf uns herab.

12. Selig sind die Toten, die im Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.

13. Du stehst verklärt nun in der Engel Chören,
am Throne Gottes, wo die Palmen wehn.
Einst, wenn auch wir den Ruf des Vaters hören,
beglückt uns ein frohes Wiedersehn.

14. Er ging dahin, den meine Seele liebte,
der treuen Gattin und der Kinder Glück.
Er ist dahin, den nie mein Herz betrübte
und läßt mich trauernd hier zurück.

15. Wer Gott vertraut,
hat wohl gebaut
im Himmel und auf Erden.
Wer sich verläßt
auf Jesum Christ,
dem muß der Himmel werden.

16. Schlummer sanft hier unter diesem Hügel,
ach, auf Engelsflügeln flog deine Seele
zu Gottes Ruh'.

17. Du schiedest schnell; im tiefsten Schmerz ließt du verwaist uns stehn. Nur ein Trost verbleibt dem armen Herzen: Es gibt ein Wiedersehen!" (Waldkappel.)

Buchstäbliche Abschrift eines Grabsteins in Hilgershausen:

18. „Allhier ruhet auf hoffnung einer fröhlichen auferstehung zum ewigen Leben. Der Ehrbahre Joh. Fincke welcher im Jahr 1693 den 7 Dezember in Dudenrode gebohren, Anno 1713 den 16. October allhier zum Schulmeister Konfirmiert Anno 1716 den 24. November mit Martha Elisabeth Heckemännin, Ehelich Copuliret; mit deren er in einer gelegneten Ehe gezeuget 2 söhne und 4 Töchter der sohn aber seines Amts nachfolger worden. Anno 1744 den 9 Juli, da er verunglückter Weise bey grasmehen sich in eine sense gestoßen da er innerhalb 2 stunden durch ein starkes bluten sein leben beschloßen da er alt war 50 Jahre 8 Monate."

XII.

Das Schmalkalder Land.

Von

August Vilmar,
Metropolitan und Kreisschulinspektor in Schmalkalden.

Junge seine „Scheumpfere", mit der er „geht". Ist das Mädchen aber etwa 17—18 Jahre alt, dann hat dasselbe und vielleicht noch mehr die fürsorgende Mutter große Sorge, daß es „sitzen" bleibt.

Die Gesichtszüge der Bewohner sind oft recht markiert, das Auge lebhaft, die Farbe der Augen variiert vom Blau bis zum tiefen Dunkel. Das Haupthaar ist gleichfalls von verschiedener Farbe, doch ist die blonde nur selten vertreten. Die Bewohner zeichnen sich fast durchgängig durch rasche Bewegungen, durch Tätigkeit, Findigkeit, Geschmeidigkeit, Gewandtheit und Begabung zu jeder Art Hantierung aus. Ausgerüstet mit viel natürlichem Verstand und mit einer guten Portion Mutterwitz, ist der Schmalkalder im Besitz einer sehr geläufigen Zunge, worin sich das weibliche Geschlecht namentlich auszeichnet und dem männlichen naturgemäß weit über ist. Im großen und ganzen sind die Bewohner gutmütig. Und mit der Gutmütigkeit verbinden sie Freundlichkeit, Höflichkeit, Gefälligkeit und viel Sinn für Wohlanständigkeit. Doch wird ihnen auch vorgeworfen, daß sie zwar die Worte gar schön und gefällig zu setzen verstünden, daß aber wenig Verlaß darauf sei, daß sie verschlagen, heimtückisch und undankbar seien. Auch Mangel an Gründlichkeit, eine allzu große Leichtlebigkeit, die oft zum Leichtsinn ausartet, sowie ein alles mit ätzender Lauge übergießender Spott sollen die wenig lobenswerten Eigenschaften im Charakter sein. Das trifft allerdings vielfach zu, doch hat Verfasser eine ganze Anzahl kennen gelernt, welche diese unschönen Eigenschaften nicht aufzuweisen hatten, auf die sich vielmehr unbedingt zu verlassen war, die durchaus treu, anhänglich und dankbar sind.

Der Schmalkalder ist heiter und lebensfroh und, wenn es die Verhältnisse einigermaßen gestatten, stets aufgelegt zu Scherz und lustiger Rede, zu Gesang, Musik und Tanz. Vergnügungssüchtig ist man in hervorragendem Maße. Kein Fest, ja auch kaum ein religiöses Fest, wird gefeiert, bei dem nicht Bier, Bratwurst in eine Semmel gelegt, Musik und Tanz die Ergänzung bilden.

Mit ihrem Grundsatz leben und leben lassen, verbinden die Bewohner aber auch zugleich einen gewissen Hang zu Streit und Zank. Denn der Schmalkalder ist überaus leicht erregbar und empfindlich und neigt dann oft zum heftigsten Zorn. Doch ebenso schnell sind die Zorneswolken wieder verschwunden. Man kann ihn mit den Bächen in seinen Bergen vergleichen, die bei etwas reichlicherem Regen schnell anschwellen und sich brausend in die Tiefe stürzen. Doch währt das Sausen und Brausen, das Grollen und Murren nicht lange, und das Bächlein fließt wieder ruhig und friedlich in seinem Bett. So auch die Bewohner. — Besonders hervorzuheben ist auch die große Reinlichkeit. Jeden Sonnabend werden in den Häusern selbst der Ärmsten, Hausflur und Türsteine gescheuert. Die Sitte, die Haustürsteine mit Kalk „anzuziehen" findet sich noch sehr viel, wenn auch nicht mehr durchgehend.

Zu den Liebhabereien der Schmalkalder gehören vor allem Blumen

und Vögel. Wer kein Gärtchen besitzt, hat jedenfalls ein Blumenbrett voller Blumen vor seinem Fenster stehen. Die „Orikeln“ (Aurikeln) und „Nägele“ (Nelken) sowie Rosmarin und Myrten und andere Blumen stehen besonders in Gunst. Und wie man seine Blumen sorgfältig hegt und pflegt, so auch die Vögel. So ziemlich in jedem Wohnzimmer findet man ein oder mehrere Vogelbauer mit einem Kanarienvogel, Fink oder anderen Vogel. Besonders beliebt sind die Kreuzschnäbel. Denn die Meinung ist überall verbreitet, daß dieselben gegen Feuersgefahr, Blitz und Verbreitung von Krankheiten schützen. Als in einem Dorfe bei einem ausgebrochenen Feuer ein kleines Häuschen verschont blieb, während ringsum alle anderen Gebäude niederbrannten, so fand man das ganz natürlich. Denn der Bewohner des Häuschens war im glücklichen Besitze eines Kreuzschnabels.



Meurer phot.

Mädchen.

Wie die übrigen Thüringer hat auch der Schmalkalder große Liebe und Begabung für Musik. In jedem Ort ist ein Singverein, wohl auch ein Kirchenchor, die sich die Pflege der Musik angelegen sein lassen. Auch die Kirchlichkeit verbunden mit viel Sinn für Wohltätigkeit ist anerkennend hervorzuheben.

Was die **Tracht** der Bevölkerung betrifft, so hat der alles nivellierende Zug der Zeit leider mit den alten Eigentümlichkeiten arg aufgeräumt. Dies ist bei der Tracht der Männer weit gründlicher der Fall als bei den mehr am Alten hängenden Frauen. Tracht der Bauern war früher eine gestickte Zipfelmütze, blauer Kittel bis an die Knie, Gamaschen und Schnürschuhe. Jetzt sieht man diese Tracht fast nicht mehr. Nur in Springstille hat sich die alte Tracht noch am meisten erhalten, in Barchfeld tragen ganz alte Männer beim Abendmahl noch den Dreimaster.

Auch bei den Frauen ist namentlich der malerische Kopfputz immer mehr im Abnehmen. Viele der schönsten Mützen und andere schöne Schmuckstücke liegen für immer in der „Lade“, andere werden von den Alten des Dorfes zur Kirche und bei festlichen Gelegenheiten noch getragen. Aber auch diese letzten Reste sind im Verschwinden begriffen, so daß in nicht zu ferner Zeit die alte Tracht durch die städtische Kleidung verdrängt sein dürf-

Der erwähnte charakteristische Kopfputz heißt **Hait-**, d. h. **Kopflappen**. Dieser „Haitlappen" ist ein dunkles oder farbiges Tuch, das je nach Zweck und Gelegenheit des Tragens aus Seide, Wolle oder Kattun, jedoch meist aus Wolle, besteht. Er wird turbanähnlich um das hochgekämmte und zu einem „Nest" geordnete Haar gewunden. In den Tüchern der Mädchen und jungen Frauen sind an zwei Ecken bunte Blumen eingestickt. Die Tücher werden so gebunden, daß über der Stirn sich der Knoten befindet und daß zu beiden Seiten der Stirn oder auf dem Knoten selbst die Blumen sichtbar sind. Die Zöpfe sind bei Mädchen und jungen Frauen von dem Tuch nicht bedeckt. Die Tücher der älteren Frauen sind schwarz und haben keine Stickerei, sie werden teils so gebunden, daß wie bei den Mädchen die Zöpfe nicht bedeckt sind, teils so, daß eine Ecke, ein Dreieck bildend, von der Stirn nach hinten über den Kopf zu liegen kommt und dadurch das Haar bedeckt. Jedes Dorf hat seine Eigentümlichkeit in Farbe, Stickerei und Art des Bindens. Interessant ist der Anzug der sogenannten „**Flitterbraut**"[1] in Brotterode. Über das bunte, seidendurchwirkte „Sürkismieder" wurde die ausgeschnittene, goldgeschmückte, mit rotem Brustlatz versehene Jacke gezogen. Den Hals schmückte eine Kette aus schwerem Goldfiligran, „ausgegrabene Körnerkette" genannt, mit dem Henkeldukaten. Schwerer, vielfaltiger, schwarzer, bis auf die Füße reichender Tuchrock mit schwarzem Band benäht, Hackenschuhe und weiße Strümpfe. Der eigenartigste Teil der Tracht war wieder der Kopfschmuck. Die beiden von rotgeblümtem Seidenband umwickelten Zöpfe waren in Schleifen geordnet, das ganze Haar aber mit dem goldenen Flitterband eingehüllt. Mit diesem wurde im Nacken der „Ankerbusch", eine rotseidene Rosette, verbunden. Über das Ganze erhob sich die „Krone", d. h. der Brautkranz aus Flitter,



Brotterode,
„Flitterbraut" und Brautjungfer.

1) Vom mittelhochd. vlëdern = flattern. Das fliegende Haar war stets der Schmuck und die Ehre der deutschen Jungfrau. Gefallene Mädchen haben kein Recht, aufgelöstes Haar zu tragen.

Silberdraht und Perlen. Ein wichtiges Stück der Tracht war auch das große, spitzenbesetzte Taschentuch, das in einer Ecke die Anfangsbuchstaben des Brautpaares enthielt. An einer über die Schulter geschlungenen goldenen Kette (als Sinnbild der Treue) war das Tuch mit langer, roter Schleife befestigt. Der einfachere Anzug der Brautjungfer bestand aus dunkelgrünem, faltigem Tuchrock, den untern Rand mit hellgrünen „Galonen“ besetzt, silbergesticktem Sürkismieder geschnürt und mit Brustlatz, weißer, weiter Leinenschürze mit rotem „Schurz“ (Band); gleicher Halskette wie bei der Flitterbraut. Den Kopf schmückte der „kleine Hait“ mit drei Bandrosetten. Vorn am Kopf war das Stirntuch befestigt aus klarem Batist, über die Augen schleierartig fallend, lange, baumwollene Handschuhe am Oberarm mit roter Schleife zusammengefaßt. (Thüringer Monatsblätter 1894, Nr. 4.)



Meurer phot.
Bergmann und Frau.

Charakteristisch an der Tracht sind auch die Mäntel, die noch überall auf dem Lande von dem weiblichen Teile der Bevölkerung getragen werden. Schon im Jahre 1422 verfügte ein Mann über den zum Nachlaß seiner Ehefrau gehörigen „guten kirsbrunen Mantel“. Die gewöhnlichen Mäntel sind aus einfachem oder buntem Kattun mit Pelerine gefertigt, die Abendmahlsmäntel mit schwarzem Tuche mit ebensolcher Pelerine und Kragen. Die Machart ist verschieden, auch der Kragen wird öfters mit Sammet angefertigt. Selbst im Sommer wird der Mantel ebensowenig abgelegt als der Haitlappen. Die Mäntel eignen sich vorzüglich zum „Einhocken“ der kleinen Kinder.

Die übrige Tracht ist anliegende Jacke mit etwas Puffärmeln, dunkelgrünem Rocke, welcher mit einem breiten Streifen Tibet besetzt ist. Ältere Frauen haben auch ihre besondere Abendmahlstracht: einen schwarzen Mantel, eine schwarze mit Spitzen und Bändern versehene Haube, über welche eine weiße, ebenfalls mit Spitzen und Bändern versehene Haube gezogen ist. Auch kommen noch vereinzelt „Schnippenhauben“ vor, sowie bei Beerdigungen weiße Hauben.

Hier sei auch noch der besonderen Tracht der sogenannten

meister gedacht. Heiligenmeister werden die Männer genannt, welche in der Kirche den Klingelbeutel herumtragen, die für richtige Aufbewahrung des Opfers sorgen müssen und später das gesammelte Geld zählen. Sie tragen als Amtstracht in der Stadt ein vom Rockkragen herabhängendes Mäntelchen und ein Barett, das demjenigen des Geistlichen fast gleich kommt. In Steinbach-Hallenberg ist es ein großer Mantel mit faltenreichem Kragen. In allen übrigen Ortschaften haben die Heiligenmeister keine besondere Tracht mehr.

Nachdem wir die Bewohner und ihre Tracht kennen gelernt haben, sei nunmehr ein Überblick über die Sitten und Gebräuche der Bewohner gegeben. An den wichtigeren Stationen des menschlichen Lebens gliedert sich dieser Überblick am besten an.



Meurer phot.

Ehepaar aus Springstille.

Der **Storch,** der Lieblingsvogel der Frau Holle, der Beschützerin der Ehe, bringt auch im Kreis Schmalkalden die kleinen Kinder, nur pflegt er es in viel reichlicherem Maße zu tun als in vielen anderen Gegenden. Der Kinderreichtum ist außerordentlich groß. Recht früh pflegt man zu heiraten, oft ein und mehr Jahre, ehe der junge Mann zum Militär eingezogen wird. Daher ist es gar nichts Seltenes, daß 30—35jährige Eheleute bereits ein halbes Dutzend und mehr Kinder haben und Großmütter, die 40 Jahre oder wenig älter sind, trifft man allerorten an. Ist ein **Kind geboren,** so machen bald Freundinnen und Nachbarinnen ihren Glückwunschbesuch. Da aber doch unter den Gratulanten eine Hexe sein könnte, so wird zu deren Abwehr eine Axt und ein Besen kreuzweise auf die Haustürschwelle gelegt. Gefährlich ist es auch, wenn eine Besucherin nicht Platz nimmt, sie kommt dann leicht in den Geruch einer Hexe, nimmt aber auch dem Kinde die Ruhe mit. Nur wenig ist noch die Sitte vorhanden, daß bis zur Taufe bei dem Kinderbett ein Licht brennen muß oder daß nachts die Tür verriegelt oder besser mit einem Schurzband verschlossen wird, damit böse Zwerge oder schlimme Wassermenschen keinen Wechselbalg oder Wasserkind unterschieben. Vor etwa 50 Jahren war diese Sitte noch allgemein herrschend (vgl. Danz und Fuchs S. 212). Auf dem Lande vermeidet man

es auch jetzt noch, das Neugeborene vor der Taufe ins Freie zu bringen. Denn nach germanischer Anschauung frißt die Sonne die Kinder. Darum werden auch die Täuflinge auf dem Gang zur Kirche sorgfältig unter Tüchern verwahrt. Solange das Kind nicht getauft ist, darf nichts aus dem Hause verborgt werden, und die Wöchnerin selbst darf nicht eher unter einer Dachtraufe hergehen, bis sie in der Kirche gewesen ist und Gott durch ein Opfer gedankt hat, sie darf auch bis zu 6 Wochen nicht auf den Friedhof gehen und kehrt bei Leichenbegleitungen stets vor demselben um. Kommt sie von ihrem ersten Kirchgang zurück, so muß sie dem Kinde dreimal stillschweigend in den Mund hauchen, damit es auch ferner vor Zauberei bewahrt bleibe. Dieser Kirchgang der Wöchnerinnen kommt indessen immer mehr ab, in der Stadt ist kaum noch etwas davon übrig, aber auch auf dem Lande bringt man bereits vielfach das Kind schon vor der Taufe ins Freie, und die Mutter geht öfters aus, ohne zur Kirche zu gehen.

Schon vor der Geburt des Kindes, oder wenigstens bald nachher, sehen sich die Eltern nach einen Paten um. Die Einrichtung der **Patenschaft** steht namentlich auf dem Lande in großem Ansehen. Der Pate, der „Döte" heißt, ist eine sehr wichtige Persönlichkeit. Freilich sind mit diesem Ehrenamt auch große Ausgaben verbunden, die oft weit über die Verhältnisse hinausgehen. Denn schenken muß der Döte seinem Döten nicht nur bei der Taufe, sondern alljährlich bis zur Konfirmation, zu Weihnachten oder Neujahr, und zum Osterhas, aber auch am Geburtstag, am Markttag wie eigentlich zu jeder irgend passenden Gelegenheit. Die Geschenke bestehen in Kleidungsstücken, Geld, Backwaren und dergl. Am ersten Weihnachtsfest, welches der kleine Weltenbürger erlebt, wird derselbe von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet. Zum letzten Male wird zur Konfirmation geschenkt und dann oft auch ein ganzer Anzug, zum mindesten jedoch ein Gesangbuch. Besucht der kleine Pate zum ersten Male seinen Paten, so bekommt er von demselben einige Eier, sogenannte „Schwatzeier", welche ihm um den Mund gestrichen werden. Der Kleine lernt dann das Sprechen besser.

Unter keinen Umständen darf sich ein Pate zu diesem Ehrenamt anbieten, denn dann entwickelt sich das Kind nicht gut, er muß vielmehr vom Kindesvater gebeten werden, welch letzterer in einigen Orten als Anerkennung für die erwiesene Ehre einen kleinen Schmaus erhält. Die Patenschaft auszuschlagen gilt als ein Schimpf, nur darf eine guter Hoffnung lebende Frau ein Kind nicht über die Taufe halten, wenn es nicht dem Täufling wie dem eigenen Kinde schaden soll. Sehr oft geben die Paten ausschließlich dem Kinde den Namen ohne vorherige Verständigung mit den Eltern, meist jedoch verständigen sie sich dieserhalb mit letzteren [illegible]. besonders die unverheirateten, laden unter ihren Kamerad[illegible]

„Zeugen“ ein, die bei der Tauffeier zugegen sind. Diese revanchieren sich für den oft recht opulenten Taufschmaus dadurch, daß sie ein Geschenk den Kindeseltern geben. Dasselbe besteht meist aus Geld, oft 3—4 Mark, der Pate gibt indessen dieses Geschenk nicht, ihm liegt dagegen ob, unter allen Umständen von jeder aufgetragenen Speise zu genießen, damit der Pate in seinem Leben hübsch artig von allen Speisen ißt. Daß man sich zum Tauffest sonntäglich kleidet, ist selbstverständlich, hauptsächlich aber kommt es darauf an, daß der Pate ein reines Hemd anzieht, denn alsdann wird das Kleine reinlich werden. Ebenso muß er vor der Taufe ein gewisses Bedürfnis verrichten, da dies vor dem Bettnässen bewahrt. Ein gleicher Grund der Reinlichkeit mag es auch sein, wenn die Wöchnerin mit ihrem Kinde beim ersten Kirchgang nicht bloß ein reines, sondern ein neues Kleidungsstück anlegt.

Bei dem Gange zur **Taufhandlung** trägt die Hebamme den Täufling. Nur noch in wenig Ortschaften besteht die schöne Sitte, daß zur Taufe geläutet und vor, sowie nach dem Taufakt ein oder mehrere Gesangbuchsverse gesungen werden. Diese Ehre wird aber nur den ehelich geborenen Kindern zuteil. Wenn wir das Verschwinden dieser schönen Sitte beklagen, so kann man sich über eine andere im Aussterben begriffene üble Gewohnheit freuen. Das ist der Aberglaube, daß mehrere Kinder nicht aus einem Wasser getauft werden dürfen, da sonst eins davon stürbe. Jedoch darf in einigen Orten, wenn Junge und Mädchen zusammen getauft werden, wenigstens der Junge nicht zuerst getauft werden, da das Mädchen sonst einen Bart bekommt. Bei der Taufhandlung, die in manchen Orten zu der Zeit nicht vorgenommen wird, in welcher ein Grab offen steht, darf der Täufling nicht schreien, da sonst die Eltern mit der Erziehung viel Mühe haben.

Nach beendigter Taufhandlung wird der Täufling von dem weiblichen Paten oder von der Frau, Tochter oder Anverwandten des männlichen Paten in den Mantel „eingehockt“. Ist die Pate noch Mädchen, so trägt sie wie auch ihre Kameradinnen ein mit allerlei Blumen und goldenem Blattflimmer geziertem Kranz auf dem Kopfe. Über das „eingehockte“ Kindchen wird ein weißes und darüber ein buntseidenes Tuch gehangen. In einigen Orten werden beim Gang zur Taufhandlung andere Tücher über das Kind gehangen als auf dem Nachhauseweg. Es sind weiße Tücher oft mit eingestickten biblischen Bildern. Damit aber das Kleine recht früh laufen lernt, ist es Pflicht der Paten, auf dem Nachhauseweg so schnell wie möglich zu gehen, noch besser, wenn auch eine Strecke Weges gelaufen wird. Sobald man zu Hause angelangt ist, wird dem Täufling ein Angebinde in das Wickelkleidchen gesteckt. Das ist der so wichtige „Dötebütel“ (Patenbeutel). Daß die Eltern es gern sehen, wenn der Beutel mit recht

viel Geld beschwert wird, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Doch soll der Beutel möglichst von allen Münzsorten ein Stück enthalten, damit es seinem Inhaber nie an Geld fehlt. Auch andere Dinge werden in den Beutel getan. In einigen Ortschaften erhalten die Knaben einige Stahlfedern und einen Griffel, die Mädchen eine Nadel mit Faden, der wohl auch durchaus ein roter Seidenfaden sein muß. Die Kinder lernen dann besser.

Einige Bräuche, wodurch Kinder gedeihen, seien hier noch kurz erwähnt. Unter einem Jahre darf kein Kind in den Keller getragen werden, da es sonst graue Haare bekommt, auch nicht auf den Boden, sonst wird es mit Spinnflecken behaftet. Auch müssen die Fingernägel des Kindes nur abgebissen, nicht abgeschnitten werden. Wer aber das erste Zähnchen entdeckt, hat Anspruch auf ein Geschenk. Dies und die Ansicht, daß der Mairegen den kleinen „Hotzelklos“ groß mache, ist auch sonst bekannt. Doch darf das Kind vor dem Ablauf des ersten Jahres nicht in den Regen getragen werden, sonst bekommt es Sommersprossen, es darf auch in keinen Spiegel sehen, sonst wird es ein Spitzbube, in keinen Stall kommen, sonst bleibt es nicht am Leben. Vor dem 9ten Tage darf nichts aus dem Hause verborgt werden, sonst können die Hexen an Kind und Mutter. Kommt beim Waschen oder Bleichen etwas von der Kinderwäsche fort, so behält man das Kind nicht lange. Vor Hexen schützt man Kinder, aber auch Erwachsene, indem man abends und morgens drei Kreuze († † †) auf die Brust macht und dabei dreimal spricht: Das walte Gott der Vater, der Sohn und der hl. Geist, oder: Im Namen Gottes des Vaters rc. †. Um den Kindern das Zahnen zu erleichtern, sowie um sie vor dem „Abnehmen“ zu schützen, bringt man sie nachts 12 Uhr an einen Kreuzweg, man kann ihnen aber auch das Zahnen erleichtern, wenn man Ober- und Unterlippe mit siebenerlei Eisen bestreicht, etwa mit Zange, Hammer, Bohrer, Broste, Messer, Gabel, Nagel, Feile, Nadel usw.

Ist nun das Kind soweit herangewachsen, daß es zur Schule geschickt werden muß, so erhält es am Tage der **Schuleinführung** von Eltern und Paten eine Zuckerdüte, die aber nicht nur Zuckersachen, sondern auch sonstige Eßwaren, wohl auch ein Abcbuch sowie Schiefertafel mit Griffel usw. enthält. Diese Zuckerdüten haben nach und nach eine solche Größe angenommen, daß sie fast so groß sind als der kleine Schulrekrute selbst und kaum von dem glücklichen Besitzer getragen werden können. In manchen Orten wird den Kindern vorgeredet, daß die Rosinen usw. in der Zuckerdüte von dem im Keller des Lehrers wachsenden „Rosinenbaum“ geschüttelt wurden. Die Düte selbst besteht aus buntem Papier mit möglichst vielen schönen oder unschönen Bildern.

Der **Konfirmationstag** wird als ein besonders wichtiger Tag auch im Kreise Schmalkalden gehalten, allerdings bei vielen Kindern nur insofern, als sie von den lästigen Schulbänken nunmehr befreit sind, und bei vielen Eltern, weil sie ihre Kinder von der Tasche loswerden oder in ihnen eine Stütze zu erhalten hoffen. Überall ist die Sitte verbreitet, daß nicht nur die Kirche mit Kränzen und Girlanden geschmückt wird, sondern auch das Haus des Pfarrers und Lehrers. Auch Tannenbäumchen werden vor beiden Häusern bis zur Kirche aufgestellt. An die Haustür, an die Tür der Sakristei und an die Orgel erhalten Pfarrer und Lehrer einen Kranz mit einer schriftlichen Widmung darin angeheftet. Dabei muß man mehr den guten Willen der Kinder anerkennen, als sich an der Poesie der Widmung erbauen wollen. Denn diese ist oft wenig erhebend, wenn nicht ein Vers aus dem Gesangbuch oder ein Bibelwort gewählt ist. Während des Einsegnungsaktes wird mit allen Glocken geläutet, wodurch die Feierlichkeit recht gehoben wird. Vor oder nach dem Kirchgang besuchen die Konfirmanden ihre Paten und bedanken sich für den christlichen Namen und alles Gute, was sie von ihnen erhalten haben. Am Nachmittag ziehen die Neukonfirmierten im Ort umher und erhalten in jeder Familie, wo ein Kind konfirmiert ist, Kaffee und Kuchen, wohl auch Bier und Wein.

Ein reicher Kranz von Sitten und Gebräuchen umgibt wie überall so auch hier das Eingehen in die **Ehe**. Schon zur Konfirmation bekommen die Mädchen oft von ihren Paten ein Myrtenstöckchen geschenkt, damit davon einst der Brautkranz gefertigt werde. Schlimm ist es, wenn der Stock verdirbt, die Arme bleibt dann sitzen. Doch hört man auch das vollständig Entgegengesetzte, nämlich das Verschen: „Wo Myrte gedeiht, wird niemals gefreit." Man denkt also, wie aus diesem Brauch hervorgeht, schon sehr zeitig ans Heiraten. Es wird die „Scheumpferei" sehr frühe und in großem Maßstabe betrieben. Trotzdem kommt es auch gar nicht selten vor, daß zwei, die viele Jahre miteinander „gegangen" sind, wie der Ausdruck dafür schlechthin lautet, sich später wegen eingetretener Zwistigkeiten, aus Familienrücksichten oder andern Gründen doch nicht heiraten. Vielfach jedoch heiratet man sich, nachdem man Jahre lang (oft 5—10 Jahre) „Scheumpfer" und „Scheumpfere" gewesen ist. Doch auch das kommt recht oft vor, namentlich in der ärmeren Bevölkerung, daß man eine Ehe eingeht, nachdem man sich vielleicht nur ein einziges Mal gesehen hat und sich daher gar nicht kennt. Da nun unsere heutige Gesetzgebung es den jungen Leuten so überaus leicht macht zu heiraten, so ist es nicht zu verwundern, daß in solcher so schnell und oft in unüberlegtester Weise geschlossenen Ehe öfters die unglücklichsten Verhältnisse entstehen. Da das schöne Geschlecht bekanntlich besonders gern heiratet, so ist dasselbe natürlich sehr begierig zu

erfahren, wann dieses zu erstrebende Ziel erreicht wird, wie der Liebste heißt, wes Standes er ist usw. Wie sonst im lieben Vaterland, erfährt man am Rufe des Kuckucks nicht nur, wie lange man noch lebt, sondern auch, wie lange man noch warten muß, bis man in den Hafen der Ehe einläuft. Auch das ist ein untrügliches Zeichen, wenn man morgens recht früh an das Hühnerhaus klopft: gackert eine Henne, so muß die Arme noch warten, erhebt aber der Hahn seine Stimme, so ist es ein gutes Zeichen. Beim Zupfen der Johannisblume, die schlechthin die „Scheumpfersblume" heißt, erfährt die Schöne, wes Standes der Zukünftige ist und wie seine Liebe beschaffen, durch Werfen aber einer Obstschale über den Kopf, das hier und da in der Neujahrsnacht geschehen muß, welches der Anfangsbuchstabe im Namen des zu Erhoffenden ist. Haben sich dann zwei gefunden, und hat der Bursche das Mädchen zum ersten Male nach Hause begleitet, so sind die teils freudigen, teils neidischen Kameraden und Kameradinnen eiligst bei der Hand, dies wichtige Ereignis dem ganzen Orte kund zu tun. Dies geschieht, indem sie vom Hause des Schätzchens bis zu dem des Liebhabers Tannennadeln oder Sägespäne oder die Abfälle von Flachs (sogenanntes „Ulen" niederhessisch: „Aen") streuen. Wenn sich ein Verhältnis wieder löst oder der Bursche eine andere heiratet, so wird der bisher Verehrten entweder eine Kötze mit durchbrochenem Boden oder eine Puppe an einer Stange vor das Haus gehängt. In einigen Orten wird auch den in nicht erlaubtem Umgange Stehenden „gestreut" oder an ihrem Hause wird eine Stange befestigt und ein alter Korb darauf gestülpt.

Ist nun lange genug „scheumpferiert" und die Zeit da, daß es mit dem Heiraten Ernst wird, so ist der Tag, wo das Paar „geschrieben" wird, bereits ein Festtag. Er heißt der „Hingabetag".[1]) Selbstredend darf auch da schon der Schmaus nicht fehlen. Auch Nichtgeladene werden regaliert. Hat das junge Paar noch einen Paten, so erhält derselbe eine Flasche Wein mit Zwieback oder auch am Hochzeitstag einen Kuchen. Heiratet aber ein Mädchen in einen andern Ort, so wird ihm am Hochzeitstag ein Ständchen gebracht. Die Sänger erhalten vom Bräutigam Geld, welches natürlich alsbald vertrunken wird. Dies nennt man „das Fell vertrinken". Der Bräutigam kauft hierdurch gleichsam seine Braut von den Burschen des Ortes los. Die eigentliche **Hochzeit** dauert 2—3 Tage. „Gefallene" Paare haben indessen keinen Anspruch weder auf kirchliche Ehren noch auf größere Hochzeitsfeierlichkeiten, sie halten eine „stille Hochzeit". Bei solennen Hochzeiten findet schon etwa 8 Tage vorher der sogenannte „Rahmabend" statt.

1) Nach altgermanischem Brauche wurde die Verlobung bereits bindend für Braut und Bräutigam angesehen.

meister gedacht. Heiligenmeister werden die Männer genannt, welche in der Kirche den Klingelbeutel herumtragen, die für richtige Aufbewahrung des Opfers sorgen müssen und später das gesammelte Geld zählen. Sie tragen als Amtstracht in der Stadt ein vom Rockkragen herabhängendes Mäntelchen und ein Barett, das demjenigen des Geistlichen fast gleich kommt. In Steinbach-Hallenberg ist es ein großer Mantel mit faltenreichem Kragen. In allen übrigen Ortschaften haben die Heiligenmeister keine besondere Tracht mehr.

Nachdem wir die Bewohner und ihre Tracht kennen gelernt haben, sei nunmehr ein Überblick über die Sitten und Gebräuche der Bewohner gegeben. An den wichtigeren Stationen des menschlichen Lebens gliedert sich dieser Überblick am besten an.



Meurer phot.
Ehepaar aus Springstille.

Der **Storch,** der Lieblingsvogel der Frau Holle, der Beschützerin der Ehe, bringt auch im Kreis Schmalkalden die kleinen Kinder, nur pflegt er es in viel reichlicherem Maße zu tun als in vielen anderen Gegenden. Der Kinderreichtum ist außerordentlich groß. Recht früh pflegt man zu heiraten, oft ein und mehr Jahre, ehe der junge Mann zum Militär eingezogen wird. Daher ist es gar nichts Seltenes, daß 30—35jährige Eheleute bereits ein halbes Dutzend und mehr Kinder haben und Großmütter, die 40 Jahre oder wenig älter sind, trifft man allerorten an. Ist ein **Kind geboren,** so machen bald Freundinnen und Nachbarinnen ihren Glückwunschbesuch. Da aber doch unter den Gratulanten eine Hexe sein könnte, so wird zu deren Abwehr eine Axt und ein Besen kreuzweise auf die Haustürschwelle gelegt. Gefährlich ist es auch, wenn eine Besucherin nicht Platz nimmt, sie kommt dann leicht in den Geruch einer Hexe, nimmt aber auch dem Kinde die Ruhe mit. Nur wenig ist noch die Sitte vorhanden, daß bis zur Taufe bei dem Kinderbett ein Licht brennen muß oder daß nachts die Tür verriegelt oder besser mit einem Schurzband verschlossen wird, damit böse Zwerge oder schlimme Wassermenschen keinen Wechselbalg oder Wasserkind unterschieben. Vor etwa 50 Jahren war diese Sitte noch allgemein herrschend (vgl. Danz und Fuchs S. 212). Auf dem Lande vermeidet man

es auch jetzt noch, das Neugeborene vor der Taufe ins Freie zu bringen. Denn nach germanischer Anschauung frißt die Sonne die Kinder. Darum werden auch die Täuflinge auf dem Gang zur Kirche sorgfältig unter Tüchern verwahrt. Solange das Kind nicht getauft ist, darf nichts aus dem Hause verborgt werden, und die Wöchnerin selbst darf nicht eher unter einer Dachtraufe hergehen, bis sie in der Kirche gewesen ist und Gott durch ein Opfer gedankt hat, sie darf auch bis zu 6 Wochen nicht auf den Friedhof gehen und kehrt bei Leichenbegleitungen stets vor demselben um. Kommt sie von ihrem ersten Kirchgang zurück, so muß sie dem Kinde dreimal stillschweigend in den Mund hauchen, damit es auch ferner vor Zauberei bewahrt bleibe. Dieser Kirchgang der Wöchnerinnen kommt indessen immer mehr ab, in der Stadt ist kaum noch etwas davon übrig, aber auch auf dem Lande bringt man bereits vielfach das Kind schon vor der Taufe ins Freie, und die Mutter geht öfters aus, ohne zur Kirche zu gehen.

Schon vor der Geburt des Kindes, oder wenigstens bald nachher, sehen sich die Eltern nach einen Paten um. Die Einrichtung der Patenschaft steht namentlich auf dem Lande in großem Ansehen. Der Pate, der „Döte" heißt, ist eine sehr wichtige Persönlichkeit. Freilich sind mit diesem Ehrenamt auch große Ausgaben verbunden, die oft weit über die Verhältnisse hinausgehen. Denn schenken muß der Döte seinem Döten nicht nur bei der Taufe, sondern alljährlich bis zur Konfirmation, zu Weihnachten oder Neujahr, und zum Osterhas, aber auch am Geburtstag, am Markttag wie eigentlich zu jeder irgend passenden Gelegenheit. Die Geschenke bestehen in Kleidungsstücken, Geld, Backwaren und dergl. Am ersten Weihnachtsfest, welches der kleine Weltenbürger erlebt, wird derselbe von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet. Zum letzten Male wird zur Konfirmation geschenkt und dann oft auch ein ganzer Anzug, zum mindesten jedoch ein Gesangbuch. Besucht der kleine Pate zum ersten Male seinen Paten, so bekommt er von demselben einige Eier, sogenannte „Schwatzeier", welche ihm um den Mund gestrichen werden. Der Kleine lernt dann das Sprechen besser.

Unter keinen Umständen darf sich ein Pate zu diesem Ehrenamt anbieten, denn dann entwickelt sich das Kind nicht gut, er muß vielmehr vom Kindesvater gebeten werden, welch letzterer in einigen Orten als Anerkennung für die erwiesene Ehre einen kleinen Schmaus erhält. Die Patenschaft auszuschlagen gilt als ein Schimpf, nur darf eine guter Hoffnung lebende Frau ein Kind nicht über die Taufe halten, wenn es nicht dem Täufling wie dem eigenen Kinde schaden soll. Sehr oft geben die Paten ausschließlich dem Kinde den Namen ohne vorherige Verständigung mit den Eltern, meist jedoch verständigen sie sich dieserhalb mit letzteren. Die Paten, besonders die unverheirateten, laden unter ihren Kameraden sogenannte

die älteren Leute dagegen nur ein weißes und darüber ein schwarzes Tuch. In neuerer Zeit ist die Unsitte, viele und kostbare Kränze auf den Sarg zu legen, auch ganz allgemein geworden. Die früher fast allgemein üblichen „Leichenschmäuse" sind indessen glücklicherweise ganz beseitigt. —

Nach den Hauptstationen des Lebens sei ein Blick geworfen auf die Hauptzeiten des Jahres sowie einzelner bemerkenswerter Tage.

Am **Weihnachtsfest** pflegen in den meisten Ortschaften am ersten Festtag früh oder am Abend vorher besondere Lichterkirchen gehalten zu werden. In der Stadt wird am heiligen Abend um 6 Uhr und am ersten Festtag früh 6 Uhr von jeder der vier Turmseiten von der städtischen Kapelle ein Choral geblasen. Dies Choralblasen findet ebenso auch am ersten Advent, zu Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten statt. Die Stadtkasse zahlt dafür laut alter Verpflichtung 150 Mark. Früher wurde auch vom reformierten und lutherischen Kirchenchor eine kurze Motette gesungen. Dieser Gesang ist jedoch seit Ende der 80er Jahre unterblieben. Überall in den Häusern der Stadt und sehr viel auf dem Lande brennen die Weihnachtsbäume. Das alte Wahrzeichen Schmalkaldens ist indessen nur noch ganz vereinzelt anzutreffen. Es bestand in einer Pyramide. Dieselbe war vierseitig, schön geputzt mit Grün und Lichtern und in mehrere Felder geteilt, in welchen allerlei Bilder angebracht waren, die auf die Festgeschichte Bezug hatten. Die Pyramiden, jetzt die Weihnachtsbäume, wurden früher stets und werden jetzt noch sehr oft zuerst angesteckt nicht am heiligen Abend, sondern am ersten Weihnachtstag morgens gegen 5 oder 6 Uhr. Die Gewohnheit des Schenkens ist auch allgemeiner geworden, ursprünglich war aber der Neujahrstag der eigentliche Tag der Geschenke. Als Weihnachtsgebäck werden fast ausschließlich die sogenannten Christscheite oder Christstollen gebacken. Es sind Kuchen in der länglichen Form eines Brotes. Die drei Weihnachtstage werden als für das Wetter in den drei großen Ernten des nächsten Jahres ausschlaggebend gehalten, also das Wetter des ersten Festtages für die Heuernte, des zweiten für die Getreideernte, des dritten für die Grummet- und Kartoffelernte. Während des Läutens am heiligen Abend wird in einem Ort der Spinnrocken gewickelt, mit einem seidenen Band geputzt und in ein Fenster gestellt, von dem man nach der Richtung sehen kann, wohin man im nächsten Jahre den Lein säen will. Der Flachs gerät dann gut. Die Meinung ist überall verbreitet, daß das, was man in den 12 Nächten (von Weihnachten bis Dreikönigstag) träumt, in Erfüllung gehe.

Mehr als das Weihnachtsfest hat das **Neujahrsfest** an Sitten und Gebräuchen aufzuweisen. Eigentlich gehören beide Feste zusammen, denn hier wie dort sind es altgermanische Gebräuche zur Feier des Julfestes, i

noch bestehen, und nur sehr wenige dürften ausschließlich christlichen Ursprungs sein. Sehr viel wird das neue Jahr durch Läuten mit den Glocken, durch Lob- und Danklieder seitens des Singchores entweder vom Turm oder auch (und hier zeigt sich der heidnische Ursprung) an den verschiedenen Brunnen des Ortes begrüßt. Es ist ein erhebendes Gefühl, in das man versetzt wird, wenn mitten in stiller Nacht, z. B. in der Stadt Schmalkalden, die „große Oster" ihre herrliche Stimme erschallen läßt. Auf den Dörfern versäumt es auch der Nachtwächter nicht, seine Glückwünsche darzubringen und erhält dafür von den Einwohnern ein Geschenk. Gebacken werden die auch sonst üblichen Julräder und verschiedene Jultiere, d. h. Brezeln und Kringel, Drewerling, Dillili, Hufeisen, Hindlöft, Vogelnester, überzuckerten Kalmus, Burkhardswecke. Wem es das Jahr über nicht am Geld fehlen soll, der esse am Silvestertag Linsen, am Neujahrstag Unterkohlrabi, Blaukohl, überhaupt grünes Gemüse. Doch darf von dem Gericht nichts übrig bleiben! Der echte Schmalkalder aber muß sich am Neujahrstag seines Lieblingsgerichtes gänzlich enthalten. Wer nämlich an diesem Tage die vielgeliebten Klöße, die man auch „Hübes" nennt, und die sonst an keinem Sonn- und Festtag fehlen dürfen, ißt, bekommt angeblich unzweifelhaft Knoten am ganzen Leibe. — Fast überall, wenigstens auf dem Lande, wird zu Neujahr geschenkt, namentlich müssen die Paten schenken. Am Neujahrstag darf man das, was man kauft, nicht bezahlen. Das scheint abermals ein Rest vom alten Julfest zu sein, an welchem alles frei war. Auch die Gewohnheit scheint darauf hinzudeuten, daß in einigen Orten die Stammgäste in der Silvesternacht von dem Wirte Speise und Getränke frei erhalten; es ist vielleicht auch nicht so unwahrscheinlich, daß auch das Trinkgeld, welches die Kaufleute den bei ihnen im Jahre Ware holenden Dienstmädchen zu Neujahr geben, noch ein Rest vom alten Julfest ist.

Auch außerdem ist mit der Neujahrsnacht viel Aberglauben verbunden. Wer von Rheumatismus geplagt ist, muß in der Neujahrsnacht eine Muskat in die Tasche stecken und das ganze Jahr darin tragen, um sie in der nächsten Neujahrsnacht zu erneuern. Man wird dann den Rheumatismus alsbald los und bleibt vor ihm bewahrt. Eine Person, die in der Neujahrsnacht etwas zerbricht, wird im neuen Jahre sterben. Das Bleigießen, Tischrücken, Kehren der Zimmer um Mitternacht von jungen Mädchen, weil sich dann ihr Zukünftiger zeigt, und vieles andere ist überall im Schwange. Eine wunderbare Gewohnheit dürfte nicht so allgemein bekannt sein. Um nämlich das Wetter des Jahres zu erkunden, wird eine Zwiebel in 12 Schalteile zerlegt. In jedes dieser 12 Näpfchen, welche die 12 Monate bedeuten, streut man etwas Salz und schreibt mit einem Zettel auf jedes Näpfchen einen Monatsnamen. Die trocken bleibenden Näpfchen bedeuten trockene,

die nassen nasse Monate. — Auch das Wetter in der Neujahrsnacht soll für das Jahr ausschlaggebend sein.

Vor noch nicht langer Zeit fand zu Neujahr oder auch schon zu Weihnachten in einigen Kirchspielen ein Umsingen statt, es ist indessen jetzt nicht mehr üblich. Nur Türmer, Glockenläuter und Kurrendschüler in der Stadt haben noch das Recht des Umganges, doch auch nur in den eingepfarrten Orten, während sie für die Stadt etwa seit 1868 aus der Stadtkasse entschädigt werden.

Der zweite Januar war bis vor kurzem mit einer Sitte verbunden, welche diesen Tag zu einem heiß ersehnten für alle Kinder, aber auch für Erwachsene machte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend zogen die Kinder, groß und klein, reich und arm, von Haus zu Haus und erhielten allerlei Kleinigkeiten: Geld, Äpfel, Nüsse, Honigkuchen, ja selbst Stecknadeln und dergl. Von diesem Laufen und Springen hatte dieser Tag den Namen „Laufneujahr". Die Obrigkeit hat sich bewogen gefunden, diese allerdings noch aus dem Heidentum stammende Sitte wegen des dabei öfters vorgekommenen Unfugs zu verbieten. Aber trotz Polizeiverbots hat sie noch nicht ganz ausgerottet werden können.

Im Anfang Januar findet auf den Dörfern die sogen. „Heiligenrechnung" statt. Kirchenälteste, die hier stets den würdigen Namen „Kirchenväter" haben, Heiligenmeister, Lehrer und Pfarrer versammeln sich, um das im Jahre eingegangene Kirchenopfer zu zählen. Dabei werden denn, meist alle zwei Jahre, die neuen Heiligenmeister gewählt. Haupterfordernis bei dem zu „kürenden" Heiligenmeister ist das, daß derselbe mit „Ehren" in die Ehe getreten ist. Hierauf sehen die Gemeinden sehr streng. Denn der Heiligenmeisterposten ist die erste Staffel zum Kirchenvater, und dieser muß ein völlig einwandfreies Leben hinter sich haben. Das „Küren" des Heiligenmeisters mit besondern Feierlichkeiten, nämlich mit einem von dem Neugewählten zum besten zu gebenden Schmaus, findet sich nur noch in einem Ort.

Der Februar bringt **Lichtmeß** und **Fastnacht**. Auch diese beiden Feste dürften früher als ein Fest gefeiert worden sein, und erst durch das Christentum sind zwei geworden. Schon die Worte Lichtmeß und Fastnacht, richtiger Fasenacht, d. h. Schwarmnacht (von mhchd. vasenaht) weisen darauf hin. Es war das Fest des beginnenden Frühlings. An vielen Orten des Kreises werden Lichtmeß und Fasenacht zwei Tage lang bei Schmaus und Tanz gefeiert. Fast in jedem Hause werden sogen. „Kröpferchen" und Kuchen gebacken. Es wird auch verschiedentlich noch streng daran festgehalten, daß am Fasedienstag Reisbrei und Zwetschen und am Mittwoch Sauerkraut und Schweinefleisch gekocht wird. Deshalb heißen auch

Tage der „Kesselei“, Kranz- und Flecktag“. Die erwachsene Jugend hält sich wohl ein Festmahl, die Mädchen besorgen Kuchen und andere Speisen, die Burschen das Getränk. In Schwarza pflegen die Dienstboten zu „scherzen“[1]. Hin und wieder wird der „Schermaier“ von seiner Liebsten den ganzen Tag bewirtet. Dafür hat er auch die Ehre, ihr am folgenden Tage die „Scherzlade“ in das neue Heim zu fahren.

Im März wurde früher in der Stadt Schmalkalden das von den Bewohnern und besonders der Schuljugend lang ersehnte **Gregoriusfest** gefeiert. Auch das ist heidnischen Ursprungs. Denn schon im Heidentum fanden Schul- und Kinderfeste statt. Dieselben wurden später zu Ehren des um die Erziehung hochverdienten Papstes Gregor des Großen († 12. 3. 604) das Gregoriusfest genannt. In der Woche des 12. März wurde das Fest wie überall so auch in Schmalkalden gefeiert, hier nahmen aber nur die Knaben, nicht auch die Mädchen, daran teil. Es wurde gefeiert durch Umzug in der Stadt unter Absingen von Liedern, worauf dann die Schüler Brezeln, genannt „Philippchen“, erhielten. Auch für die übrige Stadt war es ein Festtag, alle Werktagsarbeit ruhte. So ist dieses Fest wohl auch in Schmalkalden fast ein Jahrtausend gefeiert worden, zum letzten Male 1869. Der damalige Bürgermeister Burhenne hat wie so manchen andern alten Brauch auch diese Feier beseitigt. An Stelle derselben trat von 1870—1892 ein allgemeines Schulfest, das mit einer Andacht in der Kirche begann und auf einem freien Platze mit Spiel, Musik, Bratwurst mit Semmel und Bier bis zur Nacht fortgesetzt wurde. Seit 1892 ist auch dieses Fest nicht mehr gehalten worden, angeblich, weil bei der sehr angewachsenen Kinderschar der Stadtsäckel allzusehr belastet wurde. Es dürfte wohl für immer zu Grabe getragen sein.

Zu **Ostern** wird das auch sonst so beliebte Osterwasser und zwar vor Sonnenaufgang und stillschweigend noch ziemlich allgemein geholt, da dasselbe von besonderer Kraft sein soll. Es schmecke wie Wein, und wer es trinkt oder sich damit wäscht, bleibt von allen Übeln befreit. Auch die mit dem Wasser begossenen Pflanzen entwickeln sich besser, auch gehen die Hasen nicht an solche Pflanzen. Hin und wieder werden auch Tannen oder junges Grün in und vor die Türen gesetzt. Der Osterhase bringt auch hier überall die bunten Eier, er ist nur etwas früher da als in mancher andern Gegend, denn er legt die Eier bereits am Gründonnerstag, und in der Nacht zum Gründonnerstag steckt er den Kindern in die ins Fenster gestellten Pantoffeln allerlei Zuckersachen. Und wie die Kinder vom Oster-

1) Weigand, Deutsches Wörterbuch Bd. II S. 567, 4. Aufl. (nach ihm wörtlich Kolbe) leitet das Wort scherzen ab vom niederhochd. scerôn, d. h. schnarchen, ruhen, feiern. Doch heißt es auch z. B.: der Müller scherzt die Mühle, d. h. bringt die Mühle zum Stillstehen.

hasen beschenkt werden, so beschenken sich die Menschen gegenseitig, namentlich muß der Pate seinem „Döten" schenken.

Eine Hauptrolle spielt noch der **Walpurgistag.** An diesem Tage oder oder auch am Himmelfahrtstag, zu Pfingsten oder zu Johanni werden die Brunnen mit Maibäumchen, meist eine Weißbirke oder Äste davon, geschmückt. Der Maibaum ist das Malzeichen altgermanischer Gerichtsbarkeit. Man huldigte der in den Bäumen sich aufhaltenden Gottheit. Die Bäumchen erhalten heute als Schmuck bunte Bänder, auch Papierstreifen, auf welchen allerlei Sprüche geschrieben werden, Eierschalen, Tapetenreste usw. In die Kirchen, vor und in die Häuser werden ebenfalls Birken gesetzt. Auch der „Scheumpfere" wird wohl von ihrem Scheumpfer ein Maibäumchen vor das Haus gesetzt. Der Walpurgistag stand von jeher in hohem Ansehen. Seit unvordenklicher Zeit hat Schmalkalden einen Walpermarkt. Nicht weit vom „heiligen Grab" bei Arbach liegt das „Walperloo". Dort wächst auch das sonst seltene Pflänzchen „Walpurgiskraut" (botrychium lunaria). Die kleinen Mädchen laufen am 30. April und 1. Mai mit bunten Papiermützen und langen Papierstreifen hexenartig aufgeputzt umher, um von bösen Jungen, den „Walpermännchen", verfolgt zu werden. Das „Hexendreikreuz" wird noch vielfach an alle Türen am Vorabend des Walpurgistages gemacht, um den Hexen den Eingang zu verwehren. Um diese Zeit pflegen die Spitzen an den Laubblättern der Herbstzeitlose zu verdorren. Man sagt, die Hexen haben daraus Salat gemacht.

Das **Johannisfest** war bekanntlich einst das Fest der Sommersonnenwende. Schon viele Jahrhunderte früher, ehe der ernste Wüstenprediger geboren wurde, der dem Fest den Namen gab, wurde dieser Tag von vielen heidnischen Völkern und auch von unseren Vorfahren festlich begangen. Die früher allgemein angezündeten Johannisfeuer sind jetzt nur noch vereinzelt zu sehen.

Die Johanniswoche ist für die Stadt Schmalkalden die **Kirmeswoche**, während in den Dorfschaften die Kirmes im Herbste gefeiert wird. Seit der obrigkeitlichen Anordnung, daß die Kirmessen nur 3 Tage dauern dürfen, ist denselben die Lebensader unterbunden, obgleich, wie ein begeisterter Schmalkalder mit Stolz ausruft, seit Jahrhunderten (mit einer einzigen Ausnahme) Roheiten und Ausschreitungen nie vorkamen. Die heutigen Schmalkalder Kirmessen sind kaum noch der Schatten von den früheren. Dazu kommen auch die sonstigen überaus zahlreichen Vergnügungen, die vielen Tanzereien, die Vereinsfeste, Fahnenweihfeste, Stiftungsfeste, Sedanfest, das 8 Tage lang währende Schützenfest usw. (ist doch wenigstens im Sommer an jedem Sonntag irgendwo „was los"), so daß man nicht mehr [illegible] hat und auch kaum noch Lust verspürt, eine ganze Woche lang Kirm[illegible]

feiern. Aus den 8 Tagen Kirmes, die man nach dem Ausspruch des Landgrafen Moritz den Leuten im Jahre gern lassen soll, sind wohl 50 und mehr geworden. Dem alten Schmalkalder schlägt freilich das Herz höher bei dem Gedanken an seine Kirmes. „Mei han Kermes" — damit wurden alle Sorgen über Bord geworfen und sich von Herzen einmal so recht ausgetollt. Kein Wunder, daß darum einst eine Deputation von Schmalkaldern sogar nach Kopenhagen wanderte, um bei Landgraf Friedrich I., der zugleich König von Schweden war, die Zurücknahme eines Kirmesverbots zu erwirken. Das Schmalkalder Wochenblatt von 1846 enthielt die Anzeige, daß einem Professionisten am 5ten (!) Kirmestag entwendet worden seien: ein Vorrat von 7—8 Rosinenkuchen, 5 Eierkuchen, 4 Butterkuchen und 1 Schneckenkuchen, woraus sich ein Schluß auf den Verbrauch im allgemeinen ziehen läßt. Ein Konditor versicherte, daß er seine Einnahmen während der Kirmes auf 200 Taler (darunter für nicht weniger als 80 Pfd. gebrannte Mandeln) anschlagen könne. Und bekannt dürfte auch weiterhin sein, daß früher der Schmalkalder, wenn es sein mußte, sein Handwerkszeug versetzte, um nur flott die Kirmes feiern zu können, um aber auch hernach das Versetzte mit viel Mühe wieder einzulösen. Die Kirmesstimmung gibt das folgende Gedicht wieder:

Gehanni, bann die Rose blün,
do rappelt Groß un Klei',
es zockt in gahnze Li eröm
un föhrt enn in die Bei'.

Wer jeden Tohk an Appes los
un alle Sonntig Ball
so ihs me doch der Meining nooch,
die Kirmes mätt me hall!

Und ehr me sich's nör rähcht versit,
ihs sche' Musik bestehlt;
of Teufel hol mich get's denn los,
verrockt ihs Jonng un Ahlt!

Ob vill o'r wenk ze schicke ihs,
kei Guckuck fregt darnach!
Bann alles önnerstells öl erscht get
bos nözt das vill Gefrag? —

Es wörd gebröckt, 's wern Kränz gebrocht,
die Vorsche schaffe Gähld,
der Stoot wörd hüsch zerähcht gemacht, —
bann's au bu annerscht fählt!

Conzert un Dahnz un Kirmeszähk,
Trärär'm bei Bier und Wi'
un Stännerle un Frühstöck au, —
so get die Woche hi'!

Um bäste hun's die Scheumpfersch-Lüt:
Shot Mütterle gerähnt,
un meist kei Hoind, hot sü se' kricht,
o'r hot si se gegähnt!

Doch gohn ze ball ihs alles all,
der Bütel stüpperleer!
och, bann in liebe, lange Johr,
nör ümmer Kirmes wär!! —

Jedes der Schmalkalder Tore hat seine Kirmes, außerdem gab es noch eine Hofstädter und Klösterer Kirmesgesellschaft, genannt nach zwei in der Mitte der Stadt liegenden Straßen. Den hochaufgerichteten Kirmesbaum haben nur die „Stillertörer". Er wird mit Musikbegleitung auf dem Tanz-

platz aufgerichtet, oben ist eine zierlich geputzte große Puppe befestigt. Darüber geht folgende Sage. Als die Landgräfin Hedwig Sophie († 1683) in Schmalkalden residierte, verirrten sich einst auf einem Spaziergang ihre beiden Töchter im Döllendorf, einem nach einer Wüstung genannten Waldtale. Dort fand die von ihrem Waldausflug zurückkehrende Stillertörer Kirmesgesellschaft die angstvoll rufenden Kinder und brachte sie in festlichem Zuge in die Arme der hohen Mutter zurück. In ihrer Herzensfreude habe die Fürstin den glücklichen Findern eine ansehnliche Stiftung gemacht, von der es in Zukunft freies Getränk gab. Die alljährliche Anbringung der Puppe solle den künftigen Geschlechtern diese Geschichte in das Gedächtnis zurückrufen. Es ist dies eben weiter nichts als Sage. Interessant ist dabei, daß man sowohl das Gregoriusfest (s. oben) als auch die Stiftung des Martini-Mostes (s. unten) ähnlich im Munde des Volkes ableitet. Darnach soll ein am Rennstieg verirrter Wanderer durch den gewaltigen Klang der „großen Oster"-Glocke auf den rechten Weg gelenkt worden sein und daraufhin eine bedeutende Stiftung gemacht haben.

Jede Kirmes hat ihre „Brücke", die mit Tannengrün geschmückt, fast die ganze Straßenbreite einnimmt. Die „Zeremonienmeister" sorgen für Ordnung, die jungen Leute tanzen, die Kinder tummeln sich umher, die Männer sitzen nicht weit davon, spielen und zechen, die Frauen sehen dem Tanze zu, schwatzen und scherzen. Wenn es dunkel geworden ist, schwingen aber auch die älteren Leute noch das Tanzbein. Der „Gala"anzug bestand früher für den Burschen in blauem Frack mit gelben Knöpfen und Zylinderhut, für die Mädchen in weißem Kleid. Für jeden Tag war eine bestimmte Ordnung vorgeschrieben, an einem der letzten oder dem letzten Tage wurde das indessen erst seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts eingeführte „russische Frühstück" eingenommen und mit einem Waldausflug das Fest geschlossen. Während der Kirmestage wurden möglichst viele „Gesundheiten" ausgebracht, um noch eine Einnahmequelle zu haben. Wer im Laufe des Jahres eine bauliche Veränderung an seinem Hause vorgenommen oder gar neu gebaut hat, erhält mit Musikbegleitung einen Kranz ans Haus geheftet, wofür er sich mit einem entsprechenden Geldgeschenk, das oft 30 und mehr Mark beträgt, erkenntlich zeigen muß.

Daß man die Kirmes in der Johanni-Woche feierte, ist wahrscheinlich mit der Entstehungsgeschichte des ehemaligen Augustinerklosters verknüpft. Die Kirmes wird urkundlich zum ersten Male in einem Erlaß des Bischofs Otto von Würzburg vom 3. April 1341 erwähnt, wonach die Kirchweih am Sonntag nach dem Fronleichnamsfest gefeiert werden solle. Im Zusammenhang mit der Kirmes stand auch das frühere „Hirschessen". Graf Heinrich XIII. von Henneberg stiftete 1379 für ewige Zeiten zum Kirmes-

montag einen Hirsch, der dann von den „weisen Leuten, dem Stadtrat, Ratsmeister, den Zwölfen und gemein Stadt“ auf dem Rathause verzehrt wurde. Die Stadt gab das Übrige, besonders einen reichlichen Trunk hinzu. Laut Stadtrechnung kostete das Hirschessen z. B. im Jahr 1594 148 Gulden 27 Genecken. — Sobald der Hirsch ins Rathaus geliefert war, wurde den Beamten, Geistlichen, Stadtdiener usw. ein Stück Wildbret von 6, 7, 8 Pfund, je nach Rang, zugeschickt. Der Rat dankte dem Grafen und lud ihn zum Essen ein. Zuerst wurde dann eine Komödie gespielt, dann folgte die Mahlzeit, an der auch die Damen teilnahmen. Zuerst gab es Fisch, dann Schweine-, Kalb-, Wildbret- und Gänsebraten, zum Schluß Kuchen, Konfekt, Obst, Wein und Bier die Fülle. Der Mahlzeit folgte ein Tanzvergnügen, das der Fürst nebst Gemahlin eröffnete. Während dieser Festivität sammelten sich vor dem Rathause die jungen Handwerker mit den Töchtern und Dienstmädchen ihrer Meister und tanzten ebenfalls daselbst öffentlich. Sie wurden traktiert und es dauerte dies Vergnügen oft tagelang. Das „Hirschessen“ wurde auch später noch von den hessischen Landgrafen respektiert. Sogar fremde Fürsten wurden 1609 eingeladen. Fast 300 Jahre hat sich dieses merkwürdige Vergnügen erhalten. Da die Urkunde vom Montag vor dem Johannistag datiert ist, und das Fest meist um diese Zeit abgehalten wurde, wird man nicht fehlgehen, daß die Stiftung zur Verschönerung der in der Johanniwoche gehaltenen Kirmes gemacht worden ist. Daß die Kirmes von der Stiftung dieses Hirsches seinen Ursprung hat, ist nicht anzunehmen, da die Kirmessen viel älteren Ursprungs sind.

In ähnlicher Weise wie in der Stadt wird die Kirmes auf den Dörfern gefeiert, nur daß es hier im Herbste geschieht. In einigen Orten werden Kirmes und Erntedankfest verschieden gefeiert, in einigen fallen beide zusammen. Die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung macht sich bei diesen Festen bemerkbar. Fränkisch ist, wie das Scherzen der Dienstboten zu Petri, so der hohe bekränzte Maibaum am Kirchweihtag, thüringisch dagegen das Scherzen zu Lichtmeß und statt des Kirchweihfestes das Erntefest ohne Maibaum. Im Kreise Schmalkalden ist man im Scherzen der Dienstboten thüringisch, betreffend des Kirchweih- und Erntefestes mehr fränkisch als thüringisch. Die hohen bekränzten Bäume finden sich noch in vielen Orten. Viel kommt es vor, daß am Erntefest der Altar in der Kirche mit den Früchten des Landes reichlich geschmückt ist.

Auch auf den Dorfkirmessen steht an der Spitze der Gesellschaft der Zeremonienmeister, der durch irgend ein Abzeichen, etwa eine weiße Schürze oder ein seidenes Band von der rechten Schulter zur linken Hüfte, kenntlich ist. Der feierliche Kirchgang hat aufgehört. Nach demselben zog früher der Zeremonienmeister und einige Burschen mit Musik vor jedes Haus, um

Gesundheit auszubringen und dafür den Kirmesobolus in Empfang zu nehmen. Gegen Ende des Festes (früher am Sonnabend) war Hammelschlachten und -essen. Besagtes Opfertier ward, mit Bändern geschmückt, in feierlichem Umzug mit klingendem Spiele und hinter diesem die Kirmespaare durchs Dorf geführt und dann geschlachtet und gemeinschaftlich verzehrt. So hat es Verfasser öfters gesehen.

In der Stadt Schmalkalden war früher noch das Martini-Singen von Bedeutung. Es begann am Montag der Woche, in welcher der 17. November fiel und dauerte 8 Tage lang. An jedem Tag wurde durch die Straßen gesungen, dann erfolgte das Austeilen des Mostes. Es geht die Sage, daß ein Mann namens Märten jene Stiftung gemacht habe (siehe oben). Solange die Austeilung des Mostes dauerte, wurde mit der „großen Oster" geläutet, daher man auch den Klang der Glocke deutete mit: „Holt Môst, holt Môst". Die in den Straßen singende Knabenschule erhielt Geld, alle Beamten Most. Von dem mit ihrem Lehrer umsingenden Schülerchor wurden allerlei Scherze gemacht. Wo z. B. ein böses Weib im Hause war, da sang man den Vers: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" usw. Vor dem Hause der vielfach vorkommenden Völker wurde das Lied angestimmt: „Lobt Gott, ihr Völker, alle gleich" usw. Zuletzt ist der Weinmost im Jahre 1848 ausgeteilt worden. —

Früher spielten die **Märkte** für Stadt und Land eine sehr wichtige Rolle, die heutigen sind kaum schattenhafte Gebilde gegen die früheren. Der Markt, welcher auch heute noch der bedeutendste ist, ist der „Herrscheklasmarkt", welcher Anfang Dezember gehalten wird. Man hat geglaubt, das Wort „Herrscheklas" käme her von Heerscharen des Klaus, d. h. Nikolaus. Das scheint ein Kinderverschen zu bestätigen, das man heute noch hie und da hört:

O du lieber, frommer Gott,
Jö (jag) die Herrscheklouse fort!
Jö se in die Grube nei,
daß se störze Hals und Bei!

Doch ist es richtiger, anzunehmen, daß das Wort so viel bedeutet als der „herrische Klaus". Dieser heilige Nikolaus, einst Bischof von Myra, war ein großer Kinderfreund, der in freigebigster Weise schenkte, mochte auch sein Knecht Ruprecht noch so scheel auf sein Tun blicken. Unser heutiger Herrscheklas ist ein Gemisch vom alten wohltuenden Nikolaus und seinem darob erzürnten Knecht. Denn er hat einmal die wohltätige Ader auch jetzt noch und bringt den Kindern, natürlich nur den artigen, Äpfel, Nüsse und Honigkuchen, andererseits tritt auch seine herrische Natur zum Vorschein. Er ist zum Popanz herabgesunken. Der „Herrscheklas kommt"

noch bestehen, und nur sehr wenige dürften ausschließlich christlichen Ursprungs sein. Sehr viel wird das neue Jahr durch Läuten mit den Glocken, durch Lob- und Danklieder seitens des Singchores entweder vom Turm oder auch (und hier zeigt sich der heidnische Ursprung) an den verschiedenen Brunnen des Ortes begrüßt. Es ist ein erhebendes Gefühl, in das man versetzt wird, wenn mitten in stiller Nacht, z. B. in der Stadt Schmalkalden, die „große Oster" ihre herrliche Stimme erschallen läßt. Auf den Dörfern versäumt es auch der Nachtwächter nicht, seine Glückwünsche darzubringen und erhält dafür von den Einwohnern ein Geschenk. Gebacken werden die auch sonst üblichen Julräder und verschiedene Jultiere, d. h. Brezeln und Kringel, Drewerling, Dillili, Hufeisen, Hindlöft, Vogelnester, überzuckerten Kalmus, Burkhardswecke. Wem es das Jahr über nicht am Geld fehlen soll, der esse am Silvestertag Linsen, am Neujahrstag Unterkohlrabi, Blaukohl, überhaupt grünes Gemüse. Doch darf von dem Gericht nichts übrig bleiben! Der echte Schmalkalder aber muß sich am Neujahrstag seines Lieblingsgerichtes gänzlich enthalten. Wer nämlich an diesem Tage die vielgeliebten Klöße, die man auch „Hübes" nennt, und die sonst an keinem Sonn- und Festtag fehlen dürfen, ißt, bekommt angeblich unzweifelhaft Knoten am ganzen Leibe. — Fast überall, wenigstens auf dem Lande, wird zu Neujahr geschenkt, namentlich müssen die Paten schenken. Am Neujahrstag darf man das, was man kauft, nicht bezahlen. Das scheint abermals ein Rest vom alten Julfest zu sein, an welchem alles frei war. Auch die Gewohnheit scheint darauf hinzudeuten, daß in einigen Orten die Stammgäste in der Silvesternacht von dem Wirte Speise und Getränke frei erhalten; es ist vielleicht auch nicht so unwahrscheinlich, daß auch das Trinkgeld, welches die Kaufleute den bei ihnen im Jahre Ware holenden Dienstmädchen zu Neujahr geben, noch ein Rest vom alten Julfest ist.

Auch außerdem ist mit der Neujahrsnacht viel Aberglauben verbunden. Wer von Rheumatismus geplagt ist, muß in der Neujahrsnacht eine Muskat in die Tasche stecken und das ganze Jahr darin tragen, um sie in der nächsten Neujahrsnacht zu erneuern. Man wird dann den Rheumatismus alsbald los und bleibt vor ihm bewahrt. Eine Person, die in der Neujahrsnacht etwas zerbricht, wird im neuen Jahre sterben. Das Bleigießen, Tischrücken, Kehren der Zimmer um Mitternacht von jungen Mädchen, weil sich dann ihr Zukünftiger zeigt, und vieles andere ist überall im Schwange. Eine wunderbare Gewohnheit dürfte nicht so allgemein bekannt sein. Um nämlich das Wetter des Jahres zu erkunden, wird eine Zwiebel in 12 Schalteile zerlegt. In jedes dieser 12 Näpfchen, welche die 12 Monate bedeuten, streut man etwas Salz und schreibt mit einem Zettel auf jedes Näpfchen einen Monatsnamen. Die trocken bleibenden Näpfchen bedeuten trockene,

die nassen nasse Monate. — Auch das Wetter in der Neujahrsnacht soll für das Jahr ausschlaggebend sein.

Vor noch nicht langer Zeit fand zu Neujahr oder auch schon zu Weihnachten in einigen Kirchspielen ein Umsingen statt, es ist indessen jetzt nicht mehr üblich. Nur Türmer, Glockenläuter und Kurrendschüler in der Stadt haben noch das Recht des Umganges, doch auch nur in den eingepfarrten Orten, während sie für die Stadt etwa seit 1868 aus der Stadtkasse entschädigt werden.

Der zweite Januar war bis vor kurzem mit einer Sitte verbunden, welche diesen Tag zu einem heiß ersehnten für alle Kinder, aber auch für Erwachsene machte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend zogen die Kinder, groß und klein, reich und arm, von Haus zu Haus und erhielten allerlei Kleinigkeiten: Geld, Äpfel, Nüsse, Honigkuchen, ja selbst Stecknadeln und dergl. Von diesem Laufen und Springen hatte dieser Tag den Namen „Laufneujahr". Die Obrigkeit hat sich bewogen gefunden, diese allerdings noch aus dem Heidentum stammende Sitte wegen des dabei öfters vorgekommenen Unfugs zu verbieten. Aber trotz Polizeiverbots hat sie noch nicht ganz ausgerottet werden können.

Im Anfang Januar findet auf den Dörfern die sogen. „Heiligenrechnung" statt. Kirchenälteste, die hier stets den würdigen Namen „Kirchenväter" haben, Heiligenmeister, Lehrer und Pfarrer versammeln sich, um das im Jahre eingegangene Kirchenopfer zu zählen. Dabei werden denn, meist alle zwei Jahre, die neuen Heiligenmeister gewählt. Haupterfordernis bei dem zu „kürenden" Heiligenmeister ist das, daß derselbe mit „Ehren" in die Ehe getreten ist. Hierauf sehen die Gemeinden sehr streng. Denn der Heiligenmeisterposten ist die erste Staffel zum Kirchenvater, und dieser muß ein völlig einwandfreies Leben hinter sich haben. Das „Küren" des Heiligenmeisters mit besondern Feierlichkeiten, nämlich mit einem von dem Neugewählten zum besten zu gebenden Schmaus, findet sich nur noch in einem Ort.

Der Februar bringt **Lichtmeß** und **Fastnacht**. Auch diese beiden Feste dürften früher als ein Fest gefeiert worden sein, und erst durch das Christentum sind zwei geworden. Schon die Worte Lichtmeß und Fastnacht, richtiger Fasenacht, d. h. Schwarmnacht (von mhchd. vasenaht) weisen darauf hin. Es war das Fest des beginnenden Frühlings. An vielen Orten des Kreises werden Lichtmeß und Fasenacht zwei Tage lang bei Schmaus und Tanz gefeiert. Fast in jedem Hause werden sogen. „Kröpferchen" und Kuchen gebacken. Es wird auch verschiedentlich noch streng daran festgehalten, daß am Fasedienstag Reisbrei und Zwetschen und am Mittwoch Sauerkraut und Schweinefleisch gekocht wird. Deshalb heißen auch die

Tage der „Reisbrei“-, Kraut- und Fleischtag“. Die erwachsene Jugend hält auch wohl ein Picknick, die Mädchen besorgen Kuchen und andere Speisen, die Burschen das Getränk. Zu Lichtmeß pflegen die Dienstboten zu „scherzen“.[1]) Hin und wieder wird der „Scheumpfer“ von seiner Liebsten den ganzen Tag bewirtet. Dafür hat er auch die Ehre, ihr am folgenden Tage die „Scherzlade“ in das neue Heim zu fahren.

Im März wurde früher in der Stadt Schmalkalden das von den Bewohnern und besonders der Schuljugend lang ersehnte **Gregoriusfest** gefeiert. Auch das ist heidnischen Ursprungs. Denn schon im Heidentum fanden Schul- und Kinderfeste statt. Dieselben wurden später zu Ehren des um die Erziehung hochverdienten Papstes, Gregor des Großen († 12./3. 604), das Gregoriusfest genannt. In der Woche des 12. März wurde das Fest wie überall so auch in Schmalkalden gefeiert, hier nahmen aber nur die Knaben, nicht auch die Mädchen, daran teil. Es wurde gefeiert durch Umzug in der Stadt unter Absingen von Liedern, worauf dann die Schüler Brezeln, genannt „Philipperchen“, erhielten. Auch für die übrige Stadt war es ein Festtag, alle Werktagsarbeit ruhte. So ist dieses Fest wohl auch in Schmalkalden fast ein Jahrtausend gefeiert worden, zum letzten Male 1869. Der damalige Bürgermeister Burhenne hat wie so manchen andern alten Brauch auch diese Feier beseitigt. An Stelle derselben trat von 1870—1892 ein allgemeines Schulfest, das mit einer Andacht in der Kirche begann und auf einem freien Platze mit Spiel, Musik, Bratwurst mit Semmel und Bier bis zur Nacht fortgesetzt wurde. Seit 1892 ist auch dieses Fest nicht mehr gehalten worden, angeblich, weil bei der sehr angewachsenen Kinderschar der Stadtsäckel allzusehr belastet wurde. Es dürfte wohl für immer zu Grabe getragen sein.

Zu **Ostern** wird das auch sonst so beliebte Osterwasser und zwar vor Sonnenaufgang und stillschweigend noch ziemlich allgemein geholt, da dasselbe von besonderer Kraft sein soll. Es schmecke wie Wein, und wer es trinkt oder sich damit wäscht, bleibt von allen Übeln befreit. Auch die mit dem Wasser begossenen Pflanzen entwickeln sich besser, auch gehen die Hasen nicht an solche Pflanzen. Hin und wieder werden auch Tannen oder junges Grün in und vor die Türen gesetzt. Der Osterhase bringt auch hier überall die bunten Eier, er ist nur etwas früher da als in mancher andern Gegend, denn er legt die Eier bereits am Gründonnerstag, und in der Nacht zum Gründonnerstag steckt er den Kindern in die ins Fenster gestellten Pantoffeln allerlei Zuckersachen. Und wie die Kinder vom Oster-

1) Weigand, Deutsches Wörterbuch Bd. II S. 567, 4. Aufl. (nach ihm wörtlich Kolbe) leitet das Wort scherzen ab vom niederhochd. scerôn, d. h. schnarchen, ruhen, feiern. Doch heißt es auch z. B.: der Müller scherzt die Mühle, d. h. bringt die Mühle zum Stillstehen.

hasen beschenkt werden, so beschenken sich die Menschen gegenseitig, namentlich muß der Pate seinem „Döten" schenken.

Eine Hauptrolle spielt noch der **Walpurgistag.** An diesem Tage oder oder auch am Himmelfahrtstag, zu Pfingsten oder zu Johanni werden die Brunnen mit Maibäumchen, meist eine Weißbirke oder Äste davon, geschmückt. Der Maibaum ist das Malzeichen altgermanischer Gerichtsbarkeit. Man huldigte der in den Bäumen sich aufhaltenden Gottheit. Die Bäumchen erhalten heute als Schmuck bunte Bänder, auch Papierstreifen, auf welchen allerlei Sprüche geschrieben werden, Eierschalen, Tapetenreste usw. In die Kirchen, vor und in die Häuser werden ebenfalls Birken gesetzt. Auch der „Scheumpfere" wird wohl von ihrem Scheumpfer ein Maibäumchen vor das Haus gesetzt. Der Walpurgistag stand von jeher in hohem Ansehen. Seit unvordenklicher Zeit hat Schmalkalden einen Walpermarkt. Nicht weit vom „heiligen Grab" bei Arbach liegt das „Walperloo". Dort wächst auch das sonst seltene Pflänzchen „Walpurgiskraut" (botrychium lunaria). Die kleinen Mädchen laufen am 30. April und 1. Mai mit bunten Papiermützen und langen Papierstreifen hexenartig aufgeputzt umher, um von bösen Jungen, den „Walpermännchen", verfolgt zu werden. Das „Hexendreikreuz" wird noch vielfach an alle Türen am Vorabend des Walpurgistages gemacht, um den Hexen den Eingang zu verwehren. Um diese Zeit pflegen die Spitzen an den Laubblättern der Herbstzeitlose zu verdorren. Man sagt, die Hexen haben daraus Salat gemacht.

Das **Johannisfest** war bekanntlich einst das Fest der Sommersonnenwende. Schon viele Jahrhunderte früher, ehe der ernste Wüstenprediger geboren wurde, der dem Fest den Namen gab, wurde dieser Tag von vielen heidnischen Völkern und auch von unseren Vorfahren festlich begangen. Die früher allgemein angezündeten Johannisfeuer sind jetzt nur noch vereinzelt zu sehen.

Die Johanniswoche ist für die Stadt Schmalkalden die **Kirmeswoche,** während in den Dorfschaften die Kirmes im Herbste gefeiert wird. Seit der obrigkeitlichen Anordnung, daß die Kirmessen nur 3 Tage dauern dürfen, ist denselben die Lebensader unterbunden, obgleich, wie ein begeisterter Schmalkalder mit Stolz ausruft, seit Jahrhunderten (mit einer einzigen Ausnahme) Roheiten und Ausschreitungen nie vorkamen. Die heutigen Schmalkalder Kirmessen sind kaum noch der Schatten von den früheren. Dazu kommen auch die sonstigen überaus zahlreichen Vergnügungen, die vielen Tanzereien, die Vereinsfeste, Fahnenweihfeste, Stiftungsfeste, Sedanfest, das 8 Tage lang währende Schützenfest usw. (ist doch wenigstens im Sommer an jedem Sonntag irgendwo „was los"), so daß man nicht mehr nötig hat und auch kaum noch Lust verspürt, eine ganze Woche lang Kirmes zu

feiern. Aus den 8 Tagen Kirmes, die man nach dem Ausspruch des Landgrafen Moritz den Leuten im Jahre gern lassen soll, sind wohl 30 und mehr geworden. Dem alten Schmalkalder schlägt freilich das Herz höher bei dem Gedanken an jene Kirmes. „Mei ban Kermes“ — damit wurden alle Sorgen über Bord geworfen und sich von Herzen einmal so recht ausgetollt. Kein Wunder, daß darum einst eine Deputation von Schmalkaldern sogar nach Kopenhagen wanderte, um bei Landgraf Friedrich I., der zugleich König von Schweden war, die Zurücknahme eines Kirmesverbots zu erwirken. Das Schmalkalder Wochenblatt von 1846 enthielt die Anzeige, daß einem Professionisten am 3ten Kirmestag entwendet worden seien: ein Vorrat von 7—8 Rosinenkuchen, 5 Eierkuchen, 4 Butterkuchen und 1 Schneckenkuchen, woraus sich ein Schluß auf den Verbrauch im allgemeinen ziehen läßt. Ein Konditor versicherte, daß er seine Einnahmen während der Kirmes auf 200 Taler darunter für nicht weniger als 80 Pfd. gebrannte Mandeln anschlagen könne. Und bekannt dürfte auch weiterhin sein, daß früher der Schmalkalder, wenn es sein mußte, sein Handwerkszeug versetzte, um nur flott die Kirmes feiern zu können, um aber auch hernach das Versetzte mit viel Mühe wieder einzulösen. Die Kirmesstimmung gibt das folgende Gedicht wieder:

Gehanni, bann die Rose blün,
do rappelt Groß un Klei',
es zockt in gahnze Li eröm
un föhrt enn in die Bei'.

Wer jeden Tohk au Appes los
un alle Sonntig Ball
so ihs me doch der Meining nooch,
die Kirmes mätt me hall!

Und ehr me sich's nör rähcht versit,
ihs sche' Musik bestehlt;
of Teufel hol mich get's denn los,
verrockt ihs Jonng un Ahlt!

Ob vill o'r went ze schicke ihs,
kei Guckuck fregt darnach!
Bann alles önnerstells öl ersicht get
bos nötzt das vill Gefrag? —

Es wörd gebröckt, 's wern Kränz gebrocht,
die Borsche schaffe Gähld,
der Stoot wörd hüsch zerähcht gemacht, —
bann's au bu annersicht fählt!

Conzert un Tahnz un Kirmeszähk,
Trärär'm bei Bier und Wi'
un Stännerle un Frühstöck au, —
so get die Woche hi'!

Um bäste hun's die Scheumpferich-Lüt:
Shot Mütterle gerähnt,
un meist kei Hoind, hot sü se' kricht,
o'r hot si se gegähnt!

Doch gohn ze ball ihs alles all,
der Bütel stüpperleer!
och, bann in liebe, lange Johr,
nör immer Kirmes wär!! —

Jedes der Schmalkalder Tore hat seine Kirmes, außerdem gab es noch eine Hoffstädter und Klösterer Kirmesgesellschaft, genannt nach zwei in der Mitte der Stadt liegenden Straßen. Den hochaufgerichteten Kirmesbaum haben nur die „Stillertörer“. Er wird mit Musikbegleitung auf dem Tanz-

platz aufgerichtet, oben ist eine zierlich geputzte große Puppe befestigt. Darüber geht folgende Sage. Als die Landgräfin Hedwig Sophie († 1683) in Schmalkalden residierte, verirrten sich einst auf einem Spaziergang ihre beiden Töchter im Döllendorf, einem nach einer Wüstung genannten Waldtale. Dort fand die von ihrem Waldausflug zurückkehrende Stillertörer Kirmesgesellschaft die angstvoll rufenden Kinder und brachte sie in festlichem Zuge in die Arme der hohen Mutter zurück. In ihrer Herzensfreude habe die Fürstin den glücklichen Findern eine ansehnliche Stiftung gemacht, von der es in Zukunft freies Getränk gab. Die alljährliche Anbringung der Puppe solle den künftigen Geschlechtern diese Geschichte in das Gedächtnis zurückrufen. Es ist dies eben weiter nichts als Sage. Interessant ist dabei, daß man sowohl das Gregoriusfest (s. oben) als auch die Stiftung des Martini-Mostes (s. unten) ähnlich im Munde des Volkes ableitet. Darnach soll ein am Rennstieg verirrter Wanderer durch den gewaltigen Klang der „großen Oster"-Glocke auf den rechten Weg gelenkt worden sein und daraufhin eine bedeutende Stiftung gemacht haben.

Jede Kirmes hat ihre „Brücke", die mit Tannengrün geschmückt, fast die ganze Straßenbreite einnimmt. Die „Zeremonienmeister" sorgen für Ordnung, die jungen Leute tanzen, die Kinder tummeln sich umher, die Männer sitzen nicht weit davon, spielen und zechen, die Frauen sehen dem Tanze zu, schwatzen und scherzen. Wenn es dunkel geworden ist, schwingen aber auch die älteren Leute noch das Tanzbein. Der „Gala"anzug bestand früher für den Burschen in blauem Frack mit gelben Knöpfen und Zylinderhut, für die Mädchen in weißem Kleid. Für jeden Tag war eine bestimmte Ordnung vorgeschrieben, an einem der letzten oder dem letzten Tage wurde das indessen erst seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts eingeführte „russische Frühstück" eingenommen und mit einem Waldausflug das Fest geschlossen. Während der Kirmestage wurden möglichst viele „Gesundheiten" ausgebracht, um noch eine Einnahmequelle zu haben. Wer im Laufe des Jahres eine bauliche Veränderung an seinem Hause vorgenommen oder gar neu gebaut hat, erhält mit Musikbegleitung einen Kranz ans Haus geheftet, wofür er sich mit einem entsprechenden Geldgeschenk, das oft 30 und mehr Mark beträgt, erkenntlich zeigen muß.

Daß man die Kirmes in der Johanni-Woche feierte, ist wahrscheinlich mit der Entstehungsgeschichte des ehemaligen Augustinerklosters verknüpft. Die Kirmes wird urkundlich zum ersten Male in einem Erlaß des Bischofs Otto von Würzburg vom 3. April 1341 erwähnt, wonach die Kirchweih am Sonntag nach dem Fronleichnamsfest gefeiert werden solle. Im Zusammenhang mit der Kirmes stand auch das frühere „Hirschessen". Graf Heinrich XIII. von Henneberg stiftete 1379 für ewige Zeiten zum Kirmes-

montag einen Hirsch, der dann von den „weisen Leuten, dem Stadtrat, Ratsmeister, den Zwölfen und gemein Stadt“ auf dem Rathause verzehrt wurde. Die Stadt gab das Übrige, besonders einen reichlichen Trunk hinzu. Laut Stadtrechnung kostete das Hirschessen z. B. im Jahr 1594 148 Gulden 27 Genecken. — Sobald der Hirsch ins Rathaus geliefert war, wurde den Beamten, Geistlichen, Stadtdiener usw. ein Stück Wildbret von 6, 7, 8 Pfund, je nach Rang, zugeschickt. Der Rat dankte dem Grafen und lud ihn zum Essen ein. Zuerst wurde dann eine Komödie gespielt, dann folgte die Mahlzeit, an der auch die Damen teilnahmen. Zuerst gab es Fisch, dann Schweine=, Kalb=, Wildbret= und Gänsebraten, zum Schluß Kuchen, Konfekt, Obst, Wein und Bier die Fülle. Der Mahlzeit folgte ein Tanzvergnügen, das der Fürst nebst Gemahlin eröffnete. Während dieser Festivität sammelten sich vor dem Rathause die jungen Handwerker mit den Töchtern und Dienstmädchen ihrer Meister und tanzten ebenfalls daselbst öffentlich. Sie wurden traktiert und es dauerte dies Vergnügen oft tagelang. Das „Hirschessen“ wurde auch später noch von den hessischen Landgrafen respektiert. Sogar fremde Fürsten wurden 1609 eingeladen. Fast 300 Jahre hat sich dieses merkwürdige Vergnügen erhalten. Da die Urkunde vom Montag vor dem Johannistag datiert ist, und das Fest meist um diese Zeit abgehalten wurde, wird man nicht fehlgehen, daß die Stiftung zur Verschönerung der in der Johanniwoche gehaltenen Kirmes gemacht worden ist. Daß die Kirmes von der Stiftung dieses Hirsches seinen Ursprung hat, ist nicht anzunehmen, da die Kirmessen viel älteren Ursprungs sind.

In ähnlicher Weise wie in der Stadt wird die Kirmes auf den Dörfern gefeiert, nur daß es hier im Herbste geschieht. In einigen Orten werden Kirmes und Erntedankfest verschieden gefeiert, in einigen fallen beide zusammen. Die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung macht sich bei diesen Festen bemerkbar. Fränkisch ist, wie das Scherzen der Dienstboten zu Petri, so der hohe bekränzte Maibaum am Kirchweihtag, thüringisch dagegen das Scherzen zu Lichtmeß und statt des Kirchweihfestes das Erntefest ohne Maibaum. Im Kreise Schmalkalden ist man im Scherzen der Dienstboten thüringisch, betreffend des Kirchweih= und Erntefestes mehr fränkisch als thüringisch. Die hohen bekränzten Bäume finden sich noch in vielen Orten. Viel kommt es vor, daß am Erntefest der Altar in der Kirche mit den Früchten des Landes reichlich geschmückt ist.

Auch auf den Dorfkirmessen steht an der Spitze der Gesellschaft der Zeremonienmeister, der durch irgend ein Abzeichen, etwa eine weiße Schürze oder ein seidenes Band von der rechten Schulter zur linken Hüfte, kenntlich ist. Der feierliche Kirchgang hat aufgehört. Nach demselben zog früher der Zeremonienmeister und einige Burschen mit Musik vor jedes Haus, um

Gesundheit auszubringen und dafür den Kirmesobolus in Empfang zu nehmen. Gegen Ende des Festes (früher am Sonnabend) war Hammelschlachten und -essen. Besagtes Opfertier ward, mit Bändern geschmückt, in feierlichem Umzug mit klingendem Spiele und hinter diesem die Kirmespaare durchs Dorf geführt und dann geschlachtet und gemeinschaftlich verzehrt. So hat es Verfasser öfters gesehen.

In der Stadt Schmalkalden war früher noch das Martini-Singen von Bedeutung. Es begann am Montag der Woche, in welcher der 17. November fiel und dauerte 8 Tage lang. An jedem Tag wurde durch die Straßen gesungen, dann erfolgte das Austeilen des Mostes. Es geht die Sage, daß ein Mann namens Märten jene Stiftung gemacht habe (siehe oben). Solange die Austeilung des Mostes dauerte, wurde mit der „großen Oster" geläutet, daher man auch den Klang der Glocke deutete mit: „Holt Môst, holt Môst". Die in den Straßen singende Knabenschule erhielt Geld, alle Beamten Most. Von dem mit ihrem Lehrer umsingenden Schülerchor wurden allerlei Scherze gemacht. Wo z. B. ein böses Weib im Hause war, da sang man den Vers: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" usw. Vor dem Hause der vielfach vorkommenden Völker wurde das Lied angestimmt: „Lobt Gott, ihr Völker, alle gleich" usw. Zuletzt ist der Weinmost im Jahre 1848 ausgeteilt worden. —

Früher spielten die **Märkte** für Stadt und Land eine sehr wichtige Rolle, die heutigen sind kaum schattenhafte Gebilde gegen die früheren. Der Markt, welcher auch heute noch der bedeutendste ist, ist der „Herrscheklasmarkt", welcher Anfang Dezember gehalten wird. Man hat geglaubt, das Wort „Herrscheklas" käme her von Heerscharen des Klaus, d. h. Nikolaus. Das scheint ein Kinderverschen zu bestätigen, das man heute noch hie und da hört:

O du lieber, frommer Gott,
Jö (jag) die Herrscheklouse fort!
Jö se in die Grube nei,
daß se störze Hals und Bei!

Doch ist es richtiger, anzunehmen, daß das Wort so viel bedeutet als der „herrische Klaus". Dieser heilige Nikolaus, einst Bischof von Myra, war ein großer Kinderfreund, der in freigebigster Weise schenkte, mochte auch sein Knecht Ruprecht noch so scheel auf sein Tun blicken. Unser heutiger Herrscheklas ist ein Gemisch vom alten wohltuenden Nikolaus und seinem darob erzürnten Knecht. Denn er hat einmal die wohltätige Ader auch jetzt noch und bringt den Kindern, natürlich nur den artigen, Äpfel, Nüsse und Honigkuchen, andererseits tritt auch seine herrische Natur zum Vorschein. Er ist zum Popanz herabgesunken. Der „Herrscheklas kommt"

ist jetzt am 6. Dezember sowie vor- und nachher der Schreckensruf der Kinder. Von der ehemaligen Popularität dieses Heiligen zeugen verschiedene „Klausberge“. Eine 1538 auf dem Altmarkt abgebrochene Kapelle war dem hl. Nikolaus geweiht. Da er in der Folgezeit auch der „wilde Mann“ genannt wurde, so ist es nicht zu verwundern, daß in der Nähe der Kapelle auch der Gasthof „Zum wilden Mann“ sich befand. Auch gab es eine Wilde-Mannes-Scheuer und einen Wilde-Mannes-Acker. Die Kinder sagen wohl auch, „der wilde Mann kommt“. Es sind noch einige volkstümliche Verschen über den Herrscheklas verbreitet. So heißt es:

Hersche Klase, Dreiermuh,
hast zerrissene Hose uh
steck e Stöckle Schwâm uh,
daß mer dru gerüch kuh
Pfü, pfü, bos rüchts.

oder: Lieber, lieber Nikolaus
zieh doch deine Maske aus,
wenn ich wüßt,
wer du bist,
hätt' ich dich schon lang geküßt.

Die reine Wohltäternatur des Nikolaus hat sich in folgendem Verschen erhalten:

Herrscheklos, du treuer Muh
Guck die arme Kinnerle uh,
du bist reich und ich bin arm,
mußt dich über mich erbarm.

Die Doppelnatur dagegen kommt im folgenden zum Ausdruck:

Lieber, lieber Nikolaus,
pack die große Säck' nur uhs
lä die Ruete onnern Diesch,
mer sen o artig, mer brauche se niet. —

Nach einem Gange durch die wichtigsten Stationen im Leben und einem solchen durch das Jahr sind noch folgende interessante Gebräuche zu bemerken.

Beim **Handel** entspricht es ganz dem Charakter der Schmalkalder, daß überall Weinkauf getrunken wird, auch wenn der Kaufgegenstand einen sehr geringen Wert hat. Wandern aber die Leute zum Schweinemarkt, so nehmen sie von sämtlichen Hausschlachtwaren, z. B. Schinken, Fleisch, Wurst, aber auch Eier, Butter, Käse mit und essen vielemal auf dem Wege davon. Dadurch sollen die gekauften Tiere gut fressen und gedeihen. Letzteres ge-

schieht auch nur dann, wenn beim Weinkauf alles, was dazu aufgetragen ist, aufgegessen wird. Die gekauften Tiere müssen außerdem rückwärts in den Stall gebracht werden oder sie müssen über eine Schere oder ein Messer weggehen. Will aber ein Tier nicht fressen oder saufen, so wird ihm mit einem „Erbschlüssel" das Maul aufgeschlossen. Kauft man Hühner, so läßt man sie dreimal um das Tischbein gehen, ins Ofenloch und in das Wasserschiff am Ofen sehen, damit sie sich in der gewünschten Weise eingewöhnen.

Wie beim Handel, so sind auch bei **Saat und Ernte** noch mancherlei Bräuche vorhanden. Es hat etwas Malerisch-Poetisches, wenn, wenigstens früher, in Steinbach-Hallenberg zu Beginn der Saatzeit im Frühjahr zum ersten Male die Herde hinauszieht mit den melodisch klingenden Glocken, der Hirt im Sonntagsgewand mit bekränztem Hut vorauf oder hinterher schreitend; auch der Gemeindeochse ist bei dieser Gelegenheit festlich geschmückt. — Vielfach pflegt die Aussaat nur bei zunehmendem Mond vorgenommen zu werden, da die Frucht sonst nicht gedeihe. Es ist schon mehr Spielerei, wenn in einem Orte (B.) die Leute den Lein in der Woche säen, in welcher das Evangelium vom reichen Mann und armen Lazarus gelesen wird, dieweil es darin heiße: Er kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand!! — Wenn im Frühjahr der Mann oder Knecht zum ersten Male vom Felde nach Hause kommt, so muß er begossen werden, dann wird er nämlich fleißig. Letzteres wird man auch dann, wenn man den Storch zuerst fliegend, faul dagegen, wenn man ihn sitzend sieht. Beim ersten Feldgang muß man sehen:

Pflug im Gang
Storch im Schwang
Frosch auf trocknem Land
Mann mit Schaufel blank.

Wird der erste Wagen Frucht eingefahren, so werden ihm die Kinder entgegengeschickt mit der Frage: „Was bringst du für uns?" Antwort: „Für uns das Brot, für die Mäuse den Tod." Das wird als Mittel gegen die Mäuseplage angesehen. Beim Ausdreschen gibt es „Barnwurst".

Beim Richten eines Hauses wird der Zimmerspruch gehalten. Das Glas, aus dem getrunken ist, wird zur Erde geworfen. Es muß entzwei gehen, soll auf dem Hause Segen ruhen. Zum Schlusse singen alle oft in sehr angeheiterter Stimmung: „Nun danket alle Gott" usw. Dann folgt das Richteessen.

Überall ist noch der Glaube an **Hexen** verbreitet. Und mit der Hexerei die Sympathie, das Besprechen, Kartenschlagen und dergl. Auch das sogenannte 6. und 7. Buch Mosis spielt noch eine große Rolle. Wer

ein solches Buch besitzt, hütet es als einen gar kostbaren Schatz. Leider ist es dem Verfasser nicht gelungen, ein solches Buch in die Hände zu bekommen, viel weniger in seine Geheimnisse einzudringen. Als Flurname hat sich der Hexentanzplatz noch mehrfach erhalten. Krankheiten aller Art können durch Hexen verursacht sein. Einem in der Entwickelung begriffenen Kinde läßt man „fürs Abnehmen brauchen". Eine der Hexerei verdächtige Person darf niemals in den Viehstall, da sie sonst den Kühen die Milch vertreibt oder ihnen und dem andern Vieh eine Krankheit „antut". Um diese bösen Hexen unschädlich zu machen, werden, wie schon bemerkt, drei Kreuze an die Tür gemacht. In alter Zeit geschah das Austreiben der Hexen vermittels Strohbündel an langen Stangen. Die Hexen wurden verbrannt oder ausgeräuchert. Dies geschieht indessen noch und ist am Anfang des 20sten Jahrhunderts noch nach alter Regel ausgeführt worden! Ist nämlich ein Kind oder Vieh behext, so wird bei verschlossenen Türen „geräuchert". Begehrt nun jemand während dieser Zeit Einlaß, so ist diese Person die Attentäterin. Begegnet einem aber eine als Hexe berüchtigte Person und fragt einen, so darf man um alles nicht dreimal ja sagen, denn sonst ist man so lange in der Gewalt der Hexe, bis diese „gebremst" ist. Es wird nämlich eine Hexe, die ihren Mitmenschen etwas „angetan" hat, „gebremst", d. h. durch Räuchern oder irgend einen Zauberspruch werden ihr Schmerzen zugefügt und sie dadurch gezwungen, sich zu verraten und von ihrem „Opfer" abzulassen. Als einst einer Frau eine Schere gestohlen war, wanderte dieselbe zu einer weisen Frau, um den Dieb besprechen zu lassen. Triumphierend kam sie zurück mit der Erklärung, der Dieb sei besprochen und käme demnächst heraus. Und so groß war die Macht des Aberglaubens, daß der Dieb, welcher sich vor Entdeckung fürchtete, tatsächlich am andern Morgen die Schere unter die Türe in das Zimmer geschoben hatte. Die „weise Frau" hatte dafür 50 Pfg. erhalten!

Die sympathetischen Sprüche und andere Mittel sind sehr zahlreich. Nur die nachfolgenden konnten ermittelt werden, während es deren gewiß noch eine sehr große Menge gibt. Wie überall werden diese Sprüche mit dem Namen des dreieinigen Gottes angewendet. Oft müssen sie bei abnehmendem Monde gebraucht werden, doch auch zu jeder Zeit. Vielfach helfen sie auch nur, wenn es eine Frau von einem Manne oder umgekehrt gelernt hat.

Gegen das „Abnehmen" der Kinder (s. oben) wird folgender Segen gebraucht:

> Ich ging über die Landstraße, ich hab' verloren meine siebensiebzigerlei Macht, ich ging wieder darüber hin, unser Herr Jesus gab mir die siebensiebzigerlei Macht wieder. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — (Dreimal.)

Gegen **Epilepsie** wird empfohlen, das Hemd, welches die betr. Person beim ersten Anfall anhat, muß man verbrennen und die Asche nach und nach dem Kranken in die Speise zum essen geben. Doch darf der Betreffende nichts davon wissen. Ein anderes Mittel: Am Karfreitag morgens, ehe die Sonne aufgeht, soll man auf einen hohen Berg gehen, ein Hemd des Kranken vergraben und dabei ein Gebet sprechen. Ist das Hemd verfault, so ist auch die Krankheit geheilt.

Gegen **Gelbsucht** werden folgende wenig delikate Mittel angewendet. In eine getrocknete Zwetsche, sogen. Hutzel, tut man drei Läuse von einem Schaf und gibt es dem Kranken ohne dessen Wissen. Oder: Eine gelbe Rübe wird ausgehöhlt. Der Kranke muß in die Höhlung urinieren. Dann wird die Rübe in den Schornstein gehangen. Wie die gelbe Rübe vertrocknet, so vergeht auch die Gelbsucht. Oder: Dem Kranken wird der Rücken entblößt, die Wirbelsäule wird mit einem Öllicht bestrichen und dazu die Worte gesprochen:

„Weißsucht, Gelbsucht, Blausucht, Schwarzsucht
weich wie der Nebel vor der Sonne weicht.
Im Namen usw."

Dies Mittel hilft aber nur bei abnehmendem Mond.

Gegen **Gicht** und **Zahnweh** muß man am Karfreitag einen Weidenbaum besprechen. Gegen das erstere Übel hilft noch das folgende. Die betr. Person bringt man an eine Fichte, läßt sie die Äste berühren und dazu sagen:

„Mutter Fichte, hier bring' ich meine Gichte!
Im Namen usw."

Gegen Zahnweh hilft auch, wenn man am Karfreitag Rasen frisch aushebt. In die frische Öffnung läßt man in „Gottes Namen" Speichel laufen. Dann muß man den Rasen wieder auf die Öffnung decken. Doch darf bei dem ganzen Akte durchaus kein Wort gesprochen werden. — Haselnußstöcke, gleichfalls am Karfreitag geschnitten und zum Schlagen bei Menschen und Tieren benutzt, schützen vor den Hexen. Gegen Zahnweh wendet man auch noch den folgenden Segen an bei zunehmendem Monde:

Sei willkommen, guter Mond
mit deinen zweien Spitzen;
hilf, daß mir meine Zähne
wieder feste sitzen
nach dem Schwitzen,
bis daß der neue Mond
Kommt mit dreien Spitzen.
Im Namen usw.

Eine Frau in H. hatte unter dem Auge ein Gewächs, offenbar [illegible] darin bereits der Keim zu der Krankheit, der sie später erlag. Sie [illegible] das Gewächs vertreiben. Als sie einst in der Kirche zwei Personen [illegible] einander sprechen sah, sagte sie:

„Was ich sehe, das ist Sünd'
was [illegible] das verschwind'."

Wirklich verging bald nachher das Gewächs, aber es entwickelte sich an Stelle der Krebs und fraß Auge und Gesicht weg.

Gegen die Rose:

Rose, du mußt sterben und verderben
und dich nicht erheben, bis du kannst leben.
Im Namen usw.

Dreimal vor und nach Sonnenuntergang.

Gegen Rotlauf an Wunden: der Zeige-, Mittel- und Goldfinger werden auf die entzündete Wunde gelegt und dabei gesprochen:

Die „Limagd"[1]) ging über Land,
da fand sie einen Stock, der brannt,
damit stillt sie den Rotlauf
und den kalten Brand.
Im Namen usw. (Dreimal.)

oder: Rotlauf und kalter Brand verlasset nur Flammen gleich wie die Jungfrau einen Sohn gebar und das ohne Mann. Im Namen usw.

Gegen das Eitern der Wunden. Unter Auflegung der drei Finger der rechten Hand:

Hier hab' ich eine frische Wunde,
die soll nicht bluten und nicht schwären,
aber doch heilen. Im Namen usw.

Gegen das sogen. „böse Ding" am Finger:

„Wurm, Wurm, friß nicht von diesem Fleisch,
friß von dem andern,
wo der Scharfrichter sein Urteil darüber gesprochen hat.
Im Namen usw. (Dreimal.)

Um das Blut bei Wunden zu augenblicklichem Stillstand zu bringen, genügt zwar schon ein gewisses Bedürfnis (das kleine reicht hin!) zu verrichten, es werden aber auch die folgenden „Segen gebraucht":

a) Ich ging in den Garten
und pflückt' mir ein Blümchen,
das Blümchen war rot,
damit still ich dir das Blut.
Im Namen usw.

b) Ich ging durch eine Gosse
da begegnet' mir das Wasser
das Wasser ließ ich fließen,
das Blut tät' ich beschließen.
Im Namen usw.

c) Blute nicht, gäre nicht, schwöre nicht.
Liebster Jesu heile es mit deiner Kraft.
Im Namen usw. (Dreimal.)

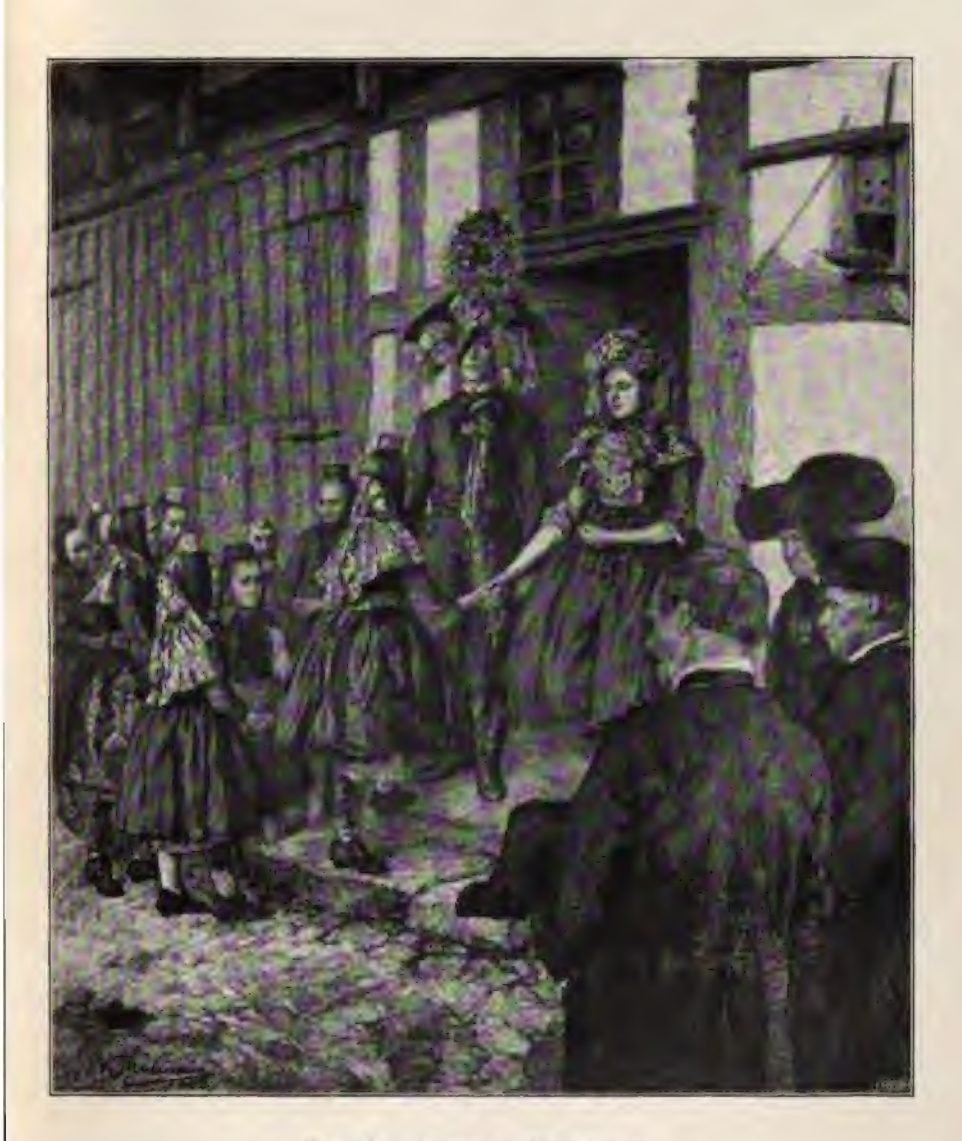
---

1) Was das Wort „Limagd" bedeuten soll, konnte nicht ermittelt werden.

Frau in H. hatte unter dem Auge ein Gewächs, offenbar lag darin bereits der Keim zu der Krankheit, der sie später erlag. Sie wollte das Gewächs vertreiben. Als sie einst in der Kirche zwei Personen mit einander sprechen sah, sagte sie:

„Was ich sehe, das ist Sünd'
was mir weh tut, das verschwind'."

lich verging bald nachher das Gewächs, aber es entwickelte sich auf der Stelle der Krebs und fraß Auge und Gesicht weg.



Beglückwünschung des Brautpaares.
Nach einer Originalbleistift-Zeichnung von W. Thielmann.

XIII.

Das sächsische Niederhessen.

Von

Wilhelm Heckmann,
Mittelschullehrer in Cassel.

Beiträge lieferten zu diesem Berichte:

Lehrer Berkelmann in Hitzerode, jetzt in Cassel.
" Dönch in Ödelsheim, jetzt in Cassel.
" Heere in Liebenau.
" Engelbrecht in Gieselwerder.
" Huffschmidt in Zierenberg.
" Kleinschmidt in Calden.
" Pairan in Hombressen.
" Riehl in Beberbeck.
" Sandmann in Niedermeiser, jetzt in Schwelm.
" Schminke in Wolfhagen.
" Schützeberg in Grebenstein.
" Volkwein in Ehringen.
" Waßmuth in Niedermeiser.

XIII. Das sächsische Niederhessen.

1. Das Wohnhaus im sächsischen Hessen.

Das sächsische Haus. Von einem dem sächsischen Hessen eigentümlichen Hause kann natürlich nur für die Zeit die Rede sein, in der das Bauwesen noch nicht durch gesetzliche Bestimmungen eingeengt war, in der sich also die hergebrachte Bauart forterbte. Häuser aus jener Zeit sind jedoch noch in großer Zahl vorhanden, wenn auch Reparaturen notwendig gewesen sind, die, weil neue Bedürfnisse befriedigend, das alte Gepräge hier und da verwischt haben. Neubauten sind im allgemeinen wenig nötig; denn die Bevölkerung nimmt, mannigfacher Ursachen halber, eher ab als zu. Auch kann sich der sächsisch-hessische Bauer bei seiner Sparsamkeit, die man anderwärts, wo das Geld leichter erworben wird, wohl als Geiz bezeichnen würde, nur schwer vom Altgewohnten trennen. „Et blifft biem ahlen" ist der Schild, mit dem er alle Vorschläge für Veränderungen, alle Vorstellungen über Zweckmäßigkeit und Vorteile einer neuen Anlage zurückweist. Wenn das Haus auch baufällig ist, so fällt es doch noch nicht ein. Einige Reparaturen, die nicht viel kosten, setzen es wieder einigermaßen in den Stand, dem Zahne der Zeit noch einige Jahre zu trotzen. „Vörr use Libben werd et woll nau uthallen; de nah us kommet, könnt aut watt dohn",[1]) sagt er dem, der ihn überzeugen will, daß eine durchgreifende Reparatur notwendig sei.

Sehen wir uns nun die Häuser in Ostheim, Lamerden, Eberschütz, Sielen, Stammen, Deißel u. a. an, die ihr altes Bild (Aussehen) am besten bewahrt haben. Nicht selten werden wir Jahreszahlen aus dem sechzehnten Jahrhundert an den Balken der Häuser finden. Gehen wir zur Mittagszeit durch eines der Dörfer, so können wir wohl auch hier und da Rauch durch die Haustür entweichen sehen, und wir begreifen, woher es kommt, daß die Schwelle über der Haustür so schwarz ist.

Das Haus wendet gewöhnlich seinen Giebel der Straße zu. Es ruht meist auf sehr niedriger Grundmauer, so daß zuweilen die Wohnstube tiefer

1) Für unser Leben wird es wohl noch aushalten; die nach uns kommen, können auch was tun.

liegt als die vorbeiführende Straße. Durch die kleinen Fenster, die meist keine Vorhänge aufweisen, kann man bequem in die niedrige Stube blicken. Die des Obergeschosses haben ebenfalls eine geringe Höhe. Durch kleine Fenster, die hier und da noch die bekannten Butzenscheiben aufweisen, erhalten die Räume nur notdürftig Licht. Auf dem niedrigen zweistöckigen Unterbau erhebt sich ein ungewöhnlich hohes Dach. Der ganze Bau ist in Fachwerk ausgeführt. Die verwendeten Balken von Eichenholz sind sehr stark und scheinen auf eine Dauer des Hauses von Jahrhunderten berechnet.



Sächsisches Haus, Straßenanlage. Hümme.
Verkleinerte Reproduktion der Originalaufnahme von L. Bickell, Hessische Holzbauten.

Die Gefache haben teilweise noch das bekannte Flechtwerk von Buchenstäben, beiderseitig mit Lehm dick beworfen, oder sie sind mit ungebrannten Lehmsteinen ausgemauert. Das Holzwerk ist überall sichtbar; die Gefache sind mit einem Gemenge von Lehm und Kalk übertüncht. Den Giebel sieht man vielfach mit senkrecht laufenden Brettern verschlagen, hinter denen dann die Lehmwände fehlen.

Zum Innern des Hauses führt ein großes Scheunentor, welches oben bogenförmig abschließt. Es besteht gewöhnlich aus vier Flügeln, zwei oberen und zwei unteren; in Deißel findet man auch jederseits drei Flügel. Der

eine Unterflügel steht meist offen. Man tritt ein über einen viereckigen Balken, der in Nuten der beiden Türpfosten oder in solche der Prellsteine eingelegt ist. Auf dem wagrecht liegenden ist mit Zapfen ein senkrecht stehender eingefügt, der oben in einem Einschnitt der Schwelle sein Widerlager hat. An ihm werden die Türflügel mit Riegeln befestigt. Beim Ein-



Sächsisches Haus, Hochformat. Grebenstein.
Verkleinerte Reproduktion der Originalaufnahme von L. Bickell, Hessische Holzbauten.

fahren eines Erntewagens werden beide Balken weggenommen. Um die Hausflur zu erhellen, wird die eine „Öwerdörr“ (anderenorts „Äwerdörr“) geöffnet. Der untere rechte Türflügel weist einen großen schmiedeeisernen Ring auf, mittels dessen durch Drehung die an der Innenseite befindliche Klinke (hier „Kleppe“ genannt), aufgehoben wird. Der Ring ist auch vielfach durch einen Lederriemen ersetzt, mittels dessen man durch Ziehen die

Klinke hebt. Ein Schloß sucht man an der Tür vergebens; von außen kann also auch nicht geschlossen werden. Ist niemand zu Hause, so erkennt man das an einem vor der Türe stehenden oder besser noch durch den Ring gesteckten Reisigbesen. Über der Tür findet sich bei vielen Häusern ein Spruch, oft religiösen Inhalts, entweder in die Oberschwelle eingeschnitten (auch in erhabener Schrift) oder auf die weiße Wand gemalt. Einige dieser Sprüche mögen hier einen Platz finden (mit den Fehlern):

1. „Gott bewahre dieses Haus mit seiner Gnadenhand,
die da gehen ein und aus vor Krieges Wuht und Brand!
Gott wolle seinen Geist ihn geben,
das sie nach seinem Willen leben."
(Niedermeiser.)

2. „Allen, die mich kennen
und meinen Namen nennen,
denen gebe Gott, was sie mir gönnen."

3. „Thue recht und rede frei und scheue dich für niemand nicht,
wenn gleich vor großer Angst dir Herz und Muth zerbricht.
Es währt nicht lange Zeit, dein Jesus wird sich nah'n,
in Frieden zu empfahn."
(Gieselwerder 1669.)

4. „Mein Anfang und Ende stehet in Gottes Hände früh und spat,
bis mein Leben ein Ende hat. Alle, die mich kennen,
den gebe Gott, was sie mir gönnen."
(Gieselwerder 1698.)

5. „Ich baue nicht aus Lust und Pracht,
sondern die Feuersbrunst hat mich dazu gebracht."
(Gieselwerder 1741.)

6. „Es ist besser geringere Nahrung unter einem bretterm eigen Dach,
denn köstlicher Tisch unter dem Fremden."
(Gieselwerder 1789.)

7. „All dein Thun und Lassen
befiehl Gott, der dich geschaffen
und uns errettet aus aller Not.
Er sorget für uns allesamt,
und bewahret unser Haus und Land;
denn ohne seine Hilf' und Gunst
ist all unser Thun umsunst;
unser Fleiß richtet nichts aus,
wo Gott nicht bewahrt das Haus."

8. „Der Herr wolle behüten und bewahren
Alle, die hier eingehen und -fahren."

9. „Ach Gott, gieb Glück in diesem Haus
Allen, die da gehen ein und aus
und deinen reichen und milden Segen
die sich zu dir in Fried' und Demut niederlegen."

10. „Ob dir's sauer wird mit deiner Nahrung und Ackerwerk, das laß dich nicht drießen; denn Gott hat's so geschaffen."

11. „Wenn wir wären alle reich
und wären alle gleich,
und wären alle besessen,
wer wollte uns auftragen das Essen?"

12. „Gott wolle bewahren, die hier einfahren.
Jesu, wohne in diesem Haus,
weiche nimmermehr hinaus.
Wohne mit deiner Gnad' darin,
weil ich noch verlassen bin.
O, du großer Segensmann,
komm mit deinem Segen an!"

13. „Wo wir sind Gäste,
da bauen wir steif und feste,
und wo wir sollen ewig sein,
da bauen wir gar wenig ein."

14. An einer Mühle:
„Glück zu, ihr Meister und Gesellen.
Ich bitt', ihr wollt die Mühle stellen
und mahlen mir mit allem Fleiß,
so sollt ihr haben Lob und Preis."

15. Ebenfalls an einer Mühle:
„Die Edle Frucht der Erden
bringt man zu uns ins Haus.
Die muß gemahlen werden,
ein schönes Mehl daraus."

Neben dem Spruche findet man vielfach auch Angaben über den ersten Besitzer, sowie die Zeit der Erbauung eingeschnitzt.

Treten wir in das Haus, so gelangen wir zunächst in die Hausflur, die „Däle" genannt. Auf ihr wird das Getreide gedroschen. Vereinzelt findet man noch auf der Däle in der Höhe eine Stange angebracht; es ist der Aufenthaltsort für die Hühner während der Nachtzeit. Auf anderen Dälen erblickt man Würste, Schinken, Speck in der Höhe zum Räuchern aufgehängt. Es ist ein Hauptspaß für die Schuljungen, beim Neujahrssingen Anzahl und Größe der Würste, Schinken usw. festzustellen und zu merken.

Auf der einen Seite der Däle befinden sich die Viehställe, auf der anderen die Wohnräume. Diese sind jetzt meist tapeziert. Doch liegt die Zeit noch nicht fern, in der die Ausgabe für Tapeten gespart, die Wand mit einer gelblichen Leimfarbe gestrichen wurde, auf welche man hier und da schwarze Punkte als „Verzierungen" anbrachte.

Daß man in ärmeren Häusern auch noch Wohnstuben ohne gedielten Fußboden antrifft, mag nicht unerwähnt bleiben. Der große Kachelofen in der Wohnstube, der von der Küche oder von der Däle aus geheizt wird, der sogenannte Sparherd mit dem großen Rauchfang darüber in der Küche, der breite Schornstein, in den der Essenkehrer beim Reinigen einsteigt, sind fernere Eigentümlichkeiten des sächsischen Bauernhauses; dagegen unterscheidet es sich in bezug auf den einfachen Hausrat vom fränkischen nicht wesentlich.

Im großen und ganzen dieselben Eigentümlichkeiten wie das Bauernhaus zeigt auch das Wohnhaus des Arbeiters und Handwerkers. Nur ist die Däle kleiner, die Haustür schmaler, da durch sie Wagen nicht einfahren; sie besteht nur aus zwei über einander befindlichen Flügeln. Beim Eintritt ins Haus hat man die „Süll" (anderwärts „den Säll") zu überschreiten. Sie wurde früher vielfach als „Hackeklotz" beim Holzspalten benutzt und wurde dadurch, wie auch durch das langjährige Betreten, so ausgehöhlt, daß kleine Kinder durch die Höhlung unter der Tür weg in die Hausflur kriechen konnten.

Diese Häuser stehen auch nicht selten auf höheren Grundmauern, und zum Eingang steigt man auf einer steinernen Treppe empor; auch befin[det] sich hier und da unter der Stube der Viehstall, in welchen man von [der] Straße aus eintritt.

2. Kleidung und Schmuck.

Von einer **Volkstracht** im eigentlichen Sinne des Wortes kann im sächsischen Niederhessen in der gegenwärtigen Zeit nicht mehr die Rede sein. Die alles gleich machenden modernen Verhältnisse mit ihrem gesteigerten Verkehr, der selbst das entfernteste Dorf nicht unberührt läßt, die veränderten Erwerbsverhältnisse, die veränderte Produktionsweise, sie machen eine Lebenshaltung nach Art unserer Vorfahren unmöglich. Wollen wir von einer hessisch-sächsischen Volkstracht sprechen, so müssen wir uns um 30 und mehr Jahre zurückversetzen, wenn auch noch manches aus der Tracht unserer Altvordern sich in unsere Tage hinübergerettet hat.

Lange haben unsere Bauern an dem faltigen blauen Kittel, wie er jetzt noch auf der Schwalm getragen wird, festgehalten. Früher reichte er bis an die Knie; später wurde er kürzer getragen. Mit Stolz sprach der Bauer zu dem, der den Kittel verspottete: „Da stecket de meiste Ehre ringer; da mut me ehr de Mütze affnommen, ehr men uttüt".[1] Zum Anzuge gehörten weiter blaue leinene Hosen und niedrige Schuhe oder eng anliegende Kniehosen von Sammet oder Wildleder, bis zu den Knien heraufreichende Gamaschen und Schnallenschuhe. Neben der Strumpfmütze (Strumpfbetzel) mit herabhängender Glocke (Quaste), die aus „selbst gesponnenem" Garn gestrickt oder gewebt war und die selbst bei festlichen Gelegenheiten getragen wurde, war die mit Schafspelz besetzte Tuchmütze sehr beliebt, so daß man ihr selbst mitten im Sommer begegnete. Zum Schutze der Kleider trugen die Männer bei der Arbeit eine weiße Schürze, die um die Hüfte gebunden wurde und den Körper rings umhüllte. Man sieht dieselbe noch bei der Ernte hier und da im Gebrauch.

Als Festtagskleid trugen die Männer einen langen enganschließenden, meistens dunkelblauen oder braunen oder grünen Tuchgehrock. Die „Schöße" waren faltig und weiter als die anliegende Taille und standen infolgedessen ein gut Teil von den Beinen ab. Ein sehr breiter Kragen und faltig aufgesetzte Ärmel sowie große übersponnene Tuchknöpfe oder auch Metallknöpfe aus Messing oder Silber gaben dem Rocke ein eigentümliches Gepräge. Bei der Unverwüstlichkeit des verwendeten Tuches darf es uns nicht wundern, daß der Rock mehreren Generationen diente. Der hohe manchmal verzierte Hemdkragen wurde meist nicht umgelegt, sondern durch ein schwarzseidenes gefaltetes Tuch, das vorn geknüpft wurde, zusammengehalten, daß die Kragenzipfel zu beiden Seiten des Kinnes hervorlugten.

1) „Da steckt die meiste Ehre hinter; da muß man erst die Mütze abnehmen, ehe man ihn auszieht."

Die Weste war nicht ausgeschnitten. Die Beine hüllten kurze Sammethosen ein, die unterhalb des Knies mit silbernen Schnallen geschlossen wurden. Die Unterschenkel steckten in langen weißen wollenen Strümpfen. Den Kopf bedeckte ein schwarzer Dreispitz aus flockigem Filze (Zierenberg und Umgegend) oder ein reichlich hoher Zylinder (Diemel). Bei Leichenbegängnissen wurde von den nächsten Leidtragenden um die Kopfbedeckung ein langer Flor gebunden, dessen Enden herabhingen.

Die jungen Burschen trugen den langen Gehrock nicht, sondern eine kurze, schoßlose, mit gelben Knöpfen verzierte Taille, an welcher sich hinten zwei kurze Anhängsel (nach Art der Frackschöße) befanden. Dies Kleidungsstück hieß im Volksmunde Entenschwanz (Warmetal).



Frau in Niedermeiser.

Die Frauen trugen einen ungemein faltenreichen Oberrock. Derselbe war aus blauem oder schwarzem Tuch oder Leinen (Zierenberg) oder aus einem braun-gelben Wollenstoff („Pakesch“ genannt) hergestellt. Nach jedesmaligem Gebrauch wurde er sorgfältig in Falten gelegt, am „Bändel“ wie in der Mitte und am Saume mit farbigem Bande zusammengebunden und dann als steifes, rundes Bündel in den „Schrien“ geschlossen. Vom Leibchen war der größte Teil durch ein schwarzes oder buntes Umschlagetuch verdeckt. Eine schwarze Schürze vervollständigte den Anzug.

Die Füße steckten in weißen (hier und da auch mit bunten Zwickeln versehenen) Strümpfen und niedrigen Schuhen von gelbem, braunem oder schwarzem Leder.

Die auf dem Hinterkopfe zusammengebundenen Haare wurden von einem großen Schippenkamme gekrönt. Den Kopf bedeckte eine Haube (im Warmetal „Löffelbank“ genannt wegen der zwei Reihen schwarzer Schleifen, welche den hinteren Teil der Mütze zierten). Die Mädchen (an vielen Orten auch die Frauen) trugen die „Karnette“ oder „Stülpe“, eine aus schwarzer

Seide angefertigte kegelförmige Kopfbedeckung. Breite seidene Bänder bildeten zu beiden Seiten des Kopfes mächtige Schleifen und fielen dann lang über den Rücken herab. Andere umschlossen die Ohren und wurden unter dem Kinn zu einer Schleife gebunden. Hatte die Karnette viele Jahre für den Sonntag gedient, so wurde sie mit einem Kattunüberzug versehen und leistete nun als Werktagskarnette weiter Dienste. Bei besonderen Gelegenheiten, z. B. beim heiligen Abendmahl, wurden weiße Karnetten getragen.

Für den Winter (auch im Sommer bei weiteren Ausgängen) kam als weiteres Kleidungsstück der Kattunmantel hinzu, der mit schwarzem Sammet besetzt, mit weißem Flanell gefüttert war und auf der Brust durch ein Schloß (meist von Silber) zusammengehalten wurde. Derselbe wird jetzt meist durch einen schwarzen Radmantel ersetzt, bei Mädchen durch eine lose (nicht anschließende) Jacke, welche der Volksmund mit dem Namen „Dulljacke“ belegt hat (Meiser und Umgegend).

Im Warmetal steckten die Frauen im Winter ihre Hände in muffähnliche, mit Lammfell gefütterte braune oder grüne lederne Fausthandschuhe („Händsken“ genannt — Zierenberg). Auf jedem Händsken war eine Klappe angebracht, so daß man wie bei einem Muffe die beiden Hände übereinanderschieben und so ohne Anstrengung warm halten konnte.

Die zum Teil recht schweren Wollkleider wurden im Sommer, besonders bei der Arbeit, durch leichtere Kattunkleider ersetzt.

Schmuck wird wenig getragen. Ohrringe trug bis vor einem Jahrzehnt jede Frau und jedes Mädchen; jetzt sieht man schon viele weibliche Personen ohne solche. Doch befestigt man das Umschlagetuch gern mit einer Brosche unter dem Kinn. Trauringe zu tragen ist erst neuerdings hier und da in Aufnahme gekommen.

3. Geburt, Jugend, Hochzeit und Begräbnis.

Geburt. Wir gehen am frühen Morgen durch ein Dorf. Am Brunnen sehen wir eine Gruppe von Frauen lebhaft sich unterhalten. Wie wir nachher erfahren, hat die eine die Nachricht mitgebracht, daß bei Josthenners hinter der Kirche in der vergangenen Nacht Freund Adebar (Storch) seinen Besuch abgestattet hat. In den nächsten Tagen stellen sich die „Wasen“ (Basen) ein, der Wöchnerin ihren Besuch zu machen. Diese Besuche sind oft recht zahlreich. Kein Besuch kommt mit leerer Hand. Der kleine Weltbürger oder die Wöchnerin erhalten allerlei Geschenke mitgebracht: Kleidungsstücke, Backwerk, Zucker, Schokolade, meist jedoch Kaffee. Nach vierzehn Tagen bis drei Wochen findet die Taufe statt. Schon vor der Geburt des Kindes ist von Verwandten die Gevatterstelle ausgebeten, was besonders

bei Erstgeborenen der Fall zu sein pflegt (Ehringen im Erpetal). In den meisten Orten wird zu Gevatter gebeten. Die Taufhandlung findet, abgesehen von Nottaufen, während des Sommers in der Kirche statt, und zwar während des Nachmittagsgottesdienstes oder im Anschluß an denselben. Die erstere wird „Taufe mit Musik“ genannt, weil die versammelte Gemeinde das Tauflied singt, die andere „Taufe ohne Musik“ (Niedermeiser). Bei einem Knaben versieht in der Regel ein junger Bursche, bei einem Mädchen ein junges Mädchen die Patenstelle. Der bezw. die Pate lädt zu dem Tauffeste Freunde und Freundinnen als „Tüchtepatten“ und „Tüchtemäkens“ ein (kommt her von „tügen“ = zeugen, also Zeugenpaten und Zeugenmädchen; Diemeltal, Niedermeiser und Umgegend). In einigen Orten, wie in Gieselwerder, ladet der Pate nur einen befreundeten Burschen, die Pate nur eine Freundin ein. Zum Taufakt begeben sich Pate sowie Tüchtepatten und Tüchtemäkens, mit Blumen bezw. Kränzen geschmückt, zur Kirche, wo sie sich im Kreise um den Altar aufstellen. Weint das Kind, so wird angenommen, daß es nicht gerne „über die Taufe“ gehalten wird. Der Pate bezw. die Pate ist deshalb vorher besorgt, und man liest ihm die Besorgnis im Gesicht, wenn er äußert: „Wann't nur in der Kerke stille bliewet.“ Für die Tüchtepatten und mehr noch für die Tüchtemäkens bildet der abends stattfindende Tanz die Hauptsache. Großes Gewicht wird darauf gelegt, daß die Einladungen auch angenommen werden. Unversöhnlich würde ein Tagelöhner sein, wenn die Tochter seines Arbeitgebers oder besser gestellten Nachbars auf erfolgte Einladung hin nicht zum Feste erschiene.

Jedes Kind bekommt nur einen (bezw. eine) Paten, und dieser bestimmt den Vornamen des Kindes, meist seinen eigenen. Dem Paten liegt es ob, seinen Verhältnissen entsprechend den Täufling zu dem Feste herauszuputzen. Auch schickt er am Abend vor der Taufe den Gevatternkorb, gefüllt mit Kuchen, Kaffee, Zucker, Braten, Wurst, Schinken, Butter, einer Flasche guten Schnapses usw. Endlich macht er dem Täufling ein Geldgeschenk, das in das Wickelband mit eingebunden, auch wohl in einem blauen (bei Knaben) oder roten Täschchen (bei Mädchen) dem Kinde auf der Brust befestigt wird (Hohenkirchen). In bezug auf die Höhe des Geldgeschenkes sind der Freigebigkeit keine Grenzen gesetzt; selten jedoch beträgt es weniger als einen Taler. Dieser sogen. „Hecketaler“ wird dem Kinde aufbewahrt, wenn die Eltern desselben nicht gar zu sehr benötigt sind. Ihm legt man ganz besonderen Wert bei, liegt doch schon in seinem Namen der Wunsch eingeschlossen, daß er im Besitze des Täuflings sich in ungeahnter Weise vermehren möge.

Für den Vater oder für die Geschwister des Täuflings sammelt man während des Kindtaufschmauses „Wiegegeld“. Auch die Hebamme vergißt

Regel an einem Sonn- oder Festtage in der Kirche statt und zwar im Anschluß an den Gottesdienst. Vor dem Kirchgange ist mancherlei zu beachten. Die Braut erhält ein Geldstück in den Schuh gelegt, welches die erste Arme, die ihr begegnet oder sie anspricht, erhält, nachdem sie der Braut den Schuh ausgezogen hat. Vielfach legt man zu dem Geld auch etwas Leinsamen, damit sich im Leben der jungen Eheleute alles glatt abspielen möge. Bei dem Kirchgange dürfen sich Braut und Bräutigam nicht umsehen, sonst würde man annehmen, daß sie ihre Vergangenheit oder die eben getanen Schritte bereuten. Regnet es in den Brautkranz, so bedeutet das Segen (Meiser und Umgegend); aus diesem Grunde darf das Brautpaar nicht selbst einen Schirm aufspannen, weil es sonst den Segen abhalten würde, sondern ein Hochzeitsgast muß den Schirm tragen. Auch ist der Braut selbst bei großem Schmutze nicht gestattet, das Kleid zu schürzen (Grund unbekannt). In Ehringen im Erpetal bedeutet Regen in den Brautkranz Unglück und Trübsal; ein sonniger Hochzeitstag dagegen verspricht Glück für die Ehe. Schlägt während des Kirchganges die Turmuhr, so wird das für ein schlechtes Vorzeichen angesehen (untere Warme). In Ehringen, früher auch an der Diemel, legte man eine Axt an die Haustür (kommt auch jetzt noch vereinzelt vor). Beim Gange zur Kirche wendete man dieselbe mit der Schneide nach außen und sprach: „Unglück aus dem Haus!", bei der Rückkehr mit der Schneide nach innen mit den Worten: „Glück ins Haus!"

Die Hochzeitsgäste gehen jetzt meist paarweise. In Gottsbüren und Umgegend ist noch jetzt die früher allgemeine Ordnung des Hochzeitszugs üblich: 1. Schulmädchen, 2. Braut und erwachsene Mädchen, 3. Frauen, 4. Knaben, 5. Bräutigam und Bursche, 6. Männer. In Beckerhagen, Ödelsheim, Gieselwerder u. a. O. gehen zuerst Schulkinder beiderlei Geschlechts, darauf das Brautpaar; diesem folgen die Jungfrauen und Frauen und endlich die Burschen und Männer. Sämtliche Mädchen tragen Bänder und Blumen am Arm und im Haar, die Knaben und Burschen Sträußchen mit Bändern im Knopfloch. Bänder und Blumenschmuck sind also das Erkennungszeichen der Unverheirateten.

Während der Trauung muß sich das Brautpaar dicht nebeneinander stellen, so daß man nicht hindurchsehen kann; dadurch ist es bösen Menschen unmöglich gemacht, trennend zwischen die jungen Eheleute zu treten. Will der Bräutigam nicht unter den Pantoffel kommen, so muß er bei dem Trauungsakt den Daumen oben haben. Während die Trauung vollzogen und das Gebet gesprochen wird, läutet in Wolfhagen die kleine, sogenannte Klimpglocke, damit auch der übrige, nicht in der Kirche anwesende Teil der Gemeinde an der Fürbitte teilnehme.

Bei der Rückkehr aus der Kirche nimmt das Brautpaar an der Tür des Hauses die Glückwünsche der Gäste entgegen. Hierbei ist es vielfach Brauch, daß der jungen Frau ein Glas mit Schnaps oder Wein gereicht wird. Sie leert dasselbe und wirft es über die Achsel hinter sich. Zerbricht es, so ist Glück in der Ehe zu erwarten, im anderen Falle Mißgeschick. — Meistens werden die angeführten Gebräuche nicht mehr ernst genommen, ja vielfach auch schon ganz unterlassen.

In Zwergen, Obermeiser u. a. O. besteht noch die Sitte, die Kinder des Ortes, die sich herfinden, ob arm, ob reich, am Nachmittage mit Kaffee und Kuchen zu bewirten. Die Kinder, „Runkensämmer" (Brockensammler) genannt, dürfen stets auf eine freundliche Aufnahme rechnen, weil sie die Hochzeit „prahlen helfen" müssen. Ebenso vergißt das Brautpaar nicht, wenn es seine Verhältnisse gestatten, die Armen und Kranken des Ortes mit dem zu versorgen, was der Hochzeitstisch bietet.

Wie schon oben gesagt, hat jeder Gast zum Hochzeitsschmaus sein Tischgeschirr mitzubringen. Das Auftragen der Speisen und Getränke wird überwacht und geleitet durch den „Marschall", einen Mann in Metzgerkleidung. Er besorgt auch das Fleisch- und Kuchenschneiden. In einigen Orten erhält jeder Gast einen halben Kuchen, von welchem er bei jedem Kaffee ißt, während in andern Ortschaften am ersten Tage ein Viertelkuchen und am zweiten dasselbe Quantum jedem Gaste gereicht wird. Einen etwa übrig bleibenden Rest nimmt er mit nach Hause. Ebenso schickt er übriggebliebenes Fleisch sowie Proben von allen Speisen auf seinem mitgebrachten Teller in seine Wohnung.

An das Abendessen schließt sich hier und da noch folgender Brauch. Es wird der Braut ein langes blaues oder rotes Band, oder je ein Band beider Farben geraubt, welches sie als Strumpfband um das Knie geschlungen hat, die Braut schneidet es in Stücke und überreicht jedem Gaste eins derselben, in Zierenberg die blauen den Verheirateten, die roten den Ledigen und Kindern, die es dann als Andenken aufbewahren. Zu diesem Zwecke ist es bei Wohlhabenden mit den Namen der Brautleute oder mit dem Datum der Hochzeit bedruckt.

Die Überreichung der Geschenke findet nicht überall in gleicher Weise statt. Originell war und ist sie noch in Gottsbüren. Nach beendigter Mahlzeit erscheint der „Marschall" mit einem Becken und wendet sich an die Gäste mit folgenden Worten:

Meine lieben Hochzeitsgäste!

Habt ihr euch auch alle satt gegessen und getrunken? (Antwort: Ja!) Dann laßt euch auch nicht lumpen! Wenn ihr euch alle satt gegessen und getrunken habt, so laßt uns ein allgemeines Tischgebet verrichten:

Also wir danken Gott für seine Gaben,
die wir von ihm empfangen haben,
und bitten Gott unsern Herrn,
er wolle uns hinfort mehr beschèr'n,
er wolle uns speisen mit seinem Wort,
auf daß wir satt werden hier und dort.
Ferner danken wir Gott, unserm Herrn
für diesen schönen Tag,
der heut' uns ist erschienen.
Du, Bräutigam, und du, holde Braut,
nun dürft ihr euch stets ewig lieben,
weil ihr als Gatten seid getraut.
Das beste Los sei euch beschieden,
nie störe es ein Ungemach,
der Himmel öffne sich hienieden,
ihr habet Glück an jedem Tag.
So lebet nun, ihr Brautleut und ihr Hochzeitsgäste,
wie heute stets gesund und froh!
Dann feiern wir nach fünfzig Jahren
die gold'ne Hochzeit ebenso.
Meine lieben Hochzeitsgäste,
das junge Paar läßt sich nun vielmals bedanken,
daß ihr dem hochwürdigen Hochzeitstag
so freundlich mit beigewohnt habt.
Darum bitte ich euch, Hochzeitsgäste,
daß ihr dem jungen Ehepaar ein kleines Geschenk mitteilen möget.
Ich trage euch hier vor ein schneeweiß überdecktes Becken;
ihr werdet euch davor doch nicht erschrecken.
Ihr könnt drauf legen ein kleines Geschenk nach Belieben,
aber doch ja die Eheleute nicht betrüben."

Hierauf reicht er das Becken herum. Ein etwaiges Geldgeschenk wird, in ein Papier gewickelt, mit dem Namen des Gebers versehen, auf das Becken gelegt. Andere Geschenke sind schon vorher abgegeben worden; es wird deshalb nur ein Zettel, mit dem Namen des Gebers und der Bezeichnung des Geschenks versehen, hier abgegeben. In anderen Orten geschieht die Überreichung der Geschenke in ähnlicher Weise. In Gieselwerder u. a. O. geht der „Lademann" (Hochzeitsbitter) bei der Hauptmahlzeit mit einer zinnernen Schüssel von Gast zu Gast, um die Geldspenden für das Brautpaar in Empfang zu nehmen.

In Wettesingen werden die Geschenke um Mitternacht abgegeben. Die Braut saß früher bei der Überreichung hinter einem Tische; vor ihr stand ein Teller, in welchen die Gäste ihre Gaben legten. Neben ihr stand ein Hochzeitsgast, gewöhnlich ein naher Verwandter (an der Diemel der Hochzeitsmarschall), welcher die eingelegten Geschenke sowie die Spender auf einer Liste verzeichnete. Auch wurde über die Geschenke gewissermaßen quittiert; denn neben dem Schriftführer stand der Bräutigam und reichte jedem Geber gleichsam als Empfangsbestätigung einen Trunk und einen Bissen Brot. Außer diesen Geldgeschenken, die man auf den Teller legte, drückte man der Braut noch kleinere Beträge in die Hand, und um alles recht geheimnisvoll erscheinen zu lassen, reichte man dieselben unter dem Tische durch. Man nannte diese Zugabe „Schlippen-Geschenk" (Schlippen-Schoß), weil die Braut sie auf ihren Schoß legte.

Nach oder während des Abendessens (an der Diemel während des sogenannten „Jungferntanzes") wird der jungen Frau von einer Verheirateten

der Brautkranz geraubt. So sehr sie sich auch, unterstützt von der unverheirateten Jugend, dagegen wehrt, so lassen doch die Frauen nicht eher ab, als bis sie den Kranz mit der Haube vertauscht haben. In gleicher Weise wird dem Bräutigam, der sich meist gutwillig beugt, von einem Manne eine Art Strumpfmütze über die Ohren gezogen.

Nach dem Essen vergnügt sich die Jugend vielfach durch Tanz. Den Reigen eröffnet natürlich das Paar, dessen Ehrentag gefeiert wird. Später wird der Brauttanz getanzt. Die Braut, welche den Brautkranz in der Hand hält, bekommt die Augen verbunden. Um sie her bewegen sich die Mädchen, zum Kreis geschlossen, im wilden Reigen. Die Braut faßt eins und setzt ihm den Kranz auf. Darauf muß der Bräutigam in gleicher Weise einen Burschen auswählen. Die so Bestimmten tanzen endlich zusammen und gelten für das nächste Brautpaar.

Am zweiten Hochzeitstage finden sich die Gäste zum Frühstück wieder ein. Nach demselben wird von den jungen Leuten meist ein Spaziergang (oder Ausflug zu Wagen) gemacht. Die frohe Laune, die am ersten Tage zur Schau getragen ist, hat schon einem nüchternen Tone Platz gemacht. Nach Beendigung des Ausfluges, dessen Ausdehnung von der Stimmung abhängt, trennt sich die Hochzeitsgesellschaft. In den Dörfern an der Weser veranstaltet man am zweiten Hochzeitstage einen Umzug durch die Straßen des Ortes. Das junge Ehepaar schreitet voran; die Gäste folgen singend und jauchzend bis zu dem Hause, in welchem die junge Frau fortan wirken soll. In demselben werden die Gäste mit einem Vesper, sowie mit Kaffee bewirtet, und die Hochzeitsfeier hat damit ihr Ende erreicht. Die Braut bleibt gewöhnlich noch vier Wochen, manchmal noch länger, im Elternhause.

Erwähnt sei noch, daß man vielfach Hochzeitsbrot aufbewahrt, weil man diesem die Kraft beimißt, die Ehe vor Not zu schützen.

Interessant sind noch einige Bräuche, die in früheren Jahren in den Dörfern des Reinhardswaldes üblich waren und sich teilweise noch erhalten haben. War die Braut oder der Bräutigam aus einem fremden Orte — wie schon erwähnt, wurde die Hochzeit stets in dem Hause gehalten, welches die Heimstätte des jungen Paares werden sollte —, so wurde die bezw. derselbe nach dem Hochzeitsorte abgeholt. Betraf's die Braut, so fuhr sie im Wagen, umgeben von den berittenen Freunden ihres Bräutigams. Der Einzug erfolgte möglichst unter den fröhlichen Klängen der Musik. Mit der Einholung des Bräutigams verband man ein Wettreiten. Der Bräutigam ritt voraus und hielt an einem Stocke den Siegespreis (Halstuch) empor, der dem besten Reiter zufiel. Noch etwas weiter zurück liegt die Zeit, in welcher auch die Frauen und Mädchen am zweiten Hochzeitstage auf einer Wiese um ein Tuch oder um Bänder als Preis um die Wette liefen.

liegende Vieh auf mit den Worten: „De Häre is gestorben". Nachdem dann der Müller auf das Stroh gebettet war, ordnete Hinrich an, daß die Saatfrucht umgestochen werden sollte; geschähe dies nicht, so wäre eine schlechte Ernte zu erwarten. Die Mühle steht still, und alle Arbeit, die nicht unbedingt erforderlich ist, ruht.

Am Sonntag soll das Begräbnis stattfinden. Der Vetter Jörge bittet am Sonnabend die Träger, die Verwandten und nächsten Nachbarn zur Leichenfeier ins Haus, fast alle anderen Einwohner des Dorfes werden nur „zur Leiche gebeten". Am Begräbnistage wird der Tote eingesargt. Vorher hat man ihm seinen schwarzen Anzug angelegt. In demselben wie am Hemd eingenähte Namen sind sorgfältig getilgt, um das Aussterben des Namens zu verhüten. Der Tote bekommt etwas Geld, auch wohl einen Kamm, ein Messer und dergl. (Frauen Nadel und Schere und wenn ein besonderes Totenkleid angefertigt ist, alle Reste desselben) mit in den Sarg. Die Schmückung der Särge mit Kränzen war bei den Verheirateten bis vor wenigen Jahren nicht üblich. Nur Kindern und unverheirateten Personen schmückte man den Sarg mit Kränzen und Kronen, welche aus lebenden oder künstlichen Blumen gefertigt und oft auch mit Bändern versehen waren. Die Särge älterer Personen wurden mit einem weißen und einem schwarzen Tuche verhangen, die meist Eigentum der Kirche, wohl auch von Innungen, Schützenvereinen usw. waren.

Kurz vor der festgesetzten Stunde des Begräbnisses versammeln sich die Träger und die Anverwandten des Verstorbenen in dem Trauerhause; sie werden mit Schnaps und Kuchen bewirtet. Den Trägern reicht man in Sielen ein großes weißes Taschentuch. In Wolfhagen erhält jeder Träger einen Lorbeerzweig, den er bei dem Begräbnis im Munde trägt. Diese Zweige werden auf einem Teller herumgereicht; auf demselben liegen auch, in Papier eingewickelt, Geldbeträge, die für die Träger als Entgelt für ihre Dienste bestimmt sind, aber meistenteils nicht angenommen werden. Nach der Beerdigung schickt man ihnen je ein Stück Kuchen ins Haus. Wenn der Pfarrer erscheint, stellen sich die Leidtragenden um den Sarg und verrichten eine stille Andacht; dann verläßt der Leichenzug das Trauerhaus. Alsbald wird die Flur gekehrt und die Haustür geschlossen. In den meisten Orten geben nur die männlichen Bewohner, in einigen auch die Frauen, dem Verstorbenen das Geleit. Die Leichenrede wird am Grabe gehalten.

Nach der Bestattung kehren die Anverwandten in das Trauerhaus zurück, halten in der Flur wieder eine stille Andacht (Wolfhagen) und werden dann mit Schnaps, Kaffee und Kuchen bewirtet. In Ödelsheim wurden bis vor wenigen Jahren den Männern schön gestopfte Tonpfeifen von 1/2 bis

$^3/_4$ m Länge gereicht, die dann in den Besitz der Raucher übergingen. Die früher üblichen Trauermahle, bei denen es schließlich ganz munter — um nicht zu sagen fröhlich — herging, sind in den letzten Jahren mehr und mehr beschränkt worden, ja hier und da schon ganz in Wegfall gekommen.

An vielen Orten war es Sitte, zum Andenken an die Toten Kränze, an anderen (Gottsbüren, Gieselwerder) Kissen, mit Namen, Geburts- und Todestag versehen, mit Schleifen und Bändern geschmückt, oft auch in Glaskästen verwahrt, im Gotteshause aufzuhängen. Bei den in den letzten Jahren vorgenommenen Renovierungen sind jedoch diese „Andenken" entfernt, und seitdem ist dieser Brauch gefallen.

Die Farbe der Trauer ist im sächsischen Hessen, wie fast überall, die schwarze.

4. Hausbau, Schlachte- und Erntefest, Kirmes, Schützenfest, Spinnstube und die Feste der Leutzewärter und Rohrbacher.

Hausbau. Im ersten Kapitel dieses Abschnitts ist schon dargelegt worden, weshalb Neubauten im großen und ganzen selten errichtet werden. Aber Brände, Teilung von Gütern und andere Umstände machen doch die Erbauung neuer Häuser notwendig. Diese werden dann den neuen Bedürfnissen und den baupolizeilichen Vorschriften entsprechend eingerichtet. Der hohen Holzpreise wegen ist es in den letzten Jahren mehr und mehr in Aufnahme gekommen, die Häuser massiv zu bauen. Ein sogenanntes Richtefest findet dann nicht statt. Die älteren Häuser sind jedoch durchweg Fachwerksbauten, und auch jetzt noch baut man vielfach in derselben Weise. Es ist dann mit dem Aufschlagen des fertig gezimmerten Hauses ein Fest verbunden, das früher manchmal einer kleinen Kirmes gleichkam. Zu demselben werden Verwandte, Nachbarn sowie die beteiligten Handwerker (Maurer und Zimmerleute) eingeladen. Die Mädchen putzen ein Tannenbäumchen mit Tüchern, bunten Bändern (aus Papier), Eierschalen usw. heraus. Dasselbe wird auf einer Art Tragbahre befestigt und durch das Dorf getragen. Eine kleine Musikbande schreitet voran; der Bauherr mit Familie, die beteiligten Handwerksmeister mit ihren Gesellen, die eingeladenen Gäste usw. folgen. Beim Neubau wieder angelangt, wird die Tanne ein- oder mehreremal um das neue Haus getragen, dann in die Höhe gezogen und am Giebel befestigt. Darauf spricht der Zimmermeister von der Höhe herab seinen Zimmerspruch, der bei den verschiedenen Meistern verschiedenen Wortlaut hat. Sobald er geendet, reicht ihm der Bauherr ein Glas Schnaps; der Zimmermeister leert das Glas und wirft es in die Tiefe. Gespannt verfolgt die unten stehende Menge den Fall des Glases und

lauscht, ob es aufschlagend klirrend zerspringt; denn dann birgt der Zeitenschoß für das neue Haus und seine Bewohner ein heiteres Los. Bleibt das Glas ganz, so wird schon die Festfreude getrübt, da die Vorstellungen zukünftigen Unglücks sich immer wieder aufdrängen. Zum Schlusse wird von allen Versammelten das Lied „Nun danket alle Gott" gesungen. In Wolfhagen und Umgegend erhält jeder am Baue beteiligte Maurer- und jeder Zimmergeselle ein Tuch und jeder der beiden Meister ein Hemd. Damit dem Bauherrn die Festlichkeit nicht zu teuer kommt, schicken die wohlhabenden Leute des Ortes, oft auch nur die eingeladenen, allerhand Speisen (Butter, Milch, Eier, Wurst usw.) dem Eigentümer des neuen Hauses (Reinhardswald). Ein allgemeines Essen beschließt die Feier. Hier und da vergnügt sich die Jugend noch durch ein Tänzchen in der Tenne.

Das Schlachten gestaltet sich hier und da noch zu einem **Schlachtefest**, und um die Freuden dieses Festes öfter zu haben, mehrmals in der Lage zu sein, frisches Fleisch und frische Wurst (früher auf dem Lande etwas Seltenes) genießen zu können, ist es in vielen Orten Brauch, jedesmal nur ein Schwein zu schlachten. Einige Würste haben bestimmte Namen. Der gefüllte Mastdarm wird „Feldquiker" genannt; er wird aufgehoben zum Frühstück des ersten nächstjährigen Schlachtefestes. Die Wurst des Blinddarms heißt Ellerwurst (in Wolfhagen „Günter") und wird, wenn Gelegenheit dazu vorhanden, zum ersten Frühstück der „Eller" (Hebamme) aufgetragen.

Die Kinder erbitten und erhalten zu diesem hohen Feste Urlaub in der Schule. Für jedes wird eine kleine runde Wurst (Weckewurst) hergestellt. Nachbarskinder oder auch arme Kinder erbitten sich eine Wurst mit dem Verschen:

„Wie habben hört,
Jie häbben 'eschlacht't
Un häbben so schöne Wost 'emacht;
Jit[1]) me ene, jit me ene,
Äwer kinne ganze klene!" (Ehringen.)

Während des Wurstmachens schickt man Narren in Nachbarshäuser, die „Sülzenpresse", den „Daumenhaspel" und dergl. zu holen. Zum Frühstück, zum Kaffee, zum Mittagsessen, zum Quellfleisch (Wellfleisch) am Nachmittage und zur Wurstsuppe am Abend werden die nächsten Verwandten und gute Bekannte eingeladen.

Alle Erzeugnisse des Tages müssen versucht werden, und jeder Gast bekommt einen Teller mit Proben der Schlachterei mit nach Hause. Während der „Wurstsuppe" erscheinen auch verkleidete Burschen und Mädchen, um einen leckeren Tribut einzufordern, der dann in der Spinnstube verzehrt wird.

1) Statt „jit" anderen Orts „gifft."

So ist der Verlauf des Schlachtefests noch in Gottsbüren, Beckerhagen, Gieselwerder, Ödelsheim, an der Diemel und anderwärts. Vielerorts ist jedoch die kostspielige Wurstesuppe schon ganz in Wegfall gekommen oder wenigstens sehr beschränkt.

Die **Kirmesfeier** hat viel von ihrer ehemaligen Eigenart und ihrem Umfange eingebüßt. Ein Kirchweihfest, wie sie ehedem war, ist sie schon lange nicht mehr. Auch ist sie durch das Aufkommen anderer Feste, der Sänger, Krieger, Turner usw., mehr und mehr verdrängt worden. Sie wird auch nicht mehr wie früher vier Tage lang gefeiert, sondern nur noch zwei. Immerhin läßt in vielen Ortschaften doch die Erinnerung an die letzte oder die Hoffnung auf die demnächstige Kirmes die Herzen der Jugend höher schlagen. Selbst die Kinder freuen sich wochenlang vorher auf die Kirmes und singen:

„Wenn Kermes is, wenn Kermes is,
Dann schlacht't mien Vadder en Bock.
Dat Fell dervon, dat Fell dervon,
Dat jit för mick en Rock."

Die eigentlichen Veranstalter der Kirmes sind die „Kirmesburschen", deren es in einigen Orten eine größere Anzahl, in anderen nur drei bis vier sind. Sie holen die Erlaubnis von der Ortspolizeibehörde bezw. vom Landrat und vom Ortsgeistlichen ein. Dann schließen sie mit „der Musik" und dem Wirte ab, was sie vielfach des winkenden Gewinnes halber auf eigene Gefahr und Kosten tun.

Die Kirmes findet in der Regel am Sonntag und Montag statt. Ist der Nachmittagsgottesdienst beendet, so ziehen die Kirmesburschen mit der Musik hinaus auf eine nahegelegene Wiese, wo sie im vorigen Jahre die Kirmes (wenigstens das Sinnbild derselben, eine Flasche Schnaps) begraben haben (s. unten). Mit der feierlichen Ausgrabung der Flasche ist die Kirmes eröffnet. Jeder Kirmesbursch nimmt einen Schluck aus dem „Stammende" der Flasche und erhält „eine Gesundheit" gespielt. Darauf werden die Kirmesmädchen abgeholt. Jedes desselben hat für seinen Burschen ein buntes seidenes Tuch erstanden und dazu passende Bänder, die um seinen Hut geschlungen werden. Bald bewegt sich ein bunter Zug durch die Dorfstraße. Auch eine eigenartige Fahne fehlt dabei nicht. Die Fahnenstange hat schon vielen Geschlechtern gedient und wird zumeist im Pfarrhause von Jahr zu Jahr aufbewahrt. (Kirchweihe.) Sie trägt zwei ungleich große wollene Tücher, die, nachdem sie ihren Dienst getan haben, von den Kirmesburschen zur Bestreitung der Kosten verlost werden. Jeder Kirmesgast ist gehalten, wenigstens ein Los zum (gewöhnlichen) Preise von 20 Pfg. zu kaufen. Hier ist die Glücksgöttin nicht blind: man weist ihr

als Gewinner einen Ortseinwohner, der imstande ist, den Kirmesburschen ein gutes Frühstück zu geben. Nach dem Umzuge durch das Dorf beginnt der Tanz, der bis spät in die Nacht dauert. In der Frühe des Montag-Morgens werden vor jedem Hause Ständchen, sogenannte Nachtmusiken, gebracht. Die Musikanten spielen ein auf den Hausherrn oder ein anderes Familienglied passendes Liedchen. Einem Veteranen spielt man: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“ usw. oder „Napoleon, du Schustergeselle“ usw. einer alten Jungfer: „Schier dreißig Jahre bist du alt“ usw. Die Braut erhält: „Ach, wie ist's möglich dann“ usw., und seiner Angebeteten läßt der Bursche eine ganze Reihe Lieder spielen; denn je mehr „Nachtmusiken“ eine bekommen hat, desto lieber ist „sie“ dem Verehrer, desto mehr kann sie damit „prahlen“. Bei Tage wiederholt sich der Rundgang; denn jetzt müssen „die Nachtmusiken verzehrt“ werden. Man besucht fast jedes Haus, die Musik spielt ein Stück zum Tanze auf, und der Hausherr tanzt mit seiner Gattin oder die Tochter des Hauses mit einem Kirmesburschen, während die anderen aus ihrer Schnapsflasche jedem zutrinken, der ihnen in den Weg läuft. Überall lädt man die Kirmesburschen und die Musik zum Frühstück ein, oder man kauft sich von dieser Verpflichtung durch ein Geldgeschenk in Höhe von 1 Mark bis zu 1 Taler los. Der Nachmittag und Abend wird wieder mit Tanzen und Trinken verbracht; die älteren Männer beschäftigen sich angelegentlich mit den 32 Blättern und spielen „Solo“ oder „Aßrufen“, „Schafkopp“, neuerdings auch Skat. Am Dienstag wird die Kirmes begraben. Die Gebräuche bei diesem Begräbnis sind sehr mannigfaltig und wohl überall anderer Art. In Meinbressen geschah es auf folgende Weise. Ein Bursch wurde mit Erbsen- und Wickenstroh umwickelt und stellte einen Bären dar; ein anderer waltete seines Amtes als Bärenführer. Dieser Gruppe folgte ein Gespann Pferde. Es zog hinter sich her ein Scheit Holz mit einem Pflock, um welchen sich ein Rad drehte, das in schräger Stellung fortrollte. Auf dem Rade war eine ausgestopfte Puppe befestigt, die beim Fortrollen des Rades tanzte. So bewegte sich der Zug mit Kirmesburschen und Musik hinaus vor das Dorf auf den Anger. Daselbst versenkte man eine Flasche Schnaps in eine kleine Grube und deckte sie mit Erde zu, während die Musik eine wehmütige Weise spielte. In letzter Zeit geschieht das Begraben der Kirmes ohne die beschriebenen Gebräuche, unterbleibt auch wohl ganz.

Acht Tage nach der Kirmes findet die Abrechnung statt, mit derselben ist gewöhnlich eine Nachfeier (Nachkirmes) verbunden, die sich um so heiterer gestaltet, je größer der Überschuß war.

In den meisten Dörfern ist die Kirmes im Herbst (Oktober oder Anfang November); nur in Gottstreu, einer französischen Kolonie

an der Weser, entstanden um 1690, wird sie 8 Tage vor Pfingsten abgehalten.

Haben die Hirten das Vieh bis zur Kirmes hüten können, so erhalten sie beim Austreiben am Kirmes-Montag von jedem Viehbesitzer ein Stück Kuchen. Reich mit Kuchen beladen, sieht man sie hinter der Herde dahinschreiten. Zum Glück gibt der eine und der andere Ortsbewohner statt des Kuchens ein Geldgeschenk; sonst würde die Familie des Hirten ihre liebe Mühe haben, die Kuchenmassen zu verzehren.

Neben der Kirmes ist als allgemeines Volksfest von Bedeutung das **Schützenfest**, welches noch in vielen Orten gefeiert wird oder doch bis in die letzten Jahre gefeiert wurde. Es ist dem sächsischen Hessengau und angrenzenden Landesteilen eigentümlich. An der Diemel führt es den Namen „Schüttenbeer“, weil früher ein besonderes Bier, „Trinken“ genannt, zu demselben gebraut wurde. Schützenfest heißt es zwar; aber geschossen wird nicht mehr. Aus den Akten der Schützenvereine läßt sich jedoch feststellen, daß das Scheibenschießen vor Jahren gepflegt wurde. Die Satzungen des Schützenvereins zu Oberlistingen vom Jahre 1798 bestimmen, daß zum Abholen der Fahne jeder Schützenbruder die ungeladene Büchse mitzubringen habe. Über die Entstehung der Schützenvereine läßt sich meist nichts Bestimmtes angeben; jedenfalls sind sie schon recht alt. Das „Rechnungs- und Protokollbuch“ des Schützenvereins — oder „Schützenhofes“, wie er von den Mitgliedern bezeichnet wurde — zu Niedermeiser z. B. stammt aus dem Jahre 1842, während ein älteres verloren gegangen ist. Das Bestehen anderer Schützengesellschaften läßt sich noch viel weiter zurückverfolgen. In der neuen Schützenordnung, die der Verein zu Oberlistingen im Jahre 1798 erhielt, steht ausdrücklich, daß die Bestimmungen von 1728 und 1664 beibehalten sind. Der Schützenverein zu Ödelsheim wurde am 24. Juli 1673 gegründet. Die Annahme liegt also nahe, daß die Schützengesellschaften während oder kurz nach dem 30jährigen Kriege ins Leben gerufen sind.

Jeder Schützenverein hat ein Inventar, das je nach der Zahl der Mitglieder größer oder kleiner ist. Die Schützengesellschaft zu Ersen besitzt sogar eigene Ländereien, die zu Ehringen ein Kapital von 1200 Mark, dessen Zinsen alljährlich verbraucht werden. Es ist dadurch die Gewähr gegeben, daß sich diese Vereine noch lange Zeit halten werden, wenngleich sie im Laufe der Jahre Wandlungen durchzumachen haben werden.

Tun wir einen Blick in die Satzungen der Schützenvereine. Die des Ödelsheimer Vereins haben in der Einleitung folgenden Wortlaut: „Ordnung der Büchsen- oder Scheiben-Schützen, wie selbige nach den Casselischen und anderer benachbarter Ämpter Exemplarien nach gelegenheit hie-

sigen Amtes Sababurgs und dessen Gerichts Dorfschaften eingericht und auf bittlich geziemendes Anfragen der Gemeinde Ödelsheimb Copeylich communiciert worden.

Allen und Jeden dießes Orths, so sich nach erlangter erlaubnis der Gesellschaft der Büchsen- oder Scheiben-Schützen Alhier Begeben wollen, sey Kundt und offenbar, daß sich ein Jeder der nachher Beschriebenen Ordtnung undt schuldiger gebühr in allem gemäß Verhalten undt garnicht dawieder handeln oder solcher Schützen Gesellschaft gänzlich müßig gehe u. s. w."

Die Ordnung schreibt strenge christliche Zucht — Fluchen, Schwören, Gotteslästerung und ungebührliche Reden sind verboten —, Achtung gegen die Beamten, harte Strafen gegen Vergehen, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit im Schießen, Liebe und Vertrauen der Mitglieder untereinander, Fernhalten der Kinder vom Schützenplatze und Ehrlichkeit bei Schützenfesten vor.

Wie gewissenhaft der Ordnung nachgelebt wurde, beweist die Tatsache, daß selten ein Vergehen gegen dieselbe vorgekommen ist, das eine Bestrafung erfordert hätte.

Das Schützenfest fand in der Regel am 2. Pfingstfesttage und den folgenden Tagen statt. Die Leiter des Festes waren zwei Schützenmeister und zwei (an anderen Orten vier und mehr) „Siebener". Jedes Jahr fand eine Neuwahl statt, jedoch so, daß nur die zwei Siebener neu gewählt wurden, die dann im folgenden Jahre an die Stelle der Schützenmeister traten. Alle fünf Jahre wurde ein großes Schützenfest gefeiert. Einige Zeit vorher entwickelte man eine rege Tätigkeit. Es wurden die Schützenkompanien gebildet: die Leibkompanie, die Jäger, die Grenadiere und die Husaren. Jede Kompanie wählte zwei bis vier Unteroffiziere, einen Feldwebel (Wachtmeister), zwei Leutnants, einen Hauptmann (Rittmeister). Auch die Ehrenplätze des Majors, des Obersten, des Oberstleutnants, und eines Generals wurden besetzt. Da die Offiziere während des Festes große Ausgaben hatten, so wurden nur zahlungsfähige Leute gewählt. Gewesene Soldaten brauchten nur die Unteroffiziere zu sein. Eine dem Namen der Kompanie entsprechende Kleidung wurde nicht getragen. Auf einem freien Platze vor dem Dorfe hielten die Kompanien allsonntäglich große Übungen ab, bis alles klappte.

Schon im Januar oder Februar sammelten die Siebener im Dorfe Haus für Haus Gerste; wo man solche nicht hatte, gab man einen entsprechenden Geldbetrag. Die gesammelte Gerste wurde von den Siebenern durchgesiebt (daher ihr Name) und in die Brauerei zur Herstellung des Festtrunkes, eines einfachen (d. i. obergärigen) Bieres, gebracht. Am Schützen

feste walteten sie, mit weißen Schürzen angetan, ihres Amtes als Schenken.

Die Schützenmeister besorgten oder überwachten die Ausschmückung des Festplatzes, das Aufschlagen der Zelte (bezw. des Zeltes), die Musik usw. Der Festplatz war in frühester Zeit im Dorfe neben der Kirche, später außerhalb des Ortes. Für die Kompanie wurde ein Zelt errichtet und ein Tanzplatz angelegt. In kleineren Gemeinden begnügte man sich mit einem Zelte und einem Tanzplatze. Ganze Wagenladungen Birkenbüsche wurden zur Umfriedigung und Ausschmückung herbeigeschafft.

Am Nachmittage des ersten Pfingsttages versammelte sich jede Kompanie vor dem Hause des Feldwebels (Wachtmeisters), worauf die Offiziere abgeholt wurden. Vor dem Hause des Generals fanden sich alle Kompanien zusammen und nahmen Paradeaufstellung. Während die Musik spielte, begaben sich die Offiziere ins Haus und nahmen die Kompagniefahne in Empfang. Nachdem noch die Schützenmeister abgeholt waren, nahm der Zug Aufstellung. Voran schritten die Jäger mit geschultertem (hölzernem) Gewehr; ihnen folgten die Grenadiere und die Musik. Hinter derselben gingen der „Oberschützenmeister“ (Bürgermeister oder Grebe des Ortes), die Schützenmeister, zum Zeichen ihrer Würde mit Spießen bewaffnet und mit Bändern geschmückt, die Siebener und die Auditeure oder Richter. Auf diese folgte die Leibkompanie, und den Schluß bildeten die Husaren, welche die erforderlichen Reitpferde, soweit sie solche nicht selbst besaßen, geliehen hatten. Jeder Kompanie schritten einige mit Kränzen geschmückte Mädchen voran. Nachdem der Zug auf dem Festplatze angekommen war, verlas der erste Auditeur die Schützenordnung, knüpfte eine kurze Ansprache daran und brachte ein Hoch auf den Landesherrn aus. Alsdann begaben sich die Kompanien in ihre Zelte und unterhielten sich, wobei die gefüllte „Kelle“ fleißig die Runde machte, bis die Nacht die Fröhlichen trennte.

Am zweiten Festtage fand abermals ein Umzug statt, aber diesmal in umgekehrter Reihenfolge. Die Offiziere wurden mit einem Vesperbrot und Warmbier bewirtet, während die Musik vor dem Hause spielte. Jede Kompanie begab sich in ein vorher bestimmtes Haus zum Vesper. Auf jedes Mitglied der Schützengesellschaft wurden 7 Maß = 14 Liter Schützenbier gerechnet. Was nicht verzehrt wurde, schaffte man in das Kompaniezelt und trank es während der Tanzpausen. Am Spätnachmittag und Abend widmete sich jeder dem Tanze. Am 3. Tage hatte jeder Offizier die Verpflichtung, in seinem Hause seine Kompanie zu bewirten. Der Abend wurde in gleicher Weise verbracht wie der des zweiten Tages. Der vierte Tag verlief ebenso. Am folgenden Sonntage rechnete man ab und tauschte dabei die gemachten Erfahrungen aus. So war im

allgemeinen der Verlauf des Festes zu Ödelsheim. Bis zum Jahre 1885 bestand der dortige „Schützenhof“. Die Gründe für seine Auflösung sind wohl mannigfacher Art. Hauptsächlich mag die Bildung dreier Sondervereine, eines Krieger-, eines Gesang- und eines Arbeitervereins, dem das ganze Dorf umfassenden Schützenhof den Boden abgegraben haben. In anderen Orten hielten sie sich länger und in einigen bestehen sie noch, so in Volkmarsen, Ehringen, Viesebeck, Altenhasungen, Oberlistingen, Gieselwerder usw. In Niedermeiser wurde das letzte Schützenfest 1897 gefeiert. Es ist für viele Orte typisch, unterscheidet sich aber in manchen Zügen von dem zu Ödelsheim. Das militärische Beiwerk ist weniger ausgebildet; das Fest beginnt erst am zweiten Pfingsttage, wenn es auch schon am Pfingstsonnabend durch Trommelwirbel angekündigt ist. Nach dem zweiten Gottesdienste marschiert die Schützengesellschaft durch das Dorf: den beiden Schützenmeistern folgt die Musik, die Siebener schließen sich an; hinter ihnen schreiten Männer und Burschen, geschart um die alte Schützenfahne, ehemals die Fahne der Bürgergarde des Ortes. Den Nachmittag und Abend widmet man sich dem Tanze.

Am Dienstag-Morgen weckt der Tambour durch kräftigen Trommelschlag die Männer und mahnt sie, bald zu erscheinen. Darauf ruft er mit einem Schläger die Frauen. Bald sind alle vor dem Wirtshause versammelt. Aus dem Munde des Ortsdieners vernimmt die versammelte Menge die Schützenordnung. Darauf ordnet man sich zum Zuge. Denselben eröffnen die beiden Schützenmeister zu Pferd, mit Schärpen geschmückt. Es folgen der Tambour, der Schellenbaum, das Musikkorps, die Siebener, die Männer und Burschen, und den Schluß machen Frauen und Mädchen. Jede Abteilung schart sich um eine besondere Fahne und wird von einem Befehlshaber in Uniform geführt. Den ganzen Zug leitet ein Kommandeur zu Pferd.

Der Zug hat sich in Stirnreihe aufgestellt; vor jeder Abteilung steht der Führer. Es wird „Still gestanden!“ kommandiert. Der Kommandeur sprengt die Straße herauf, begrüßt den Zug und reitet die Front ab, worauf er rühren läßt. Plötzlich zieht er seinen Degen, ruft „Stillgestanden!“ und sprengt einer herannahenden Karosse (?) entgegen, stramm grüßend. Drinnen sitzen der „König“ und die „Königin“ samt einer „Ehrendame.“ Die Majestäten erwidern den Gruß, werden mit einem kräftigen Tusch empfangen, verbeugen sich grüßend nach allen Seiten und sind sichtlich erfreut über die Huldigung. Der königliche Wagen wird dem Zuge eingereiht, und bald setzt sich dieser in Bewegung. In der Regel ist das Ziel das benachbarte Obermeiser, wo zu gleicher Zeit Schützenfest abgehalten wird. Die dortige Schützengesellschaft bereitet feierlichen Empfang. Dem eigentlichen Zuge

folgen meist zahlreiche Wagen, oft mit Birken- und Buchenzweigen geschmückt. Auf schäbigem Klepper hockt der „Doktor“ mit blauer Brille und großem Quersack, um etwaigen Kranken Rat und Hilfe zu erteilen. Manchen Scherz erlaubt sich da der Herr Doktor. — Zwischen Obermeiser und Westuffeln wird gerastet und gevespert. Gegen 4 Uhr ist man wieder daheim und verbringt den Nachmittag und Abend wieder mit Tanzen.

Auch der Meßhagen, der jetzige Exerzierplatz der 5. Dragoner, der Eigentum der Gemeinde Niedermeiser ist, war früher oft das Ziel des Ausfluges. Das war eine Lust, auf grünem Rasen im Schatten breitästiger Bäume zu tanzen! Die Majestäten schlossen sich natürlich nicht aus.[1])

Für die Majestäten wurde alles Mögliche zusammengeborgt: Uniformstücke, seidene Kleider, Bänder, goldene Ringe usw. Bis vor 30 Jahren erschienen sie auch samt ihrem Hofstaate zu Pferde.

Am 3. (letzten) Festtage erwiderte Obermeiser in der Regel den Besuch; sonst wurde ein Ausflug in den Wald gemacht. Ein Tanz schloß wieder den Tag und damit auch das ganze Fest.

Noch sei bemerkt, daß das Schützenfest in früheren Jahren ausschließlich das Fest der Alten war, und daß die Jugend sich erst von einem gewissen Alter ab und dann noch mit Einschränkung beteiligen durfte. Eine Ausnahme machte Gieselwerder, wo dem Herkommen gemäß sogar die reifere Schuljugend am Schützenfeste teilnahm. Diese und die jüngsten konfirmierten Jahrgänge bildeten ein besonderes Korps, das sogen. „Kosakenkorps“. 1890 wurde jedoch die Teilnahme der Schüler an dem Feste von der Schulaufsichtsbehörde verboten. Das Kosakenkorps wird seitdem nur von der konfirmierten Jugend gebildet. Die Kosaken sind bekleidet mit einem langen weißen Hemde als Überwurf und bewaffnet mit einem langen Stabe, der das Gewehr vorstellen soll. Ein hölzernes Seitengewehr fehlt natürlich auch nicht. Die Kopfbedeckung ist aus Papier hergestellt und hat die Form eines abgestumpften Kegels.

In Oberlistingen darf heute noch kein unverheirateter Mann unter 30 Jahren in die Schützengesellschaft aufgenommen werden, und wer ohne Erlaubnis mit einem Mädchen tanzt, verfällt der satzungsmäßigen Strafe.

---

1) In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts soll einmal folgendes vorgekommen sein: Ganz Hofgeismar samt seinen Husaren war ausgerückt, um am Schützenfeste teilzunehmen. Auch einige Offiziere hatten sich eingefunden. Da ritt der Schützenkönig auf die Herren zu, begrüßte sie und forderte sie auf, in seine Dienste zu treten. Doch die Offiziere faßten das als schwere Beleidigung auf und machten dem Kurfürsten davon Meldung. Dieser beurteilte die Sache milder und erwiderte: „Laßt den Bauern ihren Spaß!“

In Ehringen geht die Mitgliedschaft vom Vater auf den Sohn über. Wer sie auf diese Weise nicht erhält, muß dieselbe mit 18 Mark bar und 1 Liter Schnaps erwerben. Das Eintrittsgeld wird entweder kapitalisiert oder verbraucht, worüber durch Abstimmung entschieden wird. Die Anmeldung zur Aufnahme erfolgt auf Fastnacht. Wer dreimal hintereinander dem Feste ohne genügende Entschuldigung beizuwohnen versäumt, geht der Mitgliedschaft verlustig. Jedes Mitglied hat auch die Verpflichtung, einem verstorbenen Schützenbruder zum Begräbnis zu folgen, wozu er vom Schützenmeister aufgefordert wird. Den Sarg begleitet auch die umflorte Vereinsfahne.

Die **Spinnstuben** sind im sächsischen Hessengau an vielen Orten noch recht in Blüte. Die Trupps gleichalteriger Mädchen kommen nachmittags (in Wettesingen, Oberlistingen, Breuna) oder auch schon von morgens 10 Uhr ab (in Sielen) oder auch erst abends (in den meisten Ortschaften) zusammen, um zu arbeiten, zu scherzen, zu singen usw. Man beginnt mit den Spinnstuben Mitte November, in Veckerhagen am Herbstmarkt (Anfang November), in Gottsbüren 14 Tage vor Weihnachten, in Ehringen erst zu Neujahr. In Gottsbüren (früher auch in Ödelsheim) findet die Spinnstube allabendlich den ganzen Winter hindurch in demselben Hause statt. Licht und Stühle werden von den Mädchen gestellt. Die Hausfrau erhält für die Einräumung des Zimmers ein Geschenk. Meist wechselt man jedoch und besucht reiheum die Häuser der Spinnstubenmitglieder oder von Verwandten und Befreundeten einzelner beteiligter Mädchen. Hauptsächlich wird gesponnen in den „Spinnstuben“: denn „selbstgesponnene Leinewand“ ist auch heute noch der Stolz einer tüchtigen Bäuerin. Aus dem zum Spinnen vorbereiteten Flachse bereitet die Mutter mit kunstfertiger Hand den Rocken, der mit einem mehr als handbreiten bunten Wachstuche, dem Rocken- oder Bockenbrief, umbunden oder mit einem langen roten oder blauen Bande umwunden wird. Neuerdings wird in der Spinnstube auch gestrickt, genäht usw. Die Spinnstubengesellschaft wird meist mit Kaffee und Kuchen bewirtet. An jedem Freitagabend — Sonnabend wird keine Spinnstube abgehalten — stellen sich die Burschen vollzählig ein, während sie an den anderen Abenden nur vereinzelt erscheinen. Man scherzt, neckt sich, erzählt Geschichten, recht gruselige natürlich. Zwischendurch werden gemeinschaftlich Liebes-, Abschieds-, Jäger-, Soldaten- 2c. Lieder ein- und zweistimmig gesungen. Die Burschen passen auf, ob nicht einer Spinnerin der Faden reißt, ob nicht ein Strickstock oder dergleichen hinfällt; schnell ist dann der Rocken, der Strickstock gepfändet und muß von der Eigentümerin durch einen Kuß eingelöst werden. Selbstverständlich bewirtet man die Burschen auch mit Kaffee und Kuchen, wogegen diese Likör spenden.

Besonders festlich begangen werden die „lange Nacht“ (22. Dezember), Silvester und Fastnacht. An diesen Abenden ißt man gemeinsam Braten und Salat. Später bewegen sich die Paare nach den Klängen einer Ziehharmonika fleißig im Tanze. Ein- oder zweimal im Winter verstecken sich die Mädchen an einem vorher verabredeten Abend irgendwo im Dorfe. Die Burschen müssen dann „hähwinkeln“ (= suchen) gehen. Wenn sie die Mädchen nicht finden, was meist der Fall zu sein pflegt, haben sie die Pflicht, die erforderlichen Getränke für den Abend zu stellen; werden die Mädchen aber gefunden, so trifft diese die erwähnte Verpflichtung (Niedermeiser).

Mit „Fastelowend“ (anderwärts „Fastelawend“) hat die Spinnstube in den meisten Orten ihr Ende erreicht. In Ödelsheim wird sie auch in der Fastenzeit fortgesetzt und findet ihren Schluß erst Freitag vor Palmsonntag. An diesem Tage wird sie ähnlich wie die Kirmes (s. daselbst) in Gestalt einer Flasche Schnaps begraben.

Die Spinnstubentrupps halten sich auch während des Sommers zusammen und machen an den Sonntagen gemeinsame Spaziergänge in Feld und Wald, feiern auch die Feste gemeinsam.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wenn mit der Feier der Fastnacht die Spinnstube ihr Ende erreicht, finden in Zierenberg ganz eigenartige Feste statt, deren hier Erwähnung geschehen soll, weil sie mit den vorher beschriebenen öffentlichen Festen Ähnlichkeit haben. Es sind

Die Feste der Leutzewärter und Rohrbacher.

Dieselben datieren aus der Zeit der Gründung Zierenbergs. Die Mitglieder der beiden „Brüderschaften“ sind die Nachkommen der Einwohner der beiden eingegangenen Dörfer Ludwardessen und Rohrbach, deren Bewohner in die neugegründete Stadt Zierenberg übersiedelten. Die Leutzewärter und Rohrbacher feiern ihren „Jahrestag“ in den beiden ersten Wochen des Februar. Acht Tage vor dem eigentlichen Feste vereinigen sich die Brüder bei dem „Vorsteher“ des betreffenden Jahres zu einem Abendessen. Die „Lade“ (Truhe), in welcher die alten Akten aufbewahrt werden, kommt auf den Tisch; die weiblichen Bewohner des Hauses müssen das Zimmer verlassen. Ein alter irdener Krug, „Gruß“ genannt (Inschrift: „Pfifat, Leutzewart“), mit einfachem Bier gefüllt, macht die Runde.

Acht Tage später beginnt das eigentliche dreitägige Fest. Die Mitglieder sind zu einem Glase Bier und einer „Pfeife Tabak“ eingeladen. Es gibt wieder einfaches Bier zu trinken, das am Tage zuvor „aufgeschrotet“ wurde. Dazu ißt man „Rohrbacher Schinken“, kleine Schnitte Brot, die reichlich mit Kümmel und Salz bestreut sind. Später wird getanzt. Unter

In Ehringen geht die Mitgliedschaft vom Vater auf den Sohn über. Wer sie auf diese Weise nicht erhält, muß dieselbe mit 18 Mark bar und 1 Liter Schnaps erwerben. Das Eintrittsgeld wird entweder kapitalisiert oder verbraucht, worüber durch Abstimmung entschieden wird. Die Anmeldung zur Aufnahme erfolgt auf Fastnacht. Wer dreimal hintereinander dem Feste ohne genügende Entschuldigung beizuwohnen versäumt, geht der Mitgliedschaft verlustig. Jedes Mitglied hat auch die Verpflichtung, einem verstorbenen Schützenbruder zum Begräbnis zu folgen, wozu er vom Schützenmeister aufgefordert wird. Den Sarg begleitet auch die umflorte Vereinsfahne.

Die **Spinnstuben** sind im sächsischen Hessengau an vielen Orten noch recht in Blüte. Die Trupps gleichalteriger Mädchen kommen nachmittags (in Wettesingen, Oberlistingen, Breuna) oder auch schon von morgens 10 Uhr ab (in Sielen) oder auch erst abends (in den meisten Ortschaften) zusammen, um zu arbeiten, zu scherzen, zu singen usw. Man beginnt mit den Spinnstuben Mitte November, in Veckerhagen am Herbstmarkt (Anfang November), in Gottsbüren 14 Tage vor Weihnachten, in Ehringen erst zu Neujahr. In Gottsbüren (früher auch in Ödelsheim) findet die Spinnstube allabendlich den ganzen Winter hindurch in demselben Hause statt. Licht und Stühle werden von den Mädchen gestellt. Die Hausfrau erhält für die Einräumung des Zimmers ein Geschenk. Meist wechselt man jedoch und besucht reihum die Häuser der Spinnstubenmitglieder oder von Verwandten und Befreundeten einzelner beteiligter Mädchen. Hauptsächlich wird gesponnen in den „Spinnstuben"; denn „selbstgesponnene Leinewand" ist auch heute noch der Stolz einer tüchtigen Bäuerin. Aus dem zum Spinnen vorbereiteten Flachse bereitet die Mutter mit kunstfertiger Hand den Rocken, der mit einem mehr als handbreiten bunten Wachstuche, dem Rocken- oder Bockenbrief, umbunden oder mit einem langen roten oder blauen Bande umwunden wird. Neuerdings wird in der Spinnstube auch gestrickt, genäht usw. Die Spinnstubengesellschaft wird meist mit Kaffee und Kuchen bewirtet. An jedem Freitagabend — Sonnabend wird keine Spinnstube abgehalten — stellen sich die Burschen vollzählig ein, während sie an den anderen Abenden nur vereinzelt erscheinen. Man scherzt, neckt sich, erzählt Geschichten, recht gruselige natürlich. Zwischendurch werden gemeinschaftlich Liebes-, Abschieds-, Jäger-, Soldaten- &c. -Lieder ein- und zweistimmig gesungen. Die Burschen passen auf, ob nicht einer Spinnerin der Faden reißt, ob nicht ein Strickstock oder dergleichen hinfällt: schnell ist dann der Rocken, der Strickstock gepfändet und muß von der Eigentümerin durch einen Kuß eingelöst werden. Selbstverständlich bewirtet man die Burschen auch mit Kaffee und Kuchen, wogegen diese Likör spenden.

Besonders festlich begangen werden die „lange Nacht“ (22. Dezember), Silvester und Fastnacht. An diesen Abenden ißt man gemeinsam Braten und Salat. Später bewegen sich die Paare nach den Klängen einer Ziehharmonika fleißig im Tanze. Ein- oder zweimal im Winter verstecken sich die Mädchen an einem vorher verabredeten Abend irgendwo im Dorfe. Die Burschen müssen dann „hähwinkeln“ (= suchen) gehen. Wenn sie die Mädchen nicht finden, was meist der Fall zu sein pflegt, haben sie die Pflicht, die erforderlichen Getränke für den Abend zu stellen; werden die Mädchen aber gefunden, so trifft diese die erwähnte Verpflichtung (Niedermeiser).

Mit „Fastelowend“ (anderwärts „Fastelawend“) hat die Spinnstube in den meisten Orten ihr Ende erreicht. In Ödelsheim wird sie auch in der Fastenzeit fortgesetzt und findet ihren Schluß erst Freitag vor Palmsonntag. An diesem Tage wird sie ähnlich wie die Kirmes (s. daselbst) in Gestalt einer Flasche Schnaps begraben.

Die Spinnstubentrupps halten sich auch während des Sommers zusammen und machen an den Sonntagen gemeinsame Spaziergänge in Feld und Wald, feiern auch die Feste gemeinsam.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wenn mit der Feier der Fastnacht die Spinnstube ihr Ende erreicht, finden in Zierenberg ganz eigenartige Feste statt, deren hier Erwähnung geschehen soll, weil sie mit den vorher beschriebenen öffentlichen Festen Ähnlichkeit haben. Es sind

Die Feste der Leutzewärter und Rohrbacher.

Dieselben datieren aus der Zeit der Gründung Zierenbergs. Die Mitglieder der beiden „Brüderschaften“ sind die Nachkommen der Einwohner der beiden eingegangenen Dörfer Ludwardessen und Rohrbach, deren Bewohner in die neugegründete Stadt Zierenberg übersiedelten. Die Leutzewärter und Rohrbacher feiern ihren „Jahrestag“ in den beiden ersten Wochen des Februar. Acht Tage vor dem eigentlichen Feste vereinigen sich die Brüder bei dem „Vorsteher“ des betreffenden Jahres zu einem Abendessen. Die „Lade“ (Truhe), in welcher die alten Akten aufbewahrt werden, kommt auf den Tisch; die weiblichen Bewohner des Hauses müssen das Zimmer verlassen. Ein alter irdener Krug, „Gruß“ genannt (Inschrift: „Pfifat, Leutzewart“), mit einfachem Bier gefüllt, macht die Runde.

Acht Tage später beginnt das eigentliche dreitägige Fest. Die Mitglieder sind zu einem Glase Bier und einer „Pfeife Tabak“ eingeladen. Es gibt wieder einfaches Bier zu trinken, das am Tage zuvor „aufgeschrotet“ wurde. Dazu ißt man „Rohrbacher Schinken“, kleine Schnitte Brot, die reichlich mit Kümmel und Salz bestreut sind. Später wird getanzt. Unter

den Tänzen sind bemerkenswert die „Tapete“ (wahrscheinlich tempête[1]), die „Kegelquadrille“, die „Ecossaise“ und der Schlachtenwalzer, bei welchem früher auch getrommelt und geschossen wurde.

Am zweiten Tage des Festes zieht die ganze Brüderschaft durch die Stadt und holt bei allen Mitgliedern den Kaffee ab. Bei dem Bruder Bäcker werden außerdem noch Kringel und Salzkuchen entgegengenommen. Der Salzkuchen ist ein aus Weizenmehl hergestelltes Gebäck von etwa 20 cm Durchmesser, welches mit Safran oder Eigelb bestrichen und mit Salz bestreut ist. Der weitere Verlauf des Festes ist der gewöhnliche geselliger Vergnügungen.

5. Die Feste des Kirchenjahres.

Am sehnlichsten wird, wie überall, von der Jugend das **Weihnachtsfest** erwartet. Da bringt das Christkind allerhand Geschenke. Aber nur zur Nachtzeit kommt es; niemand kann's sehen. Ehe die Kinder am heiligen Abend ins Bett gehen, „stülpen“ sie einen Napf auf den Tisch, und am Weihnachtsmorgen beim Aufstehen ist's das erste, daß der Napf gehoben wird; denn unter denselben hat das Christkind seine Gaben: Nüsse, Pfefferkuchen u. dgl., verborgen. Die Sitte, einen Weihnachtsbaum abzubrennen, war bis zur neuesten Zeit noch wenig im Gebrauch, kommt aber jetzt, besonders auf Veranlassung der Pfarrer und Lehrer, hier und da in Aufnahme. An einigen Orten veranstaltet der Pfarrer in der Kirche oder der Lehrer in der Schule eine Weihnachtsfeier mit Abbrennen eines Weihnachtsbaumes. Der zweite Weihnachtstag gehört zu den besonderen Tagen der Spinnstuben. Mädchen und Burschen vereinigen sich zu einer kleinen Festfeier, wohl auch zu einem Tänzchen.

Neujahr wird vielfach durch Schießen begrüßt. (Obermeiser.) Hier und da besteht auch die Sitte, daß junge Burschen vor den Häusern begüterter Leute singen und dafür ein Geschenk erhalten. Das Absingen von Chorälen in der Neujahrsnacht ist an der Diemel, in Oberlistingen und anderen Orten üblich. Gegen 10 Uhr versammeln sich Erwachsene an belebteren Punkten des Ortes und singen: „Nun danket alle Gott“. Um 12 Uhr treffen sie abermals zusammen, und es hallen nun in die Nacht: „Abermals ein Jahr verflossen“ und „Wie herrlich strahlt der Morgenstern“. In Stammen ziehen die Schulknaben am Neujahrstage von Haus zu Haus und singen gegen ein Geldgeschenk Choräle, die der Hausherr bestimmt. In Ödelsheim hielt der Kantor an den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr mit den Schülern regelmäßig Gesangstunden ab. Es wurden die bekanntesten Neujahrslieder geübt. Am Neujahrsmorgen, häufig

1) Vergleiche Notenanhang S. 7 und 8.

noch bei brennender Lampe, begann das „Umsingen“. Ein Knabe trug die Sammelbüchse, zu welcher der Lehrer den Schlüssel im Gewahrsam hatte. Jeder Hausvater spendete für das nach seiner Wahl gesungene Lied eine Gabe. Nachdem am Nachmittag das Umsingen beendet war, begann im Schulsaal die Verteilung des gesammelten Geldes. Jedes Kind der zweiten Schulklasse erhielt 30 Pfg., der Rest wurde unter die Schüler der ersten Klasse verteilt. In den letzten Jahren ist der Brauch nicht mehr geübt. Jetzt singen wie in anderen Orten nur die armen Kinder vor den Häusern bemittelter Leute und erhalten dafür ein Geldgeschenk.

Auch die Nachtwächter und die Hirten bringen ihre Wünsche dar und erhalten ein Geschenk, welches hier und da nicht in Geld besteht. Durch „Tuten“ auf einem Horn oder durch Pfeifen oder Klappern zeigen sie ihre Anwesenheit an, wo man sie nicht bemerkt oder nicht bemerken will.

Der Müllerbursche erscheint in einigen Orten auch, um Gaben für sich zu sammeln. Mit einem mit Bändern geschmückten Hammer klopft er an die Tür und spricht:

„Jetzt kommt dem Müller sein Geselle,
kann seine Mühle selber stellen,
kann malen und sichten
und auch schöne Jungfern unterrichten.
Wenn wir haben scharf gemacht
und die Steine aufgebracht,
können wir auch selber prahlen,
daß wir haben gut gemahlen.
Kaisers, Königs Tafel zieret unsere Arbeit fein.
Freie Herren und Landgrafen können nicht ohne Müller sein.
Wenn die Bauern sitzen bei Bier und Wein,
müssen wir ihr Gespötte wohl sein.
Darum werdet ihr euch kurz bedenken
und mir ein gutes Trinkgeld schenken.
Denn die Tage haben jetzt einen kurzen Lauf
und ich hab' noch sehr viel Kunden,
und bald ist dieser Tag mir entschwunden.“

Die Kinder schenken am Neujahrstag ihren Paten als Gegenleistung für das Weihnachtsgeschenk einen Hornaffen (Gottsbüren) oder Wecke (Sielen).

Ein höchst eigenartiger Gebrauch findet sich in Niedermeiser. Am Silvester muß jede Familie eine brennende feuersichere Laterne aushängen. Die Mitglieder der Gemeindevertretung gehen dann zur bestimmten Stunde durch den Ort, um sich zu überzeugen, ob die „Illumination“ auch überall durchgeführt ist. Wer keine Laterne ausgehängt hat, wird ebenso in Strafe genommen wie derjenige, der keine feuersichere aufzuweisen hat, da dieser Brauch dem Zwecke dient, der Feuersgefahr entgegenzuarbeiten.

Einige Bräuche, wie sie bei „Neujahr" beschrieben, werden anderen Orts zu **Fastnacht** geübt. Der Müllerbursche besucht die Kunden seines Herrn und erbittet sich ein Trinkgeld. Er erhält neben der Gabe meist auch einen Trunk, so daß ihm der Heimweg vielfach schwer wird. Hat der Müller gerade zu Fastnacht keinen Burschen, so muß er den „Umgang" selbst tun; denn er darf das alte Recht nicht verloren gehen lassen. Wo noch Schafzucht getrieben wird, singt auch der Schäfer seinen Spruch bei den Schafherren: „Hie is' de olle Scheiperknecht, de will hewwen sien Gerecht; wann he sien Gerecht nie kreget, gerot de swarten Lämmere nie." (Niedermeiser.) Die erhaltenen Gaben, meist Wurst, Speck, geräuchertes Fleisch, trägt er an einem mit Bändern geschmückten Stabe nach Hause. In Zierenberg wurden bis vor wenigen Jahren die gesammelten Gaben unter Singen und Jauchzen der Schäfer auf den Tanzsaal gebracht, wo dann abends ein Mahl, Eierkuchen mit Wurst, Schäfer und Schafherren, Knechte und Mägde vereinigte.

Arme Kinder bitten auch unter Absingen eines Reimes um Gaben. Solche Reime sind:

1. Fastelabend hast,
hier steht ein kleiner Gast,
hier steht ein kleiner König;
gebt mir nicht zu wenig!
Droben in der Firste
hängen dicke Würste.
Gebt mir eine nicht zu kleine,
gebt mir lieber zwei für eine,
laßt mich nicht zu lange stehn;
denn ich muß noch weiter gehn!
(Zierenberg.)

2. Fastelabend hast,
eck sie en goder Gast;
lat meck ne so lange stahn!
eck mott ne Ecke wieder gahn
bis unger den Eken-Bökenbaum,
beschert meck de lewe Gott god Wedderbaum." (Meimbressen.)

3. Fastelowend hast,
ick sie en gudder Gast.
Jitt mie'n Stütche Spätch
dann goh ick widder wäch! (Ehringen.)

Solche und ähnliche Verse werden von den Kindern nach eigener Melodie zu Gehör gebracht. Sie erhalten dann Gaben, meist Wurst, Speck, Schinken, die sie an einem hölzernen Säbel, auch Spatt (= Spieß) genannt, aufspießen. Überglücklich sieht man die Kinder, wenn der Spieß bis zum Heft in Speck und Schinken steckt.

Eine alte Fastnachtssitte eigener Art, ähnlich der, die zu Ödelsheim für Neujahr besteht, hat sich bis heute in Ehringen erhalten und bildet wochenlang unter den Jungen das Tagesgespräch. Acht Tage vor Fastnacht werden zweistimmige Choräle und geistliche Lieder eingeübt. Als Dirigenten der beiden Stimmen walten die beiden obersten Knaben. Sie bilden zugleich die Prüfungskommission für die neuen Mitglieder, welche vor der Aufnahme erst eine Gesangs- und Leseprobe abzulegen haben. Nach bestandener Prüfung hat der Bewerber 10 Pfg. an die Prüfungskommission zu

entrichten, und die Mitgliedschaft ist erlangt. Am Sonntag vor Fastnacht lassen sich die Schuljungen, je vier um einen Säbel geschart, von den Mädchen schöne Bänder geben, welche als Schmuck am Säbelgriff befestigt werden. Am Fastnachtsmontag zieht die Knabenschar, etwa 40 an der Zahl, von Haus zu Haus und singt ihre wohleinstudierten Lieder, wofür sie Geld, Eier, Wurst usw. erhält. Die eßbaren Gaben werden im Schulsaal gemeinschaftlich verzehrt, und das Geld wird vom Lehrer unter die Sänger verteilt.

Die mit Fastnacht beginnende Fastenzeit verläuft sehr ruhig. Man ist meist auf das Haus angewiesen. Erst um die **Osterzeit** erlaubt die Witterung einen Spaziergang der Burschen und Mädchen vor das Dorf, die Landstraße dahin zum Nachbardorf, wie er den ganzen Sommer allsonntäglich gemacht wird. Wenn die Witterung einigermaßen günstig, versäumt man in Niedermeiser und Umgegend am 2. Ostertag das **Volksspiel des Eierlesens** nicht. Auf einer Wiese vor dem Dorfe versammeln sich am Nachmittage alt und jung, die Jungen, um am Spiele teilzunehmen, die Alten um zuzuschauen. Bei den Zuschauern fehlt natürlich die Kinderwelt nicht; sie ist wohl nahezu vollzählig erschienen. Die Burschen teilen sich in zwei Parteien, deren Angehörige in der Regel durch das Los bestimmt werden, in „Läufer“ und „Eierleser“. Jede Partei wählt ihren Vertreter, und nun beginnt ein heißer Kampf um einen vorher vereinbarten Preis. Auf der Wiese werden etwa 200 oder mehr Eier, die schon am Tage zuvor im Orte gesammelt worden sind, in Abständen von je einem Fuß in eine Reihe gelegt. Der „Läufer“ muß je nach der Zahl der zusammengebrachten Eier nach einem näher oder entfernter gelegenen Orte oder nach sonst einem bestimmten Platze laufen. Für das Spiel in Niedermeiser bestimmt man meist das 25 Minuten entfernte Zwergen als Ziel des Läufers. Als Beweis, daß er am Ziel gewesen, muß er einen Löffel oder einen anderen Gegenstand mitbringen, der ihm auf vorherige Bestellung aus dem ersten Hause des Ortes gereicht wird.

Während der „Läufer“ nach dem bestimmten Ziele läuft, muß der „Eierleser“ die Eier aufnehmen und zwar so, daß er immer nur ein Ei, zuerst das entfernteste, holt. Gar vielmal muß er die Eierlinie messen, die nur langsam kürzer wird. Mit höchster Spannung erwarten Teilnehmer und Zuschauende den Ausgang des Wettlaufes und tauschen darüber ihre Vermutungen aus. Ein Jubelschrei ertönt von der Partei, die den Sieger zu den Ihrigen zählt und also den Preis gewonnen hat. Die Eier werden dann, wie auch der Siegespreis, falls er wie gewöhnlich aus „edlem Naß“ besteht, bei dem nachfolgenden Tanze verzehrt.

Regelmäßig findet das Eierlesen nicht mehr statt; ja es ist anzunehmen, daß der Brauch über kurz oder lang ganz verschwunden sein wird.

Zu Pfingsten streuen die jungen Burschen ihren Geliebten vielfach Blumen vors Fenster. Anstatt der Blumen werden auch Maibüsche gebracht. Diese müssen jedoch festgebunden oder sonst sichergestellt werden, weil sie oft von eifersüchtigen Nebenbuhlern oder von neidischen Mädchen weggenommen und mit einem Strohwisch vertauscht werden.

6. Volksmedizin, Glaube an Hexen und böse Geister usw.

In der Osternacht wird aus einem ostwärts fließenden Gewässer Osterwasser geschöpft. Dasselbe verdirbt niemals und heilt alle Wunden. In Wolfhagen muß das Osterwasser auch in der Osternacht angewendet, zurückgebracht und über die Schulter wieder in den Bach gegossen werden, ohne daß dabei ein Wort gesprochen wird.

Himmelfahrt (an anderen Orten zu Pfingsten) werden allerlei Kräuter gepflückt: Bitterklee, Melden, Gesel (Giersch) usw., denen man besondere Heilkraft zuschreibt. Auch wird so viel Gras eingeholt, daß jedes Stück Vieh etwas bekommt; es ist dann das ganze Jahr hindurch vor Krankheit geschützt (Beberbeck).

Die schlecht fressende Kuh hat am Schwanze einen Wurm. Von einem „Kundigen" wird das Schwanzende aufgeschnitten (auch aufgebissen); in die Wunde schüttet er Schnaps, von dem er vorher getrunken, tut noch Pfeffer und Salz hinzu und murmelt einen Spruch. (Gegend von Wolfhagen und Zierenberg, auch an der Diemel.)

Einer Kuh mit losen Zähnen wird Sauerteig, mit Ofenruß vermengt, an die Zahnlade geschmiert; dann werden die Zähne mit einem hölzernen, noch nicht gebrauchten Kochlöffel wieder festgeschlagen.

Sehr zahlreich sind die Formeln und Zeremonien, die beim Blutstillen und Besprechen angewendet werden. Sie sind nicht allgemein bekannt, sondern nur Eigentum einzelner Personen. Dies hat seinen Grund darin, daß diejenigen, welche das Blut oder irgend etwas anderes besprechen, die Formeln stets leise für sich hinmurmeln, um nicht andere in die Künste einzuweihen; andererseits haben auch die Leute, die das Besprechen für sich vornehmen lassen, eine solche Scheu davor, daß sie gar nicht wünschen, genauer damit bekannt zu werden.

Haben Personen, die im Besitze der geheimen Zauberkünste zu sein glauben oder vorgeben, die Absicht, den Schleier zu lüften und andere in das Geheimnis einzuweihen, so kann eine Frau nur von einem Manne, ein Mann nur von einer Frau mit den Formeln bekannt gemacht werden, weil man, um mit den „Eingeweihten" zu reden, „es sonst wegwürfe". Es sei eine Reihe von Formeln angeführt:

Blutstillen:

Nehme Kornblumenwurzeln, die in der Mittagssonne aus der Erde gerissen sind, in die Hand, daß sie erwärmt werden; lege dann die warme Hand auf die Wunde und sprich:

„Durch Adams Blut kommt her der Tod, ich gebiet' dir, Blut, durch Christi Blut: Steh still! Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen." (Die Formel ist dreimal zu sagen und zuletzt das Amen nicht zu vergessen.)

Oder: „Unter Gottes Bette standen drei Lilien; die erste war voll Blut, die zweite Gottes Wort, die dritte Gottes Wille: Blut steh stille! Im Namen Gottes usw."

(Bei den letzten Worten streicht die Besprecherin — denn meistens ist es eine solche — dreimal über die Wunde. Noch sei bemerkt, daß derjenige, der die Besprechung für sich vornehmen läßt, Glauben haben muß, sonst ist sie ohne Wirkung.)

Gegen Rose:

„Die Rose und der Drache zogen über Land; der Drache versank und die Rose verschwand. Im Namen Gottes usw."

Gegen Rotlauf und Brand:

„Rotlauf und Brand, Lazarus ging über Land; er fand einen Stab, der war verbrannt; er nahm den Stab in seine Hand und stillte den Rotlauf und den Brand. Im Namen Gottes usw. Amen."

Oder: „Du heißer Brand, du kalter Brand, gesegne dich Gott aus diesem Fleisch und Bein, so zart und rein als Jesu Christi Bein! Im Namen Gottes usw. Amen."

Gegen Warzen: Man geht abends bei zunehmendem Mond unter freiem Himmel, sieht nach der Mondsichel, legt eine Hand auf die Warze und spricht:

„Was ich sehe, nehme zu, und was ich fühle, nehme ab! Im Namen Gottes usw." (An den beiden folgenden Abenden zu wiederholen.)

Gegen Gicht: Man geht an drei Feiertagen morgens barfuß unter einen grünen Baum, faßt einen Ast und spricht:

„Ich greife an den grünen Ast,
nimm von mir die schwere Last:
Schwindel, Schwielen, Schauder und Gicht,
das ist eine schwere Geschicht,
die soll aus meinen Gliedern weichen
und in den grünen Ast 'nein schleichen.
Im Namen Gottes usw."

Gegen Überspringen einer Sehne (Verrenkung, Verstauchung): Man legt eine Hand auf die Geschwulst und spricht:

[illegible]

Zimmer nachts ein Licht brennen, damit die bösen Geister dem Kinde nichts anhaben können. Treffen bei einem Kinde zuerst die unteren Zähnchen ein, so ist das ein gutes Zeichen: das Kind „wächst nach oben“. Kommen zuerst die oberen, so „hackt es sich ein Gräbchen“.

Silvester zwischen 11 und 12 Uhr nachts, an anderen Orten am Petritage (22. Febr.), oder auf Matthias (24. Febr.), oder auf Fastnacht, oder in der Walpurgisnacht wird von jungen Mädchen Blei geschmolzen und durch das Öhr eines Erbschlüssels (geerbten Schlüssels) in Wasser gegossen. Aus den sich bildenden Figuren schließen die Mädchen auf Stand und Beruf ihres künftigen Gatten. In Ehringen sprechen die Mädchen dabei den sonderbaren Spruch: „Strohdach, deck mich, Brückenholz, weck mich, Antritt,[1] säg, wenn (wen) ick kriege“. In einigen Dörfern des Reinhardswaldes suchen die Mädchen auf folgende Weise zu erfahren, wer von ihnen zuerst heiratet. Sie ziehen auf Matthias einem Gänserich einen Strumpf über den Kopf und bilden dann einen Kreis um ihn herum. Dasjenige Mädchen, das der Gänserich zuerst berührt, wird im Laufe des Jahres Braut. In der Matthiasnacht horchen die Mädchen vor einem Schafstalle auf das Blöken der Schafe. Blökt ein junges Schaf, so bedeutet das, daß das Mädchen einen Burschen zum Manne erhält; blökt ein altes Schaf, so ist dem Mädchen ein Witwer als Gatte beschieden. Will jemand erfahren, ob zwei junge Leute, an die er denkt, sich heiraten werden, so bedient er sich folgenden Mittels. Beim Krautsetzen schneidet er in eine Pflanze einen Spalt, zieht eine zweite hindurch und pflanzt die beiden Setzlinge so verschlungen ein. Gehen beide an, so ist damit angezeigt, daß die beiden Personen durch die Ehe vereinigt werden. Das Pflanzen kann auch durch die beiden Beteiligten selbst geschehen. Will ein Mädchen sich von der Treue bezw. von der Zuneigung eines jungen Mannes überzeugen, so hängt es während der Geisterstunde das Bild des Geliebten an das Pendel der Uhr. Daß dies geschehen muß, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wird, versteht sich von selbst. Um 12 Uhr erscheint dann der Ersehnte, wenn er auch noch so weit entfernt wäre, ohne jedoch selbst etwas davon zu wissen.[2]

Am Matthiastage zwischen 11 und 12 Uhr mittags suchen die Mädchen im Garten auf umherliegenden verwelkten Krautblättern (Wolfhagen und

---

1) Antritt = erste Treppenstufe vor der Stubentür.

2) Von diesem Zaubermittel erzählt man sich in der Umgegend von Niedermeiser folgende Geschichte: Ein Mädchen, dessen Geliebter als Soldat diente, konnte seine Sehnsucht nicht bemeistern, wandte das oben beschriebene Verfahren an und hatte den gewünschten Erfolg. Zur Geisterstunde packte den Soldaten eine unsichtbare Gewalt und führte ihn durch Felder und Wälder, über Stock und Stein, über Berg und Tal in rasender Hast. Der Wunsch des liebenden Mädchens war zwar erfüllt, aber der von dem Besuche nichts ahnende Bräutigam vermißte am anderen Morgen seinen

Umgegend) oder auf angefaulten Blättern des grünen Kohls (Oberweser) Pflanzensamen; er soll Glück bringen. Bohnen legt man, wenn die Glocke viel schlägt (10, 11, 12); dann bringen sie zahlreiche Samen. Die Sonne darf aber nicht im Zeichen des Krebses stehen, sonst bleiben sie klein. Beim Erbsenlegen und beim Säen des Leinsamens darf nicht gesprochen werden, sonst ist der Fraß der Vögel und der Erdflöhe stark. Leinsamen sät man am 100. Tage des Jahres oder am Grünen Donnerstag (Donar, der Segenspender für Feld und Flur). Vor der Aussaat steckt man ein Stück Schinken oder Speck, in Papier eingewickelt, in den Samen, damit der Flachs ebenso weich werde. In drei Bosen (Bündel) Flachs bindet man vor dem Rösten einige Pflänzchen Eisenkraut (Verbena officinalis), damit die Bastfasern fest wie Eisen werden. (Hohenkirchen).

Eier, die zum Ausbrüten bestimmt sind, werden während des Mittagläutens untergelegt. Gibt man am Grünen Donnerstag einer Henne Eier zum Ausbrüten (oder Eier, die am Grünen Donnerstag gelegt sind), so entstehen Hühnchen, die alljährlich die Farbe wechseln. Eier legt man sonst nur bei zunehmendem Monde unter, wie man auch bei zunehmendem Monde Samen sät und Sauerkraut einmacht.

Ein Kalb, das entwöhnt werden soll, bekommt die letzte Muttermilch während des Morgenläutens, die nächste Nahrung erst beim Abendläuten. Kälber, auf diese Weise entwöhnt, machen wenig Mühe, da sie sofort saufen.

Das Fohlenhemd[1]), an der Diemel „Hamel" genannt, hängt der Bauer an der Außenseite des Stalles auf, wo es jahrelang hängen bleibt. Es soll Glück bringen und das Vieh vor Krankheit und Unglücksfällen schützen.

Hat ein Kind ein Stück Brot zu essen begonnen, so muß es dasselbe ganz aufessen, sonst ißt ihm ein anderer die roten Backen weg. So sagt man an der Oberweser und hält darauf, daß die Kinder aufessen.

Syringenzweige, die am Barbaratage (4. Dez.) gebrochen im Zimmer in einen Topf eingepflanzt werden, blühen am Weihnachtsfeste, und zwar blühen solche, die am Vormittage gepflückt wurden, am 1. Weihnachtstage auf, solche, die am Nachmittage geholt wurden, erst am 2. Weihnachtstage. Ein „Kreuzvogel" (Kreuzschnabel) im Hause schützt das Haus vor bösem

Säbel, was für ihn der Anlaß einer dreitägigen Haftstrafe wurde. Er kehrte später in die Heimat zurück, führte seine Braut heim und verlebte mit ihr glückliche Jahre. Aber einst erfuhr er — er fand nämlich in Abwesenheit seiner Frau den vermißten Säbel, den er in jener Nacht bei seiner Braut liegen gelassen hatte — das Zauberstück seiner Ehehälfte, und jählings entflohen Liebe und Glück, verdrängt durch Abscheu und leidenschaftlichen Haß. — Diese Geschichte beweist gleichzeitig, daß der Aberglaube der Volksseele zuwider ist; denn sie erblickt in der Handlungsweise des Mädchens etwas Tadelnswertes und warnt vor ähnlichem Spiele.

1) Fruchthaut, in welcher das Fohlen eingeschlossen war.

Wetter. Ein Haus, auf dem ein Storchenpaar horstet, ist vor dem Blitzstrahl sicher.

Wohl veranlaßt durch die Traumgeschichten des alten Testaments, legt das Landvolk noch immer den **Träumen** große Bedeutung bei. Von gewissen Gegenständen träumen, deutet nach hergebrachter Auslegung auf bestimmt eintretende Ereignisse. Träumt man z. B. von schmutziger Wäsche, so tritt ein Todesfall ein.

Ein Traum vom Zahnziehen bedeutet ebenfalls bald eintretenden Tod. Hat man dabei große Schmerzen, so stirbt ein naher Verwandter. Im Traume helles Feuer sehen, bedeutet Glück, Freude, verglimmendes Feuer mit Rauch Unglück, Trauer; Tote sehen bedeutet Regen, Eier = Zank, Läuse = Geld, Särge = Krankheit oder Tod.

Mittel, seine natürlichen Kräfte zu vermehren, Ereignisse zu verhüten, die wohl eintreten können, oder den Eintritt solcher herbeizuführen, die man nicht zu erwarten hat, also **Zauberei**, sind wohl folgende:

Wer seine Augen mit Fledermausblut bestreicht, sieht in dunkler Nacht wie am hellen Tage.

Wenn man das Herz einer Fledermaus und drei Lorbeerblätter einem Schläfer unter das Kopfkissen legt, so erzählt er im Traume seinen ganzen Lebenslauf.

Leichdorne zu vertreiben: Während einem Toten zu Grabe geläutet wird, wäscht man in fließendem Wasser den Leichdorn und spricht: „Lichdähre, Lichdähre, eck wasche deck aff, gang met'n Daue in't Graf!"[1] (Ödelsheim.)

Kugelfest zu machen: Die Ehefrau geht vor dem Kriege, zu dem ihr Mann einberufen ist, ohne dessen Wissen um Mitternacht auf den Kirchhof, nimmt von jedem der drei letzten Gräber etwas Erde, tut diese in ein Beutelchen und spricht dabei dreimal: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes", ohne das Wort „Amen" hinzuzufügen: dann schließt sie das Vaterunser mit Amen an. Das Beutelchen hängt sie ihrem Mann um den Hals.

Sicher zu schießen: Nimm das Blut von jungen Wiedehopfen, die noch im Neste sind, dörre es und mache es zu Pulver. Die toten Körper verbrenne in einem neuen Topfe ebenfalls zu Pulver, mische es mit dem ersten und tue es wohlvermischt unter das Schießpulver. (Gottsbüren.)

Glück im Spiele hat, wer ein Eulenherz oder den Kopf eines Wiedehopfs oder den Stein, welchen eine Fledermaus im Rücken hat, bei sich trägt.

Das Wegfliegen der Tauben zu verhüten: Man nimmt ein Brett von einer Bahre, auf welcher ein Kind zu Grabe getragen wurde, das vor

1) „Leichdorn, Leichdorn, ich wasche dich ab, geh mit dem Toten ins Grab!"

der Taufe starb, und lege es unter das Flugloch des Taubenschlages, daß die Tauben darüber aus- und eingehen, so müssen sie immer wieder kommen.

Gegen Zauberei ist folgendes Mittel gut: Fünf-Fingerkraut, Schwarzkümmel, Totenbein, Holz, das fließend Wasser ausgeworfen hat, mache zu Pulver. Wenn ein Kind beschrien ist, erhält es eine Messerspitze voll von dem Pulver, Erwachsene bekommen ein Quentlein, Pferde zwei Lot in Essig.

Der Glaube an Hexen und an Hexenmeister ist im sächsischen Hessen noch lebendig und ziemlich verbreitet. Man könnte viele Leute finden, die auf die unten angeführten Beispiele als auf Stücke aus ihrem eignen Leben schwören würden.

Die Hexen unterscheiden sich in solche, die anderen Leuten schaden können, und solche, die daneben sich selbst auch Vorteile verschaffen können. Jede hat ein besonderes Gebiet, auf welches sich ihre Künste beschränken, und man unterscheidet darnach Wetter-, Geld-, Butterhexen usw.

Die Hexen als solche zu erkennen, dazu bietet sich Gelegenheit in der Walpurgisnacht. Dann muß man sich mit einem Kreuz oder einer Egge oder einer Pflugschleife auf dem Rücken an einem Kreuzwege, wo die Hexen tanzen, aufstellen. Auch sind sie erkennbar an der Eigentümlichkeit, beim Gottesdienste mit dem Rücken dem Altar und der Kanzel zugewendet zu sitzen, obwohl man sie richtig sitzen sieht. In der ihnen eigentümlichen Weise sieht man sie nur sitzen, wenn man am ersten Ostertag ein vor dem Gottesdienste gelegtes Ei stillschweigend in die Tasche steckt und mit in die Kirche nimmt.

Ist eine Frau verdächtig, eine Hexe zu sein, so muß man es vermeiden, mit ihr in nähere Berührung zu kommen; denn die Hexe muß, ehe sie jemand schaden kann, erst Macht über ihn gewinnen. Wer sich dem Einfluß der Hexen entziehen will, darf ihnen im Gespräch nicht mit „ja“ antworten; denn hat die Hexe dies Wort aus dem Munde einer angeredeten Person vernommen, so kann sie mit derselben ihr böses Spiel beginnen. Dasselbe hat der zu befürchten, dem die Hexe vertraulich auf die Schulter klopft. Man kann sich alsdann vor dem gefürchteten Einfluß schützen, wenn man die scheinbare Zutraulichkeit um so kräftiger erwidert.

Die Zauberkünste der Hexen sind mannigfaltig. Sie verwandeln sich in Hasen und Katzen, um überall zu horchen und zu spionieren. Mit Vorliebe verhexen sie auch das Vieh der ihnen verhaßten Personen, so daß es nicht frißt und abnimmt, oder daß die Kühe und Ziegen keine Milch geben. Die Butterhexen haben die Macht, die Kühe anderer Leute zu melken. Sie schlagen ein Beil in einen Balken und melken alsdann aus dem Stiele desselben die Milch irgend einer fremden Kuh, auf die sie es gerade abgesehen haben.

Aber auch am Menschen selbst üben die Hexen ihre Ränke aus, besonders dadurch, daß sie ihm Ungeziefer anhexen. Die Unsauberen führen das Vorhandensein der kleinen Kopfschmarotzer gern darauf zurück, daß es ihnen angehext sei.

Gefürchteter noch als die Hexen sind die Hexenmeister, die ihre Teufelskünste besonders an Pferden auslassen. Ein Beispiel möge reden: Ein Hexenmeister will ein Füllen verkaufen, das der Besitzer jedoch nicht veräußern will. Der Hexenmeister behext es, so daß es nichts mehr zu sich nimmt. Zwar gebärdet es sich in Abwesenheit des Mutterpferdes außerordentlich hungrig und springt ihm bei der Rückkehr auch freudig entgegen; aber dann ist aller Hunger sofort verschwunden.

Gegen die Hexenmeister kann nur der Teufelsbanner helfen, wie folgendes Beispiel zeigt. Ein vorher kraftstrotzendes Pferd wird plötzlich krank, frißt nicht mehr und geht immer mehr zurück. Der Eigentümer kann sich die Sache nicht mehr anders erklären, als daß das Pferd behext ist. Er fragt einen Teufelsbändiger um Rat und führt auf dessen Weisung am Mittag, während der Teufelsbändiger „braucht", das Pferd auf eine von eisernen Ketten umspannte Fläche und schlägt erbarmungslos auf dasselbe ein. Bald erscheint denn auch unter heftigem Schreien der Hexenmeister, der sich selbst durch dichte Hecken drängt, um dem Schlagen möglichst rasch ein Ende zu machen. Denn jeder Schlag auf das Pferd hat ihn selbst getroffen. Der Hexenmeister ist nun zwar entdeckt; aber das Pferd ist ihm doch zum Opfer gefallen.

Zum Glück nimmt dieser unsinnige Hexenglaube mehr und mehr ab, und die Zeit ist wohl nicht mehr fern, in der er ganz geschwunden sein wird.

7. Wetterregeln, Ernst und Scherz in Sprüchen und Redensarten.

a) Wetterregeln:

1. Wenn't regnet up'n Kerkenpatt (Kirchenpfad), dann is' et de ganze Wicke natt, (die ganze Woche naß).
2. Wenn de Sunne schient in den Torn (Turm), dann regent et morrn (morgen).
3. Morrenraut 'n Awend in Wege flaut (im Wege fließt); oder: Morrenraut jit en nattet Awendbraut (Abendbrot).
4. Awendraut — morren got Wedder baut (heut).
5. Kallenblomen (Kornraden) Rüdersporen (Rittersporn), en ver Wicken riepet Koren (in vier Wochen reifes Korn).
6. Lechtmissen hell und klar jit 'n got Flaßjahr.
7. Lechtmissen dunkel, wird de Bur' en Junker.
8. Wenn die Spinne ihr Netz zerreißt, gibt es Regen allermeist.
9. Wenn die Gänse Martini im Eise gehen, dann gehn sie Weihnachten im Dreck.

10. Spielen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach Futter gucken.

11. Wächst das Korn im Januar, wird es auf dem Markte rar.

12. Was der März nicht will, das nimmt der April (sagt man von Kranken und deutet damit auf die hohe Sterblichkeitsziffer in diesem Monat).

13. Es ist kein April so gut, er schneit dem Schäfer auf den Hut.

b) Sprüche:

1. We vörr verzig ritt, de mut nach föfzig gahn. (Wer vor dem 40. Lebensjahr reitet, d. h. es sich bequem macht, der muß nach dem 50. gehen, d. h. schwer arbeiten.)

2. We nie musen will, mut mauen.

3. We de will Geld un Got erlangen, de mut ehr mit den Mule anfangen.

4. An Wiewerkranket, Hunnehinken und Lüebeschwären kann sick de Däwel kähren (Weiberkrankheit, Hundehinken und Leutebeschwerden . .).

5. Wiewersterwen is kein Verderwen; doch Gäleverrecken bringet Schrecken.

6. Friggen maket twar Möje (Mühe); äwer 'tjit Badden und Köje (Kühe).

7) Von Supen (Gericht aus frischer Käsematte = Käsesuppe) ka 'me nie wiet krupen (kriechen). An der Diemel: Supen is kin Äten (Essen).

8. We lang het, let lang hangen.

9. Fule Kaise (Käse) und schimmelig Braut (Brot), wie ick ette, so arwei ick auk.

10. Immen, Duwen (Tauben) un Dieke (Teiche) maket kinnen Eddelmann rieke (reich).

11. Me (man) kann ehr wat afluren (ablauern = abwarten), wie aflaupen (ablaufen).

12. Wen de Koh (Kuh) heirt (gehört), de krieget se bien Schwanze.

13. En (einen) hewwen is bedder als twe (zwei) kriegen.

14. Det Hären-Auge maket de Güle fett.

15. We't will hewwen in Huse recht, mut sin silwen (auch silbest) Häre un Knecht (muß sein selbst Herr und Knecht).

16. We 'n Sommer will Hasen fangen, de mut 'n Winter de Hunne faudern. (Wer im Sommer Arbeitsleute haben will, muß sie auch im Winter beschäftigen und unterstützen.)

17. De kann vörr 'n Lüen Müggen sugen (vor den Leuten Mücken saugen) un in öwrigen kann 'n Elefanten schluggen (schlucken) (sagt man von jemand, der vor den Leuten aalglatt erscheint und sonst wegen Grobheit und Arglist bekannt ist).

c) Redensarten:

1. „En got Schwien frett (frißt) alles.“

2. „Den kalwet de Osse up'n Dake“ (Dache) (sagt man von jemand, der viel Glück hat).

3. Et geiht in de Milljaunen (sagt man, wenn's sehr schnell geht).

4. „De hat Weete feel.“ (Weizen feil haben = reich sein, sagt man, wenn jemand den Hut in den Nacken setzt, um dadurch etwas aus sich zu machen.)

5. „De gäht up de Friggerige“ (Freierei), sagt man von jemand, der das Taschentuch aus der Tasche hängen läßt, weil er das tue, um zu zeigen, daß er überhaupt ein solches besitze, und um dadurch bei den Frauen besonderes Ansehen zu erlangen.

6. He (bezw. se oder et) is groff wie Baunenstrauh.
" " " " " " " wie de Ersünge (Erbsünde).
" " " " " " frech wie de Wanzen.
" " " " " " klok wie 'n Avkate.
" " " " " " flink wie 'n Dilldopp.
" " " " " " innanner wie 'n Ast oder innanner wie 'n Schohböste.
7. He (bezw. se oder et) frett wie 'n Böstenbinger.
" " " " " süpet wie 'n Schwien.
" " " " " schleppet wie 'n Ratz.
" " " " " arweit wie 'n Gul.
" " " " " maket sick ganz tau Lüe (bringt sich unter die Leute).
8. Der Teufel spielt eine Rolle in folgenden Redensarten:
„Dick sall de Düwel langen (holen)."
„He het den Düwel in Balge."
„He is den Düwel ut de Kötze hüppet."
„Dat is Düwelstüg" (ungezogene Kinder).
„In dre Düwels Namen."

Humorvolle Substantiva:

Klutentramper (Bauer), Wittklicker oder Dreckschwahle (Weißbinder), Ulenspegel (Eulenspiegel = Flausenmacher), Kluntermärten (Schmutzfink), Drückepennig (fauler Mensch, Drückeberger), Sötenstricker oder Siebenschwanz (Maulschwätzer), Klokschieter (Überkluger), Ulmesküken (Wildfang), Trantrine (langsame Frau), Ölgötze (dummes Mädchen), Nasenbaster (vorlauter Mensch), Eumel (alberner Mensch), Böteling (Ausbund), Temälle (ten = ziehen, Mädchen, das die Worte lang zieht, sehr langsam spricht).

Fremdwörter, die gang und gäbe sind:

Kujeneren (auch kunjeneren), blameren, verrummeneren (zerstören), maltreteren, instrueren (auch instruweren), Musje, Madam, Mamsell, Plaiser u. a.

In Redensarten:

1. „De infame Hund woll partu nie nut." (Der schlechte Mensch wollte durchaus nicht hinaus.)
2. „De Jugend het keine Ambition mei."
3. „He maket vill Kumpelmente."
4. „He war ganz perplex."
5. „He exert (extert) jämmer an emme rümmer." (meistert, tadelt immer.)
6. „He schkenert sick."
7. „He riskert wat."
8. „He verdiffenderte sick got." (verteidigte.)
9. Bung Schur! (Bon jour, bei Alten viel gebrauchter Gruß.)

Scherze:

1. Beim Schafscheren werden die Kinder ins Dorf geschickt, die „Wulleharke" zu holen.

„Was ich hier finde, das verschwinde,
wie der Mann verschwand,
der die Wedde[1]) wand,
womit er unsern Heiland band.
Im Namen Gottes usw.“

Eine ähnliche Formel findet Anwendung gegen dicken Hals.

Sehr viel hielt man auch und hält man hier und da noch von Schutzbriefen (Himmelsbriefen). Es gibt solche gegen bereits vorhandene oder noch zu erwartende Krankheiten, auch solche, die ausziehende Krieger hieb-, stich- und kugelfest machen sollen. Sie sind den oben angegebenen Beschwörungsformeln nachgebildet, aber bedeutend umfangreicher. Man trägt sie, in Täschchen von grauem Leinen eingenäht, auf der bloßen Brust. Beim Nähen des Beutelchens muß grauer Zwirn verwendet werden, und der Faden ist so lang zu nehmen, daß kein Knoten gemacht zu werden braucht. Bei der ganzen Arbeit darf kein Wort gesprochen werden. Das Band, welches zum Tragen des Beutelchens um den Hals geschlungen wird, muß ebenfalls von grauer Farbe sein. Trägt jemand einen Schutzbrief gegen eine bereits vorhandene Krankheit, so muß er nach der Genesung stumm an fließendes Wasser gehen, sich mit dem Rücken gegen dasselbe wenden, das Beutelchen über die Schulter ins Wasser werfen und sich schweigend wieder entfernen.

Es liegen mir zwei vollständige Schutzbriefe vor und von einem dritten Bruchstücke. Aber der Inhalt ist so sinnlos, daß es ratsamer erscheint, sie nicht in diese Schrift aufzunehmen. Das Volk hält jedoch viel von den Schutzbriefen, wie folgende Begebenheit zeigt. Im Jahre 1870 existierte in Niedermeiser ein Schutzbrief, den alle ausziehenden Krieger des Ortes abschrieben und mitnahmen. Alle kehrten unversehrt in die Heimat zurück außer einem (Israeliten), der es verschmäht hatte, den Schutzbrief mitzunehmen. Man sah seinen Tod als Strafe für seinen Unglauben an.

Fest eingewurzelt ist im Volke noch mancher Aberglaube. So ist die Meinung noch allgemein verbreitet, daß im Hause jemand stirbt, wenn in der Nähe desselben das Käuzchen ruft, oder wenn dicht an seiner Mauer der Maulwurf wühlt. Wenn der Geistliche am Sonntag in der Kirche das Vaterunser spricht, während es gerade 12 Uhr schlägt, so scheidet sich im Laufe der Woche eine Ehe, d. h. in einer Familie des Ortes stirbt ein Ehegatte. (Niedermeiser). Dasselbe ist zu erwarten, wenn die Glocken zweier benachbarter Ortschaften zusammenläuten. (Ödelsheim.)

Solange ein Kind noch nicht getauft ist (Heidenwölfchen), muß in dem

1) Wedde = Weide = zäher Zweig, der zum Einbinden von Reisig, Hecken u. a. verwendet wird.

Zimmer nachts ein Licht brennen, damit die bösen Geister dem Kinde nichts anhaben können. Treffen bei einem Kinde zuerst die unteren Zähnchen ein, so ist das ein gutes Zeichen: das Kind „wächst nach oben". Kommen zuerst die oberen, so „hackt es sich ein Gräbchen".

Silvester zwischen 11 und 12 Uhr nachts, an anderen Orten am Petritage (22. Febr.), oder auf Matthias (24. Febr.), oder auf Fastnacht, oder in der Walpurgisnacht wird von jungen Mädchen Blei geschmolzen und durch das Öhr eines Erbschlüssels (geerbten Schlüssels) in Wasser gegossen. Aus den sich bildenden Figuren schließen die Mädchen auf Stand und Beruf ihres künftigen Gatten. In Ehringen sprechen die Mädchen dabei den sonderbaren Spruch: „Strohdach, deck mich, Brückenholz, weck mich, Antritt,[1]) säg, wenn (wen) ick kriege". In einigen Dörfern des Reinhardswaldes suchen die Mädchen auf folgende Weise zu erfahren, wer von ihnen zuerst heiratet. Sie ziehen auf Matthias einem Gänserich einen Strumpf über den Kopf und bilden dann einen Kreis um ihn herum. Dasjenige Mädchen, das der Gänserich zuerst berührt, wird im Laufe des Jahres Braut. In der Matthiasnacht horchen die Mädchen vor einem Schafstalle auf das Blöken der Schafe. Blökt ein junges Schaf, so bedeutet das, daß das Mädchen einen Burschen zum Manne erhält; blökt ein altes Schaf, so ist dem Mädchen ein Witwer als Gatte beschieden. Will jemand erfahren, ob zwei junge Leute, an die er denkt, sich heiraten werden, so bedient er sich folgenden Mittels. Beim Krautsetzen schneidet er in eine Pflanze einen Spalt, zieht eine zweite hindurch und pflanzt die beiden Setzlinge so verschlungen ein. Gehen beide an, so ist damit angezeigt, daß die beiden Personen durch die Ehe vereinigt werden. Das Pflanzen kann auch durch die beiden Beteiligten selbst geschehen. Will ein Mädchen sich von der Treue bezw. von der Zuneigung eines jungen Mannes überzeugen, so hängt es während der Geisterstunde das Bild des Geliebten an das Pendel der Uhr. Daß dies geschehen muß, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wird, versteht sich von selbst. Um 12 Uhr erscheint dann der Ersehnte, wenn er auch noch so weit entfernt wäre, ohne jedoch selbst etwas davon zu wissen.[2])

Am Matthiastage zwischen 11 und 12 Uhr mittags suchen die Mädchen im Garten auf umherliegenden verwelkten Krautblättern (Wolfhagen und

1) Antritt = erste Treppenstufe vor der Stubentür.

2) Von diesem Zaubermittel erzählt man sich in der Umgegend von Niedermeiser folgende Geschichte: Ein Mädchen, dessen Geliebter als Soldat diente, konnte seine Sehnsucht nicht bemeistern, wandte das oben beschriebene Verfahren an und hatte den gewünschten Erfolg. Zur Geisterstunde packte den Soldaten eine unsichtbare Gewalt und führte ihn durch Felder und Wälder, über Stock und Stein, über Berg und Tal in rasender Hast. Der Wunsch des liebenden Mädchens war zwar erfüllt, aber der von dem Besuche nichts ahnende Bräutigam vermißte am anderen Morgen seinen

Umgegend) oder auf angefaulten Blättern des grünen Kohls (Oberweser) Pflanzensamen; er soll Glück bringen. Bohnen legt man, wenn die Glocke viel schlägt (10, 11, 12); dann bringen sie zahlreiche Samen. Die Sonne darf aber nicht im Zeichen des Krebses stehen, sonst bleiben sie klein. Beim Erbsenlegen und beim Säen des Leinsamens darf nicht gesprochen werden, sonst ist der Fraß der Vögel und der Erdflöhe stark. Leinsamen sät man am 100. Tage des Jahres oder am Grünen Donnerstag (Donar, der Segenspender für Feld und Flur). Vor der Aussaat steckt man ein Stück Schinken oder Speck, in Papier eingewickelt, in den Samen, damit der Flachs ebenso weich werde. In drei Bosen (Bündel) Flachs bindet man vor dem Rösten einige Pflänzchen Eisenkraut (Verbena officinalis), damit die Bastfasern fest wie Eisen werden. (Hohenkirchen).

Eier, die zum Ausbrüten bestimmt sind, werden während des Mittagläutens untergelegt. Gibt man am Grünen Donnerstag einer Henne Eier zum Ausbrüten (oder Eier, die am Grünen Donnerstag gelegt sind), so entstehen Hühnchen, die alljährlich die Farbe wechseln. Eier legt man sonst nur bei zunehmendem Monde unter, wie man auch bei zunehmendem Monde Samen sät und Sauerkraut einmacht.

Ein Kalb, das entwöhnt werden soll, bekommt die letzte Muttermilch während des Morgenläutens, die nächste Nahrung erst beim Abendläuten. Kälber, auf diese Weise entwöhnt, machen wenig Mühe, da sie sofort saufen.

Das Fohlenhemd[1]), an der Diemel „Hamel" genannt, hängt der Bauer an der Außenseite des Stalles auf, wo es jahrelang hängen bleibt. Es soll Glück bringen und das Vieh vor Krankheit und Unglücksfällen schützen.

Hat ein Kind ein Stück Brot zu essen begonnen, so muß es dasselbe ganz aufessen, sonst ißt ihm ein anderer die roten Backen weg. So sagt man an der Oberweser und hält darauf, daß die Kinder aufessen.

Syringenzweige, die am Barbaratage (4. Dez.) gebrochen im Zimmer in einen Topf eingepflanzt werden, blühen am Weihnachtsfeste, und zwar blühen solche, die am Vormittage gepflückt wurden, am 1. Weihnachtstage auf, solche, die am Nachmittage geholt wurden, erst am 2. Weihnachtstage. Ein „Kreuzvogel" (Kreuzschnabel) im Hause schützt das Haus vor bösem

Säbel, was für ihn der Anlaß einer dreitägigen Haftstrafe wurde. Er kehrte später in die Heimat zurück, führte seine Braut heim und verlebte mit ihr glückliche Jahre. Aber einst erfuhr er — er fand nämlich in Abwesenheit seiner Frau den vermißten Säbel, den er in jener Nacht bei seiner Braut liegen gelassen hatte — das Zauberstück seiner Ehehälfte, und jählings entflohen Liebe und Glück, verdrängt durch Abscheu und leidenschaftlichen Haß. — Diese Geschichte beweist gleichzeitig, daß der Aberglaube der Volksseele zuwider ist; denn sie erblickt in der Handlungsweise des Mädchens etwas Tadelnswertes und warnt vor ähnlichem Spiele.

1) Fruchthaut, in welcher das Fohlen eingeschlossen war.

Wetter. Ein Haus, auf dem ein Storchenpaar horstet, ist vor dem Blitzstrahl sicher.

Wohl veranlaßt durch die Traumgeschichten des alten Testaments, legt das Landvolk noch immer den Träumen große Bedeutung bei. Von gewissen Gegenständen träumen, deutet nach hergebrachter Auslegung auf bestimmt eintretende Ereignisse. Träumt man z. B. von schmutziger Wäsche, so tritt ein Todesfall ein.

Ein Traum vom Zahnziehen bedeutet ebenfalls bald eintretenden Tod. Hat man dabei große Schmerzen, so stirbt ein naher Verwandter. Im Traume helles Feuer sehen, bedeutet Glück, Freude, verglimmendes Feuer mit Rauch Unglück, Trauer; Tote sehen bedeutet Regen, Eier = Zank, Läuse = Geld, Särge = Krankheit oder Tod.

Mittel, seine natürlichen Kräfte zu vermehren, Ereignisse zu verhüten, die wohl eintreten können, oder den Eintritt solcher herbeizuführen, die man nicht zu erwarten hat, also Zauberei, sind wohl folgende:

Wer seine Augen mit Fledermausblut bestreicht, sieht in dunkler Nacht wie am hellen Tage.

Wenn man das Herz einer Fledermaus und drei Lorbeerblätter einem Schläfer unter das Kopfkissen legt, so erzählt er im Traume seinen ganzen Lebenslauf.

Leichdorne zu vertreiben: Während einem Toten zu Grabe geläutet wird, wäscht man in fließendem Wasser den Leichdorn und spricht: „Lichdähre, Lichdähre, eck wasche deck aff, gang met'n Daue in't Graf!“ [1]) (Ödelsheim.)

Kugelfest zu machen: Die Ehefrau geht vor dem Kriege, zu dem ihr Mann einberufen ist, ohne dessen Wissen um Mitternacht auf den Kirchhof, nimmt von jedem der drei letzten Gräber etwas Erde, tut diese in ein Beutelchen und spricht dabei dreimal: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“, ohne das Wort „Amen“ hinzuzufügen: dann schließt sie das Vaterunser mit Amen an. Das Beutelchen hängt sie ihrem Mann um den Hals.

Sicher zu schießen: Nimm das Blut von jungen Wiedehopfen, die noch im Neste sind, dörre es und mache es zu Pulver. Die toten Körper verbrenne in einem neuen Topfe ebenfalls zu Pulver, mische es mit dem ersten und tue es wohlvermischt unter das Schießpulver. (Gottsbüren.)

Glück im Spiele hat, wer ein Eulenherz oder den Kopf eines Wiedehopfs oder den Stein, welchen eine Fledermaus im Rücken hat, bei sich trägt.

Das Wegfliegen der Tauben zu verhüten: Man nimmt ein Brett von einer Bahre, auf welcher ein Kind zu Grabe getragen wurde, das vor

---

1) „Leichdorn, Leichdorn, ich wasche dich ab, geh mit dem Toten ins Grab!“

der Taufe starb, und lege es unter das Flugloch des Taubenschlages, daß die Tauben darüber aus- und eingehen, so müssen sie immer wieder kommen.

Gegen Zauberei ist folgendes Mittel gut: Fünf-Fingerkraut, Schwarzkümmel, Totenbein, Holz, das fließend Wasser ausgeworfen hat, mache zu Pulver. Wenn ein Kind beschrien ist, erhält es eine Messerspitze voll von dem Pulver, Erwachsene bekommen ein Quentlein, Pferde zwei Lot in Essig.

Der Glaube an Hexen und an Hexenmeister ist im sächsischen Hessen noch lebendig und ziemlich verbreitet. Man könnte viele Leute finden, die auf die unten angeführten Beispiele als auf Stücke aus ihrem eignen Leben schwören würden.

Die Hexen unterscheiden sich in solche, die anderen Leuten schaden können, und solche, die daneben sich selbst auch Vorteile verschaffen können. Jede hat ein besonderes Gebiet, auf welches sich ihre Künste beschränken, und man unterscheidet darnach Wetter-, Geld-, Butterhexen usw.

Die Hexen als solche zu erkennen, dazu bietet sich Gelegenheit in der Walpurgisnacht. Dann muß man sich mit einem Kreuz oder einer Egge oder einer Pflugschleife auf dem Rücken an einem Kreuzwege, wo die Hexen tanzen, aufstellen. Auch sind sie erkennbar an der Eigentümlichkeit, beim Gottesdienste mit dem Rücken dem Altar und der Kanzel zugewendet zu sitzen, obwohl man sie richtig sitzen sieht. In der ihnen eigentümlichen Weise sieht man sie nur sitzen, wenn man am ersten Ostertag ein vor dem Gottesdienste gelegtes Ei stillschweigend in die Tasche steckt und mit in die Kirche nimmt.

Ist eine Frau verdächtig, eine Hexe zu sein, so muß man es vermeiden, mit ihr in nähere Berührung zu kommen; denn die Hexe muß, ehe sie jemand schaden kann, erst Macht über ihn gewinnen. Wer sich dem Einfluß der Hexen entziehen will, darf ihnen im Gespräch nicht mit „ja“ antworten; denn hat die Hexe dies Wort aus dem Munde einer angeredeten Person vernommen, so kann sie mit derselben ihr böses Spiel beginnen. Dasselbe hat der zu befürchten, dem die Hexe vertraulich auf die Schulter klopft. Man kann sich alsdann vor dem gefürchteten Einfluß schützen, wenn man die scheinbare Zutraulichkeit um so kräftiger erwidert.

Die Zauberkünste der Hexen sind mannigfaltig. Sie verwandeln sich in Hasen und Katzen, um überall zu horchen und zu spionieren. Mit Vorliebe verhexen sie auch das Vieh der ihnen verhaßten Personen, so daß es nicht frißt und abnimmt, oder daß die Kühe und Ziegen keine Milch geben. Die Butterhexen haben die Macht, die Kühe anderer Leute zu melken. Sie schlagen ein Beil in einen Balken und melken alsdann aus dem Stiele desselben die Milch irgend einer fremden Kuh, auf die sie es gerade abgesehen haben.

Aber auch am Menschen selbst üben die Hexen ihre Ränke aus, besonders dadurch, daß sie ihm Ungeziefer anhexen. Die Unsauberen führen das Vorhandensein der kleinen Kopfschmarotzer gern darauf zurück, daß es ihnen angehext sei.

Gefürchteter noch als die Hexen sind die Hexenmeister, die ihre Teufelskünste besonders an Pferden auslassen. Ein Beispiel möge reden: Ein Hexenmeister will ein Füllen verkaufen, das der Besitzer jedoch nicht veräußern will. Der Hexenmeister behext es, so daß es nichts mehr zu sich nimmt. Zwar gebärdet es sich in Abwesenheit des Mutterpferdes außerordentlich hungrig und springt ihm bei der Rückkehr auch freudig entgegen; aber dann ist aller Hunger sofort verschwunden.

Gegen die Hexenmeister kann nur der Teufelsbanner helfen, wie folgendes Beispiel zeigt. Ein vorher kraftstrotzendes Pferd wird plötzlich krank, frißt nicht mehr und geht immer mehr zurück. Der Eigentümer kann sich die Sache nicht mehr anders erklären, als daß das Pferd behext ist. Er fragt einen Teufelsbändiger um Rat und führt auf dessen Weisung am Mittag, während der Teufelsbändiger „braucht", das Pferd auf eine von eisernen Ketten umspannte Fläche und schlägt erbarmungslos auf dasselbe ein. Bald erscheint denn auch unter heftigem Schreien der Hexenmeister, der sich selbst durch dichte Hecken drängt, um dem Schlagen möglichst rasch ein Ende zu machen. Denn jeder Schlag auf das Pferd hat ihn selbst getroffen. Der Hexenmeister ist nun zwar entdeckt; aber das Pferd ist ihm doch zum Opfer gefallen.

Zum Glück nimmt dieser unsinnige Hexenglaube mehr und mehr ab, und die Zeit ist wohl nicht mehr fern, in der er ganz geschwunden sein wird.

7. Wetterregeln, Ernst und Scherz in Sprüchen und Redensarten.

a) Wetterregeln:

1. Wenn't regnet up'n Kerkenpatt (Kirchenpfad), dann is' et de ganze Wicke natt, (die ganze Woche naß).
2. Wenn de Sunne schient in den Torn (Turm), dann regent et morrn (morgen).
3. Morrenraut 'n Awend in Wege flaut (im Wege fließt); oder: Morrenraut jit en nattet Awendbraut (Abendbrot).
4. Awendraut — morren got Wedder baut (heut).
5. Rallenblomen (Kornraden) Rüdersporen (Rittersporn), en ver Wicken riepet Koren (in vier Wochen reifes Korn).
6. Lechtmissen hell und klar jit 'n got Flaßjahr.
7. Lechtmissen dunkel, wird de Bur' en Junker.
8. Wenn die Spinne ihr Netz zerreißt, gibt es Regen allermeist.
9. Wenn die Gänse Martini im Eise gehen, dann gehn sie Weihnachten im Dreck.

10. Spielen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach Futter gucken.

11. Wächst das Korn im Januar, wird es auf dem Markte rar.

12. Was der März nicht will, das nimmt der April (sagt man von Kranken und deutet damit auf die hohe Sterblichkeitsziffer in diesem Monat).

13. Es ist kein April so gut, er schneit dem Schäfer auf den Hut.

b) Sprüche:

1. We vörr verzig ritt, de mut nach föfzig gahn. (Wer vor dem 40. Lebensjahr reitet, d. h. es sich bequem macht, der muß nach dem 50. gehen, d. h. schwer arbeiten.)

2. We nie musen will, mut mauen.

3. We de will Geld un Got erlangen, de mut ehr mit den Mule anfangen.

4. An Wiewerkranket, Hunnehinken und Lüebeschwären kann sick de Däwel kähren (Weiberkrankheit, Hundehinken und Leutebeschwerden . .).

5. Wiewersterwen is kein Verderwen; doch Gäleverrecken bringet Schrecken.

6. Friggen maket twar Möje (Mühe); äwer 'tjit Badden und Köje (Kühe).

7) Von Supen (Gericht aus frischer Käsematte = Käsesuppe) ka 'me nie wiet krupen (kriechen). An der Diemel: Supen is kin Äten (Essen).

8. We lang het, let lang hangen.

9. Fule Kaise (Käse) und schimmelig Braut (Brot), wie ick ette, so arwei ick auk.

10. Immen, Duwen (Tauben) un Dieke (Teiche) maket kinnen Eddelmann rieke (reich).

11. Me (man) kann ehr wat afluren (ablauern = abwarten), wie aflaupen (ablaufen).

12. Wen de Koh (Kuh) heirt (gehört), de krieget se bien Schwanze.

13. En (einen) hewwen is bedder als twe (zwei) kriegen.

14. Det Hären-Auge maket de Güle fett.

15. We't will hewwen in Huse recht, mut sin silwen (auch silbest) Häre un Knecht (muß sein selbst Herr und Knecht).

16. We 'n Sommer will Hasen fangen, de mut 'n Winter de Hunne faudern. (Wer im Sommer Arbeitsleute haben will, muß sie auch im Winter beschäftigen und unterstützen.)

17. De kann vörr 'n Lüen Müggen sugen (vor den Leuten Mücken saugen) un in öwrigen kann 'n Elefanten schluggen (schlucken) (sagt man von jemand, der vor den Leuten aalglatt erscheint und sonst wegen Grobheit und Arglist bekannt ist).

c) Redensarten:

1. „En got Schwien frett (frißt) alles."

2. „Den kalwet de Osse up'n Dake" (Dache) (sagt man von jemand, der viel Glück hat).

3. Et geiht in de Milljaunen (sagt man, wenn's sehr schnell geht).

4. „De hat Weete feel." (Weizen feil haben = reich sein, sagt man, wenn jemand den Hut in den Nacken setzt, um dadurch etwas aus sich zu machen.)

5. „De gäht up de Friggerige" (Freierei), sagt man von jemand, der das Taschentuch aus der Tasche hängen läßt, weil er das tue, um zu zeigen, daß er überhaupt ein solches besitze, und um dadurch bei den Frauen besonderes Ansehen zu erlangen.

6. He (bezw. se oder et) is groff wie Baunenstrauh.
" " " " " " " wie de Erosünge (Erbsünde).
" " " " " " frech wie de Wanzen.
" " " " " " klok wie 'n Avkate.
" " " " " " flink wie 'n Dilldopp.
" " " " " " innanner wie 'n Ast oder innanner wie 'n Schohböste.
7. He (bezw. se oder et) frett wie 'n Böstenbinger.
" " " " " süpet wie 'n Schwien.
" " " " " schleppet wie 'n Ratz.
" " " " " arweit wie 'n Gul.
" " " " " maket sick ganz tau Lüe (bringt sich unter die Leute).
8. Der Teufel spielt eine Rolle in folgenden Redensarten:
„Dick sall de Düwel langen (holen)."
„He het den Düwel in Balge."
„He is den Düwel ut de Kötze hüppet."
„Dat is Düwelstüg" (ungezogene Kinder).
„In dre Düwels Namen."

Humorvolle Substantiva:

Klutentramper (Bauer), Wittklicker oder Dreckschwahle (Weißbinder), Ulenspegel (Eulenspiegel = Flausenmacher), Kluntermärten (Schmutzfink), Drückepennig (fauler Mensch, Drückeberger), Sötenstricker oder Siedenschwanz (Maulschwätzer), Klokschieter (Überkluger), Ulmesküekelen (Wildfang), Trantrine (langsame Frau), Ölgötze (dummes Mädchen), Nasenbaster (vorlauter Mensch), Eumel (alberner Mensch), Böteling (Ausbund), Temälle (ten = ziehen, Mädchen, das die Worte lang zieht, sehr langsam spricht).

Fremdwörter, die gang und gäbe sind:

Kujeneren (auch kunjeneren), blameren, verrummeneren (zerstören), maltreteren, instrueren (auch instrumeren), Musje, Madam, Mamsell, Plaiser u. a.

In Redensarten:

1. „De infame Hund woll partu nie nut." (Der schlechte Mensch wollte durchaus nicht hinaus.)
2. „De Jugend het keine Ambition mei."
3. „He maket vill Kumpelmente."
4. „He war ganz perplex."
5. „He exert (extert) jämmer an emme rümmer." (meistert, tadelt immer.)
6. „He schkenert sick."
7. „He riskert wat."
8. „He verdiffenderte sick got." (verteidigte.)
9. Bung Schur! (Bon jour, bei Alten viel gebrauchter Gruß.)

Scherze:

1. Beim Schaffscheren werden die Kinder ins Dorf geschickt, die „Wulleharke" zu holen.

2. Beim Schlachten sollen sie die „Sültenpresse" borgen.

3. Auch zum Holen der Dakscheire (Dachschere) werden sie ausgeschickt.

4. Wer über Land geht, verspricht dem Kinde, das gern mitgenommen sein möchte: „Du kömmest midde up Hiebliewens Schuwekare" (Hierbleibens Schiebkarren).

5. Wenn ein Kind eine Reise nach Cassel mitmachen möchte, wird es gewarnt: „Du mußt am Eingange in die Stadt eine eiserne Kette durchbeißen", worauf es meist von seinem Wunsche absteht.

6. Am 1. April werden die Kinder zum Kaufmann geschickt „Staketensaat" zu holen.

8. Wächterrufe, Gebetsschläge.

In einigen Orten werden die Nachtwachen von den Ortsbürgern reihe-um getan; in anderen sind besondere Nachtwächter angestellt. Diese bedienen sich beim Stundenabrufen besonderer Sprüche, z. B.:

Um 9 Uhr:

„Höret, ihr Herr'n, und laßt euch sagen,
die Glock' hat neun geschlagen.
Bewahrt das Feuer und auch das Licht,
damit der Gemeinde kein Schaden geschicht
(auch geschieht)
und lobet Gott den Herrn!" (auch froh den Herrn.)

Um 10 Uhr:

„Hört ihr Herr'n, in dieser Nacht,
was die Glock' geschlagen hat!
Zehne ist es an der Zeit,
lobet Gott in Ewigkeit!
Wenn andre Leute schlafen gehn,
dann muß ich auf der Straße stehn.
Wünsch euch all'n eine gute Nacht,
nehmt das Feuer und Licht in acht!
Lobet Gott den Herrn."[1] (Gieselwerder.)

Um 3 oder 4 Uhr:

„Der Tag vertreibt die finstre Nacht.
Ihr lieben Christen, seid munter und wacht;
denn ihr wisset nicht, wann der liebe Gott kommt
und euch in seiner Gnade aufnimmt!
Das erwarten wir alle Stunde."

Beim letzten Rufe:

„Der Tag nun jetzt vorhanden ist;
wir danken dir, Herr Jesu Christ.
All' Unglück von uns wend',
bescher' uns auch ein sel'ges End'!"
(Ehringen.)

Nach dem Mittag- und dem Abendläuten erfolgen noch überall die Gebetschläge. Das Volk kennt aber die Bedeutung derselben meist nicht und kommt auch der in ihnen enthaltenen Aufforderung nicht nach. Hier und da verrichtet man noch eine stille Andacht.

---

1) Siehe Notenanhang S. 6.

XIV.

Das Schaumburger Land.

Von

Paul Gündel.

Beiträge lieferten zu diesem Berichte:

Herr Kgl. Landrat und Landtagsabgeordneter von Ditfurth-Dankersen.
„ Landwirt H. Bartling in Welsede.
„ Oberinspektor H. Dühlmeyer in Rinteln.
„ Gutsbesitzer Fickendey auf Südhagen.
„ Postagent Giesemann in Rehren a. O.
„ stud. W. Hartmann in Coverden.
„ Lehrer Heinlein in Hohnhorst.
„ Landwirt H. Ketelhake in Uchtdorf.
„ Rektor Koch in Hofgeismar, vordem in Hess. Oldendorf.
„ Wirtschaftseleve Orth auf Südhagen.
„ Ziegeleibesitzer Peter in Fuhlen.
„ Oberlehrer Dr. Pulch in Rinteln.
„ Amtsrat Rohde in Rinteln.
„ Lehrer Semmler in Apelern.
„ „ Wiebert in Ohndorf.
„ „ Wiederhold in Hess. Oldendorf.
„ „ Wilharm in Pötzen.

XIV. Das Schaumburger Land.

Hier hab' ich so manches liebe Mal
mit meiner Laute gesessen.
Hinunterblickend ins weite Tal,
mein selbst und der Welt vergessen.
Und um mich klang es so froh und hehr,
und über mir tagt es so helle!
Und unten brauste das ferne Wehr
und der Weser blitzende Welle.

Wie liebender Sang aus geliebtem Mund,
so flüstert es rings durch die Bäume,
und aus des Tales off'nem Grund
begrüßten mich nickende Träume.
Und um mich klang es so froh und hehr,
und über mir tagt es so helle!
Und unten brauste das ferne Wehr
und der Weser blitzende Welle.

Da sitz' ich aufs neue und spähe umher
und lausche hinauf und hernieder!
Die holden Weisen rauschen nicht mehr!
Die Träume kehren nicht wieder!
Die süßen Bilder, wie weit, wie weit!
Wie schwer der Himmel, wie trübe!
Fahr wohl, fahr wohl, du selige Zeit!
Fahrt wohl, ihr Träume der Liebe!

F. v. Dingelstedt.

1. Kleidung und Schmuck.

Wenn man sich mit den Volkstrachten der Grafschaft Schaumburg beschäftigt, so kann man dieselben in drei Gruppen scheiden. Allerdings darf man nicht etwa die Grenzen zwischen den einzelnen Ortschaften ziehen wollen, ebensowenig wie man sagen kann, daß die Bewohner eines Bezirks genau dieselbe Tracht haben. Denn das hängt mit der zerstreut liegenden, niedersächsischen Bauart der Dörfer zusammen und mit der eigentümlichen Abgeschlossenheit der einzelnen Bauern in alter Zeit. Wie Seb. Münster in seiner 1550 herausgegebenen Kosmographie über die Lage der deutschen Bauern schreibt, „ist ein jeder von dem Andern abgeschieden und lebt für sich selbs mit seinem gesind und viech.“ So kann es kommen, daß in einem Nachbarorte kleine Unterschiede als Merkmale zu verzeichnen wären, die anzugeben über den engen Rahmen der Beschreibung hinausgehen würde.

Die **Tracht** im Wesertale hat sich am frühesten und engsten der bürgerlichen angepaßt. Die nördlich der Weserkette im Tale der Aue liegenden Landschaften haben sich ihre Eigentümlichkeit teilweise zu erhalten gesucht.

Im Rodenbergischen aber begegnet man, Gott sei Dank, nicht nur einzelnen, sondern ganzen Länderstrichen, die an den alten Trachten festgehalten haben.

Es erübrigt sich zunächst, die Trachten im Wesertale zu erwähnen, obgleich man davon wenig spürt, da sie meist wohlverwahrt in den Truhen der Alten oder als heiliges Vermächtnis derselben an ihre Nachkommen von diesen aufbewahrt werden.

Sonntags trugen die Männer Manchesterhosen, die bis über die Knie reichten, unten durch ein Band am Kniegelenk festgeknüpft und an



Alter westfälischer Bauernhof. (Dankersen.)

der Seite mit sechs großen Knöpfen verziert wurden. Über die langen blauen Strümpfe trug man Sonntags die kalbledernen Stiefel, welche mit Hilfe eines Riemens an die Hose geschnallt wurden. Wochentags traten an ihre Stelle Schuhe mit großen, breiten Schnallen aus Metall. Die Weste und der Rock waren lang und aus schwarzem, wollenem Stoff. Der Zylinderhut war niedrig. In der Hand trug man ein 1½ m langes spanisches Rohr mit silbernem Knopfe, an dem 12—15 cm tiefer eine schöne, silberne Verzierung war. 20—25 cm unter dem Knopfe wurde der Stock angefaßt, damit die schöne Verzierung sichtbar war.

Der Abendmahlsanzug der Frauen war und ist jetzt noch vor-

herrschend schwarz. Das Kleid aus schwarzwollenem Stoffe, die schwarze Schürze, die schwarze Mütze mit weißer kleiner Spitze und dem schwarzen Plitt mit großer schwarzer Spitze, die blauen Strümpfe mit niedrigen Schuhen, um den Hals eine schöne „Bernsteinkralle“ und am Ohre recht feine Ohrringe galten als Vorschrift bei der Teilnahme an jeder kirchlichen Handlung. Der sonst übliche Kirchenanzug war sehr verschieden. Das Kleid war entweder aus Beiderwand oder in den verschiedensten Mustern selbst gesponnen. Ebenso wechselte man in den Mützen, trug runde Mützen mit ellenlangen, teuren Bändern und einen Plitt mit großer Spitze, nahm wohl auch ein Umschlagetuch über die Schultern und zog je nach Wahl blaue Strümpfe und niedrige Schuhe an.

Im Amte Obernkirchen kleideten sich die Männer mit kurzen „Böxen“ aus Manchester, „den einnätigen Kniehosen“, und zogen manchmal statt der Schuhe oder Schmörstiefeln (Schmierstiefeln) lange Gamaschen an. Die selbstgewirkte, leinene bunte Weste war mit zwei Reihen blanker Knöpfe verziert. Die aus demselben Stoffe hergestellte, Kamisol oder Kaput genannte kurze Jacke und die grau und weiß gestrickte, baumwollene, geränderte Pingelmütze oder Hamelnsche Mütze (weil sie nur in Hameln gekauft wurde) waren dieser Tracht eigen. Die langen, bis zum Knie reichenden weißen Beiderwandröcke mit großen blanken Knöpfen und einer langen Taille mit zwei Taillenknöpfen (die Schäfer trugen statt der blanken Knöpfe nur Hornknöpfe) hatten einen großen Schlitz auf dem Rücken, aus dem die zusammengeknöpften Handschuhe, einer aus dem rechten und der andere aus dem linken Rockschlitz heraussahen. Dieser Rock, sowie der Reif am Finger, könnte nicht mit Unrecht als Übergangsstück zu der im Amte Rodenberg herrschenden Tracht bezeichnet werden. Im Winter war der Anzug aus grünblauem Fries gearbeitet, sah aber im übrigen genau so aus wie die Sommergarnitur. Der Abendmahlsrock war ebenso lang, bestand aus schwarzem Tuch und wurde bis zum Schoß zugeknöpft.

Ältere Frauen trifft man noch heute in ihrer Tracht, obgleich man ganz gut sagen darf, daß sie fremd ist und leider bald nicht mehr gesehen werden wird.

Die Frauen trugen kurze grüne Röcke, die sogen. „Hedekamröcke“, die bis an die Waden reichten und aus Beiderwand — d. i. Leinewand mit Einschlag von Wolle — selbst hergestellt waren. Bisweilen waren sie unten mit einem braunen Streifen Sammetmanchester besetzt, hatten kurze Ärmel, die häufig unten herum einen schwarzen Besatzstreifen aus Manchestersammet besaßen. Über der Weste trug man im Winter ein Wams aus buntem Lama mit langen Ärmeln aus demselben Stoffe, während im Sommer nur lange Hemdärmel die Arme bedeckten. Beim Abendmahl hatten die

Frauen schwarze Röcke an; über den Schultern hing ein weißes **Schultertuch** aus Batist, mitunter auch aus Tüll, und dazu band man eine weiße **Schürze** um. Die **Haube**, deren Herstellung 10 Mark kostete, verschlang mit dem „Plitt" 10 m gutes, 12—15 cm breites Band und hatte einen Vorstoß, der in vielen, vielen kleinen Fältchen mit der Hand geschickt gekräuselt war, während der Kopfdeckel mit 16—20 bunten, seidenen Gimpenstreifen kunstvoll und mit großer Mühe und Geschicklichkeit beputzt war. Die Atlasbandmütze war aus steifer Pappe und Leinen der **Kopfform** nachgebildet, hatte einen schwarzen Plitt mit zwei langen, breiten Atlas- und Seidenbändern und wurde unter dem Kinn durch ein Schleifenband festgehalten. Um den Hals an der Taille festgemacht, trug man einen steif gebügelten Spitzenkragen und eine große Kette aus braunen „Bernsteinkrallen". Bei **festlichen** Gelegenheiten zog man selbstgestrickte **Handschuhe** an. Gewöhnlich wurden selbstgestrickte, schwarze wollene **Strümpfe** getragen, die aber manchmal in einer graulila Farbe auftraten, und deren oberer Rand sowohl als auch die Zehenspitzen aus weißer Wolle gestrickt waren. Die **Schuhe** waren flach und hatten keine Absätze. Die **Alltagsschürzen** gingen sehr weit um den Körper herum und waren aus gedrucktem Kattun. In der **Woche** trug man graue Wolltücher mit weißer Kante über die Brust, während man früher gedruckte Tücher mit eingedruckten Rändern mit Vorliebe benutzte. Großkarierte **Regenschirme** mit dicken Fischbeinstangen waren üblich, und als **Mäntel** dienten große Kragenmäntel.

Die Kleidung der **Männer** paßt sich von Jahr zu Jahr mehr der bürgerlichen Tracht an. Bei der **Arbeit** trägt der **Rodenberger** meist ein Kleid aus einem Gewebe von Baumwolle und Leinewand von schwarzblauer Farbe, sogenanntes Doppeltuch, alles ist ziemlich eng anschließend. Die **Hose** ist aus Tuch, desgleichen das Brustkleid oder **Kaput**. Dies ist eine Art Ärmelweste, die so kurz ist, daß zwischen Weste und Hose ein Streifen von der Breite zweier Finger frei bleibt, so daß das Hemd zu sehen ist. An dem Schoße, der ziemlich hoch sitzt, ist das Kaput dreimal eingeschnitten. Dieses Kleidungsstück ist bis zum Halse mit bunten Knöpfen zugeknöpft, die oft mit Silberfäden übersponnen sind (Silberknöpfe). Auf dem Kopfe trägt man eine gewöhnliche **Tuchmütze**.

Anders ist es, wenn der **Sonntag** kommt. Dann wird der **Kirchenrock** angezogen. Dies ist ein Rock von ganz besonderem Schnitt, so daß derselbe nur von einem Schneider gemacht werden kann, der gewissermaßen in diesen Röcken seine Spezialität hat. Der Rock besteht aus schwarzem Tuche und reicht bis an das Knie. Er hat so lange Schöße, daß die Taille fast zwischen den Schultern sitzt und mit zwei Reihen großer, mit schwarzem Zwirn überzogenen Knöpfen besetzt, von denen nur die drei obersten zugeknöpft werden.

Um den Hals wird nach Art der Militärbinde ein schwarzes, seidenes Halstuch gebunden, unter welchem der Hemdkragen mit gestickten Zacken hervorragt. Auf dem Kopfe trägt man die Kappe, d. i. eine runde Pelzmütze. Der Deckel ist aus Tuch, die Seiten bestehen aus schwarzem Pelze. Statt der Kappe wird von älteren Leuten und dem Bräutigam gern ein Zylinderhut getragen, der aber höher als der moderne Zylinderhut ist und nach oben breit wird und langhaarig, also nicht seidenfilzartig und anliegend ist. Die jüngeren Leute tragen schon die allgemein üblichen runden Hüte. Ist der Winter hart, so werden Fausthandschuhe getragen. Das Haar schneiden sich ältere Leute in der Höhe der Ohrzipfel gerade ab und scheiteln es in der Mitte.



Phot. F. W. Kuhlmann, Bückeburg.
Brautpaar.

Dieser Anzug ist Kirchenanzug, Leichen- und Hochzeitsanzug, kurz, der Anzug zu allen festlichen Gelegenheiten. Es wäre zu wünschen, daß der sonderbare Rock nicht durch eine sogenannte Joppe als Kirchenrock verdrängt würde; denn diese zieht man auch zur Tanzmusik, zum Jahrmarkt und zum Biertisch an.

Die Tracht der Männer hat sich schon sehr verändert. Früher trug man kurze, nur bis an die Knie reichende Hosen, und zwar zur Arbeit solche aus Leinewand; Sonn- und Festtags und zum Vergnügen wurden dagegen die weißen hirschledernen „Böxen“ und hohe Stiefel mit engen Schäften angezogen. Das Kaput bestand aus schwarzem Tuch oder bunter Atlasseide mit eingestickten bunten Blumen und hatte zwei Reihen schwarzer, roter oder silbergestickter Ecknöpfe, die in ganz eigenartiger Weise übersponnen waren. An der Art des Kaputs und seiner Knöpfe unterschied man den Reichen vom Armen. Als Oberrock trug man die weiße Jacke, d. i. ein Schoßrock aus Leinewand mit großen versilberten und mit dem Bilde eines springenden Pferdes verzierten Knöpfen, von denen nur der dritte von oben zugeknöpft wurde. Jetzt sieht man die weiße Jacke und die kurzen Hosen nur

noch bei älteren Leuten, die noch nicht gern davon lassen wollen. Dazu tragen sie die schwarz-weiße Bimmelmütze. Wenn alles schön weiß gewaschen ist, macht der Anzug einen hübschen Eindruck.

Bei der Kleidung der Frauen herrscht im Amte Rodenberg das Bunte vor. Die Wahrzeichen ihrer Tracht sind die Schuhe, der Rock und die Mütze.

Der Schuh ist so niedrig, daß er eben nur die Ferse und vorn die Zehen einfaßt. Er hat einen Absatz, der nicht unter der Ferse, sondern etwas mehr nach der Spitze zu steht. Man sollte nicht meinen, daß die kleinen Schuhe an den Füßen festsäßen, und doch können unsere Rodenbergerinnen tüchtig damit „walzen" und marschieren. Allerdings tragen die Fußbekleidungen sehr oft zur Mißbildung des Fußes bei.



Phot. F. W. Kuhlmann, Bückeburg.

Mann und Frau im Sonntagsanzug.

Der sogen. „Hakenrock" mit zinnoberrotem Tuche, der unten mit blauem, handbreitem Bande besetzt und tausendfach versteppt ist, reicht von den Hüften bis zu den Knöcheln. Um die Hüften ist er in viele Falten gelegt. Die Brust ist mit dem Brusttuch (Bostdauk), einer Art Weste mit ganz kurzen Ärmeln bekleidet, so daß der Arm größtenteils nackt ist. Es ist mit bunten Knöpfen und rot oder blau geblümtem Bande besetzt.

Zum Anzug gehört die aus schwarzem Bande hergestellte und mit langen Bändern verzierte Mütze. Sie wird von alt und jung so getragen, daß vom Haare fast nichts zu sehen ist, infolgedessen man auf die Pflege des Haares wenig Sorgfalt verwendet. Dasselbe wird zu einem Knäuel, „Punz" genannt, zusammengedreht und mit Nadeln festgehalten. Die Mütze ist etwa 12 cm hoch, reicht bis über die Augenbrauen und hat beiderseits zwei Klappen, welche die Ohren nicht sehen lassen. Unter dem Kinn wird sie festgebunden, und nach hinten fallen breite schwarze Bänder mit Fransen herab. Je nach dem Zwecke, dem die Mütze dient, ist sie aus Band von verschiedenem Stoffe gefertigt. Die gewöhnlich zur Arbeit getragenen Mützen bestehen aus gröberem Bande.

Ein wesentlicher Teil des Werktagsanzugs ist das pelerinartige **Einbindetuch**, welches, wie der Rock, breite Besatzstreifen besitzt. Es wird um die Schultern getragen und auf der Brust mit einer Spange befestigt.

An den sonst nackten Armen werden lange gestrickte und mit Perlen besetzte **Pulswärmer** getragen — „Handschen“ genannt —, die oft vom Ellenbogen bis zu den mittleren Handknöcheln reichen.

Im Sommer und Winter hat die Rodenbergerin meist schwarze, sehr schwere, wollene, lange **Strümpfe** an. Früher sah man öfters als jetzt rote Strümpfe, deren Wert durch eingestrickte andersfarbige Blumen erhöht wurde. Ihre Anfertigung ist äußerst kunstvoll und schwierig, jedoch erlernt sie jedes Mädchen.



Phot. L. Feuerrohr, Rinteln.

Junge Mädchen.

Sonntags wird die Atlasmütze aufgesetzt, welche allerlei in den Stoff hineingewebte Blumengebilde als Verzierung hat, und dann „Stoppbandmütze“, d. i. Stickbandmütze, heißt. Der steife Deckel ist gewöhnlich mit weißen, schwarzen oder bunten Perlen benäht; vornehme Bäuerinnen bevorzugen Goldperlen als Zierat darauf.

Bei Lustbarkeiten und **Sonntags** leuchtet das **Einbindetuch** in allerlei Farben. Es ist mit Blumen und Blümchen in weißer, roter und blauer Seide bestickt und mit bunten Flittern benäht, so daß im Sonnenschein alles flimmert und glitzert. Ein solches Tuch hat oft einen Wert von 20—50 Mark.

Die aus Seide oder Damast gefertigten, mit bunten seidenen Blumen bestickten und mit Flitter und Goldperlen besetzten **Schürzen** sind oft recht wertvoll.

Das Kostbarste am ganzen Sonntagsstaat aber sind die **Korallenketten** mit silbernem Schloß und die **Spange**. Sie bestehen aus zwei Reihen Bernsteinkugeln, die oft die Größe von Walnüssen und die Dicke ziemlich großer Äpfel haben, so daß es vorkommt, daß vier Korallen (Krallen) genügen, um eine ganze Kette zu bilden. Je nach der Dicke, Klarheit u Durchsichtigkeit richtet sich der Preis der Korallen, die oft einen Wert

400—500 Mark haben. In das silberne Schloß sind die Anfangsbuchstaben des Namens der Besitzerin eingraviert. Die Spange wird auf der Brust getragen und ist ein sechs- bis achteckiges Silberschild, das 10—12 cm im Durchmesser hat und oft mit edlen Steinen besetzt ist, so daß sie einen Wert von 100 Mark haben kann. In der Mitte der Spange ist auch der Name der Trägerin in den Anfangsbuchstaben zu sehen. Korallen, Schloß und Spange schenkt entweder der Bräutigam der Braut, oder sie vererben sich von der Mutter auf die Tochter.

In den Ohren tragen Frauen und Mädchen eigentümliche Ohrringe. Es sind silberne oder goldene Halbkugeln in der Stärke einer großen Walnuß, die an den seitlichen Bändern der Mütze hängen und die Wangen berühren. Je nach dem Vermögen der Bäuerin sind sie bald kleiner, bald größer. Überhaupt spielt das Vermögen in der Wahl der Güte des Anzugs eine große Rolle. Bei reichen Leuten sind die Mützenbänder länger, die Spange ist größer, die Korallen sind dicker.

Geht es zum Tanz oder zur Hochzeit, so ist der Anzug oft noch schöner, und eine Reihe geputzter Mädchen gewährt dann einen malerischen Anblick. Die ganze Tracht ist zwar sehr bunt, aber doch kleidsam und steht einer hübschen Schaumburgerin recht gut.

Im Sommer tragen die Frauen und Mädchen an kühleren Tagen Sonntags und bei festlichen Gelegenheiten einen damastartigen Mantel von der Größe eines Bettlakens, der in neuerer Zeit allerdings mehr und mehr verschwindet. Er reicht fast bis zu den Füßen und wird bis unten hin fest zugehakt. Er ist mit weißem, flanellartigem Stoffe gefüttert und wird vorn am Halse von einer kleinen Kette mit einem Haken festgehalten.

Auf ihm ist ein pelerinartiger, aus etwa sechzig zusammengekräuselten Bändern bestehender Kragen festgenäht.

Es erübrigt nun noch, den besonderen Schmuck der Braut zu beschreiben. Dieselbe erhält bei der Verlobung einen silbernen, oft mit Edelsteinen gezierten Ring, der das ganze untere Fingerglied umfaßt, so daß er fast viermal so breit ist als der sonst übliche Trauring.

Zum Hochzeitstage wird auf Wunsch von den Hebammen eine Krone (Kranz genannt) verliehen, die fast die Höhe und den Umfang eines Eimers erreicht. Der Kranz ist aus steifem Material gearbeitet und mit vielen Glasperlen bis zur Größe eines Hühnereies in den buntesten Farben geschmückt. Flittergold und Silber- und Goldfäden auf roten, mit Spiegelchen überhäuften Bändern geben ihm ein höchst glitzerndes und blinkendes Aussehen. Von dem Kranze fallen lange Bänder herab, die auch mit Zierat und allerlei Flitterkram besetzt sind und bis über die Hüften reichen. Das Brusttuch, „der Perlenkoller“, ist reich ausgestattet; über ihm

liegt das große, oft 12 cm kreisrunde, am Rande gezackte Schild. Es ist aus vergoldetem Silber gearbeitet, trägt in Blumen mit Edelsteinen verziert die Anfangsbuchstaben des Namens der Braut und ist Eigentum oder Erbstück derselben. Je größer und wertvoller es ist, desto reicher und angesehener ist die Trägerin desselben. Die Braut trägt im Haar Perlenkoller und Kranz mit Rosmarinzweigen. Der Bräutigam erhält einen Rosmarinzweig, der sehr groß ist und bei reichen Burschen über die Schultern ragt.

Ist Trauer in einem Hause eingekehrt, so ist der Anzug außer dem roten Rock schwarz. Zur Beerdigung und zum Abendmahl wird auch ein schwarzer Rock getragen. Das Einbindetuch ist dann aus weißem Batist und schlicht oder mit einfacher Stickerei versehen. In der Zeit der Trauer ist es schwarz.

Bei der „Flormütze“ ist das Band ohne Glanz und Gewebe. Zum Abendmahlsgange wird wieder eine besondere Mütze, die „Spangenmütze“, aufgesetzt. Eine Frau muß also mehrere Mützen haben, die allerdings keiner Mode unterworfen sind, aber je nach der Art doch durchschnittlich 10—20 Mark kosten.

Um den Hals liegt bei Trauer eine 5—6 cm hohe, ganz mit schwarzen Perlen besetzte, schwarze Binde, die im Nacken durch eine Quaste zusammengehalten wird. Drei lange schwarze Bänder hängen an der Binde und reichen oft bis über die Taille hinaus.

2. Geburt, Hochzeit und Begräbnis.

Lüttjet Burenmeiken vom Dörpe
wat büst du so glatt?
Wut du henn na de Kerke?
Wut du henn na de Stadt?

Ikke will nich na de Kerke,
ikke will nich na de Stadt,
ikk will na mein' Brüjam,
darüm bin ikk so glatt.

Im Kreise Rinteln ist es Sitte, die neugeborenen Kinder schon wenige Tage nach der **Geburt** durch die **Taufe** in die christliche Kirche aufzunehmen. Zu der Taufe ladet die Hebamme etwa mit folgenden Worten ein: „Lavise, ick schöll deck ock grüßen von Vattern und Moddern, und Du schöllst ok Vadder weren kummden Sonndag, wost Du dat woll dauhn?“ Beim Mädchen werden nur weibliche und bei Knaben nur männliche Gevatter gebeten. Die Patinnen trugen 25 cm hohe, dem Brautkranz ähnliche Kränze, die vorn zwei und hinten vier breite seidene Bänder hatten, die so lang als das Kleid und am Ende mit Spitze reich besetzt waren. Über die Schultern hatten die jungen Mädchen ein weißes, baumwollenes Tuch; ihre Schürze war auch weiß und sehr reich bestickt. Die Ärmel waren mit Seide bestickt und mit bunten Buketts besetzt. Die

Hebamme trägt das Kind in einem aus weißem Batist oder Tüll gearbeiteten Taufkleide in die Kirche und übergibt den Täufling dem zweitältesten Gevatter. Während der Handlung halten die Paten oder Patinnen abwechselnd das Kind, bei dem eigentlichen Taufakt jedoch hält der jüngste Gevatter das Kind übers Wasser und sagt auch die Namen. Darnach nimmt es der älteste der Gevatter und geht mit den andern um den Altar, dabei die Gebühren für den Pastor und Küster opfernd. Nach der Taufe begibt sich die Gesellschaft in das nächste Gasthaus, um im Überfluß Wein zu genießen. Darnach ist zu Hause großer Schmaus, bei dem jeder Gevatter das Kind der Hebamme abnehmen muß und ihr dabei ein Trinkgeld verabreicht. Ebenso erhalten die Hausbediensteten von den Gevattern ein Trinkgeld. Der Täufling muß tüchtig an den Altar gestoßen werden, wenn er später gut lernen soll. Außerdem ist es üblich und für Eltern mit großer Familie vielleicht nicht unwesentlich, daß die Kleidung für das Kind für das erste halbe Jahr von den Paten „geschunken" wird.

Eine andere Sitte herrscht im Rodenbergischen beim Tauftakt. Hier findet die Taufe am Schlusse des Hauptgottesdienstes in Gegenwart der versammelten Gemeinde statt. Während das Tauflied gesungen wird, tritt die Hebamme mit dem Kinde ohne weitere Begleitung in die Kirche ein und setzt sich auf eine dem Altar am nächsten stehende Bank nieder. Hat die Gemeinde den ersten Vers gesungen, und ist der Geistliche vor dem Altar erschienen, dann treten die Hebamme mit dem Täufling und der Pate an den Altar heran. Der Pate wohnt dem Gottesdienst von Anfang an bei, tritt also nicht erst mit der Hebamme in die Kirche ein. Er nimmt das Kind auf seine Arme, und die Taufe wird von dem Pfarrer vollzogen. Jeder Täufling bekommt fast immer drei Namen, unter denen stets einer der gebräuchlichsten, wie Otto, Heinrich oder Konrad bei den Knaben, und Engel, Marie, Sophie, Dorothea bei den Mädchen vertreten sein muß. Nach der Taufe trägt der Pate das Kind um den Altar, und der Pfarrer spricht über das Kind wie über die ganze Gemeinde den kirchlichen Segen. Bei der Taufe ist das Kind in einen der Rodenberger Tracht entsprechenden Anzug gekleidet, welcher Eigentum der Hebamme ist und nur am Tauftage vom Kinde getragen wird. Er besteht aus Mütze, Kaput, Unter- und Oberluhren, Brust- und Leibschild. Alle Teile sind reichlich mit Perlen, Flittern, Schildern, Spiegeln und langen, mit Tressen besetzten Bändern und aus Seide gestickten Blumen, Sternen und Herzen geziert. Der Preis des Kleides schwankt zwischen 50 bis 60 Mark. Sobald die Hebamme mit dem Kinde wieder im Hause angekommen ist, setzen sich alle Gäste zum Mittagessen nieder. Toaste werden selten ausgebracht; aber bevor die Tafel aufgehoben wird, reicht die Hebamme jedem Gaste das Kind.

welcher es einige Augenblicke auf den Armen wiegt und dazu auf das Kind und dessen Eltern bezügliche Bemerkungen macht, welche gleichzeitig von den Anwesenden mit Beifall begrüßt werden. Jeder macht der Hebamme darnach ein kleines Geldgeschenk.

Die **Konfirmation** findet fast in allen Gemeinden am weißen Sonntage, Sonntag nach Ostern, statt. Die kirchliche Prüfung und Vorstellung der Konfirmanden wird gewöhnlich am Nachmittag des zweiten Ostertages abgehalten. Am Konfirmations-Sonntage versammeln sich die Konfirmanden im Amte Rodenberg im Pfarrhause. Zu Paaren schreiten sie von hier aus unter Führung des Pfarrers in die Kirche und stellen sich in einem Halbkreis um den Altar. Alle Kinder sind schwarz gekleidet und mit Rosmarinzweigen auf der Brust geschmückt. Der Verlauf des Gottesdienstes ist in allen seinen Teilen der Bedeutung des Tages entsprechend. Nach einer Ansprache seitens des Pfarrers richtet dieser mehrere Fragen an die Konfirmanden, durch deren Beantwortung sie ihren Taufbund erneuern, sich zur evangelisch-lutherischen Kirche bekennen und geloben, ihr ganzes Leben hindurch treue Glieder der Kirche bleiben zu wollen. Nachdem sie gemeinschaftlich ihr Glaubensbekenntnis gesprochen haben, treten sie zu Paaren oder zu Dreien vor den Altar und empfangen kniend unter Glockengeläute den kirchlichen Segen. Nun singen sie allein das Lied: „Von des Himmels Thron“ oder „So nimm denn meine Hände“. Hierauf wird ihnen als neu aufgenommene Glieder in der Gemeinschaft der erwachsenen Christen zum erstenmal das heilige Abendmahl gereicht. An dieser Feier nimmt außer ihnen niemand teil. Zum Schlusse empfängt jeder Konfirmand einen Denkspruch, den er alsbald einrahmen läßt und zum bleibenden Andenken im elterlichen Hause aufhängt. — —

Freude ist im Hause des reichen Meierbauern eingekehrt. Eine junge Frau wird nächstens ihren Einzug halten. Der älteste Sohn Hans Heinrich (Zindermann) hat schon längst das heiratsfähige Alter, und der alte Bauer fühlt das Bedürfnis, sich zur Ruhe zu setzen, sich auf die Leibzucht zu begeben. Zindermann muß sich also umsehen unter den Töchtern des Landes, was er auch schon längst getan hat. Nachbar Matthias' Engel könnte es ja sein, wenn sie auch nicht ganz hübsch ist, so hat sie doch 12000 Taler, die verdecken schon einige Sommersprossen. Weil aber die Alten schon längst keine guten, getreuen Nachbarn sind, kann aus der Verbindung nichts werden. Doch da ist im Nachbardorfe des reichen Vollmeiers Emmeriken (Engel Marie), die gefiele den Eltern wohl, und weil sie auch noch einige Tausend Taler mehr bekommt, hat Zindermann auch nichts dagegen. Nachdem im geheimen durch Freiwerber das Einverständnis eingeholt ist, soll nächsten Sonntag „Verspreke“, **Verlobung** sein.

Frauen schwarze Röcke an; über den Schultern hing ein weißes Schultertuch aus Batist, mitunter auch aus Tüll, und dazu band man eine weiße Schürze um. Die Haube, deren Herstellung 10 Mark kostete, verschlang mit dem „Plitt" 10 m gutes, 12—15 cm breites Band und hatte einen Vorstoß, der in vielen, vielen kleinen Fältchen mit der Hand geschickt gekräuselt war, während der Kopfdeckel mit 16—20 bunten, seidenen Gimpenstreifen kunstvoll und mit großer Mühe und Geschicklichkeit beputzt war. Die Atlasbandmütze war aus steifer Pappe und Leinen der Kopfform nachgebildet, hatte einen schwarzen Plitt mit zwei langen, breiten Atlas- und Seidenbändern und wurde unter dem Kinn durch ein Schleifenband festgehalten. Um den Hals an der Taille festgemacht, trug man einen steif gebügelten Spitzenkragen und eine große Kette aus braunen „Bernsteinkrallen". Bei festlichen Gelegenheiten zog man selbstgestrickte Handschuhe an. Gewöhnlich wurden selbstgestrickte, schwarze wollene Strümpfe getragen, die aber manchmal in einer graulila Farbe auftraten, und deren oberer Rand sowohl als auch die Zehenspitzen aus weißer Wolle gestrickt waren. Die Schuhe waren flach und hatten keine Absätze. Die Alltagsschürzen gingen sehr weit um den Körper herum und waren aus gedrucktem Kattun. In der Woche trug man graue Wolltücher mit weißer Kante über die Brust, während man früher gedruckte Tücher mit eingedruckten Rändern mit Vorliebe benutzte. Großkarierte Regenschirme mit dicken Fischbeinstangen waren üblich, und als Mäntel dienten große Kragenmäntel.

Die Kleidung der Männer paßt sich von Jahr zu Jahr mehr der bürgerlichen Tracht an. Bei der Arbeit trägt der Rodenberger meist ein Kleid aus einem Gewebe von Baumwolle und Leinewand von schwarzblauer Farbe, sogenanntes Doppeltuch, alles ist ziemlich eng anschließend. Die Hose ist aus Tuch, desgleichen das Brustkleid oder Kaput. Dies ist eine Art Ärmelweste, die so kurz ist, daß zwischen Weste und Hose ein Streifen von der Breite zweier Finger frei bleibt, so daß das Hemd zu sehen ist. An dem Schoße, der ziemlich hoch sitzt, ist das Kaput dreimal eingeschnitten. Dieses Kleidungsstück ist bis zum Halse mit bunten Knöpfen zugeknöpft, die oft mit Silberfäden übersponnen sind (Silberknöpfe). Auf dem Kopfe trägt man eine gewöhnliche Tuchmütze.

Anders ist es, wenn der Sonntag kommt. Dann wird der Kirchenrock angezogen. Dies ist ein Rock von ganz besonderem Schnitt, so daß derselbe nur von einem Schneider gemacht werden kann, der gewissermaßen in diesen Röcken seine Spezialität hat. Der Rock besteht aus schwarzem Tuche und reicht bis an das Knie. Er hat so lange Schöße, daß die Taille fast zwischen den Schultern sitzt und mit zwei Reihen großer, mit schwarzem Zwirn überzogenen Knöpfen besetzt, von denen nur die drei obersten zugeknöpft werden.

Um den Hals wird nach Art der Militärbinde ein schwarzes, seidenes Halstuch gebunden, unter welchem der Hemdkragen mit gestickten Zacken hervorragt. Auf dem Kopfe trägt man die Kappe, d. i. eine runde Pelzmütze. Der Deckel ist aus Tuch, die Seiten bestehen aus schwarzem Pelze. Statt der Kappe wird von älteren Leuten und dem Bräutigam gern ein Zylinderhut getragen, der aber höher als der moderne Zylinderhut ist und nach oben breit wird und langhaarig, also nicht seidenfilzartig und anliegend ist. Die jüngeren Leute tragen schon die allgemein üblichen runden Hüte. Ist der Winter hart, so werden Fausthandschuhe getragen. Das Haar schneiden sich ältere Leute in der Höhe der Ohrzipfel gerade ab und scheiteln es in der Mitte.



Phot. F. W. Kuhlmann, Bückeburg.
Brautpaar.

Dieser Anzug ist Kirchenanzug, Leichen- und Hochzeitsanzug, kurz, der Anzug zu allen festlichen Gelegenheiten. Es wäre zu wünschen, daß der sonderbare Rock nicht durch eine sogenannte Joppe als Kirchenrock verdrängt würde; denn diese zieht man auch zur Tanzmusik, zum Jahrmarkt und zum Biertisch an.

Die Tracht der Männer hat sich schon sehr verändert. Früher trug man kurze, nur bis an die Knie reichende Hosen, und zwar zur Arbeit solche aus Leinewand; Sonn- und Festtags und zum Vergnügen wurden dagegen die weißen hirschledernen „Böxen" und hohe Stiefel mit engen Schäften angezogen. Das Kaput bestand aus schwarzem Tuch oder bunter Atlasseide mit eingestickten bunten Blumen und hatte zwei Reihen schwarzer, roter oder silbergestickter Ecknöpfe, die in ganz eigenartiger Weise übersponnen waren. An der Art des Kaputs und seiner Knöpfe unterschied man den Reichen vom Armen. Als Oberrock trug man die weiße Jacke, d. i. ein Schoßrock aus Leinewand mit großen versilberten und mit dem Bilde eines springenden Pferdes verzierten Knöpfen, von denen nur der dritte von oben zugeknöpft wurde. Jetzt sieht man die weiße Jacke und die kurzen Hosen nu

Bräutigam samt den Eltern gehen also hin, und nachdem der zukünftige Schwiegervater erklärt hat, was er seiner Tochter mitgeben will, wird die Sache ins reine gebracht.

Oft kommt es vor, daß schon treu verliebte Brautleute voneinander für immer scheiden und sich meiden müssen; denn bei der „Löfte“ spielt die Geldfrage eine Hauptrolle. Nach vielen Tausenden beziffert sich die Forderung des Vaters, gegen welche er das Erbe an den ältesten Sohn oder die älteste Tochter abtreten will. Kann der Schwiegervater nicht so viel „zählen“, dann muß der Idealismus dem Materialismus weichen. Treffen aber alle Voraussetzungen zur gegenseitigen Zufriedenheit zu, dann wird nicht selten ein großes Fest, verbunden mit Tanzvergnügen, gefeiert, wozu gute Freunde, getreue Nachbarn, ja ganze Dörfer eingeladen werden. In letzterer Zeit werden Löften in solchem Umfange nicht mehr gefeiert; denn aus Sparsamkeitsrücksichten schreckt mancher davor zurück.

In Möllenbeck herrscht beim „Wennkof“ folgender Brauch: Die Freiwerber gehen von einem zum andern und machen Vorschläge und bedingen sich entsprechende Prozente. Ist eine Einigung erzielt, so wird zur Verlobung geschritten, nachdem die beiden Gekürten ohne ihr Wissen zusammengeführt wurden, um sich kennen zu lernen. Bei der Feier der „Löffke“ wird der Handel fertig, und der Freiwerber erhält außer dem Gelde ein langes Hemd.

Bei keinem Familienfeste herrschen so verschiedenartige Gebräuche als bei der **Hochzeit.** Jedes Land, jeder Kreis, jeder Bezirk hat seine besonderen Sitten. Je nach der sozialen und beruflichen Stellung gestalten sich Umfang und Ausdehnung der Feier.

Im Wesertale wird die Hochzeit auf folgende Weise begangen: Die Verlobten wählen sich einen geschickten Hochzeitsbitter, der seinen Spieß mit einem von Flittergold verzierten Hahn krönt. Als Schmuck liefert die Braut dazu ein Hemd, ein Tuch und eine Anzahl Bänder, ebenso gibt jede Brautjungfer etwas. Mit dem Stabe ladet der Bitter Verwandte und Bekannte zu der mit großem Pomp aufgeführten Hochzeit ein, nachdem 5—6 Bauernsöhne zu Vorreitern bestimmt und die Brautjungfern gewählt worden sind. Ist die Braut aus einem andern Orte, so finden sich am Hochzeitsmorgen die Vorreiter und Jungfern mit der Musik im Hause des Bräutigams ein, um auf Leiterwagen, die mit Maien geschmückt sind und von 4 Pferden gezogen werden, die Braut abzuholen. Auf dem ersten Wagen nimmt der Bräutigam mit der Musik, einigen Burschen und dem Hochzeitsbitter Platz, während die Brautjungfern den zweiten beanspruchen. Zur Seite flankieren die Vorreiter auf ihren Pferden. Unter Marschmusik und mit Jubel empfangen, hält der Troß am Hause der Braut an. Hier

wird erst gefrühstückt, und dann geht es im Trabe mit der Braut zur Kirche. Nach der Trauung begibt sich der Zug zum Hofe des Bräutigams, wo er von der Dorfjugend mit Hurra begrüßt wird. Sogleich beginnt das junge Paar den Ehrentanz, und nach diesem geht es an die reich gedeckte Tafel. Obenan sitzt das junge Paar mit den beiderseitigen Schwiegereltern und den nächsten Verwandten. Sobald der letzte Gang aufgetragen ist, begibt sich die Musik an die Tische und sammelt auf mit Blumen verzierten Tellern Trinkgeld ein, ihr folgt der Hochzeitsbitter, die Köchin und ihre Gehilfin in der Küche. Nach dem Essen tritt der Tanz in seine Rechte.

Folgende eigentümliche Sitte herrscht bei Schäferssöhnen, wenn sie in einen Hof heiraten, zu dem eine Schäferei gehört. Zwei Tage vor der Hochzeit kommt der Bräutigam mit einer Schafherde von 80—90 Stück, die ein Glockenspiel anhaben, zu seiner Braut. Nach der Trauung wird das Paar, das den Weg sowohl zur Kirche als auch aus derselben zu Fuß gemacht hat, mit voller Musik im Hochzeitshause empfangen. Darauf geht der Zug, dem sich alle Hochzeitsleute und ferner die, welche sich das seltene Wettrennen ansehen wollen, anschließen, nach einer geeigneten Stelle außerhalb des Dorfes. Dort werden unter Aufsicht des Bürgermeisters oder eines anderen angesehenen Ortseingesessenen zunächst die Männer, die in die Schranken laufen wollen, aufgestellt. Nach Kommando wird gelaufen, um ein etwa vier Minuten wegliegendes Ziel zu erreichen. Wer zuerst bei diesem anlangt, erhält als Siegespreis von den Schiedsrichtern einen schönen, großen Hammel. Ähnlich wie die Männer, müssen sich die Frauen und Mädchen aufstellen und um ein fettes Schaf als Preis um die Wette laufen. Inzwischen sind die Preise nach der Rennbahn gebracht worden. Fast das ganze Dorf ist aus Neugierde auf den Beinen. Auf einer Leiter wird der Hammel festgebunden, und der Sieger muß neben ihm auf dem Throne Platz nehmen. Acht kräftige Männer tragen diesen, der als einzige Verteidigung eine Bohnenstange erhält, im langsamen Schritt unter Vorantritt der vollen Musik zum Rennplatz. Währenddessen picken 20—30 Lanzenreiter mit großen Stöcken, auf welche sie sich Stecknadeln gesteckt haben, auf den Sieger los und suchen ihn zu treffen, so oft sie können. So gelangt der ganze Zug im Hochzeitshause an. Hier wird der Hammel von der Leiter losgebunden, und der Sieger nimmt ihn als Preis mit nach Hause. Ebenso verhält es sich mit dem Mädchen, das als Siegerin aus dem Wettrennen hervorging. Die Wut ist grenzenlos, wenn es sich trifft, daß Sieger und Siegerin aus einem andern Dorfe sind.

Im Tale der Obernkircher Aue verschwinden ebenso wie im Wesertale die alten Bräuche bei Hochzeiten von Jahr zu Jahr mehr. Der Hoch-

zeitsbitter begibt sich mit einem schöngeschmückten Stabe in die Häuser und sagt, bevor er seine Einladung vorbringt, folgenden Spruch her:

„Hier setz' ich meinen Stab
und nehme meine Mütze ab
und setz' auch meinen Fuß dabei,
auf daß ich recht willkommen sei.
Hier bin ich hergeschritten,
hätt' ich ein Pferd gehabt, wär' ich geritten,
so ließ ich mein Pferd im Stalle stehen
und muß nun her zu Fuße gehen.
Ich bin jung von Jahren,
blond von Haaren,
schmal von Backen,
viele Worte kann ich nicht machen,
so seind nun ein wenig still
und hört, was ich euch sagen will."

Außerdem geht 14 Tage vorher das Brautpaar herum und ladet nochmals ein. Zwei Tage vor der Hochzeit wird der Brautwagen gefahren. Am Morgen dieses Tages holt der Bräutigam die Braut ab, die nun bis zum Hochzeitstage bei ihm bleibt und die Wohnung nett einrichtet. Die Mitgift wird auf drei Wagen geladen. Auf dem ersten Wagen steht ein quergestelltes Sofa, auf dem die beiderseitigen Schwiegereltern gleich hinter der Musik sitzen; ferner sind auf demselben einige Schränke, ein schön geschmückter, bebänderter Besen in einem Butterfaß und noch zwei bis drei Personen. Vor dem Wagen reiten mit Bändern und Federbüschen geschmückt oft Vorreiter, auch der Kutscher des Wagens reitet. Die Pferde sind geschmückt und haben einen Spiegel vor der Stirn. Auf dem zweiten Fuder sind die Betten aufgeschlagen und fertig bezogen: außerdem birgt er sechs Malter Korn, d. s. drei Zentner, welche der Bräutigam selbst auf den Boden zu tragen hat. Gelingt ihm dies nicht, dann nimmt sie der Schwiegervater wieder mit. Ferner sind zwei Dutzend selbstgesponnene Säcke, ein Schinken, eine Seite Speck und der Brautwocken (Spinnrad) auf diesem Wagen. In die Dießen desselben haben Verwandte der Braut nebst dem Bräutigam Geld und Kuriositäten versteckt. Die Braut darf den Wocken nicht eher abspinnen, als bis sie junge Frau ist. Auf dem dritten Fuder stehen die Waschtubben (Waschwannen), Holzlöffel, Schinkenteller, Eimer, Holz und Milch und alle andern Küchen- und Wirtschaftsgeräte. Darauf folgen, je nachdem es die Verhältnisse erlauben, Pferde, Rinder, Kühe. Auf dem Wege zum neuen Heim werden die Fuhrwerke „geschattet" und nicht eher freigegeben, bis sie vom Schwiegervater ausgelöst sind.

Gewöhnlich dauert die Hochzeitsfeier zwei Tage; bei großen Hochzeiten werden „alle umliegenden Dörfer" eingeladen, dazu zwölf Bräutigamsknechte und zwölf Brautmädchen. In die Kirche geht die Braut vor dem Bräutigam, und nach der Trauung ist es umgekehrt. Mit großem Geschick werden dem jungen Paare Ringe, Hut, Schuhe und dergl. entwendet, die oft unter heftigen Schlägereien für Geld eingelöst werden und zwar die

Gegenstände der Braut von den Brautmädchen und die des Bräutigams von seinen Knechten. Bevor das junge Paar seinen künftigen Wohnsitz betritt, wird der Frau ein Brot mit einem vorher abgeschnittenen „Knust" gereicht, den sie mit dem Munde abnehmen muß. Diesen Knust (Rand) wickelt sie in ein Tuch. Wird er schimmlig, so gilt dies für ein schlechtes Zeichen. Darnach wird der jungen Frau ein Glas Wein gereicht, das sie leer trinkt und hinter sich wirft. Zerspringt es, so hat das Paar Glück. Daran reihen sich die Ehrentänze. Den Reigen eröffnet das junge Paar. Das Festessen findet entweder auf der Diele oder in einem eigens erbauten Zelte statt. Als Hauptgericht gibt es: Hühnersuppe, Braten, Sauerkohl, Milchreis, Obst, getrocknete Zwetschen und Pudding. Am Nachmittag ergötzt man sich an Kaffee und Kuchen, und abends gibt es saure Kaldaunen von Hammelfleisch und alle Speisen wie mittags, nur kalt. In der Nacht gibt es noch einmal Kaffee mit Kuchen. Beim Essen sammelt die Musik auf den Noten, der Koch auf der Schaumkelle, der Bitter in dem mit Bändern geschmückten Hut, die Frauen, welche vor der Hochzeit Milch zum Kuchen auf den eingeladenen Dörfern zusammengebracht hatten, in einer geschmückten Milchkanne, die Aufwaschfrauen auf einem Teller, worauf ein kleiner Faßbesen liegt. Nach dem Essen tritt der Tanz bis um Morgen in seine Rechte.

Ehe nun der Verlauf des zweiten Hochzeitstages geschildert wird, ist es nötig, den Schmuck der Braut näher zu beschreiben. Ganz eigentümlich ist der 1 Pfd. schwere Kranz oder Punz. Er zeigt große, blaue, grüne, gelbe, silberweiße und lilafarbene, rote, hagebuttähnliche Perlen auf Silberdraht geheftet. Dazwischen sieht man goldig scheinende oder kleine, auf lilafarbene, größere Perlen aufgesetzte bunte Flitter und Perlenschnüre. Der ganze Kranz wird durch Strickladen und den Silberdraht zusammengehalten, nach der Kopfform gebildet und ist etwa 25 cm hoch. Von dem „Punz" hängen acht breite Seidenbänder mit silbernen Tressen, Perlen und Goldblumen bestickt in einer Länge bis zum Saume des Kleides herab. Über das herrliche, weiße Tüllschultertuch fallen nach vorn, kunstvoll gesteckt, vom Halse aus vier breite, schwere, seidene, buntdurchwirkte Bänder bis auf den Schoß. Um den Hals ist ein seidenes Knüpftuch mit großen Schleifen gebunden. Am Abend vor der Hochzeit werden mit Wickeln Locken gedreht, und in jede Locke wird bei der Brauttoilette ein Rosmarinzweig gesteckt. Vor der Brust hat die Braut eine Perlenbrosche mit silbernem Schloß und eine dreiteilige Berlocke.

Am zweiten Hochzeitstage wird zum Frühstück Rinderwurst mit hölzernen Löffeln aus hölzernen Tellern gegessen und dazu mit Vorliebe Schnaps getrunken. Gegen zwei Uhr findet das Festessen im Freien statt,

vollständig. Während wir uns gesättigt haben, hat die Hausfrau einen guten Kaffee gekocht. Weil gerade „Botterkauken" gebacken ist, darf er auf dem Tische nicht fehlen. Übervoll wird uns die Kaffeetasse gegeben, ein Stück Zucker in die Obertasse und eins in die Untertasse geworfen und ein groß Stück Kuchen, einem Klafterstück gleich, daneben gelegt. Während wir noch zulangen und eine Zigarre rauchen, ist es Zeit geworden, daß das Volk (Gesinde) „Nachtsen" (Abendessen) essen soll. Grütze und Kartoffeln sind gekocht. Die dampfende Schüssel steht auf dem Tische, und hölzerne Löffel liegen dabei. Knechte und Mägde kommen herein und setzen sich zu Tisch, jeder auf seinen Platz. Die Knechte behalten ihre Mützen beim Essen auf, wie überhaupt der Schaumburger seine Mütze nur selten und ungern absetzt. Der Großknecht ergreift zuerst den Löffel und taucht in die Schüssel, und alle machen es ebenso. Langsam, bedächtig, aber tüchtig wird zugelangt und gemeinschaftlich die Schüssel geleert. Dann wird Brot und Käsebutter (Quark) auf den Tisch gestellt; jeder holt sein Taschenmesser hervor und schneidet sich ein Stück Brot ab, den Käse dazu essend. Ist auch dies verzehrt, so steht der Großknecht auf vom Tisch und alle folgen ihm. In den Bauernhöfen wird meist ein guter Tisch geführt. Morgens trinkt man Kaffee, wenn auch etwas dünn, dazu Brot und Butter essend. Zum Frühstück gibt es meistens Wurst. Denn der Schaumburger schlachtet gut ein, besonders im Winter, wenn Schlachtezeit ist, wird viel Fleisch und Wurst verzehrt. Rinderwurst, in der Pfanne heiß gemacht (Sannwost), ist ein beliebtes Gericht. Die Speisen sind meist einfach zubereitet und in ihrer Auswahl sehr beschränkt. Kartoffeln und Hülsenfrüchte spielen dabei eine Hauptrolle. Der Schaumburger ist ein guter Esser, und das Volk ist allgemein gut genährt.

4. Richtefest, Erntefest, Gesindewechsel.

Vom **Richtefest.** Der Schaumburger Bauer, der ein sehr vorsichtiger und wirtschaftlicher Hausvater ist, hat schon längst mit Besorgnis wahrgenommen, daß er bald an einen Neubau wird denken müssen. In aller Ruhe hat er schon jahrelang Baumaterialien angesammelt und aufgespeichert. Keine Holzauktion wird versäumt, und überall werden die Preise gemerkt und kalkuliert, endlich wird so vorteilhaft wie nur möglich gekauft, die andern Dorfbauern werden eingeladen, an den Fuhren von Holz und Steinen sich zu beteiligen. Niemand lehnt ab, der Gemeinsinn tut da sein Möglichstes. Mit den Wagen und gutgepackten Frühstücksbündeln geht's nun zeitig auf den Weg zum Wald oder Steinbruch. Sofort werden die Wagen beladen, worauf dann das Frühstück, wobei der Branntwein nicht fehlen

darnach gab es Kaffe mit Kuchen. Abends wird Giffte gehalten, bei der vom Bräutigam aus einem Schoppen Schnaps mit Zucker jedem Geber zugetrunken wird. Für jeden Taler Giffte gibt es einen Krengel (Brezel), der 50 cm im Durchmesser hat und beindick ist.

Unter den Tänzen muß der 16tourige und langenglische erwähnt werden. Beim ersten treten 16 Paare hintereinander an, lassen die Hände los und tanzen einmal herum, indem das erste Paar anfängt, durch die geöffneten Paare vorwärts tanzt und sich hinter das letzte stellt. Darnach kommt das zweite Paar an die Reihe und stellt sich hinter das erste u. s. f. Beim langenglischen Tanz walzen sämtliche Paare zu gleicher Zeit, treten in den sich plötzlich ändernden Zeitkurs ein und chassieren im Polka, Galopp, Rheinländer u. ä.

Im Rodenbergischen ist die Hochzeit stets an einem Donnerstag. Der Bitter ladet die Gäste 8 Tage vor dem Feste ein. Kenntlich ist er an einem mit Korallenbande gezierten Spazierstock. Von Haus zu Haus geht er oft mit schwankenden Schritten; denn die vielen Gesundheiten, die ihm zugetrunken werden, haben sein Gleichgewicht gestört. In jedem Hause betet er dasselbe Verschen her und bekommt dafür ein Geldgeschenk. Die Hochzeit wird stets in dem Hause gefeiert, in dem die Neuvermählten ihre spätere Wirksamkeit entfalten. Ist die Braut eine Ausländerin, d. h. wohnt sie in einem andern Orte als ihr Bräutigam, so wird sie am Hochzeitsmorgen mit einem „grünen Wagen" aus dem elterlichen Hause abgeholt. Nicht selten reiten dem Wagen 10 bis 20 Vorreiter vorauf. Pferde, Reiter und Wagenführer sind mit bunten Bändern und Blumen geschmückt. Hat die Braut den Wagen bestiegen und zwischen den Kranzjungfrauen Platz genommen, dann setzt sich der Zug unter den Klängen der Musik in Bewegung. Unterwegs werden die Reiter und der Brautwagen sowie der Wagen mit den Brautmöbeln „geschattet", d. h. durch über die Straße gezogene Ketten oder Schnüre aufgehalten. Gegen ein Trinkgeld oder ein Liter Schnaps wird der Weg wieder freigegeben. Führt der Weg durch mehrere Ortschaften, so sucht jeder Vorreiter auf der freien Strecke zwischen den Dörfern durch schnellen Ritt einen Vorsprung zu erhalten. Je näher er dem Ziele kommt, je mehr läßt er Sporen und Reitpeitsche in Tätigkeit treten, um als Erster durch die Bahn zu laufen und den Siegespreis — einen Besen — zu erlangen. Wie schön auch das Bild erscheint, so ist das Unternehmen doch gefahrvoll, weil Roß und Reiter zu solchen Bravourstücken nur selten die nötige Gewandtheit, Übung und Ausdauer haben. Gar oft kann in der schnellen Gangart das Pferd den Fehler seines Reiters nicht mehr gut machen, und sieht man dann mit Entsetzen an besonders scharfen Bogen, wie Roß und Reiter

unfreundliche Bekanntschaft mit dem wegbeengenden Gartenzaune machen oder einen auf des Nachbars Hofe liegenden Reisighaufen attackieren. Hat der Erste den Preis erlangt, dann reiten alle Vorreiter dem Brautwagen wieder entgegen und begleiten ihn auf den Hof. Hier angekommen, reicht der Brautführer, ein naher Verwandter des Bräutigams, der Braut „Erfrischungen" dar und bittet sie, den Wagen zu verlassen und in ihr neues Heim eintreten zu wollen. Die ersten Gaben, verschimmeltes Brot und ein Glas Wasser, weist sie zurück und ist nicht willens, den Wagen zu verlassen. Erst, nachdem man ihr genießbare Speisen und zuletzt Kuchen und Wein gereicht und der Brautführer mit beredten Worten das Glück geschildert hat, das ihr im neuen Heim entgegenwinkt, spricht sie den Wunsch aus, ihren Bräutigam zu rufen, der sie ins Haus einführen möge. Jetzt erscheint der Bräutigam mit der Leiter in der Hand. Er setzt sie an den Wagen, begrüßt mit züchtigen, verschämten Wangen die Erkorene und hilft ihr behutsam aus dem Wagen. Eine große Menge Neugieriger richtet die Augen auf die Braut, um ihr farbenprächtiges Kleid und ihr Benehmen zu bewundern. Hand in Hand schreitet das schmucke Paar unter den Klängen der Musik dem Hause zu, wo es am Eingange der Stube von den Verwandten begrüßt und die Braut herzlich willkommen geheißen wird.

Der Weg zur Kirche wird meistens zu Fuß zurückgelegt. Auf dem Hinwege geht die Braut voran, während sie auf dem Heimwege dem Manne folgt. Im Hause angekommen, werden die Neuvermählten beglückwünscht und mit je einem Glase Wein empfangen. Früher wurden die geleerten Gläser rücklings über den Kopf geworfen, heute stellt man sie wieder auf den Teller. Damit hat aber auch dieser Gebrauch seine mystische Bedeutung verloren. In allen verfügbaren Räumen sind die Tische gedeckt, das große Essen beginnt. Die jungen Eheleute nehmen an der langen Tafel auf der großen Diele Platz. Toaste werden ausgebracht, und die Musik liefert angenehme Unterhaltung. Nachdem die Tafel aufgehoben ist, beginnt der Tanz mit einem Solotanz der jungen Eheleute, den Ehrentänzen der Kranzjungfrauen und der Vorreiter. Mit den fortschreitenden Stunden wird die ganze Gesellschaft immer heiterer, und bis an den hellen Morgen wird fröhlich gefeiert.

Auf der linken Weserseite, z. B. in der Gemeinde Möllenbeck, herrscht folgender Brauch: Der Hochzeitsbitter, mit Bändern geschmückt, die um so reicher mit Blumen und Gold besetzt sind, je reicher die Braut ist, sagt bei der Einladung folgenden Vers her:

> Schön guten Tag in diesem Haus!
> Hochzeitsleute bitt' ich heraus.
> Wer meine Bitte will erhören,
> der komm' aus allen Ecken zu hören.

Ich bin abgeschickt von Braut und Bräutigam!
Bräutigam ist der Wilhelm Berlitz,
Braut ist die Friederike Steuber.
Es sind bestellt 25 Hoboist,
sollte es nicht sein, 4—5 kommen ganz gewiß.
Es gibt auch Kuchen und Kaffee, daß sich der Tisch beugt,
Bier und Wein so viel, daß es das Mühlrad treibt.
Das Brautpaar ladet euch ein nach dem Hause nachmittags 4 Uhr.

Die Trauungen finden, wenn nicht ganz besondere Gründe vorliegen, sofort nach dem Vormittagsgottesdienst statt. Zur Kirche geht die Braut vor dem Bräutigam und nach der Trauung geht der Mann vor der Frau. Auf dem Wege zum Hochzeitshause wird geschappt oder geschattet. Die nächsten Angehörigen essen mit dem jungen Paare zu Mittag, und erst am Nachmittage finden sich die Gäste ein. Zu der Feier sind sehr viele, bis 50 Kuchen und Stuten, d. i. 1 ½ Pfund schwere Weißbrote, gebacken worden. Die Honoratioren des Ortes bekommen den Kuchen vorher ins Haus zugeschickt. Das Hauptgericht beim Essen ist: Bierkalteschale mit Honig und Sirup. Dazu werden viele Stuten gegessen. Nachdem tüchtig dem Kaffee und Kuchen zugesprochen ist, beginnt der Tanz. Die Burschen müssen jeden Tanz mit 0,10 Mark bezahlen, wenn sie nicht vorziehen, mit einer Pauschalsumme von 1,50—2,50 Mark sich einzukaufen. Sehr gern werden der 8tourige Tanz und der Marschierwalzer getanzt. Zu dem letzteren gehen die Paare sehr würdig im Rhythmus eines Marsches durch den Saal einmal herum, dann bleiben sie stehen, lassen die Hände los und trennen sich, so daß eine Gasse dazwischen freibleibt. Nun tanzt jedes Paar immer nur einmal im Saale herum durch die Gasse abwechselnd im Walzer, Polka und Galopp und stellt sich immer wieder so auf, daß das erste Paar zuerst und das letzte Paar stets als letztes antritt. Die Tänze werden in derselben Reihenfolge fortgesetzt, bis man sich müde getanzt hat. Während des Tanzens gibt es Schnaps und Bier und in der Nacht nochmals Kaffee und Kuchen mit Stuten. Um Mitternacht wird „Gifte" gehalten. Drei würdige Ortseingesessene kassieren ein und führen genau Buch. Die Braut gibt jedem Spender ein großes Glas mit Schnaps und einem Teelöffel Zucker, eine Verwandte von ihr reicht jedem eine Stute. Beim Hochzeitsmahl suchen Verheiratete dem jungen Ehemanne einen Stiefel oder den Ring wegzunehmen. Gelingt es ihnen, so müssen die Brautbegleiter mehrere Flaschen Wein bezahlen. Öfters müssen die Brautbegleiter auch die ganze Zeche bezahlen.

Zum **Begräbnis** werden alle Verwandten und Bekannten von der Totenfrau gebeten. Knechte und Mägde werden von den Trauernden mit Westen und Tüchern beschenkt und sind dadurch gehalten, auch fleißig um

den Verstorbenen äußerlich zu trauern. Bevor die Leiche aus dem Hause getragen wird, gibt es Kaffee mit Zwieback oder Schnaps, die Träger bekommen eine Vesper mit Kaffee. Dabei ist es Sitte, stets ein ganzes und nicht schon angeschnittenes Brot auf den Tisch zu bringen, weil sonst nach der Meinung der Leute bald wieder ein Familienmitglied stirbt. Der Kindersarg wird mit Kränzen und Blumen geschmückt und von einem Mädchen, dem vier andere folgen, abwechselnd auf dem Kopfe zum Kirchhof getragen. Hat das Kind das erste Lebensjahr noch nicht vollendet, so trägt meist die Näherin des Totenkleides den Sarg zum Friedhof. Bei Kindern von 5 Jahren und darüber hinaus wird der Sarg von vier Mädchen zugleich getragen, während vier andere folgen. Über den Sarg von Erwachsenen wird ein großes, weißes Tuch gelegt. Er steht auf einem Leiterwagen, auf dem eine Leiter an die andere gelehnt ist, damit der Tote nicht als Gespenst wiederkommt, und wird von vier Pferden gezogen. Nach der Grabrede bleibt die Trauerversammlung so lange beisammen, bis das Grab von den Trägern zugeworfen ist. Ein früheres Wegtreten gilt als Beleidigung.

3. Haus und Hof.

Nach altem sächsischen Rechte wird der Grundbesitz nicht geteilt, sondern der Vater überläßt das Gut dem ältesten Sohne, und dieser hat die übrigen Geschwister abzufinden. Daher findet man große Bauerngüter und schöne Dörfer vor. Sie sind nach niedersächsischer Weise angelegt, die sich zunächst in der zerstreuten Lage der einzelnen Häuser und Gehöfte kenntlich macht. Massig und stattlich sehen die Häuser aus und sind ein echtes Bild des Schaumburger Bauern, der sie bewohnt. Um in ein Haus zu gelangen, müssen wir über die Miststätte. Das Haus ist lang, niedrig, einstöckig und mit einem Strohdach bedeckt, das fast bis auf die Erde reicht und mit Moos bewachsen ist. Es dient bei kleineren und mittleren Wirtschaften sowohl als Wohnraum für Menschen und Vieh, als auch als Aufbewahrungsort der landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Große Betriebe haben besondere Scheunen und Stallungen.

Vor uns steht ein altes Haus. An der Spitze des Giebels sieht man zwei gekreuzte Pferdeköpfe. Der Giebel ist auch mit Stroh bedeckt. Durch die „große Tür“, ein Scheunentor, gelangt man auf die Diele. An dem Türbalken lesen wir grob geschnitzt noch die Namen der ersten Besitzer und das Baujahr. Hans Heinrich Bruns und Engel Marie Sophie Bruns geb. Laeseke 1708. Darunter steht der Spruch: Ora et labora. Ein ganz ansehnliches Alter! Manches Gewitter und mancher Sturm sind darüber hinweggegangen, und das Haus hat ihnen getrotzt. Nur starkes Eichenholz

ist beim Bau verwendet worden. Das Innere des Hauses ist fast schwarz von Rauch, der vom offenen Herdfeuer ausströmt. In der Nähe des Herdes hängen unter dem „Balken“ mächtige Speckseiten und herrliche Mettwürste, welche der Rauch prachtvoll anräuchert. Die Diele ist weiß und geräumig. Gleich hinter der Tür liegt des Hauses redlicher Hüter, der „Rühe“, (Hund von Rüde) an starker Kette. Auf der rechten Seite liegt der enge und niedrige Pferdestall mit dem „Butzen“. Das ist der für die Knechte bestimmte, fast kubische Schlafraum. In der Schneidekammer steht die alte Schneidelade, auf welcher vom Knechte der Häcksel geschnitten wird, und ein Kump mit Wasser für die Pferde. An der linken Seite der Diele stehen die Kühe. Längs der Diele stehen die Krippen, und von der Diele aus werden die Kühe gefüttert. Nach der Stube hin wird die Diele meist etwas breiter. Da stehen alte Kleiderschränke aus schwerem Eichenholz, meistens mit allerlei bunter, oft auch kunstvoller Schnitzerei. An allen sind die Namen derer verzeichnet, denen sie einst als Heiratsgut gemacht worden sind. Da ist auch der Feuerherd, ein etwas erhöhtes Mauerwerk; die Feuerstelle ist ohne Rost. Dicke Holzstücke brennen darauf mit heller Flamme. Darüber hängt an einer Kette der Kragen, in welchem das Abendessen brodelt; es gibt heute „Schwetzgen und Klümpe“. Über uns an dem Balken hängen Schinken, Speck, Würste und Rauchfleisch, das auch wohl in besonderer Kammer am Kräunchen (Krönchen, d. i. ein senkrechtes, mehrmals durchbohrtes Holz, durch welches Querstöcke durchgesteckt sind) hängend aufbewahrt wird. An den Wänden hängen das Schalenbrett mit den irdenen Schüsseln, das Tellerbörd mit den hölzernen Tellern und Löffeln und die Fülle (großer Ausfüllelöffel aus Messing) u. a. m. Die Wohnstube enthält nur wenig. Da ist ein alter Holzofen aus dem Jahre 1797. Die Namen der Besitzer, die ihn einst anschafften, sind mit eingegossen. Der Name des Schaumburgers mit Hausnummer muß nämlich überall verzeichnet sein, am Hause, an der Scheune, am Ofen, am Schranke, am Spiegel, an der Tabakspfeife und dem Tabaksbeutel, an der Kaffeetasse und auf dem Gesangbuch. Neben dem Ofen steht der Fiuhlstauhl (Faulstuhl), welchen man mit einer breiten Holzbank, die am Kopfende erhöht und so lang als ein Bett ist, vergleichen kann. Auf ihm reckt der Bauer an langen Winterabenden seine müden Glieder. Vor dem Fiulstauhl steht meist ein Klapptisch, der beim Gebrauch nur auf einem Beine ruht und sonst zusammengeklappt an der Wand fest anliegt. An den Wänden entlang stehen hölzerne Bänke. In der Ecke ist ein Tisch aus starkem Holze mit gedrehten Beinen und Fußbänken. Die Platte ist aus Lindenholz und immer sauber gescheuert. Da hängt auch die alte Schwarzwälder Uhr, die vielleicht schon still gestanden hat, als Urgroßvater auf der Leichstätte stand. Die Fenster

sind klein und haben trübe Scheiben mit meist einem Flügel, der geöffnet werden kann, um dem Raume frische Luft zuzuführen. Zwischen den Fenstern hängt der Spiegel, den die Hausfrau mitbrachte, als sie der Bauer heimführte. In großen, goldenen Buchstaben trägt er den Namen der Bäuerin und mancherlei Zierat. In einer Ecke bemerkt man einen großen Milchschrank, in welchem die Bäuerin in „Melksetten" die Milch entrahmt. „Melken, Flöten (von Flott, Rahm) und Bottern" ist der Bäuerin Stolz und ihre liebste Beschäftigung. An den Wänden entlang sehen wir Bretter oder Börde und darauf bunte Porzellanteller, die selten gebraucht werden, bunte Tassen u. a. Die Wände haben wenig Schmuck, einige Christusbilder, die eingerahmten Konfirmationsdenksprüche, Neujahrswünsche und vielleicht das Bild des Landesherrn. Nicht übersehen wollen wir am Handtuchbörd das Handtuch. Vorn hängt ein breites, feines Paradehandtuch, darunter ist das Gebrauchshandtuch.

Neben der Stube liegt die kleine Schlafkammer. Darin steht ein breites Bett für den Mann und die Frau und ein Koffer aus Eichenholz, dem Geldschrank des Bauern. Durch ein einziges Fensterchen bekommt die Kammer die nötigste Luft.

Auf der Diele stehen, vom Rauch geschwärzt, einige Kleiderschränke aus Eichenholz. Jeder trägt an der Vorderseite den Namen der Frau, die ihn einst als Hochzeitsgut mitbekommen hat. Durch die kleine Tür gelangt man in den Garten beim Hause. Da befindet sich auch der Ziehbrunnen mit dem „Soodschwucken".

Auf dem neuen Hofe eines wohlhabenden Bauern sieht es anders aus. Mit einem eisernen Staket, das verziert und bunt bemalt ist, ist der Hof eingefriedigt, und ein eisernes Tor verschließt ihn. Dieser ist schön geebnet, und zur Tür führt ein breiter Fahrdamm. Das Gebäude ist neu, und die Mauern sind massiv aus Backsteinen aufgeführt. Die Häuser sind geräumig und die Zimmer größer, heller und luftiger. Für das Vieh hat man besondere Stallungen und für Futter und Getreide besondere Scheunen. Auf dem First des Hauses ist eine aus Eisen geschmiedete Wetterfahne, einen Wagen mit vier Pferden darstellend. Das ist das äußere Zeichen dafür, daß der Bauer mit vier Pferden fährt. Die Balken an der Giebelseite sind in bunten Farben verziert. (Der Schaumburger Bauer liebt das Bunte und äußert darin oft einen sonderbaren Geschmack.) Überall an Scheunen und Stallungen, am Tore und an den Pfeilern finden wir die Namen der Besitzer, z. B. Johann Konrad Riechers und Engel Dorothea Riechers Nr. 2. An den Giebelbalken sieht man oft fromme Sprüche und Liederverse, so z. B. „Wer nur den lieben Gott läßt walten" oder „Befiehl du de Wege" oder „Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut". Auch Inschriften

die Entstehung des Hauses und Unglücksfälle, welche dasselbe betroffen, werden gefunden, z. B. „Um zwei Uhr ging ich aus mein' Gut, um drei Uhr stands in Feuersglut. Hilf mir, o Gott, doch jeden Tag, daß ich so was nicht mehr erleben mag.“ „Herr, hilf uns, daß wir sicher wohnen.“ „An Gottes Segen ist alles gelegen.“ An einem andern Hause liest man: „Johann Otto Stille und Ilse Marie Stille haben Gott vertraut und dieses Haus gebaut durch den Zimmermeister Heinrich Mühlke.“ An dem alten Schulhause in Hohnhorst steht folgende sehr passende Inschrift: „Kommt her zu mir, ich will euch die Furcht des Herrn lehren“ 1770. An einem neueren Gebäude findet man Nachstehendes: „Aus Not und nicht aus Pracht ist dieser Bau gemacht. Der Schöpfer, der die Welt erhält, hat diesen Bau hierher gestellt“. Auch an humorvollen Versen fehlt es nicht, z. B.:

„Ein Mann ohne Geld
ist wie tot in der Welt.
Doch der ist noch viel schlimmer dran,
der seine Frau nicht zwingen kann.“

„Zwei Tauben, gebraten, kalt,
ein Mädchen 18 Jahre alt,
wer diese beiden lassen kann,
der bleibt ein Narr sein Lebelang.“

Die Wohnstube ist geräumig, hell und luftig; daneben ist die Küche mit eisernem Herd, Kessel, Wasserpumpe (Zucken) usw. Die Türen sind weiß gestrichen. Rechts und links von der Stubentür sehen wir 2 Fenster aus buntem Glas und einer hellen Glasscheibe, durch welche man die Diele übersieht. In diesen Fenstern stehen in leuchtenden, bunten Buchstaben die Namen vom Bauer und von der Bäuerin. Der Finlstauhl fehlt und hat einem Sofa Platz gemacht; an Stelle des Holzofens steht ein moderner Füllofen. Zwei große Spiegel in meist schöner, kunstvoller Arbeit zieren die Stube. Wir sind zur Vesper eingeladen, und weil Mettwurst und Schinken so verlockend aussehen, lassen wir uns auch nicht lange nötigen. Unterdessen hat der Bauer seine Schluckpulle herbeigeholt und bietet uns erst einen Lütt'gen an. Ohne Lütt'gen kommt wohl selten ein Besuch — sei es, wer es sei — aus dem Hause. Es ist ein gewöhnlicher, destillierter, billiger Branntwein, nicht gerade gut, er wird aber gern getrunken. Der Vespertisch ist reich gedeckt. Auf einem Becken liegt ein halber Schinken, liegen Mett- und Brägewürste, Rot- und Leberwürste, zum Überfluß ist auch noch dicke Sülze da. Vor unsern Augen wird alles angeschnitten. Ein Laib schönen Roggenbrotes und eine große Schlage (großes Stück von 2—3 Pfund) Butter machen neben weißen, hölzernen Tellern den Tisch

vollständig. Während wir uns gesättigt haben, hat die Hausfrau einen guten Kaffee gekocht. Weil gerade „Botterkauken“ gebacken ist, darf er auf dem Tische nicht fehlen. Übervoll wird uns die Kaffeetasse gegeben, ein Stück Zucker in die Obertasse und eins in die Untertasse geworfen und ein groß Stück Kuchen, einem Klafterstück gleich, daneben gelegt. Während wir noch zulangen und eine Zigarre rauchen, ist es Zeit geworden, daß das Volk (Gesinde) „Nachtsen“ (Abendessen) essen soll. Grütze und Kartoffeln sind gekocht. Die dampfende Schüssel steht auf dem Tische, und hölzerne Löffel liegen dabei. Knechte und Mägde kommen herein und setzen sich zu Tisch, jeder auf seinen Platz. Die Knechte behalten ihre Mützen beim Essen auf, wie überhaupt der Schaumburger seine Mütze nur selten und ungern absetzt. Der Großknecht ergreift zuerst den Löffel und taucht in die Schüssel, und alle machen es ebenso. Langsam, bedächtig, aber tüchtig wird zugelangt und gemeinschaftlich die Schüssel geleert. Dann wird Brot und Käsebutter (Quark) auf den Tisch gestellt; jeder holt sein Taschenmesser hervor und schneidet sich ein Stück Brot ab, den Käse dazu essend. Ist auch dies verzehrt, so steht der Großknecht auf vom Tisch und alle folgen ihm. In den Bauernhöfen wird meist ein guter Tisch geführt. Morgens trinkt man Kaffee, wenn auch etwas dünn, dazu Brot und Butter essend. Zum Frühstück gibt es meistens Wurst. Denn der Schaumburger schlachtet gut ein, besonders im Winter, wenn Schlachtezeit ist, wird viel Fleisch und Wurst verzehrt. Rinderwurst, in der Pfanne heiß gemacht (Sanwost), ist ein beliebtes Gericht. Die Speisen sind meist einfach zubereitet und in ihrer Auswahl sehr beschränkt. Kartoffeln und Hülsenfrüchte spielen dabei eine Hauptrolle. Der Schaumburger ist ein guter Esser, und das Volk ist allgemein gut genährt.

4. Richtefest, Erntefest, Gesindewechsel.

Vom **Richtefest.** Der Schaumburger Bauer, der ein sehr vorsichtiger und wirtschaftlicher Hausvater ist, hat schon längst mit Besorgnis wahrgenommen, daß er bald an einen Neubau wird denken müssen. In aller Ruhe hat er schon jahrelang Baumaterialien angesammelt und aufgespeichert. Keine Holzauktion wird versäumt, und überall werden die Preise gemerkt und kalkuliert, endlich wird so vorteilhaft wie nur möglich gekauft, die andern Dorfbauern werden eingeladen, an den Fuhren von Holz und Steinen sich zu beteiligen. Niemand lehnt ab, der Gemeinsinn tut da sein Möglichstes. Mit den Wagen und gutgepackten Frühstücksbündeln geht's nun zeitig auf den Weg zum Wald oder Steinbruch. Sofort werden die Wagen beladen, worauf dann das Frühstück, wobei der Branntwein nicht fehlen

darf, genossen wird. Manche heitere Geschichte wird dabei besprochen und würzt das Mahl. Zu Hause angekommen, werden erst die Wagen abgeladen, und dann vereint nochmals ein warmes Mittag- oder Abendbrot alle, die sich an der Fahrt beteiligten, und mit einem „Dank auch“ werden sie dann entlassen; für die Knechte fällt wohl noch ein Trinkgeld ab.

Nun muß für den Riß zum Baue gesorgt werden. Das ist wieder eine schwierige Sache für den bedächtigen Schaumburger. Da darf nichts vergessen werden, aber jeder Überfluß wäre auch eine Verschwendung bei dem wirtschaftlichen Sinn der Schaumburger. Jetzt werden mit einem bauverständigen Maurermeister oder Zimmermann alle Vettern und Tanten mit neuen Häusern besucht, um die Vorzüge der letzteren zu merken und die Mängel zu umgehen. Ist dann über alles Klarheit geschaffen, so wird der Riß zum Bau angefertigt. Hat er nochmals der kritischen Prüfung all der Vettern und Wäschen (Wasen) standgehalten, so kommt er endlich zur Ausführung.

Da der Neubau in der Regel wieder auf der Stelle des alten Hauses errichtet wird, so muß dieses baldigst geräumt und niedergelegt werden. Nicht leicht trennt sich der Schaumburger von seinem alten Heim, wie er in allem am Hergebrachten und Gewohnten hängt, und nur die zwingende Notwendigkeit kann ihn zu Neuerungen veranlassen. Nun wird aber mit allen Kräften geschafft, gilt es doch, das neue Haus sobald wie möglich benutzen zu können. Auf der Baustelle herrscht emsiges Treiben der Maurer, während die Zimmerleute auf dem Platze das Gebälk zurichten. Sind die Arbeiten so weit gediehen, daß die Gerüste aufgestellt und die ersten Holzwände eingereiht werden, dann wird an dem längsten Gerüstbaum ein Strauß frischer Blumen oder wohl auch eine junge grüne Tanne befestigt. Es ist dies ein Zeichen, daß der Bauherr einen guten Tropfen gespendet hat. Dieser Strauß muß hinfort gut begossen werden, damit er frisch bleibt. Wehe aber, wenn der Bauherr knauserte, ein trockner Strauß oder auch wohl ein Strohwisch an der Spitze des höchsten Gerüstbaumes verkündet es weithin.

Sind nun Maurer- und Zimmerarbeiten so weit fertig, daß das Haus gerichtet werden kann, dann werden wieder die jungen Burschen des Dorfes zur Hilfeleistung eingeladen, und alle halten es für eine Ehrenpflicht, bei dem Richten sich tätig zu beteiligen. Ernst und still geht es hierbei zu, und man hört nur eben die Worte, die notwendig sind. Ist aber das letzte Sparrenpaar aufgestellt und befestigt, dann kommt munteres Leben in die Gesellschaft. Nachdem noch einmal die Flasche die Runde gemacht hat, eilen alle unter Scherzen nach Hause, um sich von den Spuren der Arbeit zu befreien, die Kleider zu wechseln und dann am angenehmen Teile des

Tages teilzunehmen. Die Zimmerleute und Maurer und alle jungen Leute, welche beim Richten gewesen sind, sammeln sich noch einmal im Gebälk des neuen Hauses, und zwar diesmal mit Beilen, Stöcken, Hämmern, Krummhauern, Queräxten, Ketten und anderem Rüstzeug zum Klopfen. Welcher Bauherr hätte wohl nicht den aufrichtigen Wunsch, daß hinfort alle bösen Geister der Zwietracht und Feindschaft seinem neuen Hause fernbleiben möchten. Diesem Wunsche dient auch das „Hillebilleschlagen“ auf einem Brett oder einem unbrauchbaren Balken, bald im Drei-, Vier- oder Sechsschlag, bald in wildem Durcheinander. Je mehr und je lauter es geschieht, desto länger bleibt Unglück und Gefahr dem Hause fern. Den übrigen Dorfbewohnern dient es zugleich als Zeichen, daß das Richtwerk beendet ist und der Kranz den Neubau bald schmücken wird. Wer jetzt Zeit hat, eilt noch herbei.

Der Kranz wird immer von jungen Mädchen zugerichtet und geschmückt. Hat der Bauherr selbst keine Töchter, so übernehmen es die Töchter seiner Verwandten oder acht bis zehn ausgewählte Kranzjungfern. Die Gegenstände, die den Kranz zieren, liefert der Bauherr. Ein solcher Kranz bietet einen sonderbaren Anblick. Schon lange vorher hat man die herrlichsten Hahnenfedern im Dorfe zu erlangen gewußt, welche einem vergoldeten, hölzernen Hahn, der über dem Kronenkranz schwebt, in den Schwanz gesteckt werden. Am Kranze hängt für jeden Zimmermann ein langes Tuch, das zum Kirchgang seiner Frau bestimmt ist, eine neue Pfeife und 1/4 Pfd. Tabak. Für den Meister ist ein besonders feines Tuch aufgeknüpft. Mit voller Musik werden am Richtetage die Kranzjungfern von dem Hause, in dem der Kranz gemacht wurde, abgeholt. Daselbst werden vor dem Abmarsch von den Jungfern die Zimmerleute mit Blumensträußchen am Hute oder an der Mütze geschmückt. Der Lieblingsschatz erhält eine schönere Rose. Der Kranz wird nun von den Jungfern aus der Stube geholt. Sie stellen sich auf einer Seite der Diele auf, und die Burschen stehen ihren „Bräuten“ gegenüber. Ein jeder holt sich, sobald die Musik einsetzt, die schon längst Bestimmte zum Tanze. Darnach geht es mit Musik durchs Dorf. In jedem Hause, in welchem eine Kranzjungfer wohnt, wird Halt gemacht und ein Tanz getanzt. So gelangt der Zug im neuen Hause an. Die Zimmerleute steigen auf die oberste Zinne, und der Kranz wird hinaufgezogen. Aber zweimal muß er wieder abwärts wandern, da immer noch etwas vergessen worden ist. Beim dritten Male nun endlich hat jede Jungfer in die Ecke eines Tuches ein Trinkgeld eingebunden. Darauf hält der Zimmermeister vom Baue herunter seine Rede. Meist ist es eine kurze Ansprache in Form eines Gedichtes, welches auf die Geschichte des Baues hinweist und unserm Meister oft recht viele Schmerzen bereitet, ehe es sich seinem

Kopfe einprägt. Die Rede des Herrn Heinrich Friedrichs in Möllenbeck hat folgenden Wortlaut:

Nach Stand und Würden allerseits, hochgeehrte Anwesende! Da ich heute die Ehre habe, erstens vor unserm hochgeehrtesten Bauherrn, zweitens vor unserm Meister und drittens vor meinen Nebengesellen nach Aufrichtung dieses neuen Baues und Aufsteckung eines Kranzes eine Rede zu halten und meinen Glückwunsch abzulegen, so bitte ich im voraus alle, die hier gegenwärtig sind, mir meine Fehler und Irrtümer zu verzeihen, die etwa dabei vorkommen könnten.

Sehr geehrte Herren und Frauen! (Die Jungfrauen schließ ich ein.)
Sie stehen hier und schauen,
wie dieser Bau von unsrer Hand gemacht,
mit Glück recht schön zu Ende ward gebracht.
Der Höchste sei zuerst gelobet und gepriesen,
für alle Güte, die er uns dabei erwiesen!
Sein Segen hat dieses Haus gebaut,
wohl ihm, der auf ihn fest vertraut!
Vermag ich's nicht, mit süßen Weisen
und schönen Worten ihn zu preisen,
kommt doch mein Dank aus einer frommen Brust,
und das gefällt ihm schon, er siehet es mit Lust.
Auch schicken sich die hochstudierten Worte
für keinen Zimmermann. Ich steh' an diesem Orte
nach Handwerksbrauch und deutscher Art
zu sagen, was mein Herz in seinem Grund verwahrt.
Wir schwebten täglich in Gefahren,
als wir mit diesem Bau beschäftigt waren.
Wer auf Gerüsten steht, kann fallen, eh' er's glaubt,
und wird des Lebens oft sehr schnell beraubt.
Uns hielt des Höchsten Hand, sein Auge war stets offen,
Drum hat bei diesem Bau kein Unfall uns betroffen.
Das Haus steht wohl gerichtet und gemessen,
nach Plan und Riß gestellt. Versäumt und vergessen
ist nichts daran. Das Maß ist winkelrecht,
der Zimmer Fügung auch nicht schlecht.
Es hat die rechte Läng' und Breite,
steht lotrecht, hat gehör'ge Weite,
an Tür'n, Fenstern ist es wohl bestellt,
wie jedem in die Augen fällt.
So haben wir den Grund zu diesem Haus gelegt,
es steht gewiß, von keinem Sturm bewegt,
bis an die Ewigkeit und noch ein Jahr darüber,
erhält sich's länger noch, so ist mir's desto lieber.
Hoch auf das Wohlergeh'n des Bauherrn und der Seinen
Leer' ich ein volles Glas."

Eine andere ähnliche Ansprache lautet:

„Der Herr ließ wachsen für unsre Tat
aus zartem Keim die Freudensaat,
durch Sonn' und Regen im grünen Wald
erhob sich manche Riesengestalt.
Wir mäheten, was wir nicht gesäet;
nun schaut, wie dies vereint hier stehet!
Der Sohn des Waldes hat sich geschmiegt,
Sich ganz in unsern Willen gefügt."

Jetzt folgen noch einige anerkennende Worte des Bauherrn und eine dankende Erwiderung des Redners. Ein gemeinsames Lied, wie „Nun danket alle Gott", beendet diesen ernsten Teil der Feier. Jubel und Freude treten jetzt in ihr Recht. Ein Zimmergeselle steigt noch einmal zum Kranze, um ihn zu plündern und die Gaben nach vorhergegangener Weisung zu verteilen. Noch einen Trunk dort oben, und der Festredner wirft das Glas rücklings hinab. Zerspringt es, „so gift dat Glück" im neuen Hause. Nun geht's hinab an die gut besetzten Tafeln, die mehr durch Reichhaltigkeit als durch Arrangement bestechen. Das Mahl verläuft ziemlich eintönig; denn was der Schaumburger tut, das besorgt er gründlich, darum hält er eine gut besetzte Tafel nicht für eine Rednertribüne. Nach der Tafel begibt sich das junge Volk mit Vorliebe in das Tanzzelt oder auf die Diele zum Tanze. Ist keine Musik da, so findet sich bald ein Harmonikaspieler, und das Vergnügen beginnt. Die Baufrau überreicht dem Meister wohl ein schönes Hemd, das er sich über die Kleider zieht und in dem er mit ihr den Ehrentanz sogleich allein tanzt. Die Alten plaudern oder vertreiben sich mit Kartenspiel die Zeit. Sodann verläuft das Fest wie jedes andere in feuchtfröhlicher Stimmung.

Im Auetale war es vor einigen Jahren noch Sitte, daß der Bursch, der am Richtetage zuletzt auf dem Platze erschien, am Abend zur Kurzweil auf den Schimmel oder Esel mußte. Es war dies ein mit Stroh und Tüchern gepolsterter Sägebock. Einige stramme Burschen nahmen dann Roß und Reiter auf die Schulter und trugen beide durch das Dorf. Andere folgten mit Peitschen nach, und das Necken wollte zur allgemeinen Belustigung kein Ende nehmen. Vor jedem Gasthause wurde gehalten, und der Reiter mußte die Zeche bezahlen. Diesem Lose suchte jeder Bursche zu entgehen und stellte sich rechtzeitig auf dem Richteplatze ein.

Nicht immer verläuft das Richtefest in dieser einfachen Weise, bei der der Bauherr auch der uneigennützige Gastgeber ist. Zuweilen wird es zu einer bedeutenden Einnahmequelle für den Bauherrn, da die Teilnahme mit einer Gabe in Geld (Gifte) verbunden ist. Dann wird zum Beginn ein

Tisch mit vier Stühlen auf der Diele, die als Tanzplatz dient, aufgestellt. An ihm nehmen der Bauherr, die Baufrau und zwei Vertrauensmänner Platz. Auf dem Tische steht eine mit einem Teller verdeckte Schüssel. Die Gäste treten einzeln an den Tisch und legen ihre Gaben auf den Teller. Während der eine Vertrauensmann Name und Gabe aufschreibt, wirft der andere die letztere in die Schüssel. Der Gast erhält einen Trunk und tritt zur Seite. Sind alle Gaben entrichtet, beginnt der Tanz. Sie sind oft bedeutend, da Wohlstand und noch manche Rücksichten mitbestimmen. Erst spät in der Nacht geht der Jubel zu Ende, und nach gemeinsamem Kaffee wird der Rückweg angetreten. Jeder Teilnehmer erhält oft noch einen aus Weizenmehl gebackenen Krenzel von bedeutender Größe auf den Weg.

Beim **Erntefeste** werden allerlei lustige Scherze gemacht. Im Auetale wird ein großer Kranz auf einem langen Stocke befestigt, der ähnlich dem am Richtefest ist. Er ist nur noch reicher mit Flitterkram, leeren Eiern und Bändern, sowie Ähren geschmückt. Er wird oft weit vom Dorfe weggebracht und in einem Hofe und Gasthause vom Besitzer eine Nacht aufbewahrt. Am Erntefesttage begeben sich die Burschen mit Musik dorthin und bringen ihn unter Jubel und Gesang in das Dorf. Vor dem Wirtshaus erwarten ihn die weißgekleideten Mädchen, nehmen ihn in Empfang und bilden einen Kreis um ihn. Darauf hält eine von ihnen eine Ansprache, dankt Gott für die reiche Ernte und bringt ein Hoch auf die Burschen, auf die Musik u. a. m. aus, was jedesmal mit einem Tusch durch die Musikanten und die herbeigeströmten Bewohner des Dorfes bekräftigt wird. Zum Schlusse singt man allgemein das Lied: „Nun danket alle Gott“. Dann wird der Kranz in den Saal gebracht, und der Tanz tritt in seine Rechte.

Beim Erntebier ist 1837 noch der Froschtanz aufgeführt worden. Selbst Verheiratete nahmen daran teil. Die Männer aber, welche ihre Frauen zu Hause gelassen hatten, mußten zehn Minuten lang auf dem „Ostbaum“ unten im Schornstein sitzen und konnten sich mit einer Flasche Branntwein stärken, während sie durch ein angemachtes Feuer im Schornstein gehörig ausgeräuchert wurden. Natürlich wurde unten tüchtig gelacht, wenn während des Strafabsitzens ein anderer zum Räuchern eingefangen wurde und der Geschwärzte der lustigen Gesellschaft zu Gesicht kam. Die alten Leute tanzten wenig, sondern vertrieben sich die Zeit auf andere lustige Weise. Vor dem Musikantentisch auf der Diele ordneten die Wortführer den Froschreigen an. Einer kniete nieder und stützte sich auf die Hände. Der zweite stieg mit ausgebreiteten Beinen über ihn weg und setzte sich vor ihm in derselben Weise hin und sofort. So kam es vor, daß oft 10—12 Mann schritten, während 40—50 Mann sich am Reigen be-

teiligten. Währenddessen spielte die Musik ohne Aufenthalt Märsche, bis dem Ganzen „Halt“ verkündigt wurde. Sodann tanzte die Jugend weiter. Schallendes Gelächter und Hurrarufen war die natürliche Begleiterscheinung dieses ungeheuer lustigen und witzigen Scherzes.

Beim Erntefest werden Büschel aus Ähren gewunden und dem Manne und der Frau angeheftet. Dabei werden folgende Gedichte gesprochen:

In alten Büchern ist zu finden,
daß ich meinen Herrn Oberamtmann muß binden;
versteht sich, nicht mit einem Strick,
das wär zu plump, „gar zu dick“.
Ich binde mit dem Ährenband
die Fess'l, die bringt niemals Schand.
Lang' brauchen sie sie nicht zu tragen,
brauchen nur „ich löf' mich aus“ zu sagen.
Doch vorher, wie es alter Brauch,
vernehmen sie meine Wünsche auch:
„Der Himmel schenke ihnen Glück und Segen
auf allen ihren Lebenswegen.
Der Acker mög' alles vielfach tragen,
von Krankheit, Not und sonst'gen Plagen
bleib' immerdar der Hof verschont.
Von dem, der in dem Himmel thront!“
Mit diesem Spruch geschieht das Binden,
die Lösung müssen sie selber finden.
„Es geschieht nach altem Rechte,
daß ich unsere Frau Oberamtmann umflechte,
wenn ich fröhlich hier sie binde
und den Segensspruch verkünde.
Stets mög' ihr Glück sich mehren,
wie die Körner in den Ähren,
und in allen Lebensfällen
mög' das Glück die Brust ihr schwellen,
gleich wie diese Ähre schwillt;
denn sie ist des Segens Bild.
Unglück mög' sie nimmer kränken,
Himmelstau mög' sie stets tränken,
und von oben, wie der Regen,
ström' auf die ganze Familie der Segen.“
Wie es Sitte hier im Lande,
lösen sie sich aus dem Bande.
Je reicher sie uns dann beschenken,
je mehr woll'n ihrer wir gedenken,
lustig sein auf ihre Kosten,
morgen wieder auf dem Posten!

Die **Kirmesfeiern** werden in der ganzen Grafschaft abgehalten. Besondere geschichtliche Tatsachen knüpfen sich an die Kirmes in Fuhlen. Sie findet am Sonntag nach St. Bartholomäi (24. August) statt. Der „Schaumburger Anzeiger“ schreibt darüber: „Sie wird gefeiert zum Andenken an die Einführung der Reformation in diesem Orte. Während in anderen Gegenden der Grafschaft Schaumburg die neue Lehre längst Eingang gefunden, wurde sie in Hessisch-Oldendorf zuerst im Jahre 1552 von dem Priester Eberhard Poppelbaum verkündigt, der deutsch predigte und deutsche Lieder singen ließ, auch die Kinder mit deutschem Sermon taufte und Messe, Hora und Weihwasser abschaffte. Bürger und Bauern aus der Umgegend strömten zu Haufen herbei und nahmen sein Wort mit Freuden auf. Um diese Zeit brach auch die Reformation in Fuhlen ein und verbreitete sich trotz des größten Widerstandes des Stiftes Fischbeck im ganzen Kirchspiele, in welchem auch ein evangelischer Prädikant aus Hemeringen sein Wesen trieb. In Hemeringen war nämlich die Probstei des benachbarten Nonnen-

klosters Egestorf (jetzt Friedrichsburg), und der Probst verwaltete die Pfarrei Fuhlen durch einen Vikar. Vom Stifte Fischbeck schickte man zwar Leute nach Fuhlen, die dort Lärm und Unfug machen mußten, wenn der Prädikant anfing zu predigen. Allein dieser wußte die ungebetenen Gäste bald zu entfernen, oder sie selbst konnten dem Eindrucke des Neuen und dem dadurch geweckten Reiz der Neigung nicht widerstehen, das zu ehren, was sie verächtlich zu machen abgesandt waren. Es wird erzählt, es sei damals eine große Überschwemmung gewesen, so daß der Prädikant im Backtroge nach Fuhlen gekommen sei. Und wenn es an der Kirmes regnet, so tröstet man sich damit, daß es bei der Einführung der Reformation noch schlimmer gewesen sei. Der letzte katholische und erste evangelische Prediger hieß Ludewig, welcher im Jahre 1603 starb. Sein Name steht nebst mehreren lateinischen Inschriften noch heute am Giebel der Pastorenscheune, die im Jahre 1561 erbaut wurde.

In Heßlingen findet die Kirmes drei Wochen nach der Fuhler, und in Rumbeck fünf Wochen nach der Heßlinger statt. In bezug auf die verschiedene Zeit der Kirmes sagt man: „In Fuhlen werden die Fliegen gefangen, in Heßlingen besehen und in Rumbeck verspeist.“ Die Kirmes in Fuhlen war die bedeutendste, denn mit ihr war ein Kram- und Viehmarkt verbunden. Auf die Kirmes wurden zur Zeit unserer Großväter große Vorbereitungen getroffen, da man alle Verwandte und Bekannte zu diesem Feste einlud. Die Frauen backten so viel Kuchen, daß die eigenen „Platen“ nicht ausreichten, sondern die der Nachbarinnen noch zu Hilfe genommen werden mußten. Da die Männer das Heizen des Backofens und das Ein- und Ausschieben des Brotes und des Kuchens besorgen mußten, waren sie nicht in der rosigsten Laune. Sie schalten mit den Frauensleuten, daß man's über den ganzen Hof hören konnte. Daher kommt die Redensart der Männer: „De Kermes is ganz schön, wenn dat vadammte Keokenbacken neech wär!“ Trotzdem das Fleisch sehr billig war, wurde es nur wenig gegessen; zur Kirmes kaufte man einige Pfund Rindfleisch zur Suppe. Gewöhnlich erhandelte ein Schlachter kurz vor dem Feste von einem Bauern in Fuhlen ein fettes Rind, das damals keine 20 Taler kostete, und schlachtete es gleich auf dem Hofe oder an einer bestimmten Stelle im Dorfe, auf einem Bogen, der noch heute „Kirmesschlächterei“ heißt. Der Lehrling mußte dann von den einzelnen Höfen Holz sammeln für das Feuer unter dem Kessel. Der größte Teil des Rindes wurde „gewürstet“, so eine Rinderwurst kostete 10 Pfge. das Stück und wurde zum Frühstück an der Kirmes mit großem Appetit verzehrt.

Am Sonntag-Morgen flatterte lustig vom Kirchturme die Kirmesfahne, welche die jungen Leute am Abend vorher aus dem Schalloch gesteckt hatten.

und eine feierliche Stimmung lag über dem Dorfe. Nie waren die Höfe sauberer gefegt, die Wagen und Geräte ordentlicher an ihren Platz gestellt als heute. Selbst die Dorfstraße hatte man gereinigt zur Freude aller Fremden. Die Predigt an diesem Sonntage handelte von der Einführung der neuen Lehre und durfte nicht zu lang sein. In früheren Zeiten gingen die Leute an diesem Tage zum Abendmahl. Wenn man dann nach Hause kam, waren die Verwandten von hüben und drüben schon eingetroffen, und der Hausvater freute sich, wenn er ein volles Haus hatte. Die Frauen waren um diese Zeit am meisten beschäftigt, sie schwitzten in der Küche. Die Zeit bis zum Mittagessen benutzten die Gäste, Vieh und Früchte anzusehen, oder wie man sagt: „In't Wark ter köeken", während die Jungen den Obstgarten nach Augustäpfeln und Tellerbirnen revidierten. Des Mittags gab es eine schöne Suppe, Geflügel und Schweinefleisch mit Kohl, das Nationalessen. Das Gesinde aß in seiner Stube und konnte sich heute etwas zugute tun. So reichliches Essen wurde aufgetragen, daß auch noch Angehörige von Knecht oder Magd, die zum Besuch gekommen waren, sich satt essen konnten. Das Gesinde freute sich nach der anstrengenden Erntearbeit am meisten auf das Fest; es bekam auch Kirmesgeld und konnte sich ungestört den Kirmesfreuden hingeben. Den Mägden geht das Aufwaschen noch einmal so schnell von der Hand, denn sie müssen sich noch zur Kirmes schmücken. Kaum sind sie damit fertig, so schmettern schon die Musikanten, die an der Spitze der jauchzenden Burschen durch das Dorf zum Tanzplatz ziehen. Das Tanzlokal war am Sonntag in der Wirtschaft unten im Orte.

Längs der Dorfstraße waren Buden aufgeschlagen oder Tische hingestellt mit allerlei Sachen, die man auf dem Markte zu kaufen pflegt. Vertreten waren Verkäufer aus Hameln, Oldendorf und Ärzen, die Schuster aus Blomberg und Kuchenbäcker aus Bodenwerder.

Vor mir liegt ein Verzeichnis über das am 27. August 1827 aufgenommene Standgeld: Israel, Hameln 3 Mgr., David, Hameln 3 Mgr., Bonifang, Bösingfeld 3 Mgr., Frenkel, Hameln 3 Mgr., Nathan, Oldendorf 3 Mgr., Hirsch, Hameln 3 Mgr., Kleber, Ärzen 3 Mgr., Wohle, Blomberg 1 Mgr., Weber, Blomberg 1 Mgr., Meyer, 1 Mgr., Klocke, 1 Mgr., Schierholz, Hemeringen 1 Mgr., Tiele, Bodenwerder 1 Mgr., Stulmann, Ärzen 1 Mgr., Masi (?), Hameln 1 Mgr., Peter, Hameln 1 Mgr., Otterbein, Hameln 1 Mgr., Rode, Hameln 1 Mgr., Henjes, 1 Mgr. 4 Pfg., Strormann, Hameln 1 Mgr. 4 Pfg., Hanline, Hameln 1 Mgr. 4 Pfg., Häger, 1 Mgr. 4 Pfg., Wöbbeking, Oldendorf 3 Mgr.

Einige Kaufleute hatten in Lücken Leibzucht und Wenkhausen Scheunen sich einen ordentlichen Laden eingerichtet. Die Auswahl muß eine große gewesen sein, da jeder ein ganzes Fuder Ware mitbrachte. Von dem Hofe

Nr. 3 mußten die Mädchen den Verkäufern Kaffee bringen, wofür sie als Trinkgeld eine Mütze erhielten. Alte Leute erinnern sich noch des „Jüdchen Herz“ aus Hameln, der vor Lücken Scheune lag und Band verkaufte; er war ein reicher Mann, ging aber umher wie ein Bettler; oder des lustigen Klaus, der auf einem Tische Heringe feil bot, weshalb er Heringsklaus genannt wurde. Begehrt wurden zur Zeit unserer Großväter die sogen. „Dutzen“, breite seidene Bänder, womit der Bräutigam seine Braut und der junge Ehemann seine Frau schmückte. Sie waren sehr teuer, bis 12 Mark, und einer suchte den andern zu überbieten. Diese „Dutzen“ wurden an das rundliche Mützchen, das die Frauen und Mädchen mitten auf dem Kopfe trugen, befestigt, gewöhnlich nur angesteckt, und unter dem Halse zu zwei Schleifen geknotet, während die Enden gleichlang über den Busen herabhingen. Das Haar lag vorn schlicht und glatt, das hintere war nach oben zu einem Knoten unter dem Mützchen befestigt. Diese „Plittmüssen“ waren von schwarzer, weißer oder bunter Seide; auch goldene hat es früher gegeben. Vorn waren die Mützchen mit einem „Strich“ versehen, der aus zwei echten getollten Spitzen bestand und durch einen Sammetstreifen zusammengehalten wurde, und zwar stand die schmälere Spitze nach vorn, die breitere aber an dem Mützchen hinauf. Weiße Tücher mit „Timpen“ und weiße Schürzen gehörten auch zum Festschmucke. In früherer Zeit müssen Frauen und Mädchen auch rote Röcke getragen haben, denn es heißt in einem Verse:

„Wenn't Kermiß is,
wenn't Kermiß is,
denn slacht iuse Vadder 'n Bock,
denn danzt möene Mudder,
denn danzt möene Mudder,
denn flüggt de reoe Rock.“

Die Männer trugen „Pingelmützen“, weiße Kittel, Manchesterhosen mit grünem Band eingefaßt, blaue Strümpfe und Schuhe mit Schnallen. Von den lustigen Blomberger Schustern rührt der Vers:

„De Scheoh sünd von Ledder,
de heolt wie Dunner un Wedder,
bewohrt se vor Fuir un Fet,
vor Schuiten un Dreck,
denn holt se in alle Ewigkeit.“

Auch aus den umliegenden Dörfern kamen die Leute zur Kirmes, ja selbst aus Oldendorf und Rinteln gingen Bürger und Beamte gern nach Fuhlen. Eine reiche Dame aus Hemeringen kam mit einem Trupp armer Kinder auf den Festplatz und kaufte jedem ein großes Stück Honigkuchen

in verschiedenen Buden, damit alle etwas verdienten. Die Kinder mußten den Kuchen mit nach Hause nehmen, damit die Ihrigen auch davon bekamen. Am Abend zogen sie mit der kleinen Gesellschaft heim.

Während die Jugend sich schon im Tanze dreht, trinken die Alten mit dem Besuche gemütlich Kaffee und tun dem Kuchen alle Ehre an, bevor sie sich in den Markttrubel und in das Tanzgewühl begeben. Nun sitzen sie in dem vollen Saale und ergötzen sich an der Fröhlichkeit der Jugend, riskieren auch wohl ein Tänzchen, oder spielen Solo in der Gaststube oder „bosseln" in der Kegelbahn. Bald wird dieser, bald jener begrüßt, und „Prost Kirmes" schwirrt in allen Räumen. Während der Unterhaltung kommen dann die Kinder und stoßen den Vater an, der sich nichts merken läßt, bis die Mutter sich ins Mittel legt: „Na, Vadder, giff'n Maike doch'en Gröschen!" Ja, heute wollte man nicht knausern, es kam auch auf eine Flasche Wein nicht an; denn der größte Teil der Ernte war, dank dem guten Wetter, geborgen. Da alles, was Kopf und Beine hatte, zur Kirmes ging, wurde nicht selten das liebe Vieh vernachlässigt, wie das im folgenden Bilde veranschaulicht wird: Der Hahn steht oben auf dem Boden vor der Luke und scharrt das Korn herunter. Die Gans steht auf der Diele und frißt es auf. Die Kuh aber vor der leeren Krippe brüllt: „Is de Kermeß noch nech bolle iute, iute?" Der Hahn antwortet: „Noch lange nech, noch lange nech!" und die Gans sagt: „Ick wull, dat se acht Dage diurde!"

Um 7 Uhr ist große Pause. Alles wandert nach Haus, um „dat Nachzen"-Abendbrot zu essen. Viele Gäste reisen nach demselben fort, besonders die von der anderen Seite der Weser, da sie sonst im Dunkeln über die Fähre müssen, während die Einheimischen sich wieder zum Festplatz begeben.

Am Montag-Morgen war Viehmarkt auf der Dorfstraße; am Nachmittage wurde in der Wirtschaft oben im Dorfe getanzt. Dann war es viel gemütlicher, jeder konnte mit seinem Mädchen nach Herzenslust tanzen, während man am Sonntage gern den Fremden den Vortritt ließ. Heute wurden auch die alten Tänze getanzt, woran sich die Alten gern beteiligten, z. B. die „Tapete", bei der eine Tour vorkommt, wobei sich die Paare, fest aneinandergeschmiegt, hin- und herwiegen, die Ekossaise, die Kegel-Quadrille,[1]) bei der sich mehrere Gruppen von vier Paaren bilden mit einem Herrn in der Mitte. Bald umtanzen die Paare den Kegel, bald die Damen, bald die Herren allein. Dann wieder tanzt der Kegel Solo, dreht sich, vexiert die Damen und macht allerlei Sprünge. Auf einmal ruft er: „Tschuh!"

---

1) Vergl. S. 527 und 528: „Die Feste der Leutzewärter und Rohrbacher" und ferner „Notenanhang" S. 6 und 7.

Die Herren stimmen ein und strecken die Hände gegeneinander in die Höhe, so daß sie einen Kegel bilden, und jauchzen; andere Tänze waren: „Der halbe Mond“, der Achttourige, der Marschierwalzer nach der Melodie: „Schier dreißig Jahre bist du alt“, und der „Küssetanz“. Wenn eine Dame sich nicht küssen lassen wollte, mußte sie einen „Süßen“ ausgeben. Dieser Tag bildete den Höhepunkt der Kirmesfreude.

Heute wird die Kirmes in einem großen Zelte, das gewöhnlich im Baumhofe des Wirtes errichtet ist, abgehalten, und von nah und fern kommen die Gäste. Vieles ist anders geworden, der Markt ist eingegangen, Sitten, Trachten, Anschauungen haben gewechselt; eins aber ist geblieben: die alte, echte Kirmesfreude. Prost Kirmes! —

Beim Handel oder Verlust eines Stück Viehes wird Kuhbier gehalten. Im Gasthofe findet Tanz statt. Dazu wird Kuchen gebacken, flott gegessen und Bier getrunken. Darauf wird „Gifte“ gehalten, die meist so reichlich ausfällt, daß dadurch der Schaden gedeckt wird.

Der **Wechsel des Gesindes** geschieht zu Ostern und Michaelis. Am Tage nach Ostern wird der alte Dienst verlassen und am Donnerstag nach Ostern der neue Dienst angetreten. Ist ein Knecht aus einem andern Orte gebürtig, so gibt ihm auf dem Wege zum neuen Dienst die ganze männliche Jugend des Dorfes unter Peitschenknall und Gesang das Geleit. Die Mägde werden unter Gesang zum neuen Dienst begleitet. Dabei geht es oft recht munter zu, und ein Streit mit der Jugend des Nachbarortes gehört gerade nicht zu den Seltenheiten.

Beim Mähen gibt die junge Frau oder die neue Magd freies Trinken; alte Leute tun dasselbe, wenn sie Leibzüchter geworden sind.

Am 13. November, dem großen Meßtage in Rinteln, haben alle Mägde frei, wenn sie eine Anzahl Garngebinde gesponnen haben. An diesem Tage brauchen sie nichts in der Wirtschaft zu tun. Die Frau des Hauses muß alle, auch die niedrigsten Geschäfte selbst besorgen.

Geht eine Magd in einen neuen Dienst, so nimmt sie sich einen Brotknust mit, um davon zu beißen, wenn sie Heimweh bekommt.

Kommt Besuch in einen Stall, so putzt der Meier oder Stallmeister demselben die Stiefeln ab. Diese Aufmerksamkeit muß mit einem Trinkgeld belohnt werden.

Volkshumor. Unliebsamen Mädchen wird der Heckerling (Strohhäcksel) auf dem Wege zu ihrem Hause gestreut. Seiner Liebe aber pflanzt der Bursche eine Pfingstmaie vor das Haus, die in der Grafschaft, weil Weißbirken selten sind, durch junge Buchen ersetzt wird. Dem unbeliebten Verwalter wird zum Ärger eine Strohpuppe an sein Fenster gebunden.

Bei der **Aushebung** wird nachfolgendes Roggenmäher Lied von den jungen Burschen gesungen:

1. Was nützet mir ein schöner Garten,
wenn andre drin spazieren geh'n,
und pflücken mir die Röslein ab,
woran ich meine Freude hab'.[1])

2. Was nützet mir ein schönes Mädchen,
wenn andre mit spazieren geh'n,
und küssen ihr die Schönheit ab,
woran ich meine Freude hab'.

3. Kirsch und Kümmel hab' ich getrunken,
so lang', wie ich noch stehen konnt'.
Und wenn ich keinen Schnaps mehr trinke,
so legt man mich ins kühle Grab,
woran ich keine Freude hab'.

1. Wir lustigen Schaumburger
sein so fröhlich beisammen.
Drum lasset uns fahren
mit Roff' und mit Wagen
nach unserm Plaisir.
Lust'ge Schaumburger seien wir.

2. Unser Kurfürst von Hessen,
und der hat es gesagt,
daß alle jungen Bürschchen
müssen werden Soldat.
Videralala, Videralala,
daß alle jungen Bürschchen
müssen werden Soldat.

5. Die Feste des Kirchenjahres.

Was den **Weihnachtsbaum** betrifft, so findet man denselben fast in jedem Hause. Es ist eine Rottanne, die, da der Wohlstand hier ein allgemeiner ist, aufs beste mit Lichten, Zuckersachen und Spielsachen ausgestattet wird. Wenige Tage vor Weihnachten kommt der Klaus und erkundigt sich bei fleißigen Kindern nach den Weihnachtswünschen, den trägen und ungezogenen eine Rute ankündigend. 14—18jährige Burschen verkleiden sich am **Nikolaustage** (6. Dezember), gehen in die Häuser, singen Klausklump und erhalten dafür Geld, Kuchen oder Nüsse.

Am heiligen Abend von 6—7 Uhr wird das Weihnachtsfest „eingeläutet". Dies geschah vor etlichen Jahren noch in folgender Weise: Kurz vor Beginn des Läutens versammelten sich die jungen Burschen auf dem Turme. Jeder war mit einem hölzernen Hammer versehen. Nachdem 15 Minuten mit allen Glocken geläutet war, wurde 15 Minuten „gebimmelt". Einer der kräftigsten Burschen erfaßte den Glockenklöppel und schlug damit ununterbrochen gegen die Glocke, während die übrigen mit den hölzernen Hämmern auf die Außenseite der Glocke hämmerten. Nachdem wieder 15 Minuten mit allen Glocken geläutet war, wiederholte sich das Bimmeln noch einmal. Wegen der damit verbundenen Lebensgefahr hat man sich in den letzten Jahren auf das Läuten beschränkt.

Angezündet wird der Baum in manchen Kirchspieldörfern, in denen Christnacht (liturgischer Gottesdienst) am Abend vor dem 1. Festtag ge-

1) Siehe „Notenanhang" S. 4 und 5.

halten wird, beim Nachhausekommen der Kirchenbesucher. Findet die Feier am Weihnachtsmorgen um 6 Uhr statt, dann wird der Baum erst im Anschluß an diesen Gottesdienst angezündet. Recht erhebend ist diese Sitte in den Kirchdörfern. Kommt man aus der Kirche in der Frühdämmerung, so gewahrt man fast hinter allen Fenstern die schön geschmückten, brennenden Bäumchen, frohe Gesichter und jubelnde Kinderstimmen. Der Baum bleibt bis Silvester stehen. Nach Schluß des Gottesdienstes brennt er noch einmal, der Weihnachtszauber bewegt wieder das Gemüt, und dann wird der Baum geplündert.

In der Silvesternacht hört man in allen Dörfern das **Neujahrsschießen**. Um 12 Uhr mitternachts macht der Nachtwächter die Runde durch das Dorf, stößt hinter dem Fenster eines jeden Hausherrn dreimal in sein Horn und gratuliert mit folgenden Worten: „Ich wünsche ein fröhliches Neujahr, Gesundheit, langes Leben, Fried' und Einigkeit und hernach die ewige Seligkeit. Nicht allein für dieses Jahr, sondern auch für alle folgende Jahr'."

In manchen Kirchdörfern und der Stadt Rinteln wird das **neue Jahr** mit allen Glocken eingeläutet. Die Sitte ist schön und ergreift tief das Gemüt.

Auf Gutshöfen bringen die Knechte dem Verwalter oder Herrn des Gutes am Neujahrsmorgen ein Peitschenkonzert, das natürlich ein kleines Trinkgeld fordert.

Zu **Matthias** (24. Februar) gießen die Mädchen Blei und deuten darnach ihre Liebeshändel. Sie holen fließendes Wasser, gießen ein Eiweiß hinein und sehen in dem Bilde das Bild des Hauses, in welches sie heiraten.

Fastnacht findet in der Regel Tanzmusik statt. Am andern Tage ziehen die jungen Burschen, mit Zweigen der Stechpalme versehen, von Haus zu Haus durchs Dorf. Einer spricht die Worte: „Fiulen, fiulen, Faßleam. sau lang Flaß schöel je hemmen!" Darauf wird ihnen von der Hausfrau ein Stück Speck oder eine Wurst gereicht. Die auf diese Weise gesammelten Gaben werden von Zweien auf einem Stocke getragen und dann im Wirtshause gemeinschaftlich verzehrt, oder der größte Teil der Sammlung wird an die beim Militär stehenden Freunde geschickt.

In der **Osternacht** oder am Ostermorgen vor 6 Uhr morgens wird aus fließendem Gewässer Wasser geschöpft; dabei wird kein Wort gesprochen. Das Wasser wird entweder getrunken und soll dann heilkräftig wirken. oder man wäscht sich die Augen damit, die alsdann das ganze Jahr hindurch gesund bleiben, oder man benutzt es auch zum Ausspülen von Wunden.

Am Ostermorgen wird in einigen Kirchdörfern um 4 Uhr 15 Minuten lang mit allen Glocken geläutet, und erhebend ist es, wenn die ersten Glockenschläge über die stillen Fluren erklingen. Auch die Sitte, Oster-

eier zu schenken, ist hier gebräuchlich. In einzelnen Ortschaften legt die „Pascheier“ nicht der Hase, sondern der Fuchs. Die Kinder bereiten sich am Tage vor Ostern Nester aus Moos und Heu für den Fuchs und sorgen dafür, daß er nachts nicht gestört wird. Wie groß ist dann die Freude, wenn am Morgen das Nest mit bunten Eiern gefüllt ist! In den Städten wird meistens das Osterfest vom Turme herab mit dem Blasen eines Chorals „Jesus meine Zuversicht“ eingeleitet.

Gegen den Abend des ersten Ostertages wird ein großer Holzstoß, zu welchem schon einige Wochen vorher von der Dorfjugend das nötige Reisig gesammelt ist, angezündet. Es gewährt einen prächtigen Anblick, wenn von den Hügeln der Umgegend die Osterfeuer emporlodern. Am zweiten Ostertage versammeln sich nachmittags die jungen Burschen und Mädchen eines Ortes auf einem freien Platze und belustigen sich am Ballspiel.

Zu **Walpurgis** werden auch hier die üblichen drei Kreuze gemacht. Wer bis dahin den Garten noch nicht umgegraben hat, dem treten die Hexen die Erde fest.

In der Nacht vor **Pfingsten** wird jedem jungen Mädchen ein „Maibaum“ vors Haus gesetzt. Dieser besteht aus einer schlanken Tanne, deren obere Hälfte mit grünem Reisig umwunden ist. Die Burschen der Nachbarorte versuchen oftmals, die Maibäume niederzureißen, wobei es nicht selten zu ernsten Schlägereien kommt.

Zu **Martini** (10. November) putzen sich Kinder oder Erwachsene aus, nehmen Stürzen oder anderes Blechgeschirr in die Hand, gehen in die Häuser und singen, solange bis sie mit Äpfeln oder Geld beschenkt werden folgenden Vers:

> Martins Abend is von Abend
> pingel upp de Bössen
> ech mot jahn und küssen,
> leibe Friu, reïhe Mann
> lat meï nich tau lange stahn
> eck mot noch nar Köln jahn,
> Köln is ne reïhe Stadt
> jiot meï ölle Lüe wat
> Silberling, Silberling, schön is de Friu.

Die Martinsgans in Hessisch-Oldendorf wurde seit langen Jahren gefeiert und stammt wohl aus der Zeit, als Eberhard Poppelbaum im Jahre 1552 die Reformation einführte. Schon wochenlang vor dem 10. November sprachen die Kinder von der Martinsgans und dem Martinsball und begannen mit dem Sammeln des Geldes für den Ankauf der Gänse, für die

Musik und für die Bewirtung der Lehrer. Dazu steuerten alle Bewohner Oldendorfs bei, auch diejenigen, welche keine Kinder zur Schule schickten oder überhaupt keine Kinder hatten. Der Tag des Festes war schulfrei. Bereits am Morgen durchzogen die einzelnen Klassen die Straßen, um die schön geschmückten Gänse noch einmal zu zeigen und sie dann den Lehrern zu bringen. Gewöhnlich hatte die Gans auf dem Kopfe eine goldene Papierkrone, um den Hals eine Kette von kleinen Düten, in denen allerlei Süßigkeiten, Rosinen usw. enthalten waren. Wenn sich die Kinder aus zwei verschiedenen Klassen auf der Straße mit ihren Gänsen begegneten, dann riefen die einen „Pi Fittch" (magere Gans) und die andern antworteten: „Schöne Gans". Gegen 5 Uhr des Abends begann dann der Hauptteil des Festes, der Ball auf dem Ratskellersaal. An demselben nahmen auch die Eltern der Kinder als Zuschauer teil. Unter Aufsicht der Lehrer tanzten und spielten die Kinder mehrere Stunden, die Kleinen bis 8, die oberen Klassen und Konfirmanden bis 10 Uhr. Währenddessen wurde in einer Ansprache des Pastors oder eines Lehrers an die Kinder stets der Reformation und der Segnungen derselben gedacht. Ebenso wurde der Reformator in Vorträgen, Gedichten und durch die Schüler gefeiert. Während einer Pause wurden der Pastor und die Lehrer mit Kuchen und Wein bewirtet.

6. Glaube an Hexen. Vorbedeutungen.

Im allgemeinen ist folgendes über **Hexen** im Volke noch zu hören: Wenn ein Glas- oder Topfscherben irgendwo in der Sonne blinkt, so „sonnt sich daselbst Gold". Wer nachts stillschweigend hingeht, vermag den in der Erde verborgenen Schatz zu heben, sobald er aber spricht, ist Geld und Hoffnung auf Reichtum und gute Tage wieder verschwunden, und erst nach sieben Jahren erscheint der Schatz von neuem.

Wenn neunmal hintereinander jedesmal neun Sterne gezählt werden, so wird der ausgesprochene Wunsch erfüllt, ebenso wenn 100 Schimmel gezählt werden.

Kinder muß man davor warnen, daß sie nicht aus dem Fenster steigen, sonst wachsen sie nicht mehr.

Konfirmanden dürfen sich beim Rundgang um den Altar nicht umsehen, sonst sollen sie „dem Teufel in den Hals sehen" und später befähigt sein, Gespenster sehen zu können. Vor dem Verlassen des Gotteshauses müssen sie in einen Apfel beißen, um später keine Zahnschmerzen zu bekommen.

Wenn eine Taufe ist, so darf die Mutter zu Hause nicht essen, weil sonst das Kind in der Kirche weinen würde.

Findet sich im Maulwurfshaufen Grünes (Laub oder Gras), so findet bald im Hause des Besitzers eine Hochzeitsfeier statt.

Wenn eine Leiche über Sonntag steht, so stirbt in der nächsten Woche jemand aus der Gemeinde.

Wenn dem Totengräber in seinem Hause die Schaufel von selbst umfällt, muß er bald ein neues Grab machen.

Zwischen Weihnachten und Neujahr darf man keine Wäsche aufhängen, sonst stirbt bald jemand im Hause.

Dasselbe geschieht, wenn die Treppe nicht noch einmal gefegt wird, ehe die Leiche die Treppe heruntergetragen wird.

Fallen die Tränen eines Trauernden in einen offenen Sarg, so muß er selbst bald sterben.

Wenn sich die Näherin eines Hemdes in den Finger sticht, so daß ein Blutstropfen auf das Hemd fällt, so muß derjenige bald sterben, der das Hemd bekommt.

Ebenso stirbt bald jemand in der Familie, wenn die Wäscherin in der Wäsche schwarze Kreuze erblickt.

Findet sich auf der Wiese ein großer Maulwurfshaufen, so stirbt jemand im Hause des Besitzers.

Volksmedizin.

Von den Ribbeckeblättern (Wegerich) glaubt man, daß die eine Seite die Wunde aufziehe und die andere diese heile.

Um Warzen zu vertreiben, legt man die Hände bei Begräbnissen umgekehrt ins Wasser und spricht dabei dreimal:

> Sie läuten einen Toten ins Grab,
> ich wasche mir meine Warzen ab.

Oder: Dreimal wird mit der warzenfreien Hand in der Richtung des fließenden Wassers über die mit Warzen besetzte Hand hingefahren, und dabei werden die nämlichen Worte gesprochen.

Die Haare wachsen schneller, wenn sie bei zunehmendem Monde geschnitten werden.

Um Blut zu stillen, werden drei Haselstöcke geschnitten. Beim Holen derselben darf nichts gesprochen werden. Davon werden 3 Stücke (Schuß) abgeschnitten, 2 oben, 1 unten. (Ein Schuß von einer Blattknospe zur anderen.) Beim Abschneiden wird gesagt: Ein Schuß: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Zwei Schuß: Im Namen usw. Drei Schuß: Im Namen usw. An jedes Ende der Stöcke

wird Blut gebracht und dann werden dieselben in leinene Lappen fest eingeschnürt. Alsdann werden sie an einen Ort zum Trocknen aufgelegt. Oder es wird folgende Formel angewandt:

> Als unser Herr Jesus Christus am Jordan getauft war, stieg er aus dem Wasser, ging durch eine enge Straße, da floß Blut und Wasser. Er sprach: Das Blut soll stehen, das Wasser soll gehen. Im Namen Gottes usw. (Dreimal gesprochen, Hand wird auf die Stelle gelegt.)

Bei der Gesichtsrose wird folgende Formel angewandt:

> Die Glocken geklungen, die Psalmen gesungen, die Epistel gelesen, die Rose verwest. Im Namen Gottes usw. (Dreimal.)

Beim Brande:

> Unser Herr Jesus Christus ging über einen Steg, hatte einen weißen Stab in seiner rechten Hand. Damit schlug er den Brand, den innerlichen und äußerlichen, dazu den kalten Brand. Im Namen Gottes usw. (Die rechte Hand wird über die Wunde gelegt und obige Formel dreimal gesprochen.)

Bei Schnittwunden:

> Du sollst nicht schwören, du sollst nicht schwellen, du sollst nicht wehe tun, bis Mutter Maria das zweite Kind gebärt. Im Namen Gottes usw. (Dreimal wie oben.)

Beim Impfen der Kinder, damit keine Rose an den Arm kommt:

> Hitze- und Sticherose, Anschüte und alle Flüsse, die ich hier finde, gebe Gott, daß sie verschwinde, wie der Tau am Gras und der Tod im Grab. Im Namen Gottes usw. (Dreimal mit Handauflegen.)

Beim Viehbesprechen, wenn ein Tier sich verfangen hat (wenn eine Kuh nicht wiederkäut, Ohren und Maul kalt sind), wird vom Maule bis zum Schwanze unter folgenden Worten mit der Hand gestrichen:

> Das Biest hat sich verfangen, Christus ward gehangen, das Biest ward sein Verfangen los, Christus ward sein Hangen los. Im Namen Gottes usw. (Dreimal.)

Besprechungen. Ein Huhn gewöhnt sich sogleich an den neuen Stall, wenn man ihm zwei Federn ausreißt und sie unter den Süll des Stalles steckt.

Bei Hochzeiten. Am Hochzeitstage schneidet die Braut von einem Brote einen Knust ab und bewahrt ihn sorgfältig auf, während sie den Rest des Brotes den Armen schenkt. Wird der Knust im Schranke schimmelig, so wird ihre Ehe unglücklich, im anderen Falle nicht.

Beim Eintritt in die Kirche hütet sich die Braut, mit dem rechten Fuße zuerst die Kirche zu betreten, weil sonst die Ehe unglücklich wird.

Erlischt, wenn das Brautpaar vor dem Altar steht, eine der Altarkerzen, so stirbt die Person zuerst, an deren Seite das Licht erloschen ist.

Wetterregeln. Wenn der Reiher von der Weser gegen die Berge fliegt, dann regnet es den folgenden Tag.

Reift es im Herbste, dann kommt unfehlbar am dritten Tage Regen; der Reif wird „abgewaschen", sagen die Leute.

So wie das Wetter gegen den 1. September ist, wenn der Hirsch auf die Brunst zieht, so bleibt es vier Wochen lang.

Mundartliches.

Vielfach wird im Kreise Rinteln plattdeutsch gesprochen, auf den Dörfern geschieht dies durchgängig. Die Mundarten sind in den einzelnen Gegenden der Grafschaft sehr verschieden. Fast jeder Ort zeichnet sich durch eine besondere Klangfarbe seiner Laute aus. Während im Wesertale eine weiche und wohlklingende Mundart herrscht, ist die im Amte Rodenberg rauh und schnarrend. Bemerkenswert ist es, daß es dem Schaumburger große Schwierigkeiten macht, den dritten und vierten Fall zu unterscheiden, und daß er statt „nur" das unbestimmte Fürwort „man" gebraucht.

Besondere Gebäcke und Getränke.

Als eigentümliches Gericht gelten große Puffbohnen mit Speck.

Von besonderen Gebäcken ist hierzulande wenig zu berichten. Zur Hochzeit, Taufe und Beerdigung wird der sogenannte „Botterkauken" in großen Mengen gebacken und verzehrt. Dieser Kuchen ist möglichst dick und wird in großen Stücken vorgelegt. Butter und Zucker werden dabei nicht gespart.

Stuten, Kuchen in Brotform aus Weizenmehl, werden oft gebacken und beim Verzehren dick mit Butter bestrichen.

Zur Obstreife macht man aus Brotteig einen Kuchen, der mit ganzen, dicken Äpfeln oder Birnen belegt wird. Es ist dies das „Appelröllken" und der „Birnkauken".

Das Nationalgetränk der hiesigen Bevölkerung ist der „Schluck", ein billiger, schlechter und destillierter Branntwein, der in unglaublichen Mengen genossen wird, der aber auch seine schädliche Wirkung gar bald auf die Gesundheit der Trinker ausübt und schon so manchen baumstarken Schaumburger gar früh unter die Erde gebracht hat. Andere besondere Getränke gibt es hier nicht.

Nachtwächterrufe.

Über den Nachtwächterruf ist in hiesiger Gegend wenig zu sagen. Der Wächter tutet zu den üblichen Stunden; ein Rufen und Singen findet nicht statt, außer in der Silvesternacht, wo er nach Gesang unter jedem Schlafstubenfenster Glück und Segen wünscht. Im Amte Rodenberg weckt der Wächter am ersten Weihnachtsmorgen die Schläfer zur Christnachtsfeier mit dem Gesang: „Hebet euch auf! Hebet euch auf! Alle meine lieben Herren und Damen und Kinder, steht auf! Steht auf!“

In der ganzen hiesigen Gegend sind Gebetschläge des Morgens, Mittags und Abends üblich. Langsam und feierlich tönen dann in langen Zwischenräumen dreimal drei Glockenschläge über Dorf und Flur.

XV. Das Volkslied in Hessen.

Von Kantor Adam Becker in Cappel bei Marburg.

Das deutsche Lied.[1])

Ich dachte dein, du trautes Heimatstal,
so oft ich träumend in die Ferne schaute,
ich dachte dein, als ich zum erstenmal
in fremdem Lande hört' der Heimat Laute;
die Töne fernher zu mir drangen,
ein wundersam ergreifender Gesang,
wie nehmen sie das ganze Herz gefangen,
o diese Lieder, dieser Töne Klang.

Da kam es über mich wie Zuversicht,
und als der Töne letzter Hauch zerstoben,
erhob ich frei mein Haupt zum Sternenlicht
und lenkte dankerfüllt den Blick nach oben:
Ob in der Heimat, ob an fremdem Ort
der wackere Sohn des deutschen Landes lebt,
o deutsches Lied, stets wirst du hier wie dort
das Herz erfreu'n, das stilles Glück umwebt.

Das Volkslied.[2])

(Dichter unbekannt.)

Ein wandernder Geselle
zieht munter durch den Wald.
Vorüber rauscht die Quelle,
das Lied der Vögel schallt.
Und was ihn da durchdrungen
in tiefster Waldesnacht,
das hat er frisch besungen
und nicht zu lang bedacht:
Tralala, tralala.

Das Echo nimmt's vom Munde
und führt dahin den Klang,
daß es vernimmt zur Stunde
der Hirt am Bergeshang.
Der singt es nach gar helle,
hernieder weht's der Wind,
wo mancher Junggeselle
des Weges zog geschwind:
Tralala, tralala.

Und manchem hat's gefallen,
und er behielt's im Sinn,
und wo er auch mocht' wallen,
da sang er's vor sich hin.
Und wie sich Vöglein bringen
ein Lied von Wald zu Wald,
so hörte man es klingen
vom Wald zum Walde bald:
Tralala, tralala.

---

1) Dieses Lied war der Preischor um den Kaiserpreis auf dem Nationalsängerfest in Brooklyn im Juli 1900.

2) Komp. von Wilh. Kienzl. Op. 65 Nr. 1. Preischor im Volkston für den Wettbewerb um den von Sr. Majestät dem Kaiser und König gestifteten Wanderpreis für deutsche Männergesangvereine zu Frankfurt a. M. am 4., 5. und 6. Juni 1903.

Wohl kaum ein anderes Volk der Erde hat größere Freude am Gesang als das deutsche. Bei der Arbeit und beim Fest, in der Freude und in der Not, in der Einsamkeit und im Verein gleichgestimmter Freunde ertönt das Lied als der beste Ausdruck der inneren Gefühlsstimmung. Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen hegen und pflegen das Lied, ganze Volksstämme besitzen in ihm ein Band, das über die Weltmeere geht und in den öden unkultivierten Länderstrichen oder auch im Hasten und Drängen der Großstädte das Gefühl der Zugehörigkeit zum Vaterlande nicht schwinden läßt. Diese Wirkung besitzt aber nur das echte Volkslied, das, aus dem Volke selbst hervorgegangen, in klarster und bestimmtester Form das Volksgemüt widerspiegelt. Keines unserer volkstümlichen Lieder kann so das Herz ergreifen als ein einfaches inniges und sinniges Volkslied. Wer einmal spät abends dem Vortrag eines unserer echten, alten, ernst und schwermütig lautenden Lieder gelauscht hat, wird wissen, wie wehmütig einem ums Herz wird und man schier vergehen möchte vor Sehnsucht nach verlorenem Glück oder fernem Lieb. Elwert sagt in der Nachrede zu seinen „Resten", S. 138: „Es muß etwas in diesen Liedern stecken, das ihnen Stärke gibt, dem Zahne der Zeit zu trotzen, der so schnell an unsern Opernarien nagt. Ohne in der Situation zu sein, in der diese alten Dichter ihre Lieder sangen, werden wir sie nie erreichen. Nachahmen können wir, wenn wir das singen, was in unserer Seele wohnt, und mehr nicht." Keine Erscheinung im Leben der Völker offenbart das Gemüt und die Eigenart besser und bezeichnender als das Lied. Alle Leidenschaften, die das Volksgemüt bewegen, sie zittern wieder in seinem Liede, denn „das Lied ist der eigentliche Pulsschlag des Volkes". Auf den Text sowohl als auch besonders auf die Melodie üben aber die physikalischen und ethnographischen Verhältnisse einen bestimmenden und gestaltenden Einfluß aus. In den kalten, finsteren Gebirgen Norwegens und Schottlands wird das Volkslied düster und geisterhaft; in den sonnigen Fluren Italiens und Spaniens schwärmerisch, glutvoll und bilderreich; das französische Volkslied ist graziös, tändelnd und dabei sprühend lebendig.

Das deutsche, gemütvoll und tief, sinnig und heiter und doch hier und dort ernsten Akkorden nicht abgeneigt, steht in der Mitte zwischen der Volkspoesie des Südens und der des Nordens.

Diese herzliche gemütvolle Tiefe des deutschen Volkslieds zeigt sich wohl am besten in zwei, auch in Hessen gesungenen Liedern: dem Liede von der Nonne und dem Grafensohne (Mittler, S. 233) und dem von des Geliebten Heimkehr. Neben diesen zwei herrlichen Kernliedern gibt es noch viele solcher gemütvollen Gesänge im Volksmunde. Ich erwähne nur das tiefergreifende Lied von dem Ritter, der ein unschuldig Mägdlein

verführt hat und dasselbe dann verläßt. Kummer und Scham bringen die Arme ins Grab; doch der Ritter von Reue erfaßt, folgt ihr nach und gibt sich selbst den Tod (Böckel Nr. 6).

Jahrhunderte hindurch war das Volkslied verkannt und mißachtet. Erst durch Goethe und Herder wurde es in seinem wahren Wert und seiner Bedeutung geschätzt und seitdem der „Jungbrunnen", aus dem unserer nationalen Lyrik immerwährend Nahrung zugeführt wurde. Nach ihnen haben sich Arnim und Brentano („Knaben Wunderhorn"), Elwert, Gräter, Büsching und von der Hagen, Wyß, Vulpius, Meinert, Görres, Maßmann, Eschenberg, Nikolai, Uhland, Talvy (eigentlich Frau Robinson, geb. von Jacob), Liliencron, Mittler usw., vor allem aber Erk, durch Sammlungen bleibendes Verdienst erworben. All diese Sammlungen haben den unermeßlichen Wert gehabt, daß sie dem Volke seine selbstgeschaffenen Lieder wieder frisch und lebendig zuführten. Goethe sagt in seiner Rezension über „des Knaben Wunderhorn": „Würden diese Lieder nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmählich, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt, und könne nun wieder als geschrieben und gedruckt verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen."

Wie sind nun unsere Volkslieder entstanden?

Das Volk als solches dichtet nicht, sondern immer nur der Einzelne, der sein Erzeugnis an andere weitergibt, die nach ihrem Gefühl ändern und erweitern, bis der ursprüngliche Text und auch die Melodie feste Gestalt angenommen, der eigentliche Dichter aber kaum mehr nachzuweisen ist.

Nach dieser mehrfachen Umformung ist aber der Einzelne nicht mehr der Erzeuger, sondern eine Mehrheit oder Vielheit, und diese nennt man Volk. Man kann deshalb mit vollem Rechte vom Volkslied sagen, es sei aus dem „Volk" hervorgegangen. Wie oft kann man beobachten, daß Lieder, die nur in wenigen Strophen vorhanden waren, plötzlich durch mehrere neue erweitert sind, die zwar in gleicher Gefühlsstimmung gehalten, aber doch hier und da nur lockere Verbindung haben. Es versteht sich hiernach von selbst, daß die Dichter und Komponisten dieser Lieder durchgängig unbekannt bleiben.

Die volkstümlichen Lieder sind nicht aus dem Volke hervorgegangen, sondern von bekannten und unbekannten Dichtern und Komponisten herrührende Kunstgesänge, die in den Volksmund übergingen und ihm lieb wurden, ohne daß sie eigentlich Volkslieder waren. Dem Kenner fällt es nicht schwer, beide Arten von Liedern ihrem Ursprunge nach festzustellen.

Viele Kunstgedichte haben erst ihre Verbreitung durch die Melodie gefunden. Jedermann kennt das Lied von Holtey: „Schier dreißig Jahre bist du alt". Dieses Lied ist nur so rasch populär geworden, weil es die Melodie eines alten schönen Volksliedes: „Es waren einmal drei Reiter gefangen", führte. Bekannt und beliebt ist das Lied: „Im Krug zum grünen Kranze". Diese Beliebtheit verdankt es dem Umstand, daß seine Melodie ein altes Volkslied: „Ich stand auf hohem Berge" ist.

Melodie und Text sind beim Volkslied eng miteinander verwachsen. Mit dem Liedertext entsteht immer zu gleicher Zeit die Melodie, ohne dieselbe würde das Lied ein starres Gerippe ohne belebende Seele sein.

Meist singt das Volk mit verteilten Stimmen, zwei- und dreistimmig. Die Begleitstimmen bewegen sich in Terzen- und Sextengängen, auch hört man vielfach das Einlegen einer zweiten Stimme im Diskant, wodurch der Männergesang zum gemischten Chore wird. Selten ist die Melodie in bewegtem Rhythmus gehalten; einfach wie der Text, ist auch die Weise, und hierauf beruht gerade die überwältigende Wirkung.

Die meisten der vom Volke gesungenen Lieder sind **Liebeslieder**, in denen die Gemüts- und Herzensstimmung der Jugend zum Ausdruck kommt. Gleich zahlreich sind die **Soldatenlieder**, deren Ausbau noch stetig vor sich geht, während das Entstehen von Liebesliedern zum Stillstand gekommen ist. Außer Liebes- und Soldatenliedern ist das Jäger- und Wilddiebslied beliebt, das durch Verwendung eines interessanten, zuweilen tragischen Moments, poetische Gestaltung findet. Manche Lieder knüpfen an ein historisches Ereignis an und suchen den vorliegenden Stoff in freier dichterischer Form zu verarbeiten. Daneben gibt es eine ganze Anzahl Gesellschaftslieder, Schilderungen von Gebräuchen und Begebenheiten, Neithardtslieder („die Kirmes zu Besse" bei Büsching und von der Hagen, S. 287), Blaubartslieder, Weinkaufs- und Hochzeitslieder, Naturschilderungen, Lieder für besondere Stände und Berufskreise und Arbeitslieder. Arm ist die Zahl geistlicher Lieder, die im Volk entstanden sind; es mag dieser Mangel nach Ansicht verschiedener Forscher darin seinen Grund haben, daß die Ehrfurcht vor Gott und göttlichen Dingen dem Volke verbietet, diese im Volkslied zu verwenden. Zudem fehlt die sinnliche Anschauung, ohne welche kein Volkslied entstehen kann.

Interessant sind verschiedentlich überschwengliche Vorstellungen, die unwillkürlich die Wirkung des Volksliedes zu steigern versuchen: aus Brot wird ein herrliches Mahl, aus Wasser reiner klarer Wein, aus einem Kieselstein Diamanten und Perlen, Gold und allerlei Edelgestein.

Es würde unzutreffend sein, wollte man von Liedern sprechen, die einer Provinz oder einem bestimmten Landesteile ausschließlich eigen wären.

Das Volkslied ist Gemeingut der ganzen Nation und bindet sich weder an politische noch physikalische Grenzen. Die Wanderungen gehen rasch vor sich und veranlassen ein Einbürgern an allen Orten und Enden, wo noch gesungen wird und das Herz des Volkes noch nicht vom Geist der Unruhe erfaßt ist.

Unser Hessenland ist reich an Gesang und Sangesfreude. Bei den Rundgängen an Sonntag-Nachmittagen und -Abenden, in Spinnstuben und bei Familien- und Erntefesten, an Kirchweihen und bei der Heimkehr von der Arbeit, läßt es sich unsere Jugend nicht nehmen, frisch und froh die schönen Weisen und Lieder ertönen zu lassen, die manchesmal die Alten mitreißen, daß sie frohgemut einstimmen und sich wieder wie verjüngt fühlen. Besonders in den Spinnstuben, die freilich mehr und mehr abkommen, findet das Volkslied eine warme Pflege. In dem Gedächtnis der jugendlichen Sängerinnen liegt noch manche Volksmelodie und manches schöne Volkslied verborgen; der Liederschatz einer Spinnstube beläuft sich oft auf viele Dutzende von Gesängen.

Zwischen Oberhessen und Niederhessen ist ein bezeichnender Unterschied im Rhythmus und in der Stimmenbesetzung der Lieder zu bemerken. Der oberhessische Volksgesang zeichnet sich durch eine feierliche Getragenheit aus, die manchmal an Schwermut grenzt. Der Grund liegt wahrscheinlich in dem durch die Abstammung und frühere Abgeschlossenheit bedingten ruhigen, oft zur Sentimentalität und Melancholie geneigten Volkscharakter, der, wie er sich im gewöhnlichen Leben in einer gewissen Zurückhaltung äußert, auch dem Volkslied seine Signatur gibt. Die sämtlichen Melodien werden hoch intoniert, da öfters die Unteroktave zur Begleitung verwandt wird, der Schlußton wird als Ruhe- und Sammelpunkt lang ausgehalten.

Überschreiten wir die Wasserscheide zwischen Kirchhain und Neustadt, so wird der Gesang mehr bewegt, in den Ämtern Oberaula und Niederaula, die einen besonders reichen Schatz an Liedern haben, sowie im ganzen Niederhessen sogar manchmal „hüpfend“, wenigstens reichlich schnell im Tempo. In diesen Bezirken wird noch ab und zu zum Tanze gesungen, was in Oberhessen kaum möglich wäre. Meist ist nur eine Begleitstimme vorhanden.

Bei den Schwälmern hört nach der Verheiratung bei den Frauen das Singen gänzlich auf, da bei den patriarchalischen Einrichtungen des Schwälmer Familienlebens der Hausherr es übel vermerken würde, wenn die Frau derartigen, die Hausfrauenwürde untergrabenden Allotrien huldigte.

Im Fuldischen hat das eigentliche Volkslied keine rechte Pflegstätte, es herrscht eben dort eine andere Lebensauffassung als in den übrigen Landesteilen. Vogelsberg und Hinterland dagegen sind so recht klang-

und sangreich, aus den engen Tälern schalt es hinauf zu den Bergen und findet dort den herrlichsten Widerhall. Die Vortragsweise ähnelt der im Oberfürstentum (Oberhessen).

Im Kinzigtal mit Nebengebieten trägt das Lied fast denselben Charakter wie im Vogelsberg: heiter und jubilierend schallt es hinauf zu den Höhen und klingt wider fröhlich und ermunternd im Tal. Hanauer Leben, Hanauer Beweglichkeit und Fröhlichkeit bestimmen auch die Eigentümlichkeit des Liedes, sowohl in Text und Melodie, als auch im Rhythmus. Rasches Tempo, hohe Intonation, freies Sichgehenlassen und glückliche Harmlosigkeit sind die Grundzüge des Hanauer Volksgesanges. Obwohl dem Vogelsberger ähnelnd, ist er doch viel bewegter und munterer, hier und da auch abweichend und ziemlich selbständig.

Das Werratal und das Schmalkalder Land sind, wie Thüringen überhaupt, hervorragend musikkundig und musiktreibend, ob aber liederreicher als andere Bezirke, möchte zweifelhaft sein; wo Instrumentalmusik ausgiebig gepflegt wird, tritt das Lied naturgemäß zurück.

In den Kreisen Hofgeismar und Wolfhagen werden hauptsächlich die modernen Lieder gesungen, das alte hat sich überlebt und ist zum größten Teile vergessen.

Niedersachsen kann sich im Gesang mit Mitteldeutschland nicht messen. Breit gestreckt liegen die Fluren und Felder, kein Widerhall, kein Zusammenklang, nur ein schwaches Anheben zum mehrstimmigen Gesang, ohne Harmonie und ergiebige Modulation.

Es ist bezeichnend, daß ich eines Tages von einem hochgestellten Hessen in Norddeutschland die Bitte erhielt, ihm eine Sammlung von Volksliedern aus dem Hessenland zu schicken, damit er und seine zahlreichen Freunde in der Großstadt wieder einmal „recht hessisch“ singen könnten.

Im Kreise Rinteln war die Pflegstätte des Volkslieds, die Spinnstube, fast nie vorhanden. Dort ist längst alles Alte gefallen und hat einem modernen Zuschnitt Platz gemacht.

So ist ersichtlich, daß vor allen Landschaften Hessens in Oberhessen mit Hinterland und Vogelsberg, Niederhessen mit Fulda- und Werratal, im Kinzigtal und Spessart, besonders in den Ämtern Ober- und Niederaula, unser Volkslied gepflegt und erweitert wird.

In der Nähe unserer Großstädte, besonders der Fabrikzentren, ist alles rasiert: „Vor dem Qualm der Fabriken schwinden die Volkslieder, wie einst die Elfen vor dem Schalle der Glocken“ (Böckel). Dort vergnügt man sich mehr mit Operettenarien, Tingeltangelliedern, Gassenhauern und anderen leichtfertigen Gesängen.

Als einer der besten Kenner der Volksliedpichtung muß A. F. C. Vilmar

genannt werden, der in seinem „Handbüchlein des deutschen Volkslieds", Marburg bei Elwert, ein Schatzkästlein von Liederperlen aufgeschlossen hat. Gleichbedeutend sind die Forschungen von Dr. O. Böckel, dessen „Deutsche Volkslieder aus Oberhessen", Marburg bei Elwert, eine Fundgrube und ein Wegweiser für jeden Sammler und Freund deutscher Volkspoesie sind. Ebenso fleißig hat Mittler gesammelt, wenngleich auch manchmal mit zu großer Selbständigkeit „verbessert" und umgedichtet. Diese drei Forscher und Sammler haben leider nur den Text einer Beurteilung zu unterziehen vermocht.

Melodie **und** Text sind in den neueren Sammlungen von Wolfram und Lewalter berücksichtigt; namentlich des Letztgenannten fleißige Arbeit ist für uns von besonderem Interesse, da sie „Deutsche Volkslieder, in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt", darbietet.

Auch Erk hat in seinem „Liederhort" verschiedene Lieder aufgenommen, die in Hessen viel gesungen werden.

Nachstehend soll eine Anzahl Lieder Erwähnung und Darstellung finden, die unserem Hessenland vorzugsweise eigen sind.

Tiefergreifend sind zwei Lieder, die auf die Kämpfe in Frankreich 1870 Bezug nehmen: Das Lied von „Andreas (oder Amandus) Förster aus Saargemünd"[1]) und „Der sterbende Soldat am Abend der Schlacht von Sedan". Ersteres wird von den Alpen bis zur Ostsee gesungen, woraus man deutlich die schnellen Wanderungen des Volksliedes erkennen kann. Ich glaubte annehmen zu dürfen, daß der Andreas Förster eine wirkliche Person gewesen sei, und habe sowohl in Saargemünd als Tangermünd Nachforschungen veranlaßt, bin aber von den Behörden beider Städte beschieden worden, daß ein Soldat dieses Namens dort nicht festzustellen sei.

Gleich tragisch sind die beiden Lieder vom „roten Husar" und dem „heimkehrenden Wanderbursch",[2]) die beide ihr Lieb nicht mehr am Leben finden und vor Schmerz schier vergehen möchten.

Von den Liebesliedern erwähne ich nur das viel gesungene: „Ist alles dunkel, ist alles trübe, dieweil mein Schatz ein' andern liebt".[3]) Wegen seiner Beliebtheit und öfteren Anwendung wird es „Hessische Marseillaise" genannt.

Interessant sind die „Napoleonslieder", deren Ursprung mit Sicherheit in der Zeit der Napoleonischen Herrschaft und des Zusammenbruchs derselben zu suchen ist. Der Haß gegen Napoleon und die Schadenfreude über sein Unglück kommt in ihnen zum Ausdruck, häufig wird er mit dem verächtlichen Beinamen „Schneider- und Schustergeselle, Kujon usw." belegt. Manche dieser Lieder erfahren ihre Anwendung auf Napoleon III. — mit dem Unglück in Rußland wird die Niederlage bei Sedan, Weißenburg und

1) Siehe „Notenanhang" S. 1. 2) Siehe „Notenanhang" S. 5. 3) Siehe „Notenanhang" S. 4.

Saarbrücken gleichzeitig verflochten: „Nun ist's mit dir geschehen, du stolzer Napoleon" und „Wir Preußen ziehen in das Feld", „Napoleon, du stolzer Krieger".

Bei „Weinkäufen" und „Handschlags"-Feierlichkeiten begrüßt die Jugend die Brautleute mit Gesang, um dann als Gegenleistung mit Branntwein und Bier traktiert zu werden; in Oberhessen würde es als einen Verstoß gegen die gute alte Sitte angesehen werden, wenn die Braut während des Liedes: „Alle raus, alle raus mit der wunderschönen Braut", sich nicht zeigen wollte.

Zahlreich sind auch die Lieder, in denen gefallene Mädchen ihr verlorenes Glück beklagen: „Es zogen drei Regimenter wohl über den Rhein".

Ebenso zahlreich sind die „Blaubartlieder", genannt nach dem wüsten und verschwenderischen französischen Ritter Blaubart, der von seinen Frauen eine nach der andern abschlachtete, um sich in ihrem Blut zu verjüngen: „Es ritt ein Reiter wohl über den Rhein"; „Christinchen ging im Garten".[1]

Beliebt sind von den Bergmanns- und Jägerliedern: „Glückauf, glückauf und der Bergmann, der kommt," und „Jetzund nehm' ich meine Büchse".[2] Die wenigen historischen Lieder gehören der neueren Zeit an, die dialektischen Dichtungen beschränken sich auf bestimmte Gegenden und Ortsereignisse: „Inse Kermes zu Loshause;" das eigentliche Volkslied wird selten im Dialekt gesungen; es ist fast stets hochdeutsch und enthält höchstens einige dialektische Wortformen.

Von den hunderten bei uns gesungenen Liedern sollen nur die angeführt werden, die bei den verschiedenen Gelegenheiten am meisten zum Vortrag kommen. Der Vollständigkeit halber sollen auch Ehestands-, Soldaten-, Gesellen-, Schäfer- und Nachtwächterlieder Erwähnung finden.

Einige beigefügte Melodien werden das Innige und Sinnige unserer lieblichen Volksweisen deutlich zu machen versuchen.

Von einer Schematisierung und bestimmten Reihenfolge nach Inhalt und Charakter ist abgesehen worden, vielmehr sind die Lieder in bunter Folge gegeben, wie auch das Volk beim schnellen Wechsel von schwermütigen und heiteren Gesängen sich keinen Zwang auferlegt.

Verzeichnis
der in den einzelnen Landschaften Hessens am meisten gesungenen Volkslieder.

I. Das fränkische Niederhessen.

1. Auf der Elbe bin ich gefahren.
2. Lustig ist Zigeunerleben.
3. Ist alles dunkel, ist alles trübe.
4. In des Gartens dunkler Laube.
5. Es ritt ein Reiter wohl über den Rhein.
6. Ich stand auf hohem Berge.
7. Jener Müller tut sich's rühmen.

1) Siehe „Notenanhang" S. 1. 2) Siehe „Notenanhang" S. 4.

8. Zu Frankfurt steht ein Wirtshaus.
9. Es war einmal eine Müllerin.
10. Ich ging bei nächtlich stillem Haine.
11. Von der Wanderschaft zurück.
12. Mir gefällt das Eh'standsleben.
13. Es waren drei Gesellen.
14. Es wohnt ein Müller an jenem Teich.
15. Der Jäger in dem grünen Wald.
16. Jetzund nehm' ich meine Büchse.
17. Es war ein Jäger wohlgemut.
18. Es wollt' eine Jungfrau früh aufsteh'n.
19. Jetzund geht das Frühjahr an.
20. Lustig ist das deutsche Leben.
21. Stets in Trauern muß ich leben.
22. Pfeifchen, wer hat dich erfunden?
23. Es wollt' ein Mädchen tanzen gehn.
24. Köln am Rhein, du schönes Städtchen.
25. Bei Sedan wohl auf den Höhen.
26. In einem Sachsenstädtchen liebte einst ein Mädchen.
27. Wer will in den Eh'stand treten, der muß haben ruhig Blut.
28. Was weckt mich aus dem Schlummer, es war ein süßer Traum.
29. Mein Schatz ist bös mit mir, weiß nicht warum.
30. Frisch auf, Soldatenblut.
31. Schwiegereltern, die muß man lieben.
32. Die Reise nach Jütland.
33. Es zogen drei Regimenter —
34. Soldaten, das sein lust'ge Brüder.
35. Ach, Gott, wie geht's im Kriege zu.

II. Oberhessen.

1. Es welken alle Blätter.
2. Es hat sich ein Fähnrich in ein Mädchen verliebt.
3. Mariechen saß weinend im Garten.
4. Einst war ich so glücklich, einst war ich so froh.
5. In Böhmen ein Städtchen, ein stilles Haus.
6. Es ging sich ein verliebtes Paar.
7. Wo all die Bächlein fließen.
8. In Öst'reich stund ein schönes Schloß.
9. Krankheit ist eine harte Buß.
10. Es ging ein schwarzbraunes Mädchen.
11. Ich weiß mir ein Röselein stehn.
12. Es ritten drei Reiter wohl über den Rhein.
13. Es zogen drei Regimenter.
14. Es ging einst ein verliebtes Paar.
15. Jungfer Lieschen schläft droben.
16. Schön Schätzchen, was hab' ich erfahren.
17. Christinchen ging im Garten.
18. Schönste, willst du mir's erlauben.
19. Ich ging einstmals spazieren.
20. Ich stand auf hohem Berge.
21. Tabak ist mein Leben.
22. Freiheit, du edles Leben.
23. Mein Vater sagt, meine Mutter sagt.
24. Es gibt ein Blümchen in der Welt.
25. Schönster Schatz, mein Augentrost.
26. Ich hab' mein Schatz nicht weit von hier.
27. Ach, wie scheint der Mond so schön auf jener Höh'.
28. Ist alles dunkel.
29. Mitten im Gärtchen steht ein schönes Paradies.
30. Wo all' die Bächlein fließen.
31. Morgen müssen wir verreisen.
32. Schönster Engel, ist denn alles umsonst.
33. Bei Sedan wohl auf den Höhen.
34. Ist es denn auch wirklich wahr.
35. Napoleon, du stolzer Krieger.
36. Hier sitz' ich armes Mädchen.
37. Soll ich euch mein Liebchen nennen.
38. Es wollte ein Mädchen die Lämmerchen weiden.
39. Wie kommt's, daß du so traurig bist.
40. Ob ich gleich ein Schäfer bin.
41. Der Bergmann ist eine edle Zier allhier auf dieser Welt.
42. Ein Liedlein wollen wir singen.
43. Als Napoleon früh erwacht.
44. Jetzund nehm ich meine Büchse.
45. Es war ein Jäger wohlgemut.
46. Ganz früh des Morgens, als ich vom Schlaf erwacht.
47. Heute reis' ich wirklich fort.
48. Menschen, schaut doch nur zurücke.
49. Doch eh' wir scheiden müssen.
50. Es war einmal ein roter Husar.
51. Die Sonne sank im Westen.
52. Die Gedanken sind frei.

53. Und im Frühjahr, wohl auf den Alpen.
54. Eine Heldin wohlerzogen.
55. Es ist keine größere Freud' allhier auf Erden.
56. Es spielte ein Ritter mit einer Madam.
57. Wenn ich an denselbigen Abend gedenke.
58. Drum (nun) heraus, drum heraus mit der wunderschönen Braut.
59. Wir treffen uns in früher Stunde.
60. Es bläset sich ein Jäger wohl in sein Jägerhorn.

III. Hinterland.

1. Wie lustig sang die Nachtigall.
2. Der Wächter auf dem Türmlein saß.
3. Ich wollt' ein schönes Mädchen freien ums Geldchen.
4. Bester Kaiser, mach doch Frieden.
5. Jetzt ist die Zeit und Stunde da.
6. Jetzt reisen wir zum Tor hinaus.
7. Zwischen Württemberg und Baden.
8. Ein Schifflein kommt gefahren.
9. Es kam sich's ein Reiter geritten daher.
10. Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine.
11. Auf, auf, ihr deutschen Brüder, um uns ist es geschehn.
12. Es wollt ein Mädchen früh aufstehn.
13. Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf ein Grab.
14. Wir haben ja den Frühling gesehen.
15. Stets in Trauern muß ich schweben.
16. Nichts mehr kann mich's erfreuen, als wenn der Sommer angeht.
17. Still ruht der See.
18. Da droben steht ein hohes Haus.
19. Ich habe mir eines erwählt.
20. Mir gefällt das Eh'standsleben besser als das Klostergehn.
21. Dort, wo die klaren Bächlein rinnen.
22. Der Mensch soll nicht stolz sein auf Glück und auf Geld.
23. Einst war ich so glücklich.
24. Musketier sein lust'ge Brüder.
25. Nachtigall, ich hör' dich singen.
26. Was muß ich jetzt leiden und hab's nicht verschuld't.
27. Ein Schäfer wohl über die Brücke ging.
28. Jetzund geht das Frühjahr an.
29. Kathrinchen trau nur nicht, trau keinem Soldaten nicht.
30. Es blüht keine Rose ohne Dornen.
31. Ein Traum ist alles nur auf Erden.
32. Ein preußischer Husar fiel in Franzosenhände.
33. Es liegt auf grünem Rasen bei Wörth ein Offizier.
34. Husar wohl aus dem Kriege kam.
35. Bei Sedan wohl auf den Höhen.
36. Köln am Rhein.
37. Ein Liedlein wollen wir singen.[1])
38. An der Weichsel fern im Osten.
39. O Cassel, o Cassel, ich muß dich lassen, denn die Engländer lassen mir gar keine Ruh'.
40. Redlich ist der deutsche Mann.
41. Schönster Schatz auf Erden, liebst du mich ganz allein.
42. Schönstes Schätzchen, sag an, wer hat es getan, daß ich die Nacht nicht schlafen kann.
43. Als ich ein Jüngling war, liebt' ich ein Mädchen von 18 Jahr.
44. Als die wunderschöne Anna auf dem Breitensteine saß.
45. Am Ural, da bin ich geboren.
46. O du Freiheit, du edles Leben.
47. Morgen marschieren wir.
48. Bei Waterloo stand eine dicke Eiche.
49. Die Franzosen brachen ein bei Mannheim an dem Rhein.
50. Ich liebe dich, so lang ich leben werde.
51. Es welken alle Blätter.
52. In den Bergen fließt das Wasser.
53. Die Erde braucht Regen, die Sonne bringt Licht.
54. Ist alles dunkel, ist alles trübe.
55. Seid lustig, seid fröhlich, ihr Handwerksgesellen.
56. Guten Abend, schönstes Schätzchen.
57. Ich hab' schon drei Sommer mir das Heimgehn vorgenommen.
58. Es stehn zwei Freunde Hand in Hand.

1) Siehe „Notenanhang" S. 2.

IV. Schwalm.

1. Es waren drei lose Gesellen.
2. Ich bin ein preußischer Füsilier.
3. Ist alles dunkel, ist alles trübe.
4. Wir sitzen so fröhlich beisammen.
5. Stets in Trauern muß ich leben.
6. Mädchen meiner Seele, bald verlaß ich dich.
7. Köln am Rhein, du schönes Städtchen.
8. Ich ging in einen grasgrünigen Wald.
9. Ich ging bei nächtlich stillem Haine.
10. Dort, wo die klaren Bächlein rinnen.
11. Schätzchen, sag mir's ganz gewiß.
12. Es wollt' ein Mädchen früh aufstehn.
13. Es zogen drei Regimenter.
14. Redlich ist das deutsche Leben.
15. Mariechen saß weinend im Garten.
16. Bei Sedan wohl auf den Höhen.
17. Aus deinen blauen Äuglein strahlt die Liebe.
18. Ach, Gott, wie geht's im Kriege zu.
19. Die Reise nach Frankreich, die fällt mir so schwer.
20. Es wollt' ein Jäger wohl jagen.
21. Wo all' die Wässerlein fließen.
22. Von dir muß ich scheiden, prächtiges Berlin.
23. Schätzchen, wenn ich dich erblicke.
24. Als ich des Nachts beim Mondenschein.
25. Zwei Blümlein hab' ich gefunden.
26. Wer lieben will, muß leiden.
27. Wer weiß, wo mir mein Glück noch blüht.
28. Die Liebe macht glücklich, macht selig.
29. An dem Berg, da fließt ein Wasser.
30. Wir haben ja den Frühling gesehen.

V. Buchonien.

1. Aus deinen blauen Äuglein strahlt die Liebe.
2. Ist es denn auch wirklich wahr.
3. Als unser Herr in Garten ging.
4. Ach Schätzchen, was hör' ich doch reden von dir.
5. Es ist keine größere Freud' allhier auf Erden.
6. Mir gefällt das Eh'standsleben besser als das Ledigsein.
7. Valteri, valtera, du kühler Schnee.
8. Das ganze Dorf versammelt sich zum Königstanz am Rheine.
9. Es wollt' ein Mädchen tanzen gehn.
10. Es wollte ein Mädchen in der Früh aufstehn.
11. Des Abends, wenn es sieben Uhre schlägt.
12. Ich habe mir eines erwählt.
13. Es zog ein Matrose wohl über das Meer.
14. Wie traurig steht's mit unsern deutschen Brüdern.
15. Jetzt bricht die dunkle Nacht herein.
16. Ein Traum ist alles nur auf Erden.
17. Es gibt keine Rosen ohne Dornen.
18. Es war ein reicher Geselle, der liebt eine arme Magd.
19. Ein Jüngling wollte reisen gehn.
20. Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine.
21. Als ich dich zum erstenmal erblickte.
22. Die Sonne sank im Westen.
23. Dort im Tale am grünen See.
24. Die Fahnen wehn, frisch auf zur Schlacht.
25. Der beste Stand auf Erden ist der Soldatenstand.

usw. usw.

VI. Kinzigtal, Vogelsberg und Spessart.

1. Nicht weit von hier in einem schönen Tale.
2. Es saßen drei Mädchen am hellen Kamin.
3. Als ich noch so a Bübel war.
4. So oft der Frühling durch das off'ne Fenster uns entgegenlacht.
5. Zieht im Herbst die Lerche fort.
6. Wer nennt mir jene Blume, die allein auf steiler Alp erblüht.
7. Gibt's schöner als Susanne noch ein Liebchen auf der Welt.
8. Von der Wanderschaft zurück.

9. Müde kehrt ein Wandersmann zurück.
10. Wir Soldaten, wir sind lustige Brüder.
11. Einst ging ich am Ufer der Donau entlang.
12. Es wohnte ein Bauer im Odenwald.
13. Noch einmal in meinem ganzen Leben.
14. Bald ist meine Dienstzeit aus.
15. An der Weichsel gegen Osten.
16. Es war einmal eine Müllerin.
17. Auf der Elbe bin ich gefahren.
18. Droben auf grüner Au.
19. Frisch auf, Soldatenblut.
20. Ich ging mal in den Wald hinein.
21. Die Liebe ist mir angeboren.
22. Steh' ich an meinem Fensterlein.
23. Sechstausend Mann, die zogen ins Manöver.
24. Einst stand ich vorm eisernen Gitter.
25. Wir Junggesellen sind heut lustig.
26. Ich ging einstmals am Fenster vorbei.
27. Meine Freud' ist groß, wenn ich seh' die Sonn' aufgehn.
28. Wir 32er Füsiliere.
29. Es wollte sich einschleichen ein kühles Lüftelein.
30. Lothringen, du schönes Land.
31. Wenn ich gleich kein' Schatz mehr hab', werd' ich einen finden.
32. Ein zorniger Ritter aus fränkischem Land.
33. Jetzt ist die Zeit und Stunde da.
34. Ei, was ist mit dir geschehen, ei du Napoleon.
35. Ich habe ja den Frühling gesehen.
36. Redlich ist der deutsche Mann, der für die Freiheit kämpfen kann.
37. Schatz, wenn du reisen willst.
38. Was macht denn Wilhelminchen.
39. Öffne, Liebchen, mir das Fenster.
40. Es wollt' ein Jäger wohl jagen.

VII. Das thüringische Niederhessen und Schmalkalder Land.

1. Drunten im Unterland, ei, da ist's so wunderschön.
2. Des Nachts beim Mondenschein, so einsam und so ganz allein.
3. Wir fahren auf der Extrapost, wir fahren bis nach Halle.
4. Lina, liebste Lina, heute muß ich scheiden von dir.
5. Soll ich euch mein Liebchen nennen.
6. Einmal drei ist drei, bleib du mir treu.
7. Eine Heldin wohlerzogen, mit Namen Isabell.
8. Die Reise nach Jütland, die fällt mir so schwer.
9. Ach' Liebchen, was hör' ich doch reden von dir.
10. Drei Rosen im Garten, ein Schiff auf der See.
11. Es zog ein Wandersmann die Straße einher.
12. Pfeifchen, wer hat dich erfunden.
13. Bei Sedan wohl auf den Höhen.
14. Ist alles dunkel.
15. Es soll sich oderscht niemed mit der Li—ewe obgebe. (Kein Volkslied.)
16. Lustig ist Zigeunerleben.
17. O, wie schön ist doch das Leben, wenn man es genießen kann.
18. Was weckt mich aus dem Schlummer? Es war ein süßer Traum.
19. Drei Lilien, drei Lilien.
20. Es war einmal ein roter Husar.
21. Ein trotziger Ritter zum Kampfe grüßt. (Als Ersatz für Nr. 15.)

(Andere Lieder im Verzeichnis von Fränkisch-Niederhessen enthalten.)

VIII. Sächsisches Niederhessen und Schaumburger Land.

1. Schatz, warum so traurig, sprichst kein einzig Wort mit mir.
2. Jungfer Lieschen schläft droben.
3. Schätzchen, sag mir ganz gewiß, warum du so traurig bist.
4. Morgen marschieren wir zu einem Bauer ins Quartier.
5. Zu Cassel vor dem Tor da steht ein Jägerkorps.
6. Schön Schätzchen, was tu ich erfahren von dir.

7. Wenn ich weit aus der Ferne zu der Heimat hinsah.
8. Liebchen laß dich küssen.
9. Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen getan.
10. Es war einmal eine Müllerin.
11. Jetzund nehme ich meine Büchse.
12. Kommt, Brüder, wir ziehn in den Krieg.
13. Ist alles dunkel.
14. Ein Liedlein wollen wir singen.
15. Wie grün die Blumen stehn auf ihren Fluren. usw. usw.

Literatur.

Die Hessischen Volksliedersammlungen und Beurteilungen sind bereits erwähnt: Vilmar, Mittler, Böckel und Lewalter. Reichhaltig und hervorragend sind die Forschungen von Franz M. Böhme: „Altdeutsches Liederbuch" und „Volkstümliche Lieder". Daneben steht Erks „Liederhort", „Liederschatz" und „Neue Sammlung deutscher Volkslieder mit ihren eigentümlichen Melodien".

Von den vielen weiteren Sammlungen und Bearbeitungen mögen nur noch folgende genannt werden:

Ditfurth, historische Volkslieder, 110 Volks- und Gesellschaftslieder des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, 52 ungedruckte Balladen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Hoffmann v. Fallersleben, Deutsche Gesellschaft. Lieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Lilienkron, Historische Volkslieder der Deutschen usw.

Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn.

Büsching und v. d. Hagen, Sammlung deutscher Volkslieder usw.

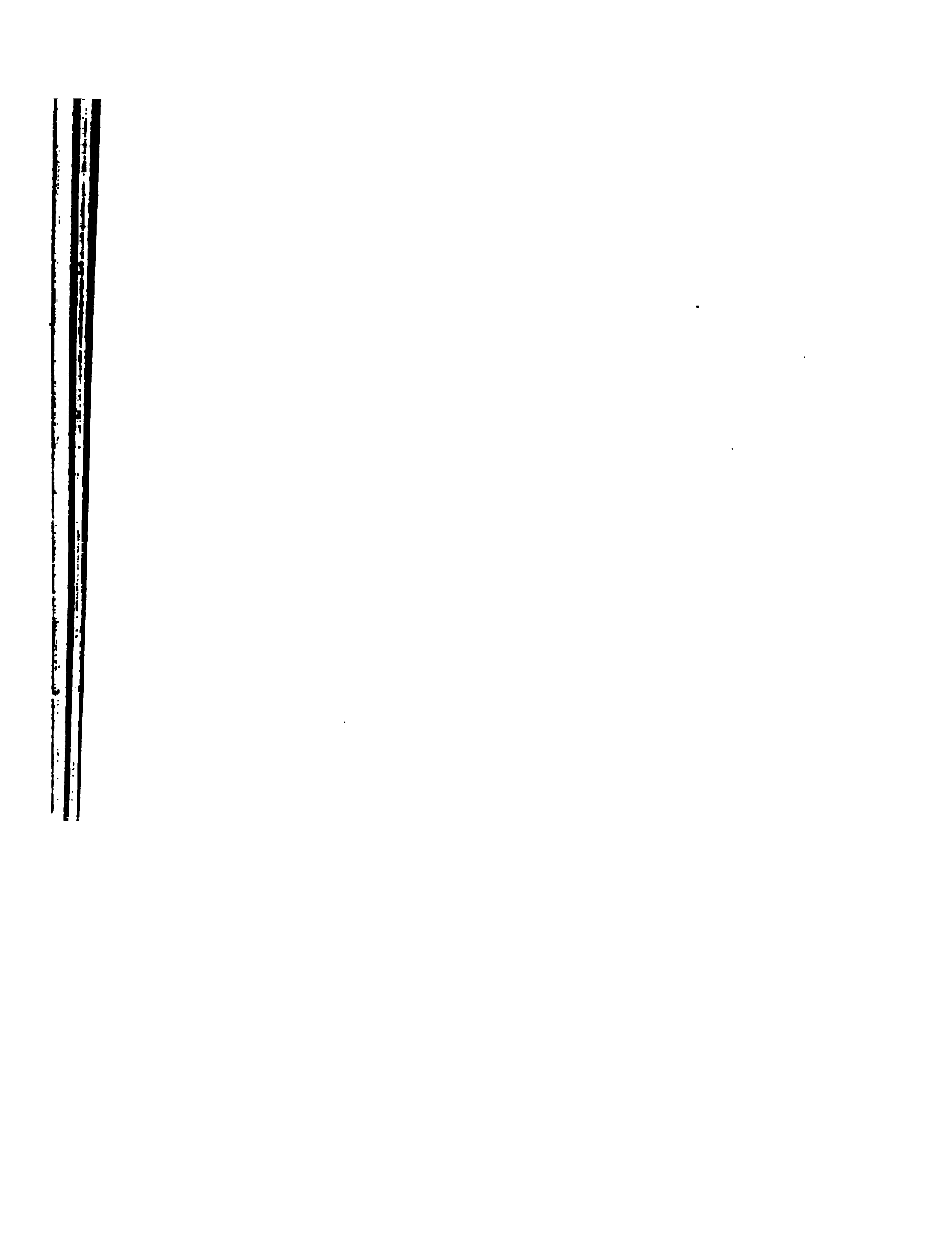
Herder, Stimmen der Völker in Liedern.

Kretzschmer und Zuccalmaglio, Deutsche Volkslieder.

Talvj, Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen.

Simrock, Zarnack, Künzel, Meier, Meinert, Mündel, Müllenhof, Pröhle, Reifferscheid, Tobler, Wyß, Elwert, Uhland, Menzel und andere vorzügliche Sammler mehr.

Über Volkpoesie und Umdichtung ist ein sehr instruktives Werkchen von Reinhard Wager 1860 in Barmen erschienen.

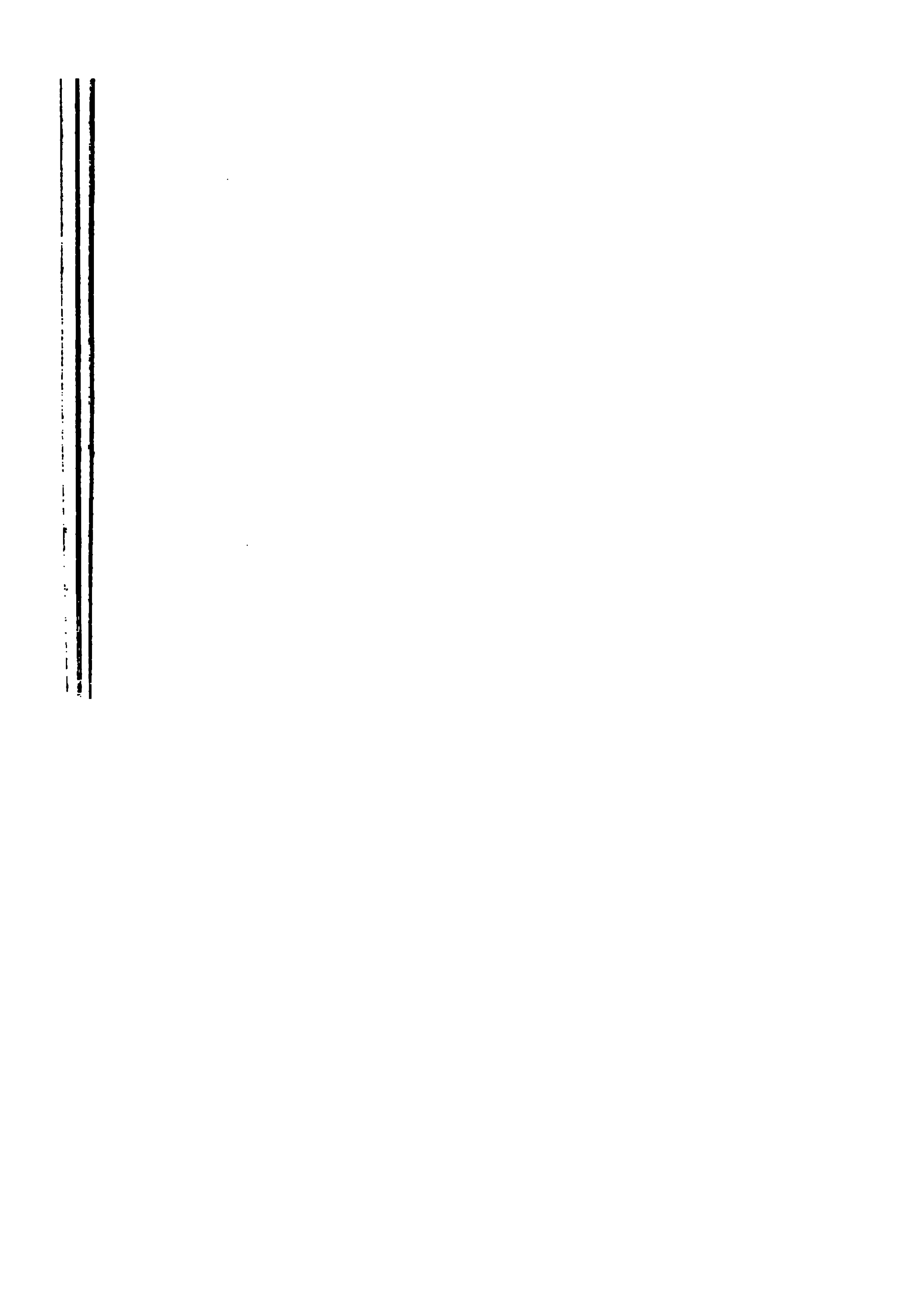


XVI.

Bedeutung der Sitten und Gebräuche.

Von

E. R. Grebe,
Oberlehrer.



XVI. Bedeutung der Sitten und Gebräuche.

Die Sitte unseres Volkes, hervorgegangen aus dem alten germanischen Heim, war ursprünglich ein göttlich Gegebenes und rührt wesentlich aus bildungsfähiger Jugendzeit des germanischen Volkes her. Sie umfaßt das gesamte Leben der Nation in seinen unzähligen Besonderheiten und erhebt den Anspruch, als große, geistige Überlieferung der Väter angesehen zu werden. Wie jede Volkspersönlichkeit eine unergründlich tiefe Eigenheit besitzt, das Leben der Welt in eigentümlicher Weise widerzuspiegeln, so sind auch unserer Volksseele besondere Kräfte verliehen, die Lebensordnung zu erzeugen, die neben Sprache und Religion von altersher die große nationale Gemeinschaft zu einer Einheit verband und als Gewohnheit sich auf die nachfolgenden Geschlechter vererbte.

In dem Wirrsal der Erscheinungen unseres Volkslebens gewahrt der Forscher sonderlich den beherrschenden Einfluß des nun schon über ein Jahrtausend unabgebrochen wirkenden Christentums; doch haben sich daneben auch nicht wenige altehrwürdige Reste altheidnischen Glaubens aus der Urzeit erhalten, die durch spätere Aufnahme fremder Bildungselemente eine stetig wachsende Befruchtung und Bereicherung erfahren haben. Den Entstehungsursachen der mannigfachen Gebräuche nachzugehen, die sich hier im alten Lande zu Hessen erhalten haben, gewährt ein nicht geringes kulturhistorisches Interesse. Deshalb möge der Versuch gewagt werden, soweit es die Volkskunde der Gegenwart vermag, den Zusammenhang zwischen der heutigen Sitte mit den unverstandenen Zuständen längst vergangener Zeiten und einer entschwundenen Kulturwelt nachzuweisen.

Das irdische Dasein des Menschen bewegt sich zwischen den beiden Polen Geburt und Sterben. Diese Hauptmomente umrahmen die übrigen Denksteine des Lebens, von denen die Hochzeit vielleicht die freudenreichste und — folgenschwerste ist. Außer diesen drei hervorragenden Ereignissen irdischen Daseins nehmen die alljährlich wiederkehrenden Kirchen- und Volksfeste einen breiten Raum im Leben unseres hessischen Volkes ein. Alle diese wichtigen Begebenheiten des Einzel- und Volkslebens mögen daher einmal in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen werden und eine, wenn auch nur flüchtige Beleuchtung erfahren.

Die Geburt.

In allen deutschen Stämmen hat sich die Mär erhalten, daß die Neugeborenen aus Brunnen und Teichen hervorgingen. Germanischer Kosmogonie zufolge liegt bekanntlich der Ursprung der Welt, sogar derjenige der himmlischen Mächte, in einem unterweltlichen Brunnen; auch die Menschen entstammen diesem Huldaborn, der im strahlenden Gewölbe des Berges gedacht wird. Vermutlich ist dieser Berg nur die „irdische Lokalisierung" der als Berg gedachten Wolke, die das strahlende Himmelsgewölbe verhüllt. Der Mythe zufolge hat die alles Leben erzeugende Gottheit, die Frau Holle, einen Teich, am hessischen Bergkönige, dem Weißner (Meißner) gelegen, wo



Phot. Carl Heßler.
Der Frau Hollen-Teich am Meißner.

kinderlose Frauen den heißbegehrten Ehesegen gläubig von ihr erflehen. Unter der unergründlichen Tiefe des Wassers besitzt die Göttin einen wunderlieblichen Garten, in welchem die duftigsten Blumen erblühen und die köstlichsten Früchte reifen. Wiederholt schon ist die Vermutung ausgesprochen, daß jener Garten wohl das Lichtreich jenseits des Wolkenhimmels bedeutet, wo die Sonne weilt und wo die Gestirne ihren Strahlenglanz erhalten. In jenen Lichtregionen schweben die Seelen der Verstorbenen, und diese kehren wiedergeboren als Kinderseelen auf die Erde bezw. auf die Oberwelt zurück. Und so bildete sich die Sage von dem Jungbrunnen, der Greise in jugendlicher Schönheit wieder erstehen läßt. Besonders lebendig ist dieses Bewußtsein noch in althessischen Gauen, und das Landvolk zumal hält folgende Mythe noch mit aller Zähigkeit fest: Aus ihrer lichten Wohnung tief

unter dem Gewässer holt die freundliche Göttin die noch ungeborenen Kinder herauf und beglückt damit die dankbaren Mütter. Doch sie nimmt auch die Seelen der Ertrinkenden auf und sendet sie durch ein „zweites Geborenwerden" auf die Oberwelt wieder zurück. Als Diener und Bote der Gottheit erscheint der treue Hausfreund, der Storch, der bekannte und in die Augen fallende Bewohner unserer Teiche, der mit seinem langen Schnabel in die Tiefe des Brunnens taucht und das hervorgeholte Kind einem ausersehenen Hause zuträgt, wobei er die Mutter ins Bein beißt, so daß diese das Bett hüten muß.

Nach altgermanischem Brauche erhielt das neugeborene Kind die heidnische Wasserbesprengung und die erste irdische Speise; bis zur Besprengung galt es nur als Seele, war der Macht der Geisterwelt untertan und konnte von Unholden vertauscht werden. Namentlich waren es besonders die Wichtelmännchen, die ihre eigenen Kinder unterlegten, die sogenannten Wechselbälge, die stumm blieben, einen dicken Kopf hatten und am liebsten mit Asche spielten, und dafür das schöne Menschenkind raubten. Der Glaube, daß getaufte Kinder nicht mehr verwechselt würden, scheint seinen Grund in dem Widerwillen zu haben, den die heidnischen Voreltern gegen das Christentum hegten, in der Annahme: die Wichtelmännchen verschmähten es, einen durch die Taufe der alten Landesreligion untreu gewordenen Menschen in ihre Gemeinschaft noch aufzunehmen. Um diese Verwechslung zu verhüten, ließ man früher allgemein bis zur Taufe im Zimmer der Wöchnerin ein Licht brennen, denn bei heller Beleuchtung können die nur im Dunkel wohnenden Wichte nicht sehen. Auch pflegt man zur Abwehr böser Absicht der Hexen Axt und Besen in Kreuzgestalt auf die Schwelle der Tür zu legen, falls unter den glückwünschenden Frauen auch Hexen sich der Wöchnerin nahen sollten. Diese Annahme beruht wohl auf dem Glauben an die drei



Phot. Carl Heßler.

Die Kitzkammer am Meißner.

schicksalspendenden Nornen, von denen man der dritten, Skuld geheißen, gar üble Gesinnung zuschrieb. Da die Axt, besonders bei weit vorstehender Rückseite, mit einem Hammer Ähnlichkeit hat, so ist der Gedanke wohl nicht abzuweisen, daß er an Donars Hammer erinnert, mit dem der Donnergott, der die Ehen mit Kindern segnet, die menschenfeindliche Schwarzelben-Brut bekämpft. Der Besen, aus zusammengebundenen Birkenreisern bestehend, scheint den Zauberspieß zu bedeuten, mit welchem Wodan wünschenswerte Dinge vollbrachte. In diesem Zusammenhange mag auch noch bemerkt werden, daß man den der Hexerei verdächtigen Frauen nicht leicht etwas leihet, den etwa geliehenen Gegenstand aber noch seltener wieder zurücknimmt, aus Besorgnis, die Hexe könne mittels desselben dem Kinde ein Übel zufügen. Mit Ängstlichkeit sucht man es auch zu vermeiden, die von der Hexe gestellten Fragen mit Ja oder Nein zu beantworten; ebenso sorglich ist man darauf bedacht, das Kind vor dem bösen Blick der gefürchteten Frau zu behüten. Eigentümlich ist der sehr vereinzelt vorkommende Gebrauch in Hessen, den Erstgeborenen des Hauses sofort nach der Geburt in den Pferdestall zu tragen und auf ein Pferd zu setzen, um ihm dadurch die Gabe zu verschaffen, alle Fieber besprechen zu können.

Vor Empfang der Taufe wird auf dem Lande das Kind nicht aus dem Hause in den Sonnenschein getragen, weil nach heidnischer Anschauung Luft und Sonnenlicht die ungetauften Kinder „frißt". Licht und Feuer, vom Sonnenstrahl wie vom Blitz ausgehend, bedeuten nämlich auch das zerstörende Element, welches das zarte Naturleben versengt. Deshalb sucht man das Kind bis zu dem Moment, wo der Taufakt vollzogen wird, durch sorgfältige Verhüllung gegen den schädigenden Einfluß des Sonnenlichts zu schützen.

Die Hauptfeier nach der Geburt ist der Taufakt, der auf dem Lande gewöhnlich Sonntags, zumeist noch in der Kirche, vollzogen wird. Der Pate gibt dem Kinde einen von den Eltern gewünschten Namen und läßt dabei ein Geschenk verabreichen, das mittels der Wickelschnur an das Kind gebunden wird. Wohlhabende Familien spenden als Angebinde wertvolle Schaumünzen, ärmere dagegen gewöhnliche Geldstücke. Der Ausdruck „Angebinde" weist zurück auf das Nornenband, das von der Schicksalsgöttin als Glücks- und Lebensfaden gewebt wurde und in dem bekannten Kinderliedchen wiederklingt: „Storch, Storch, Steiner!" usw. Dieser Beiname des heiligen Vogels ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß er stumm und schweigsam wie ein Stein ist. Schweigend durchsegelt er die Luft, und in heiligem Schweigen durchwatet er Sumpf und Wiese. Schweigsam wie der Stein, ist er auch unempfindlich wie dieser gegen Gewittersturm, gegen Blitz und Donner. Ist er doch Donars heiliger Vogel, der das von ihm bewohnte Haus vor Feuer und Blitzstrahl bewahrt. — Die weitere Verszeile: „War

mit Gold gebunden", erinnert an den alten Brauch, dem Täufling Goldmünzen als Angebinde zu spenden, da Gold neben der Seide besonders Glück verheißend schien und die Gewähr bot, dem Kleinen dereinst Reichtum zu sichern.

Nach Vollziehung der Taufe legt der Pate ein Opfer in das geweihte Wasser. In heidnischer Zeit brachte man Frau Holle, der Besitzerin aller Kinderbrunnen und Teiche und Spenderin des Kindersegens, eine Münze als Dankopfer dar, woraus sich denn auch die vielen Funde an Gold- und Silbermünzen aus Teichen und Brunnen leicht erklären. —

Noch eines freilich außerordentlich seltenen Brauches mag hier Erwähnung geschehen, der einen tief mythologischen Hintergrund hat. Die Fingernägel des Kindes werden anfänglich von der Mutter abgebissen und sofort verbrannt; denn nach dem Mythus vom Weltuntergang wird kurz vor Eintritt dieses Ereignisses das aus den Nägeln Verstorbener angefertigte Totenschiff — Naglfar — flott. „Um nun die Vollendung dieses Schiffes, also den Weltuntergang, möglichst lange hinauszuschieben, beschneidet man nicht nur die Nägel der Toten, sondern vernichtet auch die Nägel der Neugeborenen, die bei dem Bau des Schiffes mitverwandt wurden". —

Wie das Kind vor Empfangnahme der Taufe, so stand auch die Mutter unter dem Einflusse der Geisterwelt, solange sie nicht ausgesegnet ist. Die Aussegnung erfolgt nach sechs Wochen in feierlicher Weise vor dem Altar der Kirche. Bis zur heutigen Stunde noch macht sie den ersten Ausgang in das Gotteshaus. Bevor dieses geschehen, hat die „Wöchnerin" die Fähigkeit zum Hexen, wird deshalb möglichst gemieden und darf nicht aus dem Fenster schauen. Im übrigen genoß das Wochenbett seit alter Zeit manche Begünstigung. Von jeder Feuerstätte wurde früher alljährlich ein Rauchhuhn erhoben. War jedoch die Frau in Wochen, so brauchte nur der Kopf des Huhnes geliefert zu werden, das Huhn selbst aber sollte für die Frau zu ihrer Stärkung verwandt werden. Das Wochenbett der Frau entband den Mann von jeder Dienstpflicht. Bei der Nachricht von der Geburt eines Kindes durfte er sogleich ausspannen und nach Hause ziehen. Kein Bedürfnis der Frau durfte versagt werden, wenn auch der Mann augenblicklich unvermögend war, dasselbe zu bezahlen. Jeder Wirt wurde gestraft, der zu solchem Zwecke den verlangten Wein oder das begehrte Bier nicht verabfolgte; ja es war gestattet, sich das Verlangte selbst zu nehmen, wenn man das Geld dafür niederlegte.

Die Hochzeit.

Der Höhepunkt des Erdendaseins, die eigentliche Blütezeit menschlichen Lebens, ist der feierliche Akt der Verbindung zwischen Mann und Weib.

Es geschieht dies durch das Ehrenfest des Brautpaares, durch die Hochzeit, welches Wort ursprünglich jedoch nicht nur Vermählungsfest bedeutete. Schon das alte Germanentum hat dieses Fest mit mancherlei poetischen Gebräuchen geschmückt, die vorwaltend das heitere Gewand der Lust und bunten Freude tragen und sogar noch indogermanische Eigenart bekunden.

Hatte die Werbung des Freiers den erhofften Erfolg, so fand zwecks Abschließung des Verlöbnisses der *Weinkauf* statt, eigentlich „winkof" allgemein noch richtig gesprochen. Das Wort wini oder auch wine bezeichnet nach dem Alt- und Mittelhochdeutschen den Geliebten, den Gatten oder die Gattin. Alle Verträge wurden beim Trank, der ehedem zu den Kultushandlungen gehörte, abgeschlossen, und so konnte die Verdunkelung der ursprünglichen Bedeutung des Wortes dazu führen, in der Gerichtssprache den Abschluß aller öffentlichen Verträge auch *Weinkauf* zu nennen.

Durch den Brautkauf wurde die Frau aus dem Rechts- und Schutzverhältnis ihrer Geburt losgekauft und ihr die Mundschaft von dem Geschlecht des Bräutigams erworben. Es war ein Rechts-, nicht ein Personenkauf. Die Höhe des Mundschatzes hing von gegenseitiger Übereinkunft ab und mußte durchaus den Verhältnissen entsprechen. Bei dieser Gelegenheit trank man auf Donars und Freias Minne und brachte Trankopfer dar, um Frieden und Ehesegen von der Gottheit zu erflehen.

Nachdem diese Präliminarien nach alter Gewohnheit erledigt worden waren, folgte das Fest der Heimholung der Braut, vielfach der *Brautlauf* genannt, d. i. der eilige Zug der Braut zum Hause des Mannes, was als gute Vorbedeutung einer glücklichen Ehe galt. Den Wettlauf zur Erlangung des ausgesetzten Siegespreises unternehmen heute nur die Freunde des Brautpaares, nicht aber dieses, wie es alte Sitte erheischte. — Als Hochzeitstag erkor man ehedem mit Vorliebe den *Freitag*, den Tag der Himmelsgöttin Fria, der Gemahlin Wodans, auf welchen Namen das gotische frigôn, das heutige friggen oder freien hinweist, und die als die gute Frau Holle — Göttin der Treue und Beständigkeit — Beschützerin der Ehe war. Neben dem Freitag wählte man auch den *Donnerstag*, da auch Donar den Ehegatten seine besondere Fürsorge angedeihen ließ. Sogar der *Dienstag*, dem Gerichtsgott Ziu geweiht, wurde vielfach zum Hochzeitstag ausersehen, weil die Ehe als Vertrag auch in das Gebiet gewöhnlicher Rechtsverhältnisse fällt.

Am Tage der Heimholung thronte die Braut auf dem von Reitern geführten Brautwagen, der die Mitgift, die fahrende Habe, dem neuen Heim zuführte. Altdeutsches Recht gebot, auf dem dreibeinigen Stuhle zu sitzen auf welchem man ein neues Besitztum anzutreten pflegte; neben diesem Freistuhle gehörte auch der Wagen zu den Symbolen der Besitzergreifung. Die



Lieder ohne Worte. Nach dem Gemälde von Adolf Lins.

Einfahrt in den neuen Hof fand auch dann statt, wenn die Brautleute in allernächster Nähe ihre bisherigen Wohnungen hatten, in diesem Falle wählte man Umwege. Im Altertum sandte der Bräutigam eine Schar aus, die Braut in sein Haus zu holen. Dabei stießen sie auf mancherlei Hindernisse. Namentlich suchte man das Brauthaus erst verschlossen zu halten und die Braut zu verleugnen, eine Sitte, welche nach Freybe durch den Trennungsschmerz der Eltern, die Scham und Sprödigkeit der Jungfrau und die Lust der Gäste, den Bräutigam aufzuhalten und zu necken, eine gewisse



Brautwagen aus Niederhessen.

Rechtfertigung findet. War die Ausstattung eine reiche, so deutete dieser Umstand an, daß die Familie der Braut bei Wodan, dem Gott des Reichtums und der Fülle, hoch in Gunst stand. Der Hauptschmuck unter dieser Mitgift war das Spinnrad, das Symbol der deutschen Hausfrau; Spindel und Rocken waren der Frau Holle geweiht, die den Frauen zuerst das Spinnen gelehrt hat und zugleich auf Fleiß und Ordnung bei Ausübung dieser hochwichtigen Frauenarbeit mit emsiger Sorgfalt achtete.

Vom Elternhause bis zur Ankunft vor dem Hofe des Bräutigams wurde der Brautwagen wiederholt durch ein quergezogenes Seil oder eine Kette gesperrt. Diese Hindernisse müssen durch ein reichliches Geldgeschenk der Brautleute beseitigt werden. Das Verlassen des elterlichen Herdes, der

Haus- bezw. Ortsgottheiten galt als ein Vergehen gegen die bisherige Gemeinschaft, das durch eine Abgabe, die Dank- und Bittopfer war, gesühnt werden mußte, und es war nun die böse Norne, die deswegen dem Menschen die Hemmnisse auf den Lebensweg schuf, indem sie die Weide drehte, mit der wohl zuerst der Brautwagen aufgehalten ward. Durch Geldgeschenke, die als Opfergabe betrachtet wurden, suchte man sich nun die Gunst der guten Gottheit zu erkaufen.

Während der Fahrt hatte die Braut fleißig zu spinnen. An der Grenze der neuen Heimat ward der Faden zerrissen und die Spindel rückwärts geworfen. Die alten Bande, die an das elterliche Haus und die väterliche Sippe anknüpften, blieben nunmehr für immer gelöst, und es mußten deshalb neue Verhältnisse angesponnen werden. An der Schwelle der Haustür überreicht der Bräutigam der Braut ein gefülltes Glas, welches sie zweimal mit den Lippen berühren und alsdann rücklings über die rechte Schulter zu Boden werfen muß. Zerspringt dasselbe in Stücke, so ist es ein glückbringendes Vorzeichen — das Trankopfer war dann nach heidnischer Anschauung von den Hausgöttern gnädig angenommen — im andern Falle erscheint es von übler Vorbedeutung für die Ehe; vielleicht deuteten unsere Altvordern das Ganzbleiben des Glases als Ausspruch der Götter, daß es besser sei, wenn die bisherigen Verhältnisse unverändert fortbeständen.

Nun reicht die Braut vom hochbeladenen Wagen eine Bibel, einen Laib Brot und einen Besen herab — Unterpfänder oder Symbole der Frömmigkeit, der täglichen Nahrung und der Reinlichkeit —, als beste Mitgabe für den neuen Hausstand. Der erste Eintritt erfolgte früher nicht durch die Tür des Hauses, sondern durch ein zu diesem Zwecke durchbrochenes Gefach neben der Tür, welches die Frau durchkriechen mußte, und das alsdann mit Lehm wieder geschlossen wurde. Das symbolische Zaubermittel sollte das Weib an das neue Heim bannen, und es sollte ihre liebste Stätte sein und bleiben.

Auch bei der kirchlichen Trauung spielen sich heute noch einige abergläubische Bräuche ab, die sorgfältig beachtet werden: die Brautleute halten sich vor dem Altare Schulter an Schulter dicht zusammen, damit keine Lücke entstehen kann, die etwa auf spätere Scheidung deuten würde; auch versuchen sie einander, den Fuß oben auf zu setzen, der Sieger behält die Herrschaft in der Ehe. Gegen das Ende der Traurede bemühen sie sich, die Handschuhe auszuziehen, damit auch nicht das geringste Trennende zwischen ihnen und der Gottheit besteht, deren Huld und gnädige Offenbarung man jetzt sucht; wer zuerst damit fertig ist, muß auch zuerst sterben. Bei ersterem Brauche waren die himmlischen Mächte tätig, die Eheleute in friedlicher Einigkeit zu erhalten, jede Trennung aber aufs härteste zu ahnden. Nach

der Trauung schreitet der Gatte voraus, so will es die Vorschrift der germanischen Urreligion, die in vollem Einklang steht mit dem göttlichen Gebot: Er soll dein Herr sein!

Regnet es während der Hochzeit, so heißt es: „Die Braut hat die Katzen schlecht gefüttert!“ Katzen waren die Lieblingstiere der Göttin des Hausaltars, der Ehe und der Liebe wie auch des Herdes, und als nächtliche Wesen der Gottheit geheiligt, ein Katzengespann zog deren Wagen. Eine Vernachlässigung derselben galt als Versündigung gegen die Gottheit, die deswegen einen trüben Hochzeitstag bereitete; namentlich galt stürmisches Wetter als üble Vorbedeutung der künftigen stürmischen Ehe.

Ehedem wurde die junge Frau bei der Rückkehr dreimal um den Herd, den eigentlichen Mittelpunkt des Hauses, geführt und ihr dann der schönste Platz eingeräumt, damit sie daselbst des priesterlichen Amtes walten sollte unter dem Segen und dem Schutze der Gottheit. Das Wort Herd ist gebildet aus hehr = berühmt, wertvoll, und der Endsilbe oth, noch erhalten in Kleinod oder Weihtum; denn der Herd, an dem die heilige Flamme stets lebendig erhalten werden sollte, war gleichsam der Altar, der dem Thor und seiner Gemahlin geweiht blieb.

Der weitere Verlauf der Hochzeit bietet uns das Bild eines Festes von berechtigter Freude und von lautem Jubel, zeigt aber auch nicht selten die Ausartung zu grenzenloser Schwelgerei. Von dem Hochzeitsmahl sei nur noch erwähnt, daß zum Schlusse desselben ein gekochter Schweinskopf, geschmückt mit einem Blumenkranz oder auch mit einem Zypressenzweig und einen Apfel im Maule haltend, im Ort umhergetragen und dann bei der Zurückkunft von den Teilnehmern des Zuges verzehrt wurde; den Apfel verspeiste das junge Ehepaar. Der Schweinskopf war das Opfer, welches die Neuvermählten dem Frô, dem Gott des Ehesegens und der Fruchtbarkeit, darbrachte, da ihm das Schwein als fruchtbarstes Säugetier geweiht war, namentlich galt dessen Kopf als wertvollstes und beliebtestes Opferstück. Der Apfel im Rachen desselben ist gleichwohl uraltes Symbol der Fruchtbarkeit und des Segens. In der germanischen Mythologie spielen die Äpfel, die Unsterblichkeit, Jugend und namentlich Fruchtbarkeit verleihen, eine hervorragende Rolle. In späterer Zeit vertrat die Zitrone die Stelle des Apfels neben dem Rosmarin, den beiden Symbolen des Lebens und der Liebe. Außer Zitrone und Rosmarin erhält der Geistliche ein Tuch, und zwar, ältester Sitte entsprechend, von roter Farbe; denn Donar, der die Ehen einsegnet, trug einen roten Bart. Rot ist das Symbol der Liebe und des Lebens. Es ist der Brautschleier, den die junge Gattin nach Vollziehung der Ehe opfert, und der in uralter Zeit das Haupt der Braut verhüllte.

Der Tod.

Wir betrachten den letzten Akt irdischen Daseins: das Sterben. Die Majestät des Todes naht selten ganz unerwartet; ernste Anzeichen haben darauf vorbereitet. Das Leichenhuhn hat während der Stille der Nacht seinen unheimlichen Ruf: Komm mit! aus nächster Nähe ertönen lassen, und das Picken der Totenuhr wird deutlich vernommen. Ein letzter Kampf und — das Leben ist erloschen gleich dem Lichte, das noch einmal aufflackert, um für immer in dunkle Nacht zu versinken. Die Angehörigen nahen nun der Leiche, Augen und Mund zu schließen, weil geöffnete Lippen und Augen Unheil bringen, der gebrochene Blick könnte jemand bald nachziehen und der Tote mit bleckendem Mund ein „Nachzehrer" werden. Auf den Leichnam dürfen keine Tränen fallen, sonst raubt man dem Dahingeschiedenen die Ruhe des Grabes. Das Tuch, womit dem Sterbenden der Schweiß getrocknet wurde, wird sorgfältig aufbewahrt, um damit Wunden zu heilen. Alle Gegenstände, welche mit dem Toten in Berührung kommen, und das Gefäß, woraus der Tote gewaschen, werden umgewendet — und — da sie ohne Schaden nicht wieder gebraucht werden können, dann zerschlagen. Es entspricht einem sittlichen Gefühl, den Toten vor der Bestattung zu waschen und mit einem Feiergewand zu bekleiden. Die Stühle, auf denen der Sarg geruht, werden umgestürzt, damit sich niemand sofort darauf setze, denn sonst folgt in Bälde noch ein Toter aus dem Leichenhause nach; Leichenwagen nimmt man auseinander und läßt sie eine Zeitlang unbenutzt stehen. An manchen Orten ist es Brauch, der Leiche unter dem Kinn einen Bogen Papier derart zu befestigen, daß dadurch das Gewand vom Halse geschieden wird. Hierdurch will man verhindern, daß der Mund des Toten das Leichengewand erreiche. Diese Sitte hängt mit dem furchtbaren Aberglauben zusammen, daß Verstorbene Macht haben, ihr Grab zu verlassen und Freund und Feind die Lebenskraft auszusaugen. Zunächst fangen sie an, das eigene Leichengewand aufzuzehren und hiernach, wenn dieses geschehen, verlassen sie die Gruft und wenden sich an die Lebenden. Dieses Unheil sucht man durch Unterbinden eines Papiers abzuwehren. Hat jedoch der Tote bereits zu saugen begonnen und hat man ihn außerhalb des Grabes schmatzen hören, dann bleibt nichts übrig, als dasselbe zu öffnen und der Leiche mit einem Spaten den Kopf abzustechen.

Überall brennt zur Nachtzeit bei dem Toten ein Licht, das man auch am Tage nicht ausbläst, sondern von selbst ausgehen läßt, sonst wird dem Entschlafenen das Lebenslicht ausgeblasen. Der helle Lichtschein sollte nach der Meinung des Volkes die bösen Nachtgeister ferne halten. Das Licht ist aber auch Symbol des Lebens, das von den Nornen bei der Geburt

angezündet wurde und im Tode erlosch. Ihnen weihte man zugleich durch das Anzünden des Lichtes ein Opfer.

Am dritten Tage findet gewöhnlich das Leichenbegängnis statt. Die Anverwandten und Freunde des Entschlafenen tragen die Bahre. Jeder Träger erhält, wie schon seit einigen Jahrhunderten, eine Zitrone, der Geistliche als Opfer noch dazu ein Taschentuch. Die Zitrone ist Bild der künftigen Auferstehung; denn sie enthält einen keimkräftigen Kern wie kaum eine andre Frucht.

Jeder Angehörige gibt dem Toten drei Hände voll Erde als letzte Liebesgabe mit hinab ins Grab. Bei Fahrleichen darf sich der Fuhrmann nicht nach der Leiche umsehen und ebensowenig vom Pferde steigen. Die Leichen der kleinen Kinder pflegt stets eine Jungfrau auf dem Kopfe zu tragen. Sobald ihr der Sarg am Grabe abgenommen worden ist, kehrt sie ihr Angesicht vom Grabe ab und schleudert den Kitzel, auf dem der Sarg getragen, durch eine entsprechende Kopfbewegung rückwärts in die Gruft. Hierdurch soll verhindert werden, daß das verstorbene Kind niemand weiter nach sich zieht. Mit dieser Befürchtung hängt noch mancher Brauch zusammen. Es darf auch kein Name in dem Leinzeug und Kleidungsstück, womit der Tote im Sarg bekleidet wird, bleiben und kein Schweißtuch, etwa eine Träne oder gar einen Tropfen Blut enthaltend, mit in das Grab gegeben werden. Wird der Familienname oder auch nur der erste Buchstabe desselben mit beerdigt, so folgt die ganze Familie dem Toten bald nach. Beim Nähen des Totenkleides knüpft man deshalb keine Knoten in die Fäden, da dies durch Befeuchten der Finger mit dem Speichel eines lebenden Menschen zu geschehen pflegt. Das Absterben der betreffenden Person erfolgt gleichen Schrittes mit dem Verwesungsprozesse. Nach dem Glauben unsrer Altvordern drückt der Name das eigentümliche Wesen der Person aus, steht also für diese selbst; alles was den Helweg betrat, war der Todesgöttin verfallen, sonderlich die Personen, von denen ein Teil ihres Schweißes oder Blutes an beerdigten Sachen klebt.

Dagegen gibt der Lebende dem Toten gern Krankhaftes, z. B. Warzen und Kröpfe, mit in das Grab. Zu dem Zwecke pflegt man einen Faden dreimal über die Warzen zu ziehen und soviel Knoten hinein zu knüpfen, als Warzen vorhanden sind, alsdann legt man ihn in den Sarg mit der bekannten Formel. Die Kröpfe werden geheilt, wenn man während der dreitägigen Anwesenheit des Toten im Hause jeden Morgen den kranken Hals mit dem Totenhemd dreimal kreuzweise bestreicht oder mit dem Dochte des Totenlichts drückt.

Mit dem Tode ist es jedoch nicht aus; das wußte schon das hohe Altertum, und es tritt uns auf dem Gebiete der Völkergeschichte der merk-

würdige Umstand entgegen, daß fast alle Völker den Glauben an ein Fortleben der Seele hegen. Diesen Glauben teilten auch die alten Germanen und haben ihn trotz aller Kulturanstürme bewahrt in Recht und Sitte. Der Mensch besteht nach ältester Anschauung aus Leib und Seele; diese kann den Körper verlassen und als zweites Ich fortleben. In diesem Zustande vermag sie auch wieder bestimmte Gestalt anzunehmen, ja, sie kann wieder geboren werden. Meistens befindet sie sich in der Schar der abgeschiedenen Geister, die gewöhnlich in den Höhlungen der Berge wohnen. Haftet jedoch der Seele ein ungesühntes Verbrechen an, so irrt sie ruhelos umher und erstrebt vergeblich die Wiedervereinigung mit dem Körper, namentlich in der Nähe des Ortes, wo derselbe bestattet liegt.

Als persönliches Wesen bedarf sie auch im Tode Speise und Trank, beteiligt sich am Leichenschmause, erhält Opfer in Wald und Feld, in Berg und Tal, an Flüssen und Quellen. Zur Bestreitung notwendiger Bedürfnisse gab man dem Toten mancherlei mit in die Gruft, was ihm im irdischen Leben unentbehrlich schien und besonders teuer war. Daher die tausendfachen Funde in Hügelgräbern an Gegenständen aller Art: Waffen, Schmucksachen, Trinkhörner, Messer, Tabakspfeifen.

Die festgewurzelte Anschauung von dem Fortleben des zweiten Ich erheischt, im Augenblick des Sterbens Türen und Fenster zu öffnen, damit die Seele ungehindert hinausfliegen könne — sie verläßt den Körper als Hauch, als Atemzug, d. i. als Seele oder Geist — und Stühle und Bänke umzustoßen, damit sie nicht sitzen bleibe. Gleichzeitig werden im Augenblick des Todes die Wasserbehälter ausgeleert; denn des Verstorbenen Seele ist darüber gekommen. Außerdem wird alles an toten und lebendigen Dingen berührt, was im Trauerhause ist, und falls der Hausherr gestorben ist, kündet man Tieren und Früchten und Bäumen den Tod des bisherigen Herrn an, die Bitte hinzufügend, sich nun zu dem neuen Herrn zu halten. Bei Unterlassung dieser Anzeige sterben die Tiere allmählich und die Vorräte verderben. Alles, was lebt, muß durch Bewegung kund geben, daß es mit dem Toten keine Gemeinschaft mehr haben wolle.

Solange der Leib noch im Hause liegt, weilt auch die Seele noch in der Nähe desselben; jedermann fühlt ihre Gegenwart — Sonntagskinder vermögen sogar die Stimme des Toten zu vernehmen. Bei der Beerdigung begleitet die Seele ihn zur Gruft. Um ihre Rückkehr in das Totenzimmer zu hindern, verschließt man bald wieder Türen und Fenster. Den Toten suchte man so schnell als möglich zu beerdigen, und war es eine übel beleumdete Person, so wurde im Hause an der der Türe entgegengesetzten Seite ein Stück Mauer durchbrochen, um die Leiche hindurchzuziehen, und die Öffnung

schnell zugemauert, damit die Seele bei etwaiger Wiederkehr den Eingang ins Haus nicht mehr finde. Mit Sorgfalt pflegt man den Brauch, die Leiche zuerst mit den Füßen aus dem Hause zu tragen, da sonst der Tote nach seiner Wohnung zurückschaut.

Im allgemeinen nahm man an, daß sich die Seele im Berge aufhalte, und so erklären sich auch die an vielen Orten bekannten Sagen von bergentrückten Kaisern und andern Lieblingen des Volkes, die ihren eigentlichen Hintergrund in den Wodansmythen haben. Von diesem gewöhnlichen Ruheort fahren die Scharen häufig durch die Luft auf bestimmten Wegen, am liebsten an Kreuzwegen vorüber. Oft lassen sie sich über diese tragen und spenden dafür Goldes die Fülle. Die Luftfahrt erfolgt zur Nachtzeit; sobald die Kirchenglocke Mitternacht verkündet, ist die Macht der Geister zu Ende. Die Jahreszeit, zu der das große Fest der Geister stattfindet, ist die Zeit der Zwölfnächte, wo die Tage am kürzesten sind und die Stürme am heftigsten toben — von Weihnachten bis zum Dreikönigstage.

Von der Begräbnisstätte kehrt man zum Leichenhause zurück und schreitet zum Trauermahle. Wie die Leiche und der Sarg entsprechend geschmückt werden, so pflegt man auch das Mahl recht kostspielig zu gestalten. Zur Zeit des Götterglaubens war es ein wesentlicher Teil des Kultus. Je größer nämlich das Totenopfer zu Ehren des Verstorbenen bei seinem Leichenbegängnis war, desto ehrenvoller, so glaubte man, war auch die Aufnahme und Bewirtung des abgeschiedenen Geistes im Jenseits, bei den gefallenen Kriegern in Walhalla.

Festzeiten.

Die Erdentage, die dem Sterblichen hienieden beschert sind, sollen zwar vorwiegend der Arbeit gewidmet sein; doch wird das fröhliche Tun und Schaffen unterbrochen und verklärt durch die Ruhezeit des Feiertags. Die Feier hat eine heitere und ernste Seite, je nachdem sie christliche oder altheidnische Grundlagen hat. Die Kirche feiert die großen Taten der heiligen Geschichte, und die heidnischen Naturfeste haben ihre Basis in den regelmäßig wiederkehrenden Veränderungen der uns umgebenden Natur. So zeigt der Ring des deutschen Festjahres Mischfeste, von christlichen und heidnischen Elementen durchdrungen. Obwohl hierdurch eine gewisse Disharmonie entsteht, verleiht dennoch der altgermanische Zusatz dem Kirchenjahr eine „freudige Naturfrische“. Die Bedeutung der hohen Feste der Christenheit, an denen bekanntlich die evangelische Kirche weit ärmer ist, erhellt schon aus der biblischen und Kirchengeschichte; deshalb mag sich diese Betrach-

tung vorzugsweise darauf beschränken, den religiösen Kern altgermanischer Feste einem flüchtigen Blick zu unterziehen.

Die Voraussetzung aller Festtage des Kirchenjahres ist das Christfest, eingeleitet durch den Nikolaustag am 6. Dezember. Der heilige Nikolaus beschert als Knecht Ruprecht, d. h. als Ruhmesprächtiger, unter allerlei Vermummungen artigen Kindern Äpfel und Nüsse, trägen dagegen droht er mit der Rute. Von der Heiligenlegende abgesehen, erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß das fruchtausteilende Wesen nicht ein Kobold, wohl aber ein Ase, und zwar der fruchtspendende Wodan selber ist. Untrügliche Kennzeichen, der altmodische Hut, der lange Flachsbart und das langherabwallende weiße Gewand nebst andern Attributen deuten auf den Sonnengott hin, der in dieser dunkeln Jahreszeit bei den Staubgebornen einkehrt, um sich von den sittlichen Zuständen derselben zu überzeugen. Später mag die heidnische Idee in christliche Formen umgedeutet sein.

Das Weihnachtsfest hat die Bräuche eines heidnisch-germanischen Festes noch in überströmender Fülle bewahrt. Es ist das Fest der Wintersonnenwende, das Erheben des Tagesgestirns aus der Gewalt der grimmigen Winterriesen, die die Lichtgottheit in den Tod zu versenken drohten, daher die Freude über die Wiedergeburt des Sonnenlichtes, das vom 14. Dezember bis zum 6. Januar — es ist dies die sogenannte Julzeit — seinen tiefsten Stand hat. Das Sonnenrad steht still, so ruht auch der Wagen nebst dem Spinnrad. Die Natur schläft — es feiert Mensch und Tier. Diese Zeit nennt man auf dem Lande die Scherztage, d. h. Rast- oder Feiertage. Wodan ist in den Berg zurückgegangen — die Sonne ist verschwunden. Auch das Gesinde genießt deshalb der Ruhe; denn sceron bedeutet das Halten einer Feierstunde. Es herrschte ehedem der Julfriede, wo alle Fehde begraben schien und das Schwert in der Scheide verwahrt blieb. Wurden dennoch die verbotenen Arbeiten ausgeführt, so wurden die dem Sonnengott geheiligten Tiere, z. B. das Schaf, grindig und blieben unfruchtbar.

Besonders hehr waren die Tage von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, eigentlich die Zwölfnächte genannt, weil unsre Vorfahren die Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten berechneten. Jetzt begann die Werbung Wodans um die Göttin Hulda, der man den Spinnrocken weihete. Die Sonne wirkt und webt den Teppich der Natur, den der Winter wieder auflöst — beides ein Symbol des Lebens und Todes — das Spinnrad versinnbildlicht in gleicher Weise das Weben und Wiederauflösen des Gewebes. Deshalb unterbleibt in der heiligen Zeit diese Arbeit, dazu auch das Backen und Waschen. Der Frevler, der trotzdem den Zaun mit Wäsche bekleidet, muß bald darauf den Totenhof bekleiden. Das Gesinde feiert,

das Vieh bleibt in den Ställen und darf nicht einmal gereinigt werden, wie auch beim Menschen die Leibwäsche nicht gewechselt werden darf.

Dagegen brachte man in ältesten Zeiten der Lichtgottheit große Opfer dar und hielt Opferschmäuse ab, bei denen man Wodans Minne (Gedächtnis) trank. Der Eber mit seinen goldenen Borsten und der Hase als zweitfruchtbarstes Säugetier sowie der Hirsch waren der Lichtgottheit geweiht und darum als Opferfleisch für die Julzeit bestimmt, Hülsenfrüchte jedoch, dem Donar geheiligt, waren verboten und erzeugten beim Übertreter bösartige Geschwüre. Alter Brauch erheischte, vorgenannte Opfertiere in Kuchenteig nachzubilden, sogar Wodan selbst, hoch zu Roß, und die Kinder damit zu erfreuen; zu diesen Geschenken traten später, (als die Kirche das Fest zu christianisieren begann und die heidnischen Formen mit christlichem Inhalt füllte) noch Äpfel, Nüsse, Honigkuchen u. dergl. — Aus Anlaß des Festes der Wiedergeburt der Sonne durfte auch das flammende Feuer nicht fehlen; deshalb wurde es auf dem Herde, der ältesten Opferstätte, vom Hausvater in der geweihen Nacht angezündet und bei dieser Gelegenheit ein Buchen- oder Wacholderstamm angebracht, in historisch bekannter Zeit der Christstock genannt, dessen Asche besonders heilkräftig und segenbringend galt. Man streute sie auf das Feld, um dieses fruchtbar zu machen, und benutzte den Stock als Schutzmittel gegen schwere Gewitter.

Den Zeitraum zwischen Christtag und Neujahr nennt das Volk allgemein „zwischen den Jahren“, weil alsdann die Sonne anscheinend still steht, deshalb werden diese acht Tage nicht mitgezählt. Man unterschied nämlich einen doppelten Anfang des Jahres: die Kirche begann gern mit dem Weihnachtsfeste, ein Brauch, der sich im 15. Jahrhundert noch vorfindet, das bürgerliche Neujahr aber wurde auf den 1. Januar festgelegt. Hieraus ergaben sich in der Tat zwei Neujahre, und daher durfte man mit gutem Fug jene Zeit „zwischen den Jahren“ bezeichnen, in der sich ein bedeutungsvoller Tag an den andern drängt, der Stephanstag (26. Dezember), der Tag des Evangelisten Johannes am 27., wo der Wein in den Kirchen geweihet wird, und Silvester. Die heilige Zeit wurde gern mit Würfelspiel verbracht, weil auch die Himmelshohen in Asgard sich daran vergnügten und Wodan, der Erfinder desselben, zugleich der Wunsch- und Glücksgott war; wahrscheinlich weisen auch die Augen auf den Würfelflächen auf das Sonnenauge des Himmelsgottes hin.

Die längste und wichtigste Festperiode des Jahres endet mit dem Neujahrsfeste. Mannigfach und uralt sind die Gebräuche, die Silvester stattfinden. Wie überhaupt in den Zwölfnächten, so halten sonderlich in der Silvesternacht die Gottheiten samt dem Heer der seligen Geister ihren Umzug. Unter gewaltigem Sturmlied durchjagen sie die Lüfte; Wodan auf

weißem Rosse wirbt als der wilde Jäger, bekannt durch Dichtung und Sage, um die Gunst der Frühlingsgöttin mitten in dem Windesbrausen, noch verstärkt durch das Geheul der Wölfe. Die umziehenden Geister künden ihr Nahen durch unterirdisches Klopfen an. Bei ihrem Erscheinen spenden sie Segen, wehren Unholden und verleihen ihren Lieblingen die Gabe des Hellsehens, des Schauens in die Zukunft. In diesem Glauben findet an vielen Orten das Bleigießen von seiten der Liebenden statt, um aus den im Wasser gegossenen Bleigebilden entweder die Erfüllung oder das gänzliche Fehlschlagen der liebenden Hoffnung zu augurieren. Auch werden langgeschälte Apfelschalen rückwärts über die Schultern geworfen, damit man aus den Verschlingungen derselben den Anfangsbuchstaben vom Namen des künftigen Bräutigams erfahre. Aus gleichem Grunde schaut man in einen gefüllten Wassereimer und sucht das entstandene Spiegelbild zu deuten. Hier und da wird auch der Hühnerstall aufgesucht; antwortet beim Klopfen zuerst der Hahn, so bedeutet dies eine Verlobung, der Ruf der Henne zerstört jedoch die süße Hoffnung. Noch ist auf dem Lande das Schuhorakel in Übung. Auf dem Fußboden kauernd, wird von dem Gesinde ein Schuh über den Kopf hinweg rückwärts geworfen. Weist die Spitze des Schuhes auf die Tür hin, so findet eine Kündigung des Dienstes statt, im entgegengesetzten Falle nicht. Ernster schon war der Brauch, wenn in der letzten Stunde des scheidenden Jahres der unglücklich Liebende sich den Finger ritzte und drei Tropfen des rinnenden Blutes in einen Trank mischte und sodann diese „Philtra" den Gegenstand seiner heißen Liebe kosten ließ. Für allen empfangenen Segen, namentlich auch für die Offenbarung der Zukunft brachte man den Umziehenden Opfer und Gaben willig dar, die sich noch in mancherlei Formen in den Neujahrsgeschenken erhalten haben. Statt der Götterumzüge kennt man heute nur noch die Umgänge der niedersten Diener der Obrigkeit, die ihre Neujahrswünsche in verschiedener Weise, meistens im poetischen Gewande, zum Ausdruck bringen.

Weil die Himmelshohen bei ihrem Umzug göttliche Segenskräfte entbinden, so suchte man in der gesegneten Nacht die Obstbäume unter tiefem Schweigen mit einem Strohseil zu umwinden. Durch diese symbolische Handlung wollte man die ausströmenden Kräfte an den Baum heften und diesen dadurch recht fruchtbar machen. Oft geschieht das Umbinden der Bäume des Abends vorher, wenn die Glocken den Feiertag einläuten. — In manchen Gegenden Hessens werden den Freunden und Verwandten auch Hagebutten zum augenblicklichen Genusse stillschweigend durch das Fenster dargereicht, um den Genießenden im neuen Jahre vor jedem Unfall möglichst zu schützen. Sie heißen auch Schlafäpfel, weil sie, nachts unter das Kopfkissen gelegt, den Schlaf befördern, und waren Wodan geheiligt. Mit

dem zauberhaften Dorn der wilden Rose hat er die Walküre in den Schlaf versenkt und sie mit einem Walle von riesigen Feuerflammen zur Strafe eingeschlossen. Noch heute lebt die gewaltige Schlachtenjungfrau, entkleidet ihrer strengen Herrlichkeit und ihres Flammenhortes, in dem heiteren Märchen vom Dornröschen in unserem Munde fort.

An die Zeit, wo nach dem Glauben des Volkes die Götter noch auf Erden wandelten und in der heiligen Julzeit ihren Umzug hielten, erinnern auch die Neujahrsgebäcke, die die verschiedensten Formen zeigen können, deren ursprüngliche Bedeutung meist nicht mehr verstanden wird; sie stellen sich dar als Kringel, als Haarzopf und als Muldenform. Der Kringel ist ein Abbild des Sonnenrades und soll demnach den vollendeten Kreislauf des Jahres symbolisieren. Der Haarzopf wurde aus zwei geflochtenen Teigstreifen hergestellt und ehedem zu heidnischen Kultuszwecken verwendet. Das Haar galt als Blüte menschlicher Lebenskraft und höchster Lebensfülle und wurde deshalb den Göttern vielfach als Dankopfer dargebracht, namentlich bei der heidnischen Totenfeier. Statt des Haupthaares opferte man später Haarzöpfe aus Kuchenteig geformt, vor allem in der Julzeit beim Umzug der Götter. Die Muldenform war wohl eine Nachbildung des Rückens der Göttin Hulda, die als Wasserfrau in den Wolken schwebte oder an bekannten Brunnen ihren Sitz hatte und von beiden Sitzen aus ihren feuchten Segen spendete. Die Kuchen wiesen Ränder auf, die in die Höhe standen, wodurch die Muldenform hergestellt ward, und zeigten verschiedene Größe. Man gebrauchte sie als Opferkuchen beim Opferschmause der Göttin zu Ehren, die Segen und Fruchtbarkeit verlieh, und deren Gunst man zu Beginn des neuen Jahres durch dieses Gebäck zu erlangen hoffte.

Altem Aberglauben zufolge wird zu Neujahr mit Vorliebe Weißkraut gegessen, um das ganze Jahr genügend Silbergeld zu haben. Es ist dieses ein Rest des Opfermahles, das zu Ehren Wodans und der Frau Holle, den Verleihern des Reichtums, gehalten wurde.

Mit dem heiligen Dreikönigstage endet die Zahl der Zwölfnächte. Die wenigen, diesem einst so hehren Feiertage noch anhaftenden Bräuche entbehren des mythologischen Charakters und sind wohl ausschließlich ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung nach auf die kirchliche Legende zurückzuführen, obwohl man versucht hat, die Dreizahl der Magier auch auf die Dreiheit der Personen in der germanischen Mythologie zu beziehen. In katholischen Gegenden pflegen am Epiphanienfeste drei weißgekleidete Männer, mit schwarzverhülltem Gesicht, oder auch Knaben, alte Liedlein singend und einen Stern tragend, umherzugehen, dabei wünschen sie Glück und empfangen dafür eine Gabe. Großer Beliebtheit erfreute sich namentlich das Bohnenfest, bei welchem ein mit einer Bohne versehener Festkuchen

zur Verteilung kam; wer hierbei so glücklich war, die Bohne zu erhalten, ward zum König ausgerufen, und für diese erlangte Würde hatte er sich durch Spendung einer ansehnlichen Gabe dankbar zu erweisen. Nach alter Gepflogenheit wurde auch am Dreikönigstage das Salz kirchlich geweiht.

Noch in den Wintermonat hinein fällt der Tag St. Pauli Bekehrung, nämlich auf den 25. Januar. Etwa um das Jahr 1200 hat der gewaltige Papst Innocenz III. diese Feier St. Paulo zu Ehren angeordnet. Nach meteorologischen Beobachtungen ist dieser Kalendertag ein entscheidender Wendepunkt für die Witterung des ganzen Jahres. Pauli Bekehrung ist nicht bloß ein bedeutender Wendepunkt für sein persönliches Leben, sondern auch von entscheidender Bedeutung für die Geschichte der christlichen Kirche geworden.

Der Bekehrungstag des Apostels fällt bekanntlich in den altgermanischen Sonnenmonat, der die Zeit vom 19. Januar bis zum 18. Februar umspannte und im hohen Norden der Lichtbringer genannt wurde. Er war dem Sohne des Himmelsgottes Wali geweiht, der mit dem Sonnenlicht auch den Liebesfrühling wiederbrachte. An Stelle der heidnischen Lichtgottheit trat der große Heidenapostel, der durch Erscheinung des himmlischen Lichtes zur Bekehrung gelangt war. Dieser Festtag der Liebenden wurde nun von wißbegierigen Bauernmädchen benutzt, die hochwichtige Frage an den Göttersohn in betreff des Zukünftigen zu richten. (Vergl. Abschnitt: „Das fränkische Niederhessen“: Seite 93.)

Das erwartete Traumgesicht spiegelt dann der Hellseherin ihr künftiges Eheglück vor. Ist beim Entkleiden das Gewand, das unmittelbar von dem Pochen des Herzens berührt wird, kreisförmig zu Boden gefallen, so bedeutet dies langes Leben und eine glückliche Ehe, das etwa entstehende Drei- oder Viereck dagegen Unglück und frühes Sterben. Kein Volk betrieb die Kunst, Zukünftiges zu erforschen, eifriger als das unsrige; vor allem hatte das weibliche Geschlecht die prophetische Begabung, und diese Sehergabe als Naturanlage konnte künstlich derart gesteigert werden, daß sie den Schleier, der die Zukunft verhüllt, zu durchschauen vermochte, und zwar zumeist im Zustand des Traumes. Die Ablegung der Umhüllung hat den Zweck, sich der Gottheit näher und darum für die Weissagung zugänglicher zu denken.

Scheint Lichtmeß die Sonne auf den Altar, so ist ein gutes Flachsjahr zu erwarten.

Während an Mariä Lichtmeß (2. Februar) die Wachskerzen geweiht wurden, so heischt alter Brauch, an Petri Stuhlfeier (22. Februar) den Pachtzins zu entrichten. Die Kultur des Landes stand unter besonderer Leitung Donars, des Gottes der schönen Jahreszeit, der die Saaten gedeihen ließ. Wie Donar den Hammer, so führt Petrus den Schlüssel.

beide öffnen den Himmel: Petrus mit diesem Schlüssel, Donar aber verschließt mit seinem Blitz die Wolkenschleusen.

Bei Ankunft des Donnergottes zogen sich die Eisriesen furchtsam zurück; denn am Matthiastage (24. Februar) ist meistens schon die Herrschaft des Winters gelockert; Matthias bricht Eis. Wie zu Neujahr, so sucht man auch an diesem Tage das künftige Geschick zu ergründen. Jungfrauen gießen des Mittags zwischen 11 und 12 Uhr Blei durch den Ring eines Erbschlüssels oder schütten das Weiße eines frischen Eies in ein Glas Wasser, um zu schauen, ob das Haus des Geliebten in der Stadt oder auf dem Lande, ob im Tale oder auf dem Berge steht. Tritt sie beim ersten Glockenschlage der Mitternachtsstunde mit einem brennenden Lichte ungesehen vor den Spiegel und ruft sie laut den eigenen Namen, so erblickt sie den Mann, dem ihre Zukunft bestimmt ist. Denselben Erfolg bewirken auch folgende Versuche: der Besenritt vor das Ofenloch, das Aufsuchen des Hühner- und des Schafstalles, wie das Auskehren der drei Ecken des Schlafgemachs. Sieht sie aus der 3. in die 4., nicht gekehrte Ecke, so erblickt sie dort den Zukünftigen in leibhaftiger Gestalt. Oft sind auch mehrere Mädchen in der Geisterstunde zu gleichem Tun versammelt und befragen einen verbundenen Gänserich um Rat, indem sie den Vogel umkreisen; wer hierbei von ihm mit dem Kopfe desselben zuerst berührt wird, darf baldigen Brautstand erhoffen.

Der Matthiastag diente besonders zur Vornahme von Zauberei. Unter Zauberei versteht man das Wirken durch höhere als menschliche Kräfte, die jedoch nicht Naturkräfte sind. Das ursprüngliche Objekt dieses Wirkens ist Schade, niemals Heil, weshalb auch schon im Heidentum das Zaubern nur in Beziehung auf die bösen oder gesunkenen Götter sich vollziehen kann. Unter den Begriff von Zauber fällt die Wahrsagerei — nicht zu verwechseln mit natürlicher Divination — die Nekromantie, der Gebrauch des Erdspiegels (Seite 106) u. dergl.

Mit Annäherung des Lenzes begannen in heidnischer Zeit mancherlei Festlichkeiten, die sich in der Fastnachsfeier bis in unsere Tage ungeschwächt erhalten haben. Die Freude über den kommenden Frühling gab sich in ungebundenster Weise kund, worauf auch schon die Wortbedeutung hinweist, denn Fase-Nacht ist eigentlich Schwarmnacht. Die lärmenden Kundgebungen des Volkes sind ein getreues Abbild der Frühlingsstürme, die die Gottheit heraufführt, die sich besonders in Donner, Hagel und im Gewitter offenbart.

Schon der vorausgehende Sonntag Esto mihi, der sogenannte fette Sonntag, war der überschäumenden Freude, die sich in tapferer Eßlust äußerte, gewidmet. Das Mittelalter richtete an diesem Tage große Tur-

niere und Reigentänze ein, die mit üppigen Gastmählern verbunden waren. Den Höhepunkt erreichte der Festjubel in der eigentlichen Fastnacht, in der man unter allerlei Vermummungen umher schwärmte und Gaben einsammelte. Die Lieblingsspeisen des Volkes sind und bleiben bei dieser Feier die Krepeln, in Öl, der Lichtsubstanz, gebackene Kuchen, die wahrscheinlich Opferkuchen darstellen sollen, welche man einst der Lichtgottheit weihete. Das Opfermahl besteht noch heute aus Sauerkraut, Erbsen und Schweinefleisch, also aus den dem Gotte des Erntesegens geheiligten Speisen. Erbsen bildeten zudem die Geschosse Donars ab, die er im Hagel herniedersandte, weshalb man immer noch in einzelnen Gegenden an diesem Abend Erbsen gegen die Fenster wirft. Ebenso häufig werden auch Töpfe gegen die Tür des Nachbars geschleudert; zerschmettern diese mit lauten Knalle, so erfolgt die Redensart: „Der Flachs wird dieses Jahr gut geraten!“ Die zerbrochenen Töpfe waren urspünglich die Gefäße, in denen das Opfermahl bereitet wurde und darum keinem profanen Gebrauch dienen durften. Der laute Knall der zersprungenen Töpfe war ein Beweis der gnädigen Annahme des Opfers seitens der Gottheit, und der allgemein bekannte Ausruf läßt darauf schließen, daß der Flachs bezw. der Lein unter der besonderen Obhut der Lichtgottheit stand. Den Schluß dieser Fastnachtsgebräuche bilden wohl die Feuerräder, die man am ersten Sonntag in der Fasten abends von den Bergeshalden hinab rollen läßt, um durch die Gunst der Lichtgottheit, deren Abbild das nunmehr höher steigende Sonnenrad ist, den Schutz der Fluren vor Wetter- und Hagelschlag zu bewirken.

Mit dem Palmsonntag beginnt die Karwoche, die auch in der evangelischen Kirche noch mehrere Feiertage aufweist, den Gründonnerstag und Karfreitag. Der erstgenannte Tag war im Mittelalter der Tag der Grünen (viridium); hierunter verstand man die Büßenden, welche an dem Tage von Kirchenstrafen losgesprochen und wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen wurden. Heute bereitet jede sorgsame Hausfrau Gemüse von neunerlei Kräutern, eine Erinnerung an die Erstlinge des Pflanzenreichs, die man an dem Donar geweihten Tage ihm zum Opfer brachte. Die Zahl neun spielt in der Mythologie eine bedeutende Rolle und kehrt oftmals wieder, und an den Geber der Frühlingskräuter mahnt das noch übliche Ohrenzupfen, das zum Dank auffordert. Der Karfreitag hat ausschließlich christlich-kirchliches Gepräge.

Zahlreich und bedeutsam sind dagegen die Reste altgermanischen Heidentums, die sich an das Osterfest anschließen. Schon die Übernahme des Festnamens ist merkwürdig: denn dieser weist auf die heidnische Göttin Ostara hin, auf die Himmelshohe, die alltäglich im Osten die Sonne als glühende Feuerkugel hinter den Bergen heraufführt. Es ist die hochgeborene Him-

melsgöttin, die die lebende Kreatur aus dem Schlummer weckt und die Natur mit dem Auferstehungsgewand umkleidet. Das Licht der Sonne behauptet nunmehr den vollen Sieg.

In der Kirche herrschte deshalb der Brauch, am Morgen des Ostersonnabends die sogenannte Osterkerze, ein Sinnbild des Erlösers, des Lichtes der Welt, zu weihen und an dem neuen Feuer anzuzünden, welches man vorher gesegnet hatte. Die Kohlen dieses geweihten Feuers dienten als Schutzmittel gegen den Blitz, gegen Hagel und Viehschäden.

Auf allen Bergen lohten Brände, Ostara, der Göttin des strahlenden Morgens sowie des wiederkehrenden Lenzes zu Ehren. Dieses nach ihr benannte Osterfest scheint zugleich auch Donar, dem unter den Tieren Eichhörnchen, Fuchs und Rotkehlchen zugehörten, gegolten zu haben. Man brachte diese Tiere dem Gewittergott als Brand-Opfer dar, deren Asche den Saaten Gedeihen und Segen verlieh. — Auch das Wasser war heilkräftiger, wenn man es in dieser heiligen Zeit schöpft, namentlich schrieb man dem Osterwasser besondere Kraft zu. Es wurde in der Mitternachtsstunde der ersten Osternacht geschöpft, und zwar in tiefstem Schweigen gewöhnlich gegen den Strom und mit nach Osten gewandtem Gesicht, und dann still nach Hause getragen. Das von der Sonne noch nicht beschienene Element galt sowohl bei Kelten wie auch bei den Germanen als besonders heilig und heilkräftig; denn das Licht des Tagesgestirnes nötigt die segnenden Geister der Tiefe sich zurückzuziehen, und dadurch wird der Zauber unwirksam. Die Wirkung des Osterwassers, die bleibend ist, verleiht Heilung und Schönheit. Es schützt vor Sommersprossen und sichert den Trinkenden vor Siechtum. Auch die Tiere, z. B. lahme Pferde, erfahren seine Heilwirkung.

Der Ostergöttin wurden Eier geopfert, Sinnbilder der Schöpfung, der Fruchtbarkeit und der Auferstehung zu neuem Leben; denn das Ei war Symbol des gefesselten Lebenskeimes, der der Auferweckung harrt. In christlicher Zeit bestand der Gebrauch fort, die Opfergabe dem Priester zu spenden. Der Osterhase, der der Ostara nahe stand und wohl auch wegen seiner Schnellfüßigkeit erwünschte Dienste leistete, beschert sie den Kindern, welche die gefärbten Eier im frischen Grün aufsuchen und sodann zu fröhlichem Spiel benutzen. Neben dem Hasen erscheint außer dem Kuckuck, der die Weissagungsgabe besitzt, auch der Schwan als Spender des Eies und daher als Bote der Gottheit. Ihr galten die Freudenfeuer, die man ringsum auf allen Bergen anzündete, um die besiegten Winterriesen zu verbrennen, nur durfte es kein profanes Feuer, sondern mußte durch Stahl und Stein neu entzündet sein. An der allgemeinen Volksfreude über den Sieg des Lichtes nimmt die Sonne selbst Anteil, indem sie bei ihrem Aufgange an dem so hehren Tage drei Freudensprünge macht.

berg, der durch einen Tritt Sleipnirs, des weißen Schlachtrosses Wodans, entstanden sein soll.

In den Monat Juni, der die Sonne in ihrem höchsten Glanze erstrahlen läßt, fällt in der Regel der Trinitatis- oder Dreifaltigkeitssonntag — der Feiertag nach Pfingsten —, nach dem die gesamten Sonntage bis Advent kirchlich benannt worden sind. Er wurde allgemein zur Feier auf Befehl der Kirche verordnet, und zwar aus Opposition gegen die Unitarier, um den Glauben an die Dreieinigkeit zu bekunden, und deshalb an vielen Orten der goldene Sonntag genannt. Die Entweihung dieses hehren Tages zog nach allgemeiner Anschauung die Gefahr nach sich, vom Blitze erschlagen zu werden. Fleißiger Kirchenbesuch an diesem Sonntag bringt Glück und läßt jedes Vorhaben wohlgeraten, und Kinder, an dem Tage geboren, werden vom Glücke bedacht, erlangen Weisheit und die Gabe, Geister zu sehen. An dem Tage erblüht die Wunderblume, die Macht verleiht, Berge zu öffnen, verwünschte Jungfrauen aus ihrem Zauberbann zu erlösen und hierauf die Schätze der Tiefe, Gold und edles Gestein zu heben. Auch der Farnsamen, dem die Kraft innewohnt, unsichtbar zu machen, Glück im Spiele zu verleihen und jeden Schuß zielsicher zu lenken, reift in der Geisterstunde des goldenen Sonntags und fällt ab, um völlig zu verschwinden.

Der Juni weist noch andere, ehedem geweihte Tage auf: die Johannisfeier (24. d. M.), das Fest der Sonnenwende, voll Blütenduft und Sonnenglanz, das einen heiteren, poesievollen Charakter trägt. Das altgermanische Fest, das wir unter dem christlichen Schilde des Johannis gedeckt sehen, wird namentlich in der Werragegend auch von der heutigen Generation noch mit Vorliebe gefeiert; es ist ein stimmungsvolles Naturfest, und das Flammenspiel des Johannisfeuers übt in der lauen Sommernacht einen unwiderstehlichen Reiz aus.

Der Nachklang dieses Festes ist der Gedenktag der Siebenschläfer (27. Juni), der nach der Volkserfahrung eine besondere meteorologische Bedeutung hat, da die Kirchenheiligen alsdann das Land mit Regen überziehen. Diese sind vermutlich in später Zeit an Stelle der Regengottheiten getreten — es ist der äußerste Termin der Frühlingsfeier, wo man die Witterungsanzeichen, die natürlich von den Göttern ausgingen, sorgfältig beobachtete, um das Wetter für die kommende Periode zu erkunden.

Das Erntefest.

Der Hochsommer spendet den Segen des Jahres, und im Hinblick hierauf betrachtet man die Zeit als eine festliche. Das goldgelbe Getreide galt als das goldene Haar der Gemahlin Donars, das einst von Loki ent-

wendet ward, wie auch der Roggen der Flur durch den Schnitt entnommen wird. Bald nachher sind im Dunkel der Erde Gottheiten geschäftig, neues Haar zu schaffen; gleicherweise sind geheimnisvoll auch die Naturkräfte wirksam, um die grüne Saat entsprießen zu lassen. Besondere Freude gewährte die Flachsernte, weil der Lein unter der besonderen Obhut der weiblichen Lichtgottheit stund. Bei dieser Ernte werden nicht selten die Sonntagskleider angelegt, und unter Gesang zieht man hinaus auf das Flachsfeld, abends kehrt man unter fröhlichem Gesang wieder heim. Die Lieder waren in früherer Zeit Jubelhymnen zu Ehren der Frau Holle; unterblieb das Loblied, so wurde der Leinsamen faul. Die Getreideernte wird mit einem allgemeinen Freudenfest beschlossen. Gesinde und Pferde sind mit Sträußen und Bändern geschmückt, und die Mägde halten an hoher Stange einen großen, mit Bändern und vergoldeten Eiern geschmückten Blumenkranz, den sie nach dem Takte der Musik und des Gesanges auf- und abbewegen. Festmahl und Tanz bilden den Schluß der Feier.

Die letzte Garbe des Feldes überließ man den Zwergen, Wichtelmännchen und weißen Frauen — sie hieß die Mutter- oder Glücksgarbe. Am Baume ließ man einiges Obst hängen, und auf dem Acker blieb ein Büschel Getreide für den freundlichen Geber oder für die Herrgottsvögelchen zurück. Die Gottheit sammelte sodann die ihr bestimmte Gabe ein, oder man legte sie an geweihter Stätte auf dem Altar als Opfer nieder.

Am Erntefest wurde endlich auch der ganze Ernteertrag geweiht und für den Gebrauch gesegnet; dies geschah mit Donars Rune, dem Hammerzeichen, mit dem man den im Backtrog befindlichen Teig und den auf dem Boden ausgebreiteten Fruchthaufen auch zu zeichnen pflegte.

Kirmes.

Ursprünglich war die Kirmes das Erntefest, vielleicht das altheidnische Dankfest, das die Kirche später fortbestehen ließ und zur Kirchweihe umwandelte, womit dann eine Kirchmesse verbunden wurde.

Kirmes ist die noch in ganz Althessen übliche Benennung für das Kirchweihfest oder Kirchmesse. Schon seit mehreren Jahrhunderten erlosch hierzulande jede Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung dieses Festes gänzlich; es wurde seines kirchlichen Charakters völlig entkleidet und zum bloßen Tanzfest des Landmanns umgestaltet, das alljährlich wiederkehrt. Aus der Reformationszeit finden sich noch deutliche Spuren, daß jedes Kirchspiel auch seine besondere Kirchweihzeit gehabt haben mag.

Später dürfen wir drei Zeiten des Jahres unterscheiden, in denen das Kirchweihfest begangen wurde. Einzelne Ortschaften feiern dasselbe in der Pfingstwoche, deshalb die „Salatkirmes“ genannt. Im Westen unseres

Landes fällt die Feier der Kirmes in die erste und zweite Hälfte des September. In der Werragegend beging man schon am Ende des 17. Jahrhunderts die Feier entweder in der letzten Woche des Oktober oder in der ersten Hälfte des November. Es richtete sich dies nach dem „großen Bettage“, der bis zum Jahre 1814 auf den dritten Mittwoch im Oktober festgesetzt war, und acht, auch vierzehn Tage hiernach fand sodaun die Kirmes statt.

Das Landvolk hält mit aller Zähigkeit an diesem alten Volksfeste fest, das mit unbefangener Fröhlichkeit, wenn auch in aller Derbheit gefeiert wird. Die Städte dagegen haben schon seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts die Kirmes nicht mehr gehalten, mit Ausnahme der kleinsten unter ihnen, die gleich den Bauern wohl auch ausschließlich Landwirtschaft betrieben.

Der altheidnische Ursprung der Kirmes läßt sich noch deutlich an dem Begräbnis derselben erkennen. Ein Popanz stellt einen Bären vor, der plump einherschreitet und sich mit einem mächtigen Stabe aufrecht erhält; die übrige Begleitung trägt brennende Besen als Fackeln, die bei der Gruft verbrannt werden. Der Bär galt als Donars heiliges Tier und war Symbol der siegenden Sommerzeit, der bei der Wiederkehr derselben sich vom Winterschlafe erhob und als Beherrscher von Wald und Flur erschien. Das Licht hat jedoch für das laufende Jahr seine segenspendende Kraft erschöpft und erlischt im Grabesdunkel. Die Kirmes endet freilich nur in Posse und Spiel, wie auch die verstellte Traueraufzufassen ist, aber doch will die ganze Zeremonie andeuten, daß das Naturleben allmählich dem Todesschlafe entgegensieht, bis es dem eisigen Winter völlig zum Opfer fällt.

Bei der lustigen Handlung des Begräbnisses werden auch Flaschen und Gläser zerbrochen — ein Hinweis auf die der Erde dargebrachten Trankopfer, um sie fruchtbar zu machen. Die Fackeln verwandeln sich in Asche, wie bei der Weltvernichtung Menschen und Götter durch das Weltfeuer umgewandelt werden, damit aus dieser Asche die Welt erneuert wird. Zudem ward Donar als Gott des Feuers verehrt.

Krankenheilungen.

Am meisten ragt das germanische Heidentum in die Gegenwart hinein in der vornehmlich auf dem Lande noch üblichen Heilmethode. Die Heilkunst beruht zum Teil auf genauer Kenntnis der Natur bezw. auf dem Erkennen des Wesens aller Kreaturen. Daneben kommen bei Wunden und Knochenbrüchen die uralten Segenssprüche zur Anwendung, wodurch auch das Blut der fließenden Wunden gestillt wird. Ferner entnimmt man heiligen Quellen und Brunnen Kieselsteine, die als Attribute Donars, des Heilgottes — der auch das Himmelsfeuer, den Blitz, sendet — angesehen wurden, weil sie Feuer enthalten, dessen Funken durch Stahl entlockt

werden. Kieselsteine gab man gern den Gestorbenen als Amulett gegen die Geister mit, welche die Grabesruhe zu stören vermochten. Gicht und Fieber, Rose und Bruchschaden, sowie Viehseuchen mancherlei Art kuriert man durch den Gebrauch eines Heilspruchs, der heidnischer Vorzeit entstammt, das „Besprechen" genannt. Allgemein bekannt sind die Merseburger Zaubersprüche.

Der heilige Wald wies Heilstätten auf, wo Bruchleidende Genesung finden sollten. Gewöhnlich war es ein hohler Eichbaum, im Volksmunde das Nadelöhr genannt, der z. B. bei Speckswinkel und Mengsberg noch steht und bereits vor Jahrhunderten im Süllingswalde, an der Straße von Friedewald nach Berka, aufgesucht, aber schon vom Landgrafen Moritz durch ein steinernes ersetzt wurde. Frühmorgens vor Sonnenaufgang begaben sich die Kranken schweigend und ohne angeredet zu werden nach dem Nadelöhr, das sie dreimal durchkrochen. Hiervon erhoffte man eine verjüngende Wiedergeburt des siechen Leibes. Denn der Baum, und vor allem die Eiche, war der Gottheit geweiht. Aus den Bäumen sind nach der Edda die Stammeseltern entstanden, sie bilden den uranfänglichen Mutterschoß, in den der Kranke zurückkehrte, um neugeboren und gesund wieder hervorzukommen.

Die Wurstsuppe.

Zu Beginn des Winters werden die Mastschweine geschlachtet. Hierbei findet ein Familienfest statt, an dem die ganze Freundschaft Anteil nimmt. Wohl kein Tier hatte sich bei unseren Voreltern, ja auch bei ihren Göttern einer größeren Vorliebe zu erfreuen als das Schwein. Man schätzte das Tier seiner Fruchtbarkeit wegen und um seines Mutes willen. Seine Hauer machen es ganz unnahbar, so daß es deswegen schon unter dem Schutze des gewaltigen Schwertführers Fro gedacht wurde, des Sonnengottes, der die Erde grün macht.

Das Fleisch war bei allen Germanen, namentlich bei den Edelingen derart geschätzt, daß nach ihrem Glauben die Einherien in Walhalla es täglich genossen, und man hegte die Vorstellung, daß die goldenen Strahlen der Sonne von einem goldborstigen Eber, der Fros Sonnenwagen zog, ausgingen. Die Dankbarkeit gebot, Fro am Schlachtetag ein Opfer zu gewähren. Darauf beruht es, daß noch heute Verkleidete zur Wurstsuppe sich einfinden, um nach Gesang und Tanz ihr Deputat zu empfangen; die Akteurs gelten gewissermaßen als Vertreter der Gottheit, und die komischen Aufführungen sind nichts anderes als eine religiöse Zeremonie. Auch der Schwerttanz wurde einst bei religiösen Festen Fro zu Ehren in feierlicher Weise aufgeführt; es war dies ein große Gewandtheit erforderndes Kriegsspiel, das

sich namentlich in den hessischen Gauen besonderer Beliebtheit erfreute und deshalb mehrere Jahrtausende hindurch bis nach dem westfälischen Frieden ungeschwächt in Übung stand.

Die Spinnstube.

An allen Orten Hessens sind, mit Ausnahme volkreicher Städte, an den langen Winterabenden die sogen. Spinnstuben üblich. „Es wäre ein Attentat auf das Volksleben, wenn man dieselben unterdrücken wollte, denn sie gehören zu den großen Schlagadern, in welche sich das warme Herzblut des Volkes ergießt, um seinen verschiedenen Sphären in Gestalt kernhafter Lieder und erschütternder Erzählungen (Gespenster, Hexen und Verzauberungen) die erforderliche Lebenskraft zuzuführen.“

Diese Zusammenkünfte, besonders diejenigen der Jugend, finden mit Ausnahme des Sonnabends, allabendlich an Werktagen in gewohnter Weise statt, und nur zur Zeit der Lichtmesse feiert man die „lange Nacht“. Wahrscheinlich haben wir es hierbei mit einem Nachklang des germanischen Götterglaubens bezw. des Kultus der Frau Holle zu tun. Nach den bekannten Märchen (Dornröschen, Allerleirauh, die drei Spinnerinnen) ist die verehrte Göttin Meisterin im Spinnen, der niemals der Faden abbricht. Ihrer strengen Aufsicht untersteht die sorgfältige Bearbeitung des Flachses, sonderlich des Spinnens, und so sind unzweifelhaft alle in der Spinnstube vorkommenden Gebräuche mythologischen Ursprungs, die die frische Gegenwart mit dem grauen Altertum verbinden.

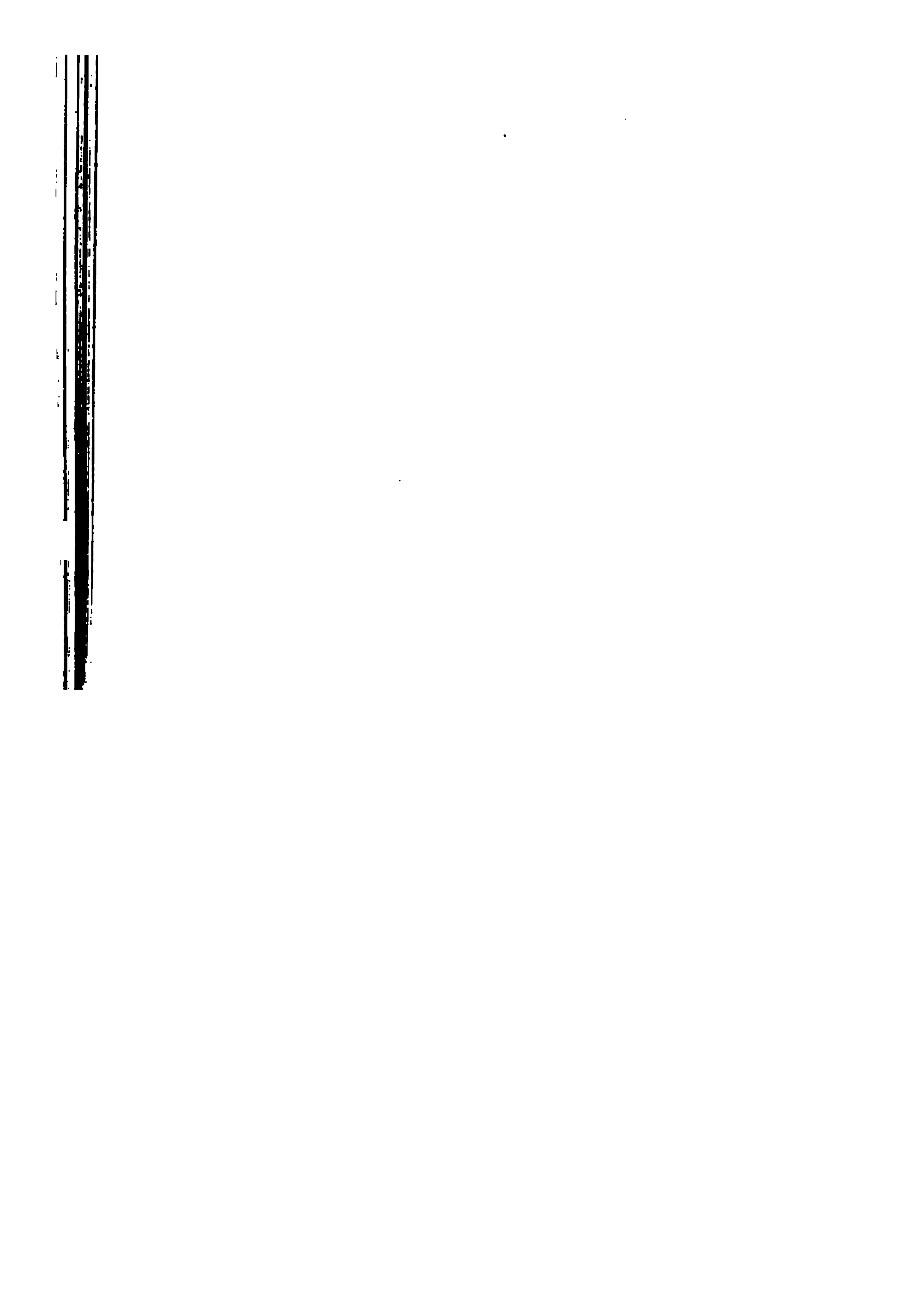
Anhang.

XVII.

Hervorragende Männer Hessens.

Von

Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wilhelm Henkel.



XVII. Hervorragende Männer Hessens.

Einleitung.

Der Anteil, welcher unserm Hessenstamme von den ältesten Zeiten an, seitdem die römischen Geschichtsforscher desselben gedenken, an den politischen Geschicken und der Gesamtkultur des deutschen Volkes als sein gutes Recht zukommt, steht, wie wohl jetzt allgemein anerkannt wird, hinter den Verdiensten keines andern echtdeutschen Stammes zurück. Die Staaten- und die Kulturgeschichte liefert den Beweis, daß sowohl das Hessenland im weitern Sinne, wie auch unsere engere Heimat an der Fulda, Werra, Edder und Lahn durch alle Zeitläufe unserer nationalen Entwicklung hindurch auf sämtlichen Arbeitsgebieten geistiger und materieller Natur allen andern noch so tüchtigen deutschen Stämmen ebenbürtig gewesen ist. Diese feststehende Tatsache kann auch dadurch nicht in Frage gestellt werden, daß der Kriegsgott mit überlegener Streitmacht der politischen Selbständigkeit unseres kleinen Volkes ein Ende gemacht hat, um dadurch die Einigung des großen Vaterlandes zu fördern. Zu der Erkenntnis, daß wir Hessen im Ehrentempel unseres Geschlechtes im Verhältnis zur Bevölkerungszahl sogar mehr Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte und sonstige Förderer des Gemeinwohls aller Künste und Fertigkeiten, als mancher andere Stamm aufzuweisen haben, dazu mag nachstehende gedrängte Übersicht über die Lebensläufe hervorragender Söhne des Hessenlandes an ihrem Teile beitragen.

Die Urgeschichte unseres Hessenstammes, soweit als sie von den römischen Geschichtsschreibern, namentlich Cäsar und Tacitus, berührt wird, weist selbstverständlich noch keine individuellen Vertreter des tapfern Volkes auf. Die Römer kamen überhaupt erst durch die Legionen, die vom Kaiser unter dem Kommando des kaiserlichen Neffen Germanicus in die Weserlande gesandt waren, um die Schmach der Varusschlacht zu sühnen, im Jahre 15. n. Chr. zum ersten Male mit den Chatten in Berührung, wobei Mattium, das ist Maden bei Gudensberg, ihr Hauptwaffenplatz, zerstört wurde. Von diesem Wendepunkte aus gehen unsere Vorfahren gewissermaßen in dem gewaltigen, allgemeinen Frankenbunde auf und werden von Grafen regiert, von denen der Bedeutendste im Jahre 911 als Konrad I. auf den deutschen Königsthron gelangte.

Erst im 13. Jahrhundert erscheint Hessen unter dem Enkel der heiligen Elisabeth Heinrich I. als selbständige Landgrafschaft.

Nun hatte allerdings das Hessenvolk durch das ganze Mittelalter hindurch keinen Mangel an kraftvollen, echt germanischen Persönlichkeiten, namentlich tüchtigen Fürsten; aber erst im Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen, des Humanismus, der Renaissance und der Reformation treten zahlreiche, allgemein menschlich bedeutende, interessante Charaktere auch im Hessengau auf. Auf den folgenden Blättern sind nur einige der für die kultur-historische Entwicklung des Vaterlandes wichtigsten hessischen Männer seit der Reformation ausführlicher beleuchtet worden.

Wie bekannt auch immer das Lebensbild **Philipps**, des einzigen Landgrafen dieses Namens, genannt der Großmütige, sein mag, so steht er hier doch füglich an der Spitze unter den führenden Geistern jener Zeit.

Im Jahre 1504 geboren, aber schon 1518 von Kaiser Maximilian für volljährig erklärt, trat er die Regierung zu einer Zeit an, als die hessische Ritterschaft das Ihrige tat, um das Ansehen des Landesfürsten zu untergraben. Daher Philipps energisches Vorgehen gegen Franz v. Sickingen, den Bundesgenossen des hessischen Adels. Er führte 1526, durch Melanchthon gewonnen, in den hessischen Landen die Reformation ein. Die Gründung der Universität Marburg, der ersten der nichtkatholischen Hochschulen Europas, war sein Werk. Zu Speyer führte der erst 25jährige junge Reichsfürst seine Partei selbständig und veranlaßte 1529, noch im selben Jahre, die Annäherung der norddeutschen Reformatoren an die süddeutschen durch das Religionsgespräch auf dem Marburger Schloß. Freilich vergebens. Nach dem Augsburger Reichstagsabschied trat Philipp mit dem sächsischen Kurfürsten an die Spitze des Schmalkaldischen Bundes; aber das von ihm erstrebte Reformbündnis der deutschen Fürsten gegen den spanisch-burgundischen Fremdling auf dem deutschen Königsthrone kam leider nicht zustande, dazu kam dann noch als „retardierendes Moment“ Philipps leidige Doppelehe, die ihm im entscheidenden Moment dem Kaiser gegenüber zum tatkräftigen Auftreten im Namen der evangelischen Stände den sittlichen Mut benahm. Nach der Niederlage von Mühlberg und der harten fünfjährigen spanischen Gefangenschaft tat der Vielgeprüfte alles was in seinen Kräften stand, um die dem Hessenlande geschlagenen Wunden zu heilen. Freilich hat Philipp, der am 31. März 1567 aus dem Leben schied, durch die Vierteilung Hessens dem so entwicklungsfähigen Hessenstamme in politischer Beziehung den Wind aus den Segeln genommen, aber sein treues Festhalten an der Sache der evangelischen Freiheit hat ihm auf

ewige Zeiten einen der ersten Plätze im Ehrentempel der Fürsten Germaniens gesichert.

Johannes **Feige,** humanistisch **Ficinus,** geb. 1482 in Lichtenau, gest. 1543, ebenfalls in Erfurt gebildet, war Landgraf Philipps wackerer Berater, erwarb sich bedeutende Verdienste um die Einführung der Reformation in Hessen und wurde vom Landesfürsten zur Kanzlerwürde erhoben. Unter seinen Mitarbeitern ragen hervor der aus Fulda stammende Magister und Theologe Adam Kraft, Philipps Hofprediger, und auch Franz Lambert, der von Hause aus Franzose, in Hessen seine zweite Heimat fand und in den berühmten Disputationen der Synode zu Homberg 1526 in Gegenwart des Landgrafen mit Feuereifer und Ausschlag gebendem Erfolg der Sache der Reformation zum Siege verhalf.

Ulrich von **Hutten,** der unerschrockenste und unermüdlichste Kämpfer für die geistige Befreiung der aus der Finsternis des Mittelalters sich herausringenden Menschheit, auf dem Steckelberg bei Schlüchtern am 21. April 1488 geboren, war der Freund des Humanisten Crotus Rubianus, trat in Erfurt in den Humanistenkreis, dem Eobanus Hessus angehörte, und führte von da ab ein Wanderleben sonder Ruhe und Rast, das ihn nach den Universitäten Leipzig, Rostock, Wittenberg, Pavia und Bologna führte. Überall ließ er sowohl in lateinischer Prosa wie in Poesie seine Stimme für die evangelische und die nationale Freiheit gegen die römische Pfaffenwirtschaft erschallen. Im Jahre 1517 von Rom zurück, wo er mit sittlicher Entrüstung und mit Ingrimm die Heuchelei und Frivolität der Römlinge an Ort und Stelle kennen gelernt hatte, ward er in Augsburg von Kaiser Maximilian als Poeta laureatus gekrönt. Im Dienste des Erzbischofs Albrecht von Mainz machte er 1519 den Zug des Schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Württemberg mit. Bald darauf näherte er sich Martin Luther, und nun sandte er von der festen Burg Sickingens aus jene Flugschriften in die Welt, worin er unter dem Wahlspruch „Ich hab's gewagt" das deutsche Volk zum Kampfe gegen die römische Fremdherrschaft aufrief. Von Erasmus kaltherzig abgewiesen, aber von Zwingli menschenfreundlich aufgenommen, starb Hutten, erst 35jährig, gebrochen an Leib und Seele, auf der Insel Ufnau im Züricher See. In diesem, unserm fränkisch-hessischen Landsmann wird Deutschland allezeit den begeistertsten Führer derer zu bewundern haben, die im 16. Jahrhundert das Vaterland vom Fluche des welschen Ultramontanismus zu befreien trachteten. Vergl. David Strauß, Ulrich von Hutten, 2 Bde. 6. Aufl. 1895. —

Aus Simshausen in Oberhessen stammte der glänzende Humanist und Naturforscher Euricius **Cordus,** den Philipp schon im Jahre 1527 an die neugegründete Marburger Universität berief. Von der Marburger

Klosterschule aus trat er in den Humanistenkreis ein, den der Hesse Mutianus **Rufus** an der Erfurter Hochschule um sich sammelte, und wurde bald einer der feurigsten Verehrer Luthers. Vom Jahre 1523 an praktizierte er als Arzt, ähnlich seinem Landsmann, dem Humanisten und Mediziner L. Lotichius, und veröffentlichte zwei Jahre später seine, dem Kaiser Karl V. gewidmete umfangreiche lateinische Dichtung, worin der große Reformator als der Lindwurmtöter gefeiert wird. Der Landgraf Philipp gewann ihn, wie schon gesagt, 1527 für die hessische Hochschule. Aber es ging ihm leider, wie zwei Menschenalter später dem wackern und unglücklichen Giordano Bruno: er wurde wie dieser durch engherzige Fanatiker vertrieben. In der freien, bereits zur Reformation übergetretenen Stadt Bremen fand Cordus ein Asyl als städtischer Arzt. Seine lateinischen Dichtungen stehen an Witz, Gedankenfülle und Formvollendung denen des Hessus und des Lotichius kaum nach; hat doch auch Lessing manche seiner witzigen Epigramme ins Deutsche übertragen. Ja, selbst in seinen medizinischen Schriften bekundet er seinen schwungvollen schlagfertigen Humor, wie wenn er in dem Werke „Liber de urinis“ den damaligen medizinischen Köhlerglauben geißelt. Ihm verdanken wir auch die erste in Deutschland erschienene wissenschaftliche Pflanzenlehre. Alle Zeitgenossen zollen dem wackeren Hessen Cordus ihre Hochachtung ob seiner Wahrheitsliebe, frei von Menschenfurcht. Vergl. Krause, Euricius Cordus, Hanau 1863.

Konrad **Mut,** genannt Mutianus Rufus, am 15. Oktober 1471 in Homberg geboren, wurde von seinen Zeitgenossen dem Erasmus und dem Reuchlin gleich gestellt. Seinen ersten Unterricht genoß er in Deventer, das damals noch zum deutschen Reiche gehörte. Auch er, wie so mancher andere Hesse jener Zeit, eilte zur Alma mater Erfurt. Im Jahre 1503, also im 32. seines Lebens, sehen wir ihn als Kanonikus an der Marienkirche zu Gotha fungieren. Schwere Drangsale hatte auch er 1525 während des Bauernkrieges zu erdulden, wie denn überhaupt sein Erdenwallen, das am 30. März 1526 seinen Abschluß fand, ein prüfungsreiches war. Um so reicher war der geistige Inhalt seines Lebens. Seine umfassenden Kenntnisse des klassischen Altertums und sein humanistischer Enthusiasmus verschafften ihm die Führerschaft jenes Gelehrten- und Dichterbundes, von dem eine mächtige Bewegung ausging, die sich weit über die Grenzgebiete der deutschen Universitäten hinaus erstreckte. Gingen doch auch die Epistolae obscurorum virorum mit ihrer für das verlotterte Mönch- und Pfaffentum niederschmetternden, vernichtenden Wirkung aus diesem Kreise hervor, als es galt, dem wackern Schwaben Reuchlin, dem gelehrten und unerschrockenen Herold der Vorreformation, im Ringkampfe mit den Cölner Domherren, beizustehen. Freilich hatte Mutianus, gleich Erasmus, nicht den Mut, dem kühnen Berg-

mannssohne unbedingte Heeresfolge zu leisten. Wissenschaftliche und poetische Genüsse in der behaglichen Beschaulichkeit der Klosterklause und im fröhlichen Symposion mit Eobanus Hessus, Cordus, Jonas und andren schätzte er höher als den Sturm und Drang jener großen Zeit. Aber unter den zu hohen Ehren und zum Weltruf gelangten Vorkämpfern des Humanismus wird der hessische Bauernsohn Konrad Mut jederzeit als einer der Ersten genannt werden. Vergl. Krause, Der Briefwechsel des Mutianus Rufus. Cassel 1885.

Burkhard **Waldis** aus Allendorf an der Werra, nach 1490 geboren, trat im 32. Lebensjahre im hohen Norden zu Riga, der alten Pflanzstätte der Bremer, in den Franziskanerorden ein. Aber einen jähen Umschwung in seiner Weltanschauung bewirkte die Reise nach Rom, die er in ähnlicher Geistesverfassung wie Luther, nur 14 Jahre später als der letztere, also 1524 unternahm. Was er an den Ufern des Tiberstromes erlebte, trieb ihn für immer aus der Gemeinschaft der Römisch-Gläubigen hinaus. Er nahm Luthers Lehre an und fand zunächst seinen Lebensunterhalt als Handwerker, und zwar wieder in der baltischen Hansestadt. Aber es standen ihm noch manche wunderbare Wechselfälle des Lebens bevor. So ward er im Jahre 1536 in seiner Eigenschaft als Angehöriger und Sprecher des „Livländischen Bundes“ vom Meister des Deutschordens gefangen genommen und 4 Jahre hindurch in grausamer Haft gehalten. Endlich durch seinen Bruder befreit, bezog der schon 51jährige Waldis noch die Universität Wittenberg als Studiosus der protestantischen Theologie und erhielt nach absolviertem Triennium auf dem heimatlichen hessischen Boden das protestantische Pfarramt in Abterode, also auch in der Nachbarschaft seiner Vaterstadt. Im Jahre 1557 schied Waldis aus dem Leben. Das merkwürdige, von ihm in Riga und in niederdeutscher Mundart verfaßte Drama „Die Parabel vom verlornen Sohn“ ist im protestantischen Geiste geschrieben und gehört zu den eigenartigsten Geistesprodukten der Zeit. Die Psalmen übertrug er im Kerker ins Deutsche und kleidete 1553 den „Theuerdank“, das phantastisch-allegorische Werk des Kaisers Maximilian I., in ein neues Gewand. Seinen polemischen Mut, man möchte sagen, seine hessische Streitlust, bekundete er in heftigen Gedichten gegen den Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, den Gegner Philipps des Großmütigen. Sein unvergängliches Meisterwerk aber ist der „Esopus“, 1548, vierhundert Schwänke und Fabeln, die in echt volkstümlicher, witziger und gemütvoller Sprache kirchliche und politische Fragen der Zeit behandeln, aber auch viel praktische Lebensweisheit bieten. Das hessische Werrastädtchen wird das Andenken des Trefflichen allezeit zu ehren wissen. Vergl. Milchsack, Burkhard Waldis. Halle 1887. —

Entsprechend der hohen Bedeutung, welche unser hessisches Land und Volk für die Entwicklung und Ausbreitung der Reformation seit Luthers erstem Auftreten, und nicht minder auch für die Pflege der humanistischen Studien, seitdem dieselben über die Alpen auch zu uns gedrungen, gehabt haben, zählt dasselbe eine ganze Gruppe von Männern zu den Seinen, die in der gewaltigen, geistigen Strömung jener bewegten Zeit als hervorragende Pfadfinder, Herolde und Vorkämpfer in den vordersten Reihen gelten müssen. Als Kenner des klassischen Altertums und genialer Dolmetscher des aus den hellenischen und römischen Dichtern zu uns sprechenden Geistes und als echtkünstlerischer Übersetzer und Nachahmer derselben im edelsten Sinne des Wortes, übertrifft alle seine hessischen Zeitgenossen Helius Eobanus **Hessus,** geboren den 6. Januar 1488, gestorben den 4. Oktober 1540. Es kann jetzt wohl als sicher gelten, daß seine Wiege in dem unfern der Wohra gelegenen Dörfchen Bockendorf, eine Meile von Frankenberg in der althessischen Grafschaft Ziegenhain gestanden hat. Als seinen Geburtstag hat er uns den Dreikönigstag, den 6. Januar des Jahres 1488 überliefert. Auf der humanistischen Schule des trefflichen Pädagogen Jacob Horläus (Hörle) zu Frankenberg legte er als Schulgenosse des später weltberühmt gewordenen Euricius Cordus aus Simshausen den festen Grund zu seinem Wissen und Können auf dem Gebiete der Altertumsstudien und speziell der lateinischen Dichtung. Wohlwollende Verwandte in Gemünden ermöglichten dem unbemittelten sechzehnjährigen Bauernsohn den Besuch der Universität Erfurt, der damals alle Hochschulen überstrahlenden Leuchte humanistischer Wissenschaft. Mit Empfehlungen des berühmten gothaischen Gelehrten Mutianus Rufus aus Homberg in Hessen versehen, trat er mitten in jenen Kreis von Jünglingen und Männern, der sich um den Humanisten Maternus Pistorius gebildet hatte, und aus dem später mehr als ein Gelehrter von europäischem Rufe wie Ulrich von Hutten, Spalatinus, Crotus Rubianus und dann auch Hessus hinaus in die Welt trat. Bald trat er mit den Erstlingserzeugnissen seiner lyrischen Muse vor seine Zeitgenossen. Meistens sind es humoristische Gelegenheitsgedichte, in denen er manchen lebenslustigen Kommilitonen in erstaunlich elegantem Latein verewigt hat. Nach vier wechselvollen und lehrreichen Wanderjahren ließ sich Hessus auf die Dauer in Erfurt nieder und lehrte von 1514 bis 1526 unter ungeheuerm Zudrang der Studierenden als Professor der Rhetorik und Poesie. 1518 unternahm er eine Wallfahrt nach den Niederlanden zu dem von Allen vergötterten König der Humanisten Erasmus. Er gehörte auch zu den Ersten, die zu den Fahnen der Reformation eilten; Luther selbst feierte er in geist- und schwungvollen lateinischen Elegien, die der Sache der Reformation unzweifelhaft gewaltigen

Vorschub geleistet haben. Von 1526 bis 1533 wirkte Eoban als Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg, wo der unvergleichliche Wilibald Pirkheimer einen glänzenden Kreis von hervorragenden Geistern, darunter Albrecht Dürer und Hans Sachs um sich gesammelt hatte. In diese Zeit fällt auch unter zahlreichen andern seine Übersetzung der Psalmen aus dem Hebräischen in herrliche lateinische Elegien. Von 1533 bis 1536 lehrte er wieder an der Erfurter Universität. Endlich aber im Jahre 1536 gelang es Philipp dem Großmütigen, seinen „Homer“, wie er den weltberühmt gewordenen Dichterhumanisten bewundernd nannte, nach der hessischen Heimat zurückzurufen. Die Ankunft Eobans war ein bedeutsames Ereignis sowohl für die Universität wie für die Stadt Marburg. Hier kam auch das umfangreichste der Eobanschen Werke zur Vollendung, seine klassische lateinische Übersetzung der sämtlichen 24 Bücher der homerischen Ilias. Eobans liebenswürdiges Wesen, seine unverwüstliche Heiterkeit und sein genialer, schlagfertiger Witz wurde auch vom Landgrafen so hoch geschätzt, daß er ihn häufig zu sich nach Cassel kommen ließ und auch in Marburg aufsuchte. In Marburg schied er aus dem Leben im Jahre 1540; seine irdischen Reste wurden auf Landgraf Philipps Anordnung auf dem kleinen Elisabeth-Friedhof neben der Ruhestätte der fürstlichen Ahnen desselben bestattet.

Eine treffliche Darstellung des Lebens und Wirkens dieses echten Kindes des Hessenlandes aus jener an Kraftgestalten wie an neuen Ideen so reichen Zeit hat uns Gotthold Schwertzell aus Frielendorf gegeben. Es ist dessen Inauguraldissertation: Helius Eobanus Hessus, Marburg 1873.

Petrus **Lotichius**, mit dem Beinamen Secundus, geb. 2. November 1528 in Schlüchtern, wo sein gleichnamiger Oheim als letzter Abt des im Zeitalter Pipins gegründeten Benediktinerklosters lebte und 1524 mit samt den Mönchen zur Reformation übertrat, war ohne Zweifel der edelste lyrische Dichter Deutschlands jener Zeit. In ihm und in seinem ältern Zeitgenossen Eobanus Hessus besitzt unser Hessenland zwei der bedeutendsten und dabei als Menschen interessantesten Humanisten. Freilich war es ausschließlich die lateinische Muse, welche Beide begeisterte; aber daraus erwächst ihnen kein Vorwurf. Die neuerstandenen klassischen Altertumsstudien wirkten mit solcher Zaubergewalt auf die dichterisch beanlagten jungen Gelehrten, daß ihr Dichtermund in der Sprache Vergils und Catulls überfließen mußte. Und so sagt auch Goethe in „Kunst und Altertum, Werke, Bd. 45, S. 137“: „Einer freieren Weltansicht würde es sehr zu statten kommen, wenn ein junger Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde

daraus hervorgehen, daß der Deutsche sich treu bleibt, und wenn er auch mit fremden Zungen spricht."

Dem freigebigen Oheim verdankte es der junge Lotichius, daß er das Gymnasium in Frankfurt am Main, welches damals seine erste Blüte unter dem ausgezeichneten Rektor Micyllus erlebte, besuchen und dann die vom Landgrafen Philipp neugegründete Universität Marburg beziehen konnte, um sich der Medizin zu widmen. Aber die Poesie trug schon damals bei Lotichius den Sieg über alle andern Bestrebungen davon. Und so blieb es auch, nachdem er um Melanchthons willen nach Wittenberg übergesiedelt war und nach kurzem Kriegsdienste während des Schmalkaldischen Krieges die Erfurter Hochschule bezogen hatte. Von Camerarius warm empfohlen, ging Lotichius von da, erst 21 Jahre alt, nach Paris, und zwar auf Kosten des begüterten Würzburger Kanonikus Stibarus, von da nach der Normandie und nach dem südlichen Frankreich, wo der Anblick der riesigen Reste altrömischer Architektur mächtig auf ihn wirkten, und zuletzt nach der Akademie Montpellier zum Zwecke naturwissenschaftlicher Studien. Im Jahre 1554 setzte er das medizinische Studium in Padua in Oberitalien und in Bologna, der damals weithinstrahlenden Leuchte der Wissenschaft, fort. Überall entstanden die herrlichsten lyrischen Gedichte in der eleganteſten Latinität, eines Catull und Tibull würdig in Inhalt und Form. Aber in der ehrwürdigen Musenstadt am Reno erreichte ihn sein Geschick. Durch einen verhängnisvollen Irrtum leerte er einen für einen andern Studierenden bestimmt gewesenen Giftbecher kurze Zeit vor seiner Übersiedelung nach Heidelberg, wohin er als Professor der Medizin berufen war. Dort erlag im Jahre 1560 der erst Zweiunddreißigjährige seinen Leiden. Auch die hessische Hochschule hatte schon 1558 einen ehrenvollen Ruf an ihn ergehen lassen.

Die älteste Ausgabe Lotichianischer Dichtungen erschien 1551 in Paris, eine sehr stattliche Sammlung gab Petrus Burmannus 1754 in Amsterdam heraus, und zwar mit umfangreichem lateinischen Kommentar; die neueste Textausgabe ist die 1840 von Friedemann in Leipzig veranstaltete. 1873 erschien in Hersfeld: P. Lotichius Secundus. Scripsit Guilelmus Henkel. Das unserm liebenswürdigen und formgewandten Dichter schon von den Zeitgenossen rückhaltslos gespendete Lob ist auch von der Nachwelt unangefochten geblieben. Seine zartesten und innigsten Elegien sind die großenteils auf romanischem Boden entstandenen, in denen er seine Sehnsucht nach den Wiesen, Wäldern und Quellen der buchonischen Heimat bekundet. Der treffliche Historiker des Humanismus Johannes Classen, weiland Rektor des Frankfurter Gymnasiums, urteilt in seinem Werke über Micyllus, Seite 155 also: „Unter Micylls Schülern ist als der ausgezeichnetste der als

trefflicher Dichter berühmte P. Lotichius anzusehen. Er hat auf einem bewegten Lebensgange an der Liebe zu den klassischen Studien festgehalten und in der schönen Gabe der poetischen Nachbildung der besten Muster einen Quell reicher Freude und Erhebung gefunden." — Otto Müllers anmutiger Roman „Der Professor von Heidelberg", Leipzig 1870, hat unsern Lotichius zum Helden. —

Den **Landgrafen Karl,** der im Jahre 1677 die Regierung übernahm, bezeichnet die Weltgeschichte mit Recht als den besten und glanzvollsten der Fürsten aus dem Hause Brabant. Er war sicherlich einer der sittenstrengsten der damaligen deutschen Fürsten und lebte in einer überaus glücklichen, sehr kinderreichen Ehe. Auf seine segensreiche Wirksamkeit kann hier nur kurz hingewiesen werden. Im Jahre 1685 gewährte Karl den um ihres Glaubens willen vertriebenen und in Hessen eingewanderten protestantischen Franzosen zur Hebung der Industrie eine „Freiheitskonzession und Begnadigung für fremde Manufakturiers" und Befreiung von allen Lasten auf zehn Jahre; 1687 wies er den unglücklichen aus Savoyen flüchtenden Waldensern Zufluchtstätten in Hessen an. Karl sandte zum Kampfe gegen die Türken zweimal Truppen, die den alten Kriegsruhm der Hessen aufs neue bewährten. In den Raubkriegen Ludwigs XIV. gegen Deutschland hat kein anderer deutscher Fürst mit solchem rastlosen Feuereifer durch Rat und Tat für die Verteidigung der nationalen Ehre und der Reichsgrenzen gewirkt als Landgraf Karl von Hessen-Cassel. Was das kleine Land und Volk, welches 20 000 Mann ins Feld stellte, damals gegen die französischen Marschälle in zahlreichen Feldzügen am Rhein und in den Niederlanden geleistet hat, darf ohne Übertreibung als die glänzendste patriotische Leistung der damaligen kleinen deutschen Staaten gegen den Erbfeind bezeichnet werden.

Für die Residenzstadt Cassel war das wichtigste Ereignis unter Karl, daß er durch du Ry, einen niederländischen Pionieroffizier von französischer Abkunft, 1688 für seine französischen Schützlinge, die Hugenotten, eine Stadt nach holländischem Vorbilde außerhalb der Festungsmauern abstecken und mit Wohnungen bebauen ließ, die heutige Oberneustadt. Außerdem wurden den Zugezogenen noch 28 Ackerbaukolonien im hessischen Land überwiesen, und in Cassel wurde alsbald ein kirchliches Inspektorat für sie eingerichtet.

Die alten Landstraßen wurden verbessert und neue angelegt und das Postwesen so sehr gehoben, daß es in Deutschland für mustergültig angesehen zu werden pflegte. Der Gregorianische Kalender trat mit dem 19. Februar = 1. März 1700 an die Stelle des Julianischen, wodurch arge Mißstände im Verkehrsleben beseitigt wurden. Und nun gar von 1701

bis 1704 die in der Weserschiffahrt epochemachende Gründung der Stadt Karlshafen an der Mündung der Diemel in die Weser auf der Stelle des Dörfchens Sieburg, wo gleichzeitig fleißige Hugenotten angesiedelt wurden!

Das Jahr 1709 brachte die Eröffnung des Collegium Carolinum, einer höheren Lehranstalt für Realfächer, und das folgende die Einrichtung der Kommerzkammer zur Förderung der Handelsinteressen.

Einen wichtigen Wendepunkt im Leben des rastlos schaffenden Menschenfreundes bildete 1699 seine viermonatliche Reise nach Italien. Überall wurden die Kunstschätze besichtigt und Einkäufe gemacht, sowie auch Künstler veranlaßt, in Karls Dienste zu treten. Die auf dem klassischen Boden empfangene mächtige Anregung brachte reichliche Früchte auf dem Gebiete der friedlichen Kulturarbeit im Hessenlande hervor.

In den Jahren 1701 bis 1711 erstand das Orangerieschloß und das Marmorbad zu Cassel. Unter den ins Land gerufenen Gelehrten stand voran der treffliche Franzose Denis Papin, ebenfalls Hugenotte. Karl veranlaßte ihn, seine Professur in Marburg aufzugeben und nach Cassel zu ziehen. In der Geschichte der Physik und der Erfindungen hat sich Papin, nach dem der „Papinianische Topf" benannt wurde, einen unsterblichen Namen als Erbauer des ersten Dampfschiffs gemacht, das am 24. September 1707 von Cassel nach Münden lief, aber von den dortigen Schiffern zertrümmert ward.

Immer noch neue Schöpfungen sollten unter Karls Regierung ins Dasein treten. Der italienische Künstler Guernieri unternahm 1708 die Riesenwerke von Wilhelmshöhe, die ihresgleichen in solch' herrlicher Berg- und Waldnatur nicht haben, und im folgenden Jahre wurde die erste Hand an die im Stile der englischen Parks gehaltene unvergleichliche Karls-Aue gelegt. Wer die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges liest, staunt über die Leistungen der Truppen, die unter kaiserlicher Reichsstandarte aus dem kleinen Hessenlande ausrückten und im Westen gegen den allerchristlichen König, im Osten gegen seinen Verbündeten unter dem Halbmond, den Großtürken, fochten.

Um alles zusammenzufassen, so erscheint das Lebensbild dieses edlen deutschen Fürsten, von kleineren menschlichen Gebrechen abgesehen, geradezu als ein ideales, das einen antiken Philosophen und Staatsordner, wie etwa Aristoteles oder Plato, begeistert haben würde. Karls wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen erregten mit Recht die Bewunderung der Zeitgenossen. Vielleicht kommt einst noch die Zeit, wo das Hessenvolk diesem seinem edelsten Fürsten ein würdiges Denkmal setzt!

Friedrich Karl von **Savigny**, geboren zu Frankfurt a. M. am 21. Februar 1779, studierte auf unserer hessischen Landesuniversität und anderen deutschen

Hochschulen und begann 1800 als Privatdozent in Marburg sein akademisches Lehramt. Schon zwei Jahre später war er außerordentlicher Professor der Jurisprudenz. 1808 trat er in den Lehrkörper der Universität Landshut, der Hochschule Sylvester Jordans, über, und 1810 ward er als einer der ersten Rechtslehrer an die neugegründete Universität Berlin berufen. Nach 32jähriger segensreicher Lehrtätigkeit trat er als preußischer Minister für die Revision der Gesetzgebung in einen neuen Wirkungskreis ein, dem er bis zum Anbruch des „Völkerfrühlings“ im ereignisreichen Monat März 1848 angehörte. Im siebzigsten Lebensjahre trat der bedeutende Jurist und Staatsmann in den Ruhestand.

Savigny gehörte mit dem Göttinger Hugo zu den hervorragendsten Führern der sogenannten „Historischen Schule“ unter den deutschen Rechtslehrern. Die bedeutendste Frucht seiner historischen Untersuchungen war das umfangreiche monumentale Werk „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter“, Heidelberg 1815—31, 6 Bände; 2. Auflage, 1834—51 in 7 Bänden. Die Unerläßlichkeit der historischen Behandlung des Rechtes bewies er in dem dogmatischen Hauptwerke, zu welchem kein geringerer als Häuser das Quellenregister lieferte: „System des heutigen römischen Rechtes“, 8 Bände, Berlin 1840—49; als dessen Fortsetzung ist zu betrachten: „Das Obligationenrecht“. Unter seinen Vermischten Schriften finden sich viele scharfsinnige Untersuchungen aus der Zeit seiner Lehrtätigkeit im Hessenlande, und überhaupt ging von diesem fein- und scharfsinnigen Rechtslehrer eine mächtige Anregung auf die Kreise der zeitgenössischen und nächstfolgenden hessischen Juristen aus, die bis auf die letzten Zeiten der Selbständigkeit unseres Staates weitergewirkt hat. v. Savigny starb in Berlin am 25. Oktober 1861. Vgl. Biographie von Landsberg, Leipzig 1890.

Karl Wilhelm **Justi** wurde am 14. Januar 1767 zu Marburg geboren. Mit 15 Jahren bezog er die Universität und hörte außer theologischen und orientalischen auch historische, philosophische, philologische und naturgeschichtliche Vorlesungen. 1790 wurde er Prediger in Marburg und eröffnete 1791 Vorlesungen über das Alte Testament, geschichtliche Gegenstände und Ästhetik. 1793 wurde er zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt und erhielt bald darauf die philosophische und theologische Doktorwürde; 1802 wurde er einstimmig zum Superintendent der Diözese gewählt und 1822 zum ordentlichen Professor der Theologie an der Marburger Universität ernannt. Viele Gelehrte, Künstler und Fürstlichkeiten beehrten Justi auf ihrer Durchreise mit einem Besuch. Seine Landesherren betrauten ihn mit wichtigen Ämtern. Viele in- und ausländische gelehrte Gesellschaften machten ihn zu ihrem Korrespondenten und Ehrenmitglied. In der westfälischen Zeit blieb Justi patriotisch und stand

mit in erster Linie auf der Liste der Verdächtigen. Dem verfolgten Professor Jordan bewies er in augenfälliger Weise seine Achtung. 80 Jahre alt starb er am 7. August 1846 an einer Lungenentzündung bei völliger Geistesfrische.

Die überaus fruchtbare litterarische Tätigkeit Justis erstreckte sich auf drei Gebiete: Poesie, Erforschung des Alten Testaments und Geschichte.

Die geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an die Denkmäler mittelalterlicher Architektur, vor allem an die Elisabethkirche und das Schloß in Marburg knüpften, führten seinen lebhaften Geist auf die Erforschung vaterländischer Spezialgeschichte. Hervorzuheben ist besonders seine Lebensbeschreibung der hl. Elisabeth, welche er wieder in die geschichtliche Wirklichkeit zurückgerufen hat. Die Geschichte seiner Heimat, der architektonischen Denkmale Hessens, der Universität und anderer Institute hat Justi in einer Reihe von Monographien der Mitwelt vorgeführt. In seinen „Hessischen Denkwürdigkeiten" und seiner „Vorzeit" sowie in einer Menge sonstiger Journale und Taschenbücher lieferte Justi zahlreiche Abhandlungen über hessische Geschichte und Kunstdenkmäler. Die hessische Gelehrtengeschichte von Strieder, deren 18. Band seine Selbstbiographie enthält, hat er bis 1831 fortgesetzt und durch seine persönlichen Beziehungen die hervorragendsten Männer zu Selbstbiographien veranlaßt.

Jacob und Wilhelm Grimm. Das würdige Doppeldenkmal vor dem Rathause zu Hanau, die schönste Zierde der blühenden Mainstadt, ist dem Andenken des edelsten Brüderpaares gewidmet, auf welches das Volk der Hessen zu allen Zeiten mit gerechtem Stolze hinblicken wird. Hanau ist die Vaterstadt des Begründers der Germanistik, der Wissenschaft der deutschen Philologie: Jakob Grimm und seines ihm fast ebenbürtigen Bruders und unermüdlichen Mitarbeiters Wilhelm. Nach dem frühen Tode des Vaters lebten die Brüder in den bescheidensten Verhältnissen. Der am 4. Januar 1785, in welchem Jahre Landgraf Wilhelm IX. die Regierung antrat, geborene Jakob bezog vom Casseler Lyceum aus die Universität Marburg, studierte die Rechte unter Savigny und ging mit dem berühmten Rechtslehrer als dessen wissenschaftlicher Sekretär nach Paris. Die ihm 1805 übertragene, dem jungen Gelehrten aber wenig sympathische Stelle als Akzessist auf dem Kriegsministerium vertauschte er 1808 unter Jerome mit dem Amte eines königlichen Bibliothekars, und im folgenden Jahre stieg er zur Würde eines Staatsauditeurs auf. Auf dem Wiener Kongreß forderte er im Auftrage der preußischen Regierung die nach Paris entführten Handschriften zurück: er war damals Legationssekretär. Die Liebe zur hessischen Heimat veranlaßte Grimm, eine Professur an der neugegründeten Universität Bonn auszuschlagen und in der Stellung als Bibliothekar in Cassel zu verbleiben.

ein Amt, das ihm reichliche Muße für wissenschaftliche Tätigkeit gewährte. Doch folgte er 1829 zusammen mit Wilhelm dem Rufe nach Göttingen als Bibliothekar und Professor und trat dort in die engsten und fruchtbringendsten Beziehungen zu Dahlmann, Otfried Müller und Gervinus. Jakob war einer der Sieben, die sich vor dem Despotismus des Königs nicht beugten. Er siedelte 1841 nach dreijährigem Aufenthalte in Cassel mit Wilhelm nach Berlin über, beide als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften. Jakob, dessen Name inzwischen schon Weltruf erlangt hatte, wurde 1848 im Jahre des Völkerfrühlings auch in das Frankfurter Parlament gewählt und vertrat daselbst aufs eifrigste Preußens Hegemonie an Habsburgs Stelle.

Die irdische Laufbahn des ausgezeichneten, rastlos wirkenden Gelehrten schloß am 20. September 1863. Es ist unmöglich, im engen Raume den wissenschaftlichen Forschungen und der fast unübersehbaren Fülle gelehrter Arbeiten auf dem Gebiete der von ihm begründeten germanistischen Philologie auch nur annähernd gerecht zu werden. Monumentale Bedeutung haben die in Niederzwehren zuerst aufgespürten und unter Wilhelms Mitarbeiterschaft 1812—14 herausgegebenen „Kinder- und Hausmärchen“, die „Lieder der alten Edda“ 1815, sodann die „Deutsche Grammatik“ von 1819 an, das erste einer langen Reihe bahnbrechender Werke, wodurch die historische Sprachforschung überhaupt für alle Kulturvölker ins Leben gerufen wurde. Staunenerregend ist die Sicherheit und das Zielbewußtsein, mit denen Jakob die von ihm erfundene Methode der Forschung überall anwendet und durchsetzt. Die Entdeckung der Gesetzmäßigkeit des Lautwandels und der Lautverschiebung, die fruchtbringende, unausgesetzte Vergleichung der germanischen Mundarten und die Verfolgung der Sprachentwicklung machte ihn zum Führer und Herold der gesamten Fachwissenschaft. Bahnbrechend wirkten auch seine „Rechtsaltertümer“ 1828, und die „Deutsche Mythologie“ 1835.

Auf zahllose, weniger umfangreiche Untersuchungen und Abhandlungen folgte dann zum Schlusse das unvergleichlich großartig angelegte wissenschaftliche Riesenwerk der beiden Brüder: „Das deutsche Wörterbuch“. Die von ihnen fertig gestellten vier mächtigen Bände bilden die Richtschnur für die Gelehrten, welche dieses Unternehmen von nationaler Bedeutung im Geiste seiner Gründung fortführen.

Der schlichte, stets heitere, gewissenhafte Gelehrte Jakob Grimm kannte im Leben keinen anderen Genuß als stetes, stilles Schaffen. In seinem Geiste vereinigten sich eine unglaubliche Fülle der Anschauung und des Wissens mit genialer Kombinationsgabe. Seine Sprache wird belebt durch die Wärme seiner Empfindung, seine Liebe für alles echte Volkstum, durch

frische Anschaulichkeit und durch gesunde, unverfälschte Bildlichkeit. Das deutsche Volk wird diesen Hessensohn allezeit zu den ersten Meistern deutscher Wissenschaft zählen.

Wilhelm Grimm, am 24. Februar 1786 in Hanau geboren, also nur um ein Jahr jünger als Jakob, genas erst 1809 von einer hartnäckigen Krankheit, die sich wie ein düsterer Schatten über das Glück seiner Knaben- und Jünglingsjahre lagerte. Doch war er es gerade von dem edlen Brüderpaare, der sich verheiratete. Aber seine 1825 geschlossene Ehe löste oder beeinflußte in keiner Weise das innige Zusammenleben und -Wirken mit Jakob. Als Bibliothekar und Universitätsprofessor in Göttingen, nachdem er 1830 seine Stelle an der Casseler Bibliothek aufgegeben hatte, gehörte auch er zu den sieben Verteidigern der von der königlichen Regierung im Jahre 1837 vergewaltigten hannöverschen Verfassung; er folgte dem Bruder über Cassel 1841 als Akademiker mit nach Berlin, wo er am 16. Dezember 1859 gestorben ist. Man kann sagen, daß Wilhelm durch seine Eigenart bei aller innerer Verwandtschaft in glücklichster Weise das wissenschaftliche Wirken des Bruders zu ergänzen berufen war. Der geniale Geistesschwung des kühnen Forschers ging ihm ab; vielmehr verhielt er sich als geduldiger, liebevoll wirkender Gärtner zu Jakob etwa wie der feinsinnige Melanchthon, wenn der Vergleich erlaubt ist, zu Luther. Er hatte seinen vollen Anteil am „Deutschen Wörterbuch", an den „Sagen" und an den „Märchen", für welche Wilhelm den richtigen volkstümlichen Ton mit tiefinnerlichem Verständnis getroffen hat. Auch er ließ wie sein Bruder auf diesem Gebiete die Romantiker weit hinter sich. In seinen Untersuchungen über das „Hildebrandslied", die „goldene Schmiede", das „Rolandslied" und zahlreiche andere übte er zwar nicht die scharfe literarische Kritik, die der Bruder beherrschte, aber er veredelte gewissermaßen dessen umfassende gelehrte Forschungen durch feinsinnige Erläuterungen.[1]) —

Hans Daniel **Hassenpflug**, geboren zu Hanau am 26. Februar 1794, der Schwager von Jakob und Wilhelm Grimm, hatte mit diesen Dioskuren lediglich das gemein, durch die Geburt ebenfalls der blühenden Mainstadt mit der lebenslustigen Bevölkerung anzugehören; im übrigen aber erscheint sein Lebenswerk von dem seiner zwei weltberühmten Anverwandten durch eine tiefe Kluft getrennt. Wie der rote Faden in der englischen Marine, so zieht sich durch die ganze Lebensarbeit dieses hochbegabten Menschen und glänzenden Juristen das rastlose Bemühen, dem monarchischen Prinzip in der Erscheinungsform des Absolutismus zum Siege über

1) Das Auftreten und gemeinsame Wirken solcher deutschen Brüderpaare wie die Stolbergs, die Humboldts und die Grimms wird jederzeit Veranlassung zu interessanten psychologischen Vergleichen geben.

das junge konstitutionelle Leben des Hessenvolkes zu verhelfen. Über seine Wirksamkeit in Hessen und deren Folgen geben die Blätter jeder hessischen Geschichte hinreichend Aufschluß. Hassenpflug starb am 10. Oktober 1862 in Marburg. Die Weltgeschichte hat längst über Hassenpflug gerichtet. Für Kurhessen, das Land und Volk der Treue gegen die angestammten Fürsten, und für ihn selbst wäre es eine große Wohltat gewesen, wenn er auf seinem Posten in Luxemburg oder Greifswald geblieben und die hessische Heimat nie wieder gesehen hätte. —

Sylvester **Jordan**, einer der edelsten Adoptivsöhne des hessischen Mutterlandes, entstammte zwar dem fernen, weiland zum deutschen Reiche gehörigen Tirol, aber wir Hessen schulden es dem Marburger Professor und unermüdlichen Vorkämpfer für unser altes Recht, der wie kein Anderer für seine Bekämpfung der Willkürherrschaft zu leiden hatte, Jordan voll und ganz zu unsern besten Landsleuten zu rechnen; die Geschichtsschreibung betrachtet ihn auch in keinem andern Lichte. Der ehemalige Bauernknabe Sylvester aus dem Innsbrucker Dorfe Omes studierte als Jüngling auf der Landshuter Hochschule Jurisprudenz und erhielt seine erste Anstellung beim Landgericht Rosenheim in Bayern, war dann auch eine kurze Zeit in Landshut und München als Rechtsanwalt tätig, habilitierte sich aber im Jahre 1821, also schon fast vierzig Jahre alt, bei der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg und ward noch im nämlichen Jahre als außerordentlicher Professor nach Marburg berufen. Das war der entscheidendste Wendepunkt in der Laufbahn des vielgeprüften Gelehrten und Politikers. Es war das Jahr des Regierungsantritts Wilhelms II., des zweiten Kurfürsten, unter welchem durch das wichtige Edikt vom 29. Juni 1821 die Rechtspflege im Kurstaate von der Verwaltung für immer getrennt wurde. Jordan lebte sich schnell in die neuen Verhältnisse ein und wurde bald mit Leib und Seele Hesse. Noch war das Bollwerk der beschworenen Verfassung gegen die Übergriffe des Fürsten nicht errichtet, und Wilhelm II. entfremdete sich in kurzer Frist die Herzen des Hessenvolkes durch die Behandlung, die er seiner Gattin, der Schwester des Preußenkönigs, zuteil werden ließ, als er die Emilie Ortlöpp, eine Berlinerin, seine Geliebte, als Gräfin von Reichenbach unter den Augen der Seinigen und seines Volkes in Cassel einführte. Das allgemeine Verlangen nach Beseitigung der Willkürherrschaft führte zur Krisis des Jahres 1830, als in den größten Städten des Staates Unruhen ausbrachen, bis endlich am 16. Oktober die Stände einberufen wurden, denen das Grundgesetz, das der Kurfürst am 5. Januar 1831 unterzeichnete, in feierlicher Versammlung übergeben wurde. Jordan war als Vertreter der Universität Marburg in die Ständeversammlung gewählt worden, hatte

einen wesentlichen Anteil an der Entwerfung der Verfassungsurkunde und erwarb sich auch durch die Macht seiner Persönlichkeit binnen kurzem eine führende Stellung im Landtage. Die Regierung blickte mit großem Unbehagen auf den wachsenden Einfluß dieses liberalen Elements, auf die flammende Begeisterung, welche das endliche Zustandekommen der Verfassung in den Herzen der Hessen entzündet hatte. Die ersten Vorboten der langen, schweren Leiden, die gerade jene über unser Land und Volk bringen sollen, meldeten sich bereits. Als die Universität Marburg 1833 zum zweiten Male Jordan in den Landtag wählte, wurde ihm von der Regierung der Urlaub verweigert, und als die Ständeversammlung dagegen protestierte, wurde sie aufgelöst. Einige Jahre dumpfer Gärung gingen dahin, als plötzlich 1839 Jordan in Marburg in Untersuchung genommen, von seinem akademischen Amte suspendiert und im Schlosse Philipps des Großmütigen, welches der kurhessischen Landesregierung auch als Zuchthaus gedient hat, eingekerkert ward. Welcher Hesse kennt nicht den Jordansturm? Die Anklage lautete auf Teilnahme an einer revolutionären Verschwörung. Jordan wies die Anschuldigung energisch zurück. Er wurde in erster Instanz 1843 zu Kassation und fünfjähriger Festungshaft verurteilt, mußte aber in oberster Instanz 1845 freigesprochen werden. Noch ist aus den Gemütern unseres Volkes der tiefe Eindruck, das Mitleid und die sittliche Entrüstung nicht gewichen, den die schmachvoll lange, absichtlich viele Jahre hindurch hingezogene Untersuchung gegen den überzeugungstreuen, unbescholtenen Rechtslehrer und Volksvertreter bei uns und in ganz Deutschland hervorriefen. Sein Einzug in Cassel war ein Triumphzug.

Jordan ging auch 1848 nach Frankfurt ins Parlament und saß mit Heinrich Henkel und anderen Hessen in der Deutschen Nationalversammlung; der Titel Legationsrat, ferner das Amt als Bevollmächtigter Kurhessens im Bundestag sollte helfen, die ihm zuteil gewordene Mißhandlung in Vergessenheit zu bringen. Aber die Kraft des Mannes war durch die aufreibende Wirkung der Trauerjahre auf dem Marburger Felsen gebrochen. Er starb in Cassel am 15. April 1861 und erlebte also die Wiederherausgabe der 1831er Verfassung nicht, die das Hassenpflugische Regime uns raubte, und die König Wilhelm I. von Preußen uns wiederverschaffte.

Bleibende Werke Jordans sind: „Versuche über allgemeines Staatsrecht." Marburg 1828, und „Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Staatsrechts." Cassel 1831. Vgl. Trinks und Julius, Sylvester Jordans Leben und Leiden. Leipzig 1845. —

In August Friedrich Christian **Vilmar** verehrt das Hessenland einen seiner echtesten und treuesten Söhne und das deutsche Volk den be-

geistertsten und ideenreichsten Dolmetscher seines nationalen Schrifttums; die Gelehrtenwelt zählt ihn zu den unerschrockensten Vorkämpfern der lutherischen Theologie. Solz in Niederhessen ist sein Heimatsort. Dort ward er am 21. November 1800 geboren. In Marburg lag er mit eisernem Fleiße den Studien der Theologie und der klassischen Philologie ob, und mit 23 Jahren versah er bereits die Rektorstelle in Rotenburg, und vier Jahre später trat er in das Lehrerkollegium des Kurfürstlichen Gymnasiums zu Hersfeld ein, dessen Bürgerschaft den erst 31jährigen in die Ständeversammlung wählte. Einen noch bedeutsameren Wendepunkt in seinem arbeitsreichen Leben bildete Vilmars Berufung in das Ministerium des Innern als Hilfsreferent unter Hassenpflug. Denn in diesem Amte begann er den weitreichenden Einfluß auf die Entwicklung der humanistischen Studien auf den hessischen Gymnasien auszuüben, der ihm in der Geschichte derselben einen hervorragenden Platz gesichert hat. Als Direktor des Marburger Gymnasiums von 1833 bis 1850 hatte er die unbestrittene Führerschaft im Kollegium der sechs hessischen Gymnasialdirektoren in seinen Händen. Dementsprechend fiel im zweiten Ministerium Hassenpflug 1850 die Wahl für das wichtige Amt eines vortragenden Rates auf Vilmar, dessen religiöse und politische Ansichten, insonderheit Anschauungen betreffs des monarchischen Prinzips sich mit denen des Diktators deckten. Trotzdem willigte Kurfürst Friedrich Wilhelm zur allgemeinen Verwunderung nicht in die von der Landessynode vorgeschlagene Beförderung Vilmars zum Generalsuperintendenten von Niederhessen. Daß er gewissermaßen als Entschädigung die ordentliche Professur der Theologie in Marburg erhielt, durfte seitens der orthodoxen Partei nur als ein Gewinn für ihre Weltanschauung aufgefaßt werden. Denn Vilmar vertrat nach wie vor den unbedingten Autoritätsglauben nun auch vom akademischen Katheder herab und in zahlreichen theologischen Schriften. Ungleich bedeutender aber ist er als Literaturhistoriker in seiner aus den Marburger Vorlesungen des Winters 1844/45 hervorgegangenen „Geschichte der deutschen Nationalliteratur". Ist doch dieselbe an und für sich ein Dichterwerk, worin er sich ein glänzendes Denkmal für alle Zeiten gesetzt hat; in mehr als 130000 Exemplaren ist es in aller Welt verbreitet (Verlag Elwert, Marburg). Für uns Hessen ist noch von besonderem Interesse und hohem Werte unter seinen germanistischen Schriften das verdienstvolle und anregende „Idiotikon von Kurhessen". Vilmar war als Mensch ein echter Niederhesse von altem Schrot und Korn im edelsten Sinne, und es wird sein Name sich auf die spätesten Geschlechter vererben; als geistvoller und bahnbrechender Gelehrter aber gehört er ganz Deutschland an. —

Der am 9. Januar 1802 in Schmalkalden geborene und am 26. Juni 1873 in Cassel gestorbene Justizrat Heinrich **Henkel** ist einer der unerschrockensten hessischen Volkstribunen in der stürmischen Zeit der Verfassungskämpfe. Psychologisch interessant ist es für seinen Entwicklungsgang als Jurist und Politiker, daß die deutsche Burschenschaft der Universität Marburg im Jahre 1819 den erst 17 Jahre alten jungen Studiosus zu ihrem Sprecher machte. 1825 zum Obergerichtsprokurator ernannt und von den Marburger Zunftmeistern als Vorsitzender erwählt, richtete er an den Landtag zu Cassel die wegen ihrer ungewöhnlich freiheitlichen Sprache großes Aufsehen in ganz Hessen erregende Schrift: „Die Stadt Marburg an den Landtag in Cassel". Darin forderte er schon damals allgemeine Dienstpflicht im Heere, aktives und passives Wahlrecht, Ministerverantwortlichkeit und Beeidigung der Staatsdiener auf die noch zu gebende Landesverfassung. Diese kühne Kundgebung des furchtlosen jungen Rechtsgelehrten gab den Anstoß zu seiner ersten Wahl in den Landtag 1833. Alsdann an das Obergericht nach Cassel gerufen, erwarb er sich eine ausgedehnte Praxis und machte sich durch die Herausgabe einer Sammlung bemerkenswerter Rechtsfälle verdient. Gleichzeitig trat er wieder vor die Öffentlichkeit in dem denkwürdigen Kampfe gegen die orthodox-hierarchische Partei unter Bickell, die auf bedingungslosen buchstäblichen Glaubenszwang und Verpflichtung der Geistlichen auf die symbolischen Bücher bestand. In rascher Folge erschienen nun Henkels vier polemische Schriften: „Einige Worte wider die Feinde der Vernunft und Glaubensfreiheit"; „Die neue und die alte Kirche oder der Phönix und die Asche"; „Erste protestantische Versammlung wider die Feinde des Lichtes"; „Deutsche Worte an das deutsche Volk zur Erhaltung und Beförderung des vernünftigen Glaubens und der Glaubensfreiheit." Als der „Völkerfrühling" des Jahres 1848 auch im Hessengau seinen Einzug hielt, überreichte Henkel dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm an der Spitze einer Deputation im Palais am Friedrichsplatz die von ihm verfaßte Beschwerdeschrift, die „Centum gravamina nationis hassiacae". Und bald darauf ging er als Deputierter zweier Wahlbezirke ins Reichsparlament nach Frankfurt, wo er eifrig für Preußens Führerschaft mitwirkte, und dann auch, obwohl schweren Herzens, nach dem Erfurter „Volkshause". Im Verfassungskampfe während der Hassenpflugschen Reaktion gehörte auch H e n k e l zu den unerschrockenen Verteidigern des Rechtes, die von dem in Cassel eingesetzten bayrischen Kriegsgericht zu langer und grausamer Festungshaft auf dem Spangenberg verurteilt wurden. Mit Jubel begrüßte er die neue Ordnung der Dinge, die Auferstehung des Reiches nach dem großen Kriege 1870/71 und verlieh seiner Begeisterung schwungvollen Ausdruck in seinem Schwanengesang

„Rückblick auf das Jahr 1813". Sein ausführliches Lebensbild ist dargestellt von Wippermann in der „Allgemeinen deutschen Biographie", sowie auch von Professor Adam Pfaff in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und von unserm Casseler Landsmann Lewalter, Cassel 1873.

Da der uns weiter zu Gebote stehende geringe Raum eine nur annähernd ausführliche Darstellung der Lebensarbeit aller hessischen Männer gänzlich ausschließt, diese Darstellung aber auch durchaus nicht den Zweck verfolgt, die gesamte Wirksamkeit namhafter Hessen hervorzuheben und in der rechten Weise zu würdigen, sondern nur dartun will, eine wie große Zahl tapferer Geisteshelden aus dem Hessenlande hervorgegangen ist, so möge man das weitere Verzeichnis hessischer Denker und Forscher, deren Wirksamkeit keineswegs etwa geringer geschätzt werden soll, als diejenige mancher der bereits genannten Männer, in Beziehung auf seine Vollständigkeit mit Milde und Nachsicht beurteilen. Die Zahl tüchtiger Männer ließe sich gewiß leicht noch verdoppeln. Auch von der Namhaftmachung der vielen noch lebenden fleißig schaffenden Männer mußte Abstand genommen werden.

Alberus, Erasmus aus Sprendlingen, geb. um 1500, protestantischer Pfarrer, Fabeldichter und Satiriker.

Bernhardi, geb. 1799, Oberbibliothekar, hessischer Geschichtsforscher.

Bickell, Joh. Wilh., geb. 1799 zu Marburg, namhafter Jurist und Kirchenhistoriker.

Brosamer, Hans, geb. zwischen 1480 u. 1490, wahrscheinlich in Fulda, bedeutender Kupferstecher und Maler.

Cäsar, Carl Julius, geb. 1816 in Cassel, Professor der klassischen Philologie in Marburg.

Creuzer, Georg Friedrich, geb. 1771 zu Marburg, Philosoph und klassischer Philolog an der Universität Heidelberg. Sein Hauptwerk: „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen".

Cruciger, Georg, eifriger reformierter Theologe der Universität, am 24. März 1624 bei der Okkupation Marburgs durch Ludwig V. ausgewiesen.

Dieffenbach, Ludwig Adam, geb. 1772 zu Diezenbach bei Hanau, namhafter Theolog.

Dingelstedt, Franz, geb. 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, der bekannte Lyriker, Novellist und Dramaturg.

Düry, Simon Ludwig, geb. 1726 in Cassel, Oberbaudirektor. Er baute unter anderem das Museum Fridericianum.

Ebert, geb. 1815 in Mansbach bei Fulda, Theolog, Herausgeber der „Evangelischen Blätter“.

Estor, Joh. Georg, geb. 1699 zu Schweinsberg, bedeutender Staatsrechtslehrer an der Universität Marburg.

Fick, Adolf Eugen, geb. 1829 zu Cassel, bekannter Physiolog.

Fick, Alexander Heinrich Friedrich, geb. 1822 zu Cassel, Jurist, unternahm große wissenschaftliche Reisen.

Gerstenberger, Wigand, geb. in Frankenberg, zuverlässiger Chronist für hessisch-thüringische Geschichte.

Goddäus, Nicolaus Wilhelm, 24 Jahre lang Kanzler des Landgrafen Karl, einer der geistvollsten und edelsten Söhne des Hessenlandes.

Grimmelshausen, von, Nikolaus Christoph, geb. 1625 in Gelnhausen, der weltbekannte Verfasser des Romans „Simplicissimus“.

Henschel, Carl Anton, geb. 1780 zu Cassel, Oberbergrat, Gründer der Henschelschen Maschinenfabrik zu Cassel.

Henschel, Johann Werner, geb. 1782 zu Cassel, berühmter Bildhauer. Bonifatiusdenkmal in Fulda.

Henfinger, Karl Friedrich, geb. 1792 in Farnroda, bedeutender Mediziner und medizinischer Schriftsteller.

Hupfeld, Hermann, geb. 1796 zu Marburg, einer der bedeutendsten theologischen Gelehrten der protestantischen Welt.

Jussow, Heinrich Christoph, geb. in Cassel 1754, Oberbaudirektor, bedeutender Architekt.

Kalckhoff, Heinrich Otto, geb. 1698 in Ziegenhain, Kanzler Wilhelms VIII., geistiger Urheber einer mehr humanen peinlichen Gerichtsordnung, 1748.

Kaupert, Gustav, geb. 1819 in Cassel, Bildhauer.

Kaupert, berühmter Kartenzeichner.

Kleinschmidt, Johann, von 1570 bis 1587 Kanzler des Landgrafen Georg I., des jüngsten Sohnes Philipps des Großmütigen.

Koch, Ernst, geb. 1808 in Singlis, trefflicher Lyriker und Novellist. Dichter des „Prinz Rosa-Stramin“.

König, Heinrich Joseph, geb. 1791 zu Fulda, einer der fruchtbarsten Schriftsteller und Kritiker des Hessenlandes.

Kraushaar, Otto, geb. 1812 in Cassel, Komponist und Musikkritiker.

Kuchenbecker, Joh. Philipp, geb. 1703 in Cassel, Regierungsarchivar, Herausgeber der „Analecta Hassiaca“.

Kulenkamp, E. Johann, geb. 1777 in Witzenhausen, Jurist.

Landau, Joh. Georg, geb. in Cassel 1807, Archivrat und Verfasser des trefflichen Werkes: „Die hessischen Ritterburgen.“

Langenstein, Heinrich **von,** geb. 1325 zu Langenstein bei Marburg, Mathematiker, Astronom, Theolog und Jurist.

Lauze, Wigand, geb. um 1500 in Homberg, Verfasser einer Chronik von den Patriarchen bis zum Jahre 1561, also bis Philipp den Großmütigen.

Malsburg, von der, geb. 1786 in Hanau, Dichter, Übersetzer spanischer Dichtungen.

Mel, Konrad, geb. 1666 in Gudensberg, Professor in Königsberg, dann Rektor des Hersfelder Gymnasiums, einer der vielseitigsten Gelehrten der Zeit, sowohl Naturforscher wie Humanist.

Möhl, Heinrich, gestorben 14. Oktober 1903, Naturforscher, namentlich Meteorolog und Kartograph.

Münscher, geb. 1806, gest. 1893, Gymnasialdirektor in Marburg, Verfasser der „Geschichte von Hessen“.

Murhard, Joh. Karl Adam, geb. 1781 in Cassel, Jurist und Archivar. Er stiftete mit seinem Bruder die Murhardsche Bibliothek in Cassel.

Murhard, geb. 1779 in Cassel, Mathematiker und Schriftsteller, unternahm sehr ausgedehnte wissenschaftliche Reisen.

Nebelthau, Jakob, geb. 1806, Obergerichtsprokurator, Oberbürgermeister und Landtagspräsident in Cassel.

Pfeiffer, Chr. Hermann, geb. 1784 zu Marburg, nahmhafter Jurist.

Pfeiffer, Burkhard Wilhelm, geb. in Cassel 1791, bedeutender Jurist, 1831 Präsident der Ständeversammlung.

Pfister, geb. 1800 in Cassel, bedeutender Militärschriftsteller.

Piderit, Phil. Jakob, geb. 1753, nahmhafter Mediziner, Kurfürstl. Leibarzt.

Piderit, geb. 1815, Gymnasialdirektor in Hanau, Verfasser bedeutender klassisch-philologischer Schriften.

Rommel, von, Christoph Dietrich, geb. 1781 in Cassel, Direktor des Staatsarchivs und der Landesbibliothek, auch Professor der Beredsamkeit in Marburg und Verfasser des zehnbändigen Werkes: „Geschichte von Hessen“.

Rubino, Karl Friedrich, geb. 1799 in Fritzlar, Professor der Geschichte zu Marburg.

Ruhl, Joh. Christian, geb. 1764 in Cassel, bekannter Bildhauer.

Scheffer, Reinhard, geb. 1529 zu Homberg, hervorragender Jurist, des Landgrafen Wilhelm IV. Kanzler.

Scheffer, Reinhard, dessen Sohn, geb. 1561, Kanzler des Landgrafen Moritz.

Scheffer, Reinhard, der Enkel, geb. 1590, Regierungspräsident zu Marburg.

Scheffer, Wilhelm, genannt Dillich, zwischen 1570 und 1580 in Wabern geboren, gab 1605 eine Beschreibung des Hessenlandes und die Geschichte der Hessen heraus; desgl. Urbs et Academia Marpurgensis.

Schomburg, Carl, um das Wohl der Gemeinde Cassel hochverdienter Oberbürgermeister.

Schupp, Johann Balthasar, geb. 1610 in Gießen, Theolog, Diplomat und einer der geistvollsten Satiriker des 17. Jahrhunderts.

Schwarzenberg, Ludwig, geb. 1787 in Cassel, kämpfte in den Freiheitskämpfen in Spanien, später Regierungsprokurator, Landtagspräsident und im Verfassungskampfe Leidensgenosse der verurteilten Verfassungstreuen.

Strieder, Friedr. Wilhelm, geb. 1739 in Rinteln, Archivar und Bibliothekar. Verfasser des verdienstvollen Werkes: „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Von der Reformation bis 1806".

Schmincke, Christoph Friedrich, geb. 1724 in Cassel, Herausgeber der „Monumenta Hassiaca".

Schubart, Joh. Heinr. Christian, geb. 1800 in Marburg, tüchtiger klassischer Philologe, Erster Bibliothekar der Landesbibliothek in Cassel.

Suabedissen, David Theod. August, geb. 1773 in Melsungen, Philosoph und Pädagog, Direktor des Kurfürstl. Lyceums zu Cassel.

Sylburg, Friedrich, geb, 1536 in Wetter, humanistischer Professor an der Universität Marburg.

Tischbein, Joh. Heinrich Wilhelm, geb. 1751 in Haina, angesehener Historien- und Porträtmaler, in Italien mit Goethe befreundet. Außer ihm haben sich noch mehrere Maler aus der hessischen Künstlerfamilie einen Namen gemacht.

Vangerow, von, Karl Adolf, geb. 1808 zu Schiffelbach bei Marburg, weltberühmter Pandektist. „Lehrbuch der Pandekten", bei Elwert in Marburg.

Vultejus, Hermann, geb. 1555 zu Wetter, als bedeutender Rechtslehrer und Richter vom Kaiser in den Adelsstand erhoben.

Wenck, Helfrich Bernhard, geb. 1739 zu Idstein, für Hessen eigentlicher Begründer der wissenschaftlichen Methode durch seine im Jahre 1783 erschienene „Hessische Landesgeschichte".

Winkelmann, Johann Justus, geb. 1620 in Gießen, gab eine Beschreibung der Fürstentümer Hessen und Hersfeld heraus.

Wippermann, Carl Wilhelm, geb. 1800 in Rinteln, Jurist und Verwaltungsbeamter.

Wöhler, Friedrich, geb. 1800 in Eschersheim, namhafter Chemiker, Mitarbeiter Liebigs.

Zum Schluß darf wohl daran erinnert werden, daß auch der Dichter des „Faust", sowie Emanuel Geibel, als Söhne hessischer Eltern der chattischen Erde angehören.

Notenanhang

zur

Hessischen Landes- und Volkskunde.

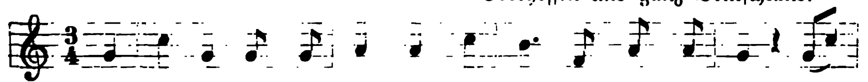
Band II. Volkskunde.

Einige hessische Volkslieder u. a.

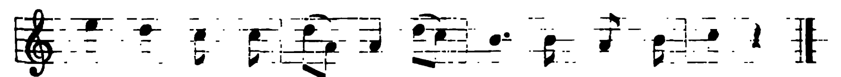
Bearbeitet von Kantor **Becker** in Cappel bei Marburg.

Andreas Förster aus Saargemünd.

Oberhessen und ganz Deutschland.



1. Bei Se-dan auf den Hö-hen, da stand nach blut'-ger Schlacht in



spä-ter A-bend-stun-de ein Sach-se auf der Wacht.

2. Die Wolken zieh'n nach Osten,
die Dörfer steh'n in Brand,
sie beleuchten Tal und Fluren,
den dunkelgrünen Wald.

3. Was wimmert dort im Busche
und klagt dort seine Not?
Ach, Gott, es brennt die Wunde,
gib mir ein'n sanften Tod.

4. Der Sachse schleicht sich näher,
er erkennt die Totenschar,
die noch gestern um die Stunde
so frisch und munter war.

5. Gib mir Wasser, deutscher Kamerad,
die Kugel traf so gut.
Dort an jenem Wiesenrande,
da floß zuerst mein Blut.

6. Ich hab' noch Weib und Kinder
zu Haus am trauten Herd,
sie harren auf ihren Vater,
der niemals wiederkehrt.

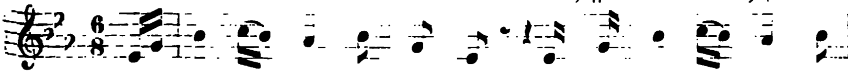
7. Gewähr mir eine Bitte,
grüß mir mein Weib und Kind.
Ich heiß Andreas Förster
und bin aus Saargemünd.

8. Des Morgens in der Frühe
grub ihm der Sachs' ein Grab,
er senkte Wiesenblumen
und grüne Zweig' ins Grab.

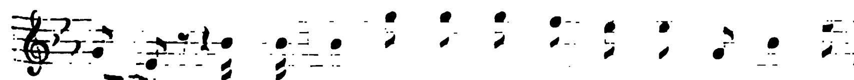
9. Ein Kreuzlein aus zwei Zweigen,
darauf geschrieben stand:
„Hier ruht Andreas Förster
geboren aus Saargemünd."

Ein Blaubartlied.

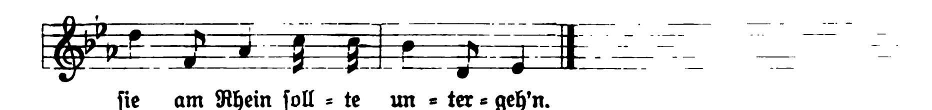
Oberhessen und Niederhessen.



1. Chri-stin-chen ging im Gar-ten, ih-ren Bräut'gam zu er-



war-ten; denn sie hat am Him-mel ein Zei-chen ge-seh'n, daß



2. Da ging sie zu dem Bruder:
Ach, herzallerliebster Bruder, könnte dies,
könnte das nicht möglich sein,
daß ich noch ein Jahr könnte bei euch sein?
3. Ach nein, das kann nicht gehen,
die Heirat muß geschehen,
denn du mußt fahren über den Rhein,
mußt suchen den Herzallerliebsten dein.
4. Da ging sie zu dem Vater:
Ach, herzallerliebster Vater,
könnte dies, könnte das 2c.
5. Ach nein, das kann nicht gehen,
die Heirat muß geschehen,
denn du mußt 2c.
6. Da ging sie zu der Mutter:
Ach, herzallerliebste Mutter,
könnte dies 2c.
7. Ach nein, das kann nicht gehen 2c.
8. Da ging sie auf den Boden,
eine Schwalbe kam geflogen:
Schwalbe, du fliegst hin, wo Freude ist,
ich aber muß hin, wo Elend ist.
9. Christinchen ging in die Kammer
beweinte ihren Jammer,
beweinte ihr groß Herzeleid
und zog sich an ihr Trauerkleid.

10. Da kam der Bräutigam gefahren
mit vierundzwanzig Wagen.
Der erste war mit Gold beschlagen,
darinnen sollte Christinchen fahren.

11. Was zog er aus der Taschen?
Ein Tuch, schneeweiß gewaschen,
ein Messer, das war so rot wie Blut,
damit stach er Christinchen tot.

12. Und als sie kamen auf die Brücke,
zerbrach das Brett in der Mitte,
Christinchen fiel in den Rhein hinein,
die Hochzeit mußte gar traurig sein.

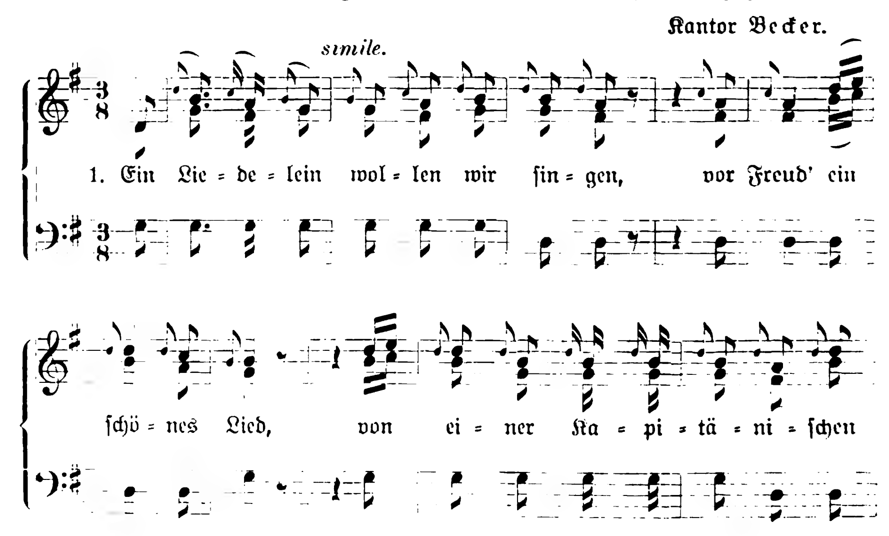
13. Die Mutter stand von ferne
und sah Christinchen schwimmen:
Ach, hätt' ich doch ein seidenes Band,
ich knüpfte es Christinchen an seine Hand.

14. Der Bräutigam stand von ferne
und sah Christinchen schwimmen:
Die erste Braut ist geschwommen im Rhein,
sollte dies wohl jetzt die letzte sein?

15. Er sah einen Engel schweben,
Christinchen stand daneben:
Das ist fürwahr die siebente
und auch fürwahr die letzte Eh'.

Nach dem mehrstimmigen Gesang in Oberhessen aufgezeichnet.

Kantor Becker.





2. Ein Körbelein trug sie am Arme,
ein'n Strauß wohl in der Hand,
und so ging sie so lange spazieren,
bis sie das Lager wohl fand.

3. Und als sie vor das Lager,
wohl vor das Lager kam,
da kam der Kapitänische Vater
und schaute das Mädchen wohl an.

4. Ach, Vater, lieber Vater,
ich wollt', ich wär' ein Mann!
Wär' ich als ein Knabe geboren,
frei lustig durchzög' ich das Feld.

5. Im Felde da ist es gut wohnen,
im Feld da ist's gut sein,
da hört man die Trommeln wohl schlagen,
fürs Vaterland bin ich bereit!

Oberhessen.



2. Als sie mich sah, da wollt' sie fliehen,
aber trostlos war all' ihr Bemühen,
ich faßte sie am Arm und sprach:
Mein Liebchen, willst du mich verlassen,
willst du lieben mich oder hassen?
Die Antwort war ein leises „Ja".

3. Wir setzten uns ins Grüne nieder,
ich küßte sie und sie mich wieder,
wir kannten uns vor Liebe kaum;
doch da verschwand sie unter Küssen,
wollt ihr es denn noch besser wissen:
Ich wachte auf, es war ein Traum.

Bei Spangenberg.



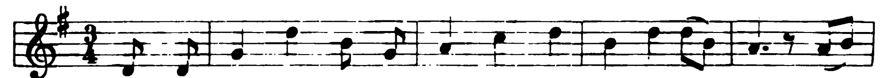


2. Die Mutter stand wohl in der Kammer,
schlug die Hände über'm Kopf zusammen:
Wir haben nur dies einzig Töchterlein,
bald wird sie gar des Todes sein.

3. Durch das Wasser bin ich gegangen,
sieh, das Mühlrad hat mich gefangen,
ihr sollt mit mir zu Grabe geh'n,
wie's tut einer Braut gar wohl ansteh'n.

4. Droben in des Himmels Garten
wird mein Bräutigam mich erwarten,
droben bei Gott in der Ewigkeit,
da steht mein Brautbett schon bereit.

Bei Ober- und Niederaula.





2. Das Hirschlein ist geschossen,
hat das Zünglein raus gestreckt;
da kamen drei, vier Jäger,
haben nichts im Wald erschreckt.

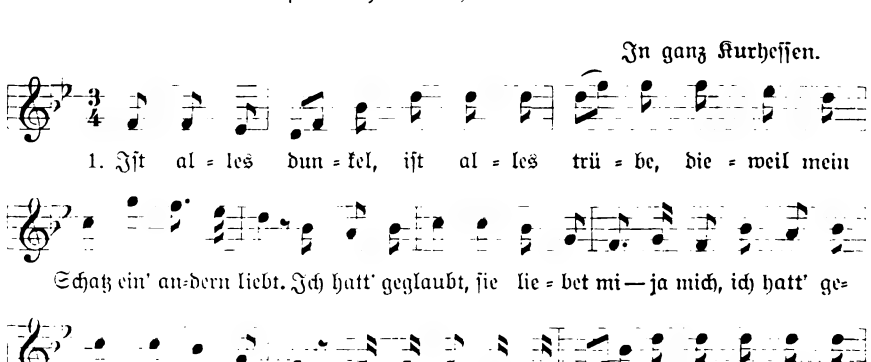
3. O, du wunderschöner Jäger,
was machst du allhier?
Deine wunderschöne Büchse,
die nehmen wir dir.

4. Meine wunderschöne Büchse,
die geb' ich euch's nicht;
jetzund tu' ich's, jetzund mach' ich's,
wie's mein Vater hat gemacht.

5. Jetzund tu' ich's, jetzund mach' ich's,
wie's mein Vater hat gemacht;
denn nach ein, zwei, drei, vier Jägern
hat er gar nichts gefragt.

6. Jetzund nehm' ich's meine Feder
und steck' sie auf den Hut
und den Jäger will ich sehen,
der sie mir herunter holt.

In ganz Kurhessen.





2. Was hülfet mich, ja mich ein ſchönes Gärtchen,
wenn andre d'rin ſpazieren geh'n
und pflücken mir die Röslein ab,
woran ich meine Freude hab';
woran ich meine, woran ich meine ꝛc.

3. Was hülfet mich ein ſchönes Mädchen,
wenn andre mit ſpazieren geh'n
und küſſen ihr die Schönheit ab,
woran ich meine Freude hab';
woran ich meine, woran ich meine ꝛc.

4. Kirſch und Kümmel hab' ich getrunken,
ſoviel als ich nur trinken mag;
und wenn ich keinen Schnaps mehr trinke,
ſo legt man mich ins kühle Grab,
woran ich keine (auch: meine) Freude hab' ꝛc.


Vom Vogelsberg.



2. Wenn wir unſre grauen Mäntel
um ein deutſches Mädchen hängen,
ſo empfind't ſie keinen Schmerz — ja Schmerz,
redlich iſt das ganze deutſche Herz.

3. Wenn Granaten und Haubitzen
und Kanonen um uns blitzen,
ei ſo zieh'n wir mutig ins Gefecht,
denn wir Deutſche, Deutſche haben recht.

4. Deutſchland darf nicht unterliegen,
über Frankreich muß es ſiegen;
Deutſchland muß nur einig ſein, ja ſein,
ſonſt iſt Frankreich, Frankreich bald am Rhein.

5. Deutſchland hat die größte Macht,
Schwarz=Rot=Gold iſt ſeine Pracht,
ja bis auf den letzten Tropfen Blut — ja Blut,
denn wir Deutſche, Deutſche haben Mut.

Oberheſſen, Hinterland.



2. Eilt mit freiem frohem Sinn
nach des Liebchens Wohnhaus hin,
ſchaut zum Fenſter ſtumm hinein,
wo die holde Braut mag ſein.

3. Als er ſie im Zimmer nicht ſieht,
ward's ihm bang' um ſein Gemüt,
fragt die Bäume in dem Wald
nach Feinsliebchens Aufenthalt.

4. Bittet all' die Blümlein schön,
daß sie mit ihm suchen geh'n,
sucht mit ihn' auf Flur und Au'n,
doch kein Liebchen war zu schau'n.

5. Es wird Nacht, der Mond, der scheint
dringend in den Friedhof ein,
da sah er beim Sternenglanz
einen frischen Rosenkranz.

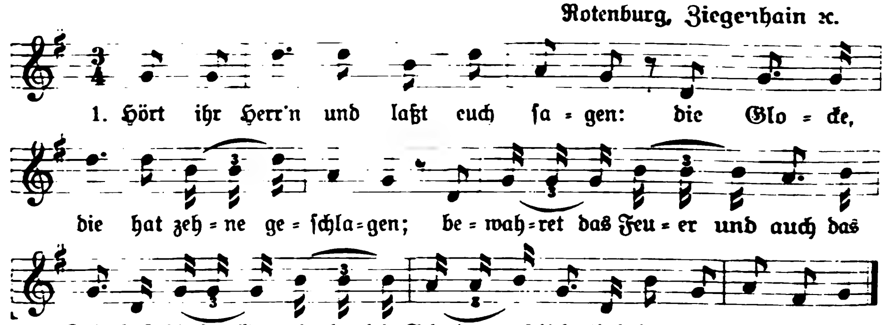
6. Zwischen Ros' und Rosmarin
stand des Liebchens Nam' geschrieb'n,
jetzt erst ward's dem Jüngling klar,
wo die Braut zu finden war.

7. Traurig blickt er auf das Grab,
rollen leise Tränen ab,
nun kann ich dich nicht mehr seh'n,
muß jetzt einsam von dir geh'n.

8. Nun zur Ruh' die Sonne sinkt
und zur Ruh' das Glöcklein klingt,
ausgelitten hast nun du,
schlafe still in süßer Ruh'.

Nachtwächterlied.

Rotenburg, Ziegenhain rc.



Seit die Nachtwächter-Pfeife im Gebrauch ist, werden die schönen Nachtwächterlieder und Mahnungen nicht mehr gesungen.

Aus Gieselwerder, Wächterruf um 10 Uhr abends.



Das Lied vom Murmeltier.



1) Mitgeteilt von F. Huffschmidt, Kantor in Zierenberg.


Da capo al Fine.
3. Russine.
f
Fine.
Da capo al Fine.
4. Kegelquadrille.
f
p
f
Fine.
f
acceler.
Tempo di valse.
D. C. al Fine.

„Hessische Kunst."

Unter diesem Titel beabsichtigen wir eine Anzahl von Bildern auszugeben, die auf unsere engere Heimat nähere Beziehung haben, also sowohl

Bilder hessischer Künstler,

wie

Bilder aus dem hessischen Land und Volk.

Wir bringen zunächst 4 Bilder von W. Thielmann, die z. T. auch in diesem Werk verkleinert wiedergegeben sind, in Lichtdruck-Reproduktionen, die den Charakter der Original-Bleistiftzeichnungen vortrefflich wiedergeben.

1. **Vor dem Kirchgang,** 21×29,5 cm, Kartongröße 36,5×45 cm. Preis ℳ 2.—; gerahmt ℳ 4.— und ℳ 5.—.
2. **Schmückung der Braut,** 21×29,5 cm, Kartongr. 36,5×45 cm. Preis ℳ 2.—; gerahmt ℳ 4.— und ℳ 5.—.
3. **Sonntag-Nachmittag,** 28,5×20,5 cm, Kartongr. 45×36 cm. Preis ℳ 2.—; gerahmt ℳ 4.— und ℳ 5.—.
4. **Beglückwünschung des Brautpaares,** 28,5×34,5 cm, Kartongröße 43×52 cm. Preis 3.—; gerahmt ℳ 6.— bis ℳ 8.—.

Ferner geben wir separat aus:

5. **Abendmahl in einer hessischen Dorfkirche** von Professor Carl Bantzer.

Vierfarbendruck nach dem Original-Gemälde in der National-Galerie 32×24 cm. ℳ 1.50; gerahmt in einer Imitation des Original-Rahmens (Gold) ca. ℳ 4.—.

In Aussicht genommen sind weitere Reproduktionen beliebter hessischer Bilder. Wir bitten, unseren Plan durch reges Interesse mit fördern zu helfen.

Jedes der Bilder eignet sich vorzüglich zu

Zimmerschmuck

und wird von Jedem, der zu Hessen Beziehungen hat, freudig begrüßt werden.

N. G. Elwert'sche Universitäts-Buch- und Kunsthandlung in Ma

4. Bittet all' die Blümlein schön,
daß sie mit ihm suchen geh'n,
sucht mit ihn' auf Flur und Au'n,
doch kein Liebchen war zu schau'n.

5. Es wird Nacht, der Mond, der scheint
dringend in den Friedhof ein,
da sah er beim Sternenglanz
einen frischen Rosenkranz.

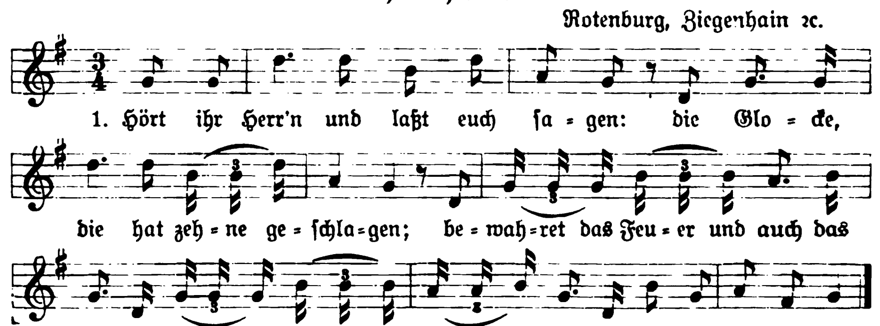
6. Zwischen Ros' und Rosmarin
stand des Liebchens Nam' geschrieb'n,
jetzt erst ward's dem Jüngling klar,
wo die Braut zu finden war.

7. Traurig blickt er auf das Grab,
rollen leise Tränen ab,
nun kann ich dich nicht mehr seh'n,
muß jetzt einsam von dir geh'n.

8. Nun zur Ruh' die Sonne sinkt
und zur Ruh' das Glöcklein klingt,
ausgelitten hast nun du,
schlafe still in süßer Ruh'.

Nachtwächterlied.

Rotenburg, Ziegenhain ꝛc.



Seit die Nachtwächter-Pfeife im Gebrauch ist, werden die schönen Nachtwächterlieder und Mahnungen nicht mehr gesungen.

Aus Gieselwerder, Wächterruf um 10 Uhr abends.



Das Lied vom Murmeltier.



1) Mitgeteilt von F. Huffschmidt, Kantor in Zierenberg.

Böckel, Otto, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Gesammelt und mit kulturhistorisch-ethnographischer Einleitung herausgegeben. gr. 8. M. 4-

Bücking, Otto, Allerlä Erlebtes on Geheertes. Marburger Geschichten und Anekdoten. 2. Auflage. M. —.50.

Glagau, Hans, Anna von Hessen, die Mutter Philipps des Großmütigen (1485—1525). Eine Vorkämpferin landesherrlicher Macht. M. [illegible] gebunden M. 4.60.

Heßler, Carl, Heimatskunde der Provinz Hessen-Nassau. Kartonniert M. —

Historien-Büchlein, Hessisches. 3. vermehrte Auflage. M. —.90, elegant kartonniert M. 1.20.

Kolbe, Wilhelm, Hessische Volkssitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit. 2. sehr vermehrte Auflage. gr. 8. M. 1.80.

Pfister, Hermann v., Mundartliche und stammheitliche Nachträge zu A. F. C. Vilmars Idiotikon von Hessen. Mit 1 Karte. gr. 8. M. 5—

— Idiotikon von Hessen durch Vilmar und Pfister. Erstes Ergänzungsheft. gr. 8. M. 1.20.

— — Zweites Ergänzungsheft. gr. 8. M. 1.20.

— Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau. Als Beitrag zu vaterländischem Volkstume bearbeitet und herausgegeben. [illegible] M. 1.50, kartonniert M. 2.—.

Preser, Carl, Der Soldatenhandel in Hessen. Versuch einer Abrechnung. M. 1.—.

Saul, Daniel, Ein Beitrag zum hessischen Idiotikon. M. —.50.

Schneider, Emil, 66 hessische Sagen. M. —.50, elegant kartonniert M. —.[illegible]

Stengel, Edmund, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Aktenstücken als Festschrift zum hundertsten Geburtstag Wilhelm Grimms den 24. Februar 1886 zusammengestellt und erläutert. 2 Bände. M. 4.—, gebunden M. 6.—.

Vilmar, A. F. C., Idiotikon von Kurhessen. Neue billige Ausgabe. gr. 8. M. 2.40.

Fortsetzung siehe unter Pfister.

— Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. 3. vermehrte Auflage. M. 2.40, gebunden M. 3.20.

Wappentafel der zur althessischen Ritterschaft gehörigen Geschlechter, die sich gegenwärtig bezüglich des Stiftes Kaufungen in voller Rechtsausübung befinden. Zusammengestellt von **Rudolf von Buttlar-Elberberg.** Format: 100:75 cm. M. 2.50.

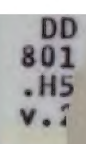
Wintzer, E., Dénis Papins Erlebnisse in Marburg 1688—1695. Mit Benutzung neuer Quellen bearbeitet. gr. 8. M. 1.50.

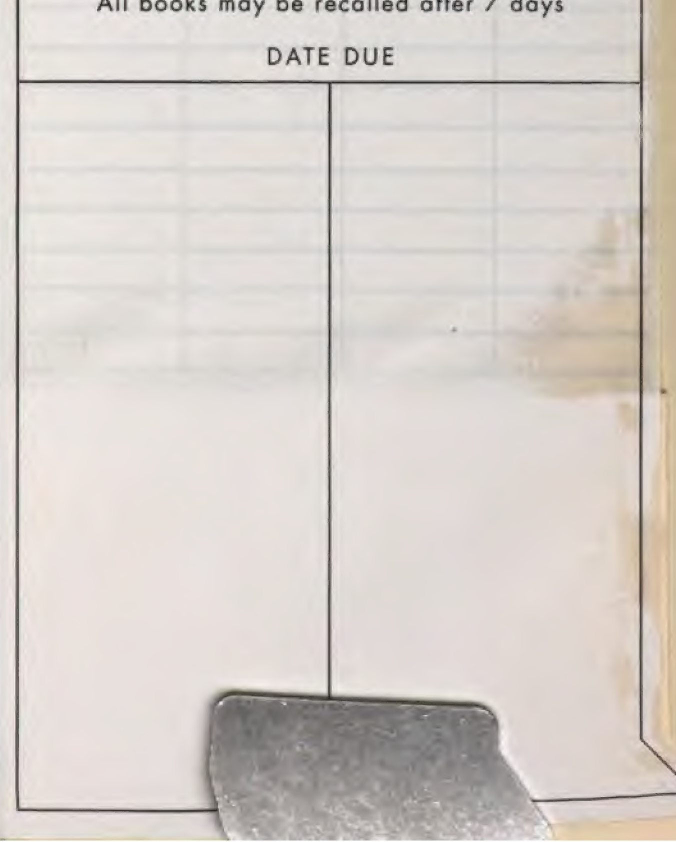
Druck von August Pries in Leipzig.


Schul=Handkarte
der Königl. preuß. Provinz
HESSEN-NASSAU
und des Fürstentums Waldeck
bearbeitet von Carl Hessler.
Kartographische Verlagsanstalt v. Georg Lang in Leipzig.
8°
51°
Pr.S.
Pr.H.
Hardegsen
Göttingen
Witzenhausen
Eschwege
Eichsfeld
Mühlhausen
Treffurt
Sontra
Eisenach






DD
801
.H5
v.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE

